DENKWÜRDIGKEITEN UND VERMISCHTE SCHRIFTEN: VERMISCHTE SCHRIFTEN ; 2

Karl August Varnhagen von Ense

Digitized by Google

Opp. 653 - t - 5

Digitized by Google

<36602734920012

<36602734920012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Opp. 653 - A - 5

Digitized by Google

<36602734920012

<36602734920012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

№ 520

Digitized by Google

№ 520

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten

und

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.

Fünfter Band:

Vermischte Schriften.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1843.

Digitized by Google

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

Digitized by Google

Ott. 653 b

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

97 Bc

Digitized by Google

Inhalt.

Biographisches.

(Fortsetzung.)

	Seite
Friedrich von Gentz	1
Scholz	38
Wilhelm Nolte	47
Ludwig Robert	54
Friederike Robert, geborne Braun	70
Christian Günther Graf zu Bernstorff	76
Schleiermacher und Friedrich Schlegel	108
Wilhelm von Humboldt	118
Wilhelm Neumann	159
Was man an Freunden erlebt!	170
Alexander von Humboldt in Göttingen 1837	173
Zum Gedächtnisse Adelberts von Chamisso	177
Zur Karakteristik K. E. Schubarth's	182
Karl von Nostitz	198
Franz von Baader	207

Kritiken.

Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn vom Stein	215
Carnot, mémoire adressé au Roi en Juillet. 1814.	231
Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France	244

Seite

Die Uebergabe der Addreſſe der Stadt Koblenz an Se. Majeſtät den König am 12. Januar 1818 . . . 253
Kritiſche Tagesworte. 1820 272
Als von Scharnhorſt's und von Bülow's Bildſäulen errichtet wurden. Ode. 279
Pierre Schlémihl. Paris, 1822 287
Eckermann, J. P., Beiträge zur Poeſie. 1824 . . 291
Amalie v. Helwig, Helene von Tournon. 1824 . . 293
Immermann 296
Das Leben der Frau von La Mothe-Guyon 309
Das Mädchen von Andros; eine Komödie des Terentius, überſetzt. 1826 313
Magnus Gottfried Lichtwer's Schriften. 1828 . . . 317
Rußland in der neueſten Zeit. Eine Skizze von Pabel. 1830 320
Nachträge zu den Reiſebildern von H. Heine. 1831 . 324
Briefe aus Paris, von Friedrich von Raumer. 1831 328
Wanderung durch Vaterhaus, Kriegeslager und Akademie zur Kirche. 1832 333
Notice sur Goethe. Genève, 1832 336
Ueber Goethe's Fauſt, von Dr. K. E. Schubarth. 1833 340
Memoiren eines deutſchen Staatsmannes aus den Jahren 1788 — 1816. 1833 344
Memoiren eines preußiſchen Offiziers; herausgegeben von Herloßſohn. 1833 348
Biographiſche Nachrichten von der Gräfin Aurora von Königsmark. Von Cramer. 1833 351
Zwei Jahre in Petersburg. Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. 1833 354
Erzählungen, Skizzen und Gedichte von L. Rellſtab. 3 Theile. 1833 358
Die Xenien aus Schiller's Muſenalmanach f. d. Jahr 1797. 1833 362
Abendſtunden, herausgeg. von Dr. Fr. Theremin. 1833 365
Aus meinem Leben. Von Goethe. 4. Theil. 1833 . 371
Goethe's Fauſt. Andeutungen von Dr. F. Deycks. 1834 389
Friedrichs II. Anti-Machiavel. 1834 395
Anti-Machiavel. Avec une introduction etc. 1834 . —
Gansauge, Veranlaſſung und Geſchichte des Krieges in der Mark Brandenburg i. J. 1675. 1834 . . . 401
Custine, Marq. *de*, le monde comme il est. 1835 . 407
Wilken, Fr., die drei Perioden der kön. pr. Akademie der Wiſſenſchaften. 1835 417

Seite

Koch, A., Erinnerungen an Winckelmann. 1835 . . 423
Keßler, G. W., Leben des kön. pr. Geh. Raths Ernst Ludwig Heim. 1835 425
Lelly, Chev. de, Kavalier-Perspektive. 1836 . . . 431
Briefwechsel zwischen Goethe und Schultz. 1836 . . . 433
Dorow, Dr. W., Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen. 1836 440
Alison, Arch., History of Europe during the French-Revolution 1789—1815. 1836 445
Erinnerungen eines Greises. 1835—1837 476
Leibnitz 501
Leibnitz's Dissertation de principio individui; herausg. von Guhrauer. 1837 506
Friedrich der Große als Schriftsteller, von Preuß. 1837 510
Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Von Weiße. 1837 514
Spontini's neueste musikalische Komposition. 1837 . 518
Karl August Böttiger. Eine biographische Skizze von Böttiger. 1837 523
Klotilde von Surville. 1837 527
Fürst von Pückler-Muskau. 1837 534
Reisenovellen von H. Laube. 1—6. Bd. 1837 . . 538
Berchet, Vecchie Romanze spagnuole. 1837 . . . 544
Reliquien von Justus Möser; herausgegeben von Abeken. 1837 552
The Bride of Messina. From the German of Schiller by *G. Irvine*. 1837 556
Chateaubriand, le congrès de Verona. 1838 . . . 562
Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr. 1838 565
Werke von Alex. Puschkin. Band 1—3. 1838 . 592
Briefe an und von J. H. Merck, herausgegeben von Wagner. 1838 636
Lebenserinnerungen von E. Münch. 1838 645
Europa und der Orient. Von Friedr. Ludw. Lindner. 1839 647
Die Geschichte der See- und Kolonialmacht des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Von P. F. Stuhr. 1839 657
Versuch einer geschichtlichen Karakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, von Talvj. 1840 . . . 661
Friedrich der Große und seine Widersacher. Von K. F. Köppen. 1840 673

Seite

Denkwürdigkeiten aus den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts; herausgegeben durch Fr. Hurter. 1840 677

Der Renommiſt. Ein ſcherzhaftes Heldengedicht von J. F. W. Zachariä. 1840 691

Erinnerungen aus dem äußeren Leben, von Ernſt Moritz Arndt. 1840 695

Gerhard Anton von Halem's Selbſtbiographie. 1840 712

Auguſt Boeckh, Reden zur Trauerfeier Friedrich Wilhelms III. und zur Feier des Geburtsfeſtes Friedrich Wilhelms IV. 1840. 718

Erinnerungen des General-Feldmarſchalls Grafen von Kalckreuth; aus Bran's Minerva. 1840 . . . 725

Ein neuer Roman des jungen Deutſchlands. 1841 . . 733

Friedrich Wilhelm IV. — Goethe. — Aus einem Briefe an die Gräfin von ** 738

Neueſte ruſſiſche Litteratur. 1841 742

Kant's Leben, von Schubert. 1842. Aus einem Briefe an ** in ** 751

Biographisches.

(Fortsetzung.)

V.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MUNCHEN

Friedrich von Gentz.

Bei dem Namen gleich, den die Ueberschrift giebt, wird in Allen, die den Mann gekannt haben, eine lebhafte Bewegung, ein Reiz, eine Lust, ein Lächeln und Staunen der Erinnerung, ein Gefühl geistiger Gegenwart und hinreißenden Wirkens entstehn, die Fülle der großen Welt und der Ernst der Geschichtsereignisse wird sich dem Sinn darstellen, und neben allem diesen eine Unruhe und Sorge sich aufdrängen, wer es doch wagen dürfe, den wogenden Grund eines so vielfachen Eindrucks, den nur das Leben selbst vollständig erklären konnte, durch hingeworfene Umrisse zu einem festen Bilde zu gestalten? Sie werden Recht haben, die so fragen. So reichen Inhalt weckt jener Name bei den Vertrauten und Unterrichteten, daß diejenigen, die es nicht sind, kaum ahnden können, was ihnen mangelt und entgeht!

Wenn jeder Mensch mit eigenthümlichen Anlagen geboren ist, die sich aber nur in seltenem Fall entwickeln, sondern meist im Keim zerdrückt werden, oder in schwachen Regungen doch nur verkümmern, so muß das

Hervortreten ſchon als eine Gunſt des Geſchickes gelten, wodurch eine Klaſſe höherer Menſchen ausgezeichnet wird, welche man die wahrhaft geſchichtliche nennen dürfte. Aber auch dieſe ſind es in mannigfacher Abſtufung. Viele Hochbegabte, von großer Kraft und Wirkung, bringen es nicht zu einem neuen Typus, ſondern ſind am Ende doch nur Wiederholungen, und militairiſche wie diplomatiſche Berühmtheiten in Menge ſchwinden auf dieſe Art wieder ein, wenn ihre Zeit vorüber; Andre können nur im Widerſpruche mit ihrem Zeitalter und ihren Verhältniſſen ſich fortmühen; Manchen iſt nur ein Augenblick des höhern Berufes gegönnt, und das übrige Leben geht leer voran oder nach. Treten aber bedeutende Eigenſchaften unter äußeren Bedingungen auf, die ihnen durchaus entſprechen, halten die Umſtände und das Talent mit einander Schritt, findet dieſes ſeine volle Entfaltung und behauptet ſich in ihr, ſo ſehen wir das reiche Schauſpiel einer gelungenen Menſchenblüthe, wie ſie ſelten erſcheint; und hat ſich das Talent erſt ſeinen Lebenskreis erringen müſſen, war es nicht gleich anfangs in ihn geſtellt, und zeigt es noch überdem mit den tiefſten und eigenſten Gemüthskräften ſich verſchwiſtert, ſo ergeben ſich Erſcheinungen, die in ihrer Art ſchlechthin als einzige daſtehn, und der Welt nicht leicht ein zweitesmal vorkommen.

Eine ſolche Erſcheinung iſt Gentz; es gab eine ſolche Geſtalt, ſie war Einmal möglich, ſie leuchtete auf, und traf glücklich die Weltumſtände, in denen ſie gedeihen konnte; ſie kann aber nicht wiederkehren, es müßten denn mit derſelben Perſönlichkeit dieſelben Zeitläufte auf's neue zuſammentreffen. Die Uebereinſtimmung dieſer

Bezüge, ihr wechſelſeitiges Eingreifen in einander, ſind die Bedingung eines ſolchen Daſeins. Gentz iſt ein Meteor am politiſchen Himmel unſerer Zeit und auf dem deutſchen Schriftſtellerboden. Eine Stellung, wie er, hat noch niemals jemand gehabt, und wird niemand wiedererlangen. Ein bürgerlicher Autor ſchwang er ſich zu fürſtengleichem Leben und Anſehn, ein untergeordneter Beamter zu europäiſcher Wirkſamkeit empor. Niemals iſt der deutſche Schulſtaub zu größerem Glanz aufgewirbelt, nie die pedantiſche Kraft in üppigere Fülle ausgeſchlagen. Denn aller Trieb und Schwung in Gentz iſt zuletzt doch einzig ſeine Schreibfeder, deren beredte Meiſterſchaft er zuerſt in Druckſchriften dargethan. Zu ſeiner Feder aber gehörte wieder der ganze Menſch, ſein wundervolles Sprechen, ſeine Gaben des Geiſtes, ſeine Kenntniſſe, ſeine Leidenſchaften, und ſogar ſeine Schwächen. Er hätte nicht ſchreiben können, was er geſchrieben, hätte er nicht auch gelebt, was er gelebt hat. In ihm wirkte alles zu dem gleichen Ziel, einträchtig die entgegengeſetzteſten Richtungen, Arbeit und Genuß, Strenge und Läſſigkeit, Muth und Furcht. Das Talent iſt in ihm von dem Menſchen nicht zu trennen, dieſer nicht von jenem. Auch hierin war ihm die glücklichſte Uebereinſtimmung zu Theil geworden. Er ſah ſeine Thätigkeit wie ſeine Befriedigung unabänderlich in derſelben Laufbahn vorgezeichnet, er konnte in ihr nicht wanken noch zweifeln, ihm war das Glück beſchieden, keinen Theil ſeines Lebens an einen Irrthum ſetzen zu dürfen, keine unſichre Wahl vor ſich zu ſehen. Und ſo war er einer der wenigen Sterblichen, die man, im Ganzen und nach der großen Mehrheit der Tage

und Jahre glücklich nennen kann! Suchen wir dieſen merkwürdigen Mann in ſeinen eigenthümlichen Zügen näher zu betrachten.

Gentz wurde geboren zu Breslau am 2. Mai 1764. Dieſe Stadt war in jenem Zeitlaufe von ſeltner Fruchtbarkeit für die Kunſt deutſcher Rede. Sie gab der Welt drei große Talente, in welchen derſelbe Funke nach ſehr verſchiedenen Lebensrichtungen leuchtete; Fleck betrat die Schaubühne, Schleiermacher beſtieg die Kanzel und den Lehrſtuhl, Gentz eröffnete ſich die Säle der großen Welt und der Staatsverhandlungen. Die Laufbahn des Letztern war ohne Vergleich die glänzendſte und außerordentlichſte; ſie begann von geringen Anfängen. Sein Vater war bei der Königlichen Münze angeſtellt, hatte eine Ancillon aus Berlin zur Frau, und mit ihr vier Kinder. Friedrich war von den beiden Söhnen der jüngere. Die Erziehung entſprach den Anforderungen und Mitteln eines rechtlichen Bürgerhauſes; für den Unterricht war durch die Stadtſchule geſorgt. Friedrich aber zeichnete ſich durch keine ſichtbaren Anlagen aus, im Gegentheil ſchien ſeine Faſſungskraft beſchränkt, ſein Sinn war träge, und in ihm weder Fleiß noch Eifer zu erwecken. Der Vater hatte ſich zu den geringſten Erwartungen herabgeſtimmt, und war ſchon gewohnt, daß der Sohn wegen ſchlechten Lernens getadelt wurde und bei den Schulprüfungen wenig Ehre einlegte.

Eines Tages jedoch, da wieder eine öffentliche Prüfung Statt fand, und der Vater den zehnjährigen Sohn hinbegleitete, war dieſer ungemein munter und zuverſichtlich, der Vater aber nur deſto mehr beſorgt und auf einen ſchlechten Ausgang gefaßt. Die Aufgabe war der

Vortrag eines größeren Redeſtückes. „Aber Junge, — fragte der Vater unterwegs zu wiederholten malen, — wirſt du deine Sache denn können? getrauſt du dich auch recht, ſie durchzubringen?" — „O ja", verſetzte dieſer, „damit will ich wohl fertig werden", und war ſorglos guter Dinge, der Vater aber höchſt verwundert; ſo hatte er den Knaben noch nie geſehen; allein die Gewißheit und Freude, welche derſelbe über das unfehlbare Gelingen im voraus bezeigte, ſchienen nur auf Leichtſinn und Thorheit gegründet, und die beſchämendſte Demüthigung ſchien nicht ausbleiben zu können. Wie groß war daher nicht die Ueberraſchung und das Erſtaunen, als nach dem ſiebzehnjährigen Fleck, der eben in ähnlicher Uebung den einſtimmigſten Beifall errungen hatte, nun der junge Gentz ſeine Rede mit klarer feſter Stimme begann, mit Wärme fortſetzte, durch lebendigen Eifer und Nachdruck den ganzen Vortrag beſeelte, und ſogar mit dreiſter Kühnheit dem Schluß eine unvorbereitete Abänderung gab! Er und Fleck gewannen den erſten Preis, die Zuhörer waren entzückt, und beglückwünſchten den Vater wegen des ſo herrlich begabten Knaben. Doch jener ſchüttelte den Kopf, und meinte, der unerwartete einzelne Erfolg beweiſe nicht viel, es ſtehe doch nur ſchlecht mit dem Jungen, der leider gar wenig Anlagen habe, und aus dem ſchwerlich etwas werde zu machen ſein.

Dieſe Meinung mußte auch noch viele Jahre beſtehn. Das erſte Auftauchen einer ſeltnen Gabe wiederholte ſich nicht, und es blieb in der nächſten Zeit keine Spur davon. Auch wie Gentz in der Folge zu Berlin, wohin ſein Vater als Münzdirektor verſetzt worden war, das Joachimsthal'ſche Gymnaſium beſuchte, dann auf der

Universität zu Frankfurt an der Oder die Rechte studirte, hatte er nach keiner Seite die geringste Auszeichnung, und in der Familie galt er für äußerst schwach an Geist, so daß er es in nichts über das Mittelmäßige bringen würde. Dagegen war seine lässige Sinnesart freundlich und gefällig genug, sein Gemüth nahm nicht Widriges auf, und seine Gutmüthigkeit hatte keine Gränzen; nichts behielt er für sich, seinen Schwestern schenkte er alles, was sie von ihm nur brauchen konnten; Geld besonders hatte gar keinen Werth für ihn, er gab dessen immer bereitwillig, so lange er hatte, und oft mehr, als er durfte und vermochte; dafür schien er auch wenig zu achten, wenn ihm jemand aushalf.

Erst in Königsberg, wo er seine Universitätsstudien fortsetzte und die Vorträge von Kant hörte, widerfuhr seinem Wesen eine gänzliche Umwandlung. Die Klarheit und Stärke des kritischen Philosophen weckten ihn plötzlich aus seiner Dumpfheit, sein Verstand kam zum Durchbruch, mit dem Geiste wurden zugleich alle Lebensansprüche in ihm aufgeregt, und ein völlig veränderter Mensch, geistreich, lebhaft, kühn und gewandt, trat er im Jahre 1785 von Königsberg zurückkehrend in Berlin wieder auf, zum Erstaunen Aller, die ihn vorher gekannt, und zur Freude der Seinigen, denen schon seine Briefe diese Veränderung einigermaßen angedeutet hatten.

Er begann nun seine praktische Laufbahn in gewöhnlicher Weise, wurde als ein guter Kopf anerkannt, und schon im Jahre 1786 bei dem Königlichen Generaldirektorium als Geheimer Sekretair angestellt, wo er in Geschäftsarbeiten sich durch Fleiß und Umsicht auszeichnete, und bald als Kriegsrath eine höhere Stufe betrat. Eine

in Königsberg angeknüpfte, den Wünschen des Herzens entsprechende und auch in weltlichen Aussichten vortheilhafte Verbindung hatte Hindernisse gefunden. Seine bald nachher in Berlin bewirkte Verheirathung, mit einer gebornen Gilly, sollte ihn bürgerlich noch mehr befestigen; allein der Versuch einer Häuslichkeit, welche seinem ganzen Wesen widersprach, mißglückte völlig, und das Band wurde in der Folge gelöst. Daneben reizte ihn die gesellige Welt mit allen ihren geistigen und sinnlichen Genüssen; er huldigte den Frauen, besuchte die Schauspiele, und war überall zu finden, wo Geist und Gemüth sich in behaglicher Lebensfülle darboten. Seine Einführung in die angenehmsten Kreise der höheren Gesellschaft geschah durch Herrn von Schack, einen der glänzendsten und tüchtigsten Kavaliere damaliger Zeit, Rittmeister im Regimente Gendarmen, der den Mangel an Schulbildung durch natürlichen Verstand, Klugheit, Witz und Gewandtheit reichlich ersetzte, und recht wohl wußte, wen er in seinem Schützlinge empfahl und förderte. Das eigentliche Element desselben war das Gespräch in aller Beweglichkeit der mannigfachsten Form: zu erörtern, zu untersuchen, zu begründen, zu überführen, in allem Wechsel des Tons und der Dialektik, mit heitrer Laune, mit scharfem Unwillen, mit kurzen Schlagreden, mit wallender Ausführung, immer angeregt, leicht begeistert und entzückt! Diese Lust zu diskutiren wurde durch den Wohlklang seiner Stimme, die Wärme seines Ausdrucks und die Eleganz seines Benehmens durchaus liebenswürdig. Auch die Frauen hörten ihn gern, denn seine Beredsamkeit verschmähte keinen Gegenstand, ergriff mit Vorliebe die persönlichsten

Bezüge. Wenn er, der wohlgebaute, rüſtige und lebhafte junge Mann, mit ſanft und weich blickenden Augen, mit einer edlen Dreiſtigkeit, die doch wieder von einer Art vornehmer Scheu begleitet war, für eignes Anliegen zu ſprechen oder die eigne Neigung auszudrücken hatte, ſo war ſeinen ſtrömenden Worten kaum zu widerſtehen, und Männer und Frauen ließen ſich von ſeiner ſchmeichelnden Rede hinreißen und bethören. Sein Umgang war ein Genuß, ſeine Liebe ein Reiz, dem viele Gunſt werden konnte, hätte er dieſe nicht doch meiſt als die auserleſenſte gewollt, die ſchwer, vielleicht unmöglich zu erlangen war.

Dieſen Anlagen und Thätigkeiten ihren höheren Stoff zu liefern, eine würdige Bahn aufzuſchließen, mußte ein Weltereigniß ſorgen. Die franzöſiſche Revolution begann im Jahre 1789, überall erwachte die regſte Theilnahme, und Gentz begrüßte die vielverſprechende Erſcheinung mit leidenſchaftlichem Intereſſe. Jetzt wurden die wichtigſten Angelegenheiten des Staats, der Kirche, der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, die franzöſiſchen Verhandlungen darüber, und aller Widerſtreit der Meinungen und Urtheile, der ſich daran entzündete, für Gentz der unerſchöpfliche Gegenſtand ſeiner Diskuſſionen, Erörterungen, Debatten, denen fürerſt noch kein anderes Feld eröffnet war, als das Geſpräch, dies aber in aller Freiheit und Sicherheit, die nur gewünſcht werden konnten. Merkwürdig iſt es, daß er, der ſpäterhin die Revolution und ihre Folgen mit der größten Hartnäckigkeit und mit den ſtärkſten Waffen bekämpft, anfänglich ihr größter Lobredner war, und ſelbſt nachher, als er ſich ſchon von ihr losgeſagt und auf die

Gegenseite gewendet hatte, noch lange Zeit einen Theil ihrer Richtungen und Grundsätze festhielt, und bis zum Ende seiner Lebenstage, bei erklärtestem Widerwillen, bei Drang und Gefährde jeder Art, die ihm die Erneuerung der Revolution brachte, immer noch in der Seele tiefe Verbindungsfäden hegte, die ihm zu dem Befeindeten einen Bezug ließen, wie ihn kein Andrer haben konnte. Einem gewissen Freiheitssinne, einem Anspruch auf Selbstständigkeit, einem Bedürfnisse der Untersuchung und Prüfung, einem höchsten Rechte der Vernunft und der Wahrheit hat Gentz niemals abgesagt, und wer ihn für einen Vertheidiger knechtischer Unterwürfigkeit und schnöder Willkür halten konnte, hat ihn nie gekannt oder verstanden.

Sein durchdringender Scharfsinn erkannte sehr bald die Wendungen, wo sein von idealen Vorstellungen nicht verführter, sondern auf positivem Staatsboden beharrender Geist von dem Gange der Revolution sich ablösen, einer gegnerischen Richtung beitreten mußte. Hiefür lieferte England ihm das Beispiel und den Anhalt. Wunderbar hatten sich in Gentz die Kenntnisse und Fähigkeiten seines künftigen Berufes eingefunden und ausgebildet. Das unerläßliche Werkzeug alles Verkehrs in der großen Welt, die französische Sprache, hatte er sich vollkommen angeeignet; er sprach und schrieb sie mit Leichtigkeit; aber auch des Englischen war er in gleichem Grade mächtig. Wie und wann er dies erworben, ist unbekannt. Eben so besaß er die Kenntniß der Staatsverfassung Großbritanniens, der Verwaltung, der Finanzen und sonstigen Bedingungen dieses Reiches, wie damals vielleicht niemand auf dem Festlande. Aus der

Mitte dieſes ſeltenen Beſitzes erhob ſich für ihn ein neuer Standpunkt, und als Vorbild und Leiter Burke. Die Schrift dieſes großen Redners über die franzöſiſche Revolution machte den größten Eindruck auf Gentz, verwandelte ſeine ganze Denkart. Durch die Ueberſetzung, welche er davon lieferte, wirkte er mächtig auf ſeine Zeitgenoſſen. Burke erhielt durch Gentz einen neuen Schwung, und beide Namen ſahen ſich auf lange Zeit zu gleichem Ruhme vereint. Jetzt warf ſich Gentz mit fruchtbarer Thätigkeit völlig in das Fach der politiſchen Schriftſtellerei. Er gab eigne Schriften und Abhandlungen, er überſetzte aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, er übernahm die Leitung einer Zeitſchrift, gründete ſpäter eine eigne. Seine litterariſche Thätigkeit wurde ſchon damals durch den Staatsminiſter Grafen von der Schulenburg-Kehnert mit anſehnlicher Geldhülfe unterſtützt. Er prüfte und bekämpfte mit ſiegreichem Scharfſinn, mit warmer Beredſamkeit die neuen Grundſätze; zum Theil freilich, indem er ſie dem Gegner entriß, und auf eignem Boden aufpflanzte! Denn er hegte noch immer ſtarke Freiheitsgeſinnungen, und ſtellte ihre Anſprüche kühn genug auf. Er ſchrieb gegen den damals mächtigen Miniſter Grafen von Hoym die ſchärfſten Denkſchriften, worin deſſen Verwaltung Schleſiens ſchonungslos angeklagt wurde. Er ließ an den König Friedrich Wilhelm den Dritten bei deſſen Thronbeſteigung ein Schreiben drucken, worin er dem jungen Könige politiſchen Rath zu geben wagte, und ihm beſonders die Freiheit der Preſſe dringend empfahl; eine Kühnheit, zu welcher ihm der Graf Mirabeau durch ein ähnliches Schreiben an Friedrich Wilhelm den Zweiten das Beiſpiel

gegeben hatte, die aber in dem Unterthan und Diener nur stärker auffallen mußte.

Sein persönliches Benehmen war in gleichem Grade dreist. In Erörterungen und Debatten galt ihm kein Ansehn der Person, er bewies Ministern und Generalen ihre Schwäche, und stieß manche gefährliche Eitelkeit an. Er fühlte sich den Ersten und Größten in Staatssachen gleich, und war empört, wenn leeres Amts- und Rangwesen ihn untergeordnet behandelte. Einem Minister, der ihn ungebührlich hatte warten und dann doch abweisen lassen, nahm er einen prächtigen Band aus der im Vorzimmer aufgestellten Büchersammlung mit, warf ihn auf die Erde und trat mit Füßen darauf, und als sein Freund Wiesel ihn so fand, erzählte er mit Unwillen sein Mißgeschick, indem er ausrief: „In diesem Augenblicke kann ich gegen den Menschen ja nur diese elende Rache haben!“ Doch als der Freund auflachte, und dies neue „jus gentium“ höchst lustig fand, war auch der Grimm leicht wieder in gute Laune versetzt.

Durch seine schriftstellerische Thätigkeit, seinen politischen Geist und Gehalt war inzwischen Gentz persönlich zu großer Bedeutung aufgestiegen, ohne daß seine äußere Stellung sich merklich verändert hätte. Zwar unter den Gelehrten und politischen Wortführern des Tages sah er sich durch seinen Abfall von der Revolution vielfach angefeindet, und die Wirkung dieses gegen ihn erhobenen Partheihasses hat er lebenslang fühlen müssen; aber in den höheren Kreisen der Gesellschaft, in der Hof- und Staatswelt, war ihm dafür ein schmeichelhafter Ersatz geboten. Mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, mit Gustav von Brinckmann, Friedrich Schlegel und

andern vornehmen Geiſtern ſolcher Art war er ſchon lange in vertrauter Nähe; jetzt aber ſuchten inſonderheit die Staatsmänner ſeinen Umgang, die fremden Geſandten bewarben ſich um ihn; ein ſolcher Wortführer war ein unſchätzbarer Gewinn für eine Sache, die mit den Waffen täglich ſchlechter verfochten wurde; man ſchmeichelte ihm, man pries ihn, und in der höchſten Klaſſe der Geſellſchaft wußte er gleicherweiſe die Frauen und die Männer durch ſeine beredten Geſpräche einzunehmen, durch ſeine eigenthümliche Geiſtesüberlegenheit zu feſſeln. Die hellern Köpfe unter den Emigrirten ſuchten ihre Hoffnungen an ihm zu beleben, der Prinz Louis Ferdinand ſah ihn mit aller Vertraulichkeit, der geniale Major von Gualtieri ſtellte ihn der ſchönen Königin vor, aus deren Munde er anmuthige Worte vernahm, der ruſſiſche Geſandte, damals der ältere Alopeus, zeichnete ihn aus, beſonders aber verſäumten die Geſandten von England und Oeſterreich keine Gelegenheit, den Mann zu ehren und zu ermuntern, der ihrer gemeinſamen Sache ſo erwünſcht und einzig die Kraft ſeines mächtigen Talentes lieh.

Der Wirbel eines ſolchen Lebens brachte genug Zerſtreuungen und Genüſſe; Gentz gab ſich dieſen in vollem Maße hin. In ihm war es längſt entſchieden, daß er den Mächtigen und Vornehmen nicht als ein demüthiger Sachwalter, den man abfindet, dienen wollte, ſondern als einer, der durch ſein Anſchließen ihnen gleich würde, an ihren Vortheilen, Genüſſen, Begünſtigungen Theil hätte, und nur um dieſen Preis konnte er ſich ihnen hingeben. Wozu ſchon ſein Naturell ihn unwiderſtehlich hinzog, zu Genuß und Ueppigkeit jeder Art, zu leicht-

ſinnigem Verbrauch aller eignen Mittel und ſorgloſem Rechnen auf fremde oder künftige, dahin vervielfachte ſein neuer Lebenskreis ihm nun die Lockungen und Antriebe. Er machte Aufwand, ſcheute keinerlei Ausgabe, machte Liebſchaften, gab Geſchenke, beſonders aber verthat und vergeudete er mit ihm ſelbſt unbegreiflicher Leichtigkeit. Die geringe Beſoldung, das mäßige Honorar ſeiner Schriften, die Hülfe des Vaters, alles dies reichte bei weitem nicht aus, um ein ſolches Leben zu tragen. Er machte Schulden, und die unausbleibliche Unordnung, die ſich mit einer Lebensart verknüpft, deren Verlegenheiten nur auf Koſten größerer augenblicklich gehoben werden, und deren Anſprüche ſich immerfort ſteigern, ließ ihn bald in ein Labyrinth gerathen, aus welchem kein Ausweg möglich ſchien. Die Laſt, anfänglich noch manchmal abzuweiſen, legte ſich endlich drückend auf, die Hülfsmittel waren erſchöpft, die heftigſten Mahnungen ließen keine Ruhe, und die Noth des Augenblicks brachte zur Verzweiflung. Seine Scheu vor äußerer Gewalt, vor leidenſchaftlich roher Anſprache, denen er ſich ausgeſetzt wußte, bildeten ſich zur ängſtlichſten Furchtſamkeit aus. Die ganze Lage war unleidlich. In den preußiſchen Verhältniſſen, in den knappen, auf Ordnung und Sparſamkeit gegründeten Vermögenszuſtänden, die er um ſich ſah, war keine Rettung. Auch die politiſche Richtung ließ keine außerordentliche Glücksfälle hoffen, durch welche ein Beruf und Talent, wie die ſeinen, aus der ſchmerzlich empfundenen Stockung befreit werden könnten.

Gentz beſchloß unter dieſen Umſtänden, ſeine preußiſche Laufbahn aufzugeben, und Berlin zu verlaſſen.

Der österreichische Gesandte Graf Philipp von Stadion hatte ihm günstige Aussichten in Oesterreich eröffnet. In diese vortheilhafter einzugehen, suchte er noch ein andres Verhältniß zu befestigen, das mit jenen wohl verknüpft werden konnte. Sein Namen war in England sehr gepriesen, seine Schriften hatten dort großes Aufsehen gemacht. Die herrschende Parthei sah in ihm eines der trefflichsten Werkzeuge ihres Einflusses auf dem Festlande. Ein Aufsatz über die englischen Finanzen, englisch von Gentz geschrieben, hatte den Minister Pitt mit Bewunderung erfüllt. Von dem englischen Gesandten Elliot in Dresden eingeladen, machte Gentz mit diesem eine Reise nach London.

Er hielt hier eine reiche Aerndte; sein Ruhm, seine Fähigkeiten und sein Eifer trugen goldne Früchte. Die Minister Pitt und Grenville nahmen ihn mit schmeichelhaften Ehren auf, sie erkannten in ihm den außerordentlichen Geist, das staunenswerthe Talent, recht eigentlich geboren für die Krisis, in welche Europa sich immer tiefer versinken sah, vor allem geeignet, die Interessen Großbritanniens, die er wie kein Andrer begriff, mit denen des Festlandes zusammenzuschlingen und gemeinsam zu fördern. Die glücklichen Wochen, die er hier in der glänzendsten Gastfreundschaft verlebte, waren erfüllt mit großartigen Eindrücken, schmeichelhaften Bekanntschaften, wichtigen Vertrauungen, berauschenden Genüssen. Es fanden hier Anknüpfungen Statt, welche sein ganzes folgendes Leben hindurch fortdauerten. Die englischen Gewalthaber ließen es bei ehrenvoller Anerkennung nicht bewenden, sie thaten mehr für ihn. Sie gaben ihm, was ihm fehlte, und er bedurfte: Gold.

Erſt eine runde Summe, für den Anfang im Allgemeinen; dann auch die Zuſicherung eines beſtimmten Jahrgeldes. Er beſchleunigte nun ſeine Rückreiſe, um in Oeſterreich die Ausſichten zu verfolgen, welche mit ſeinen hier empfangenen Antrieben zuſammenſtimmten. Als er zuerſt wieder auf dem Feſtlande ſeine engliſche Baarſchaft in deutſchen Währungen überſchlug, dünkte ihn die Summe ſo unermeßlich, daß er ſie nicht verbrauchen zu können glaubte, und ſo verſchwendete er mit vollen Händen, rief jeden flüchtigen Genuß, jede ſpielende Ueppigkeit herbei, nur um ſich der neuen Macht, die ihm gegeben war, bis zum Mißbrauche zu erſättigen!

So lebensfroh kam er im Jahre 1803 nach Wien. Hier nahm ihn eine großartige Welt, ein reiches und kräftiges Treiben auf, und er zeigte ſich den anſpruchsvollen Verhältniſſen, in die er eintrat und von denen er umgeben war, durchaus gewachſen. Seine Anſtellung hatte zwar nur mäßigen Schein; aber Titel und Rang, auch der anſehnliche eines Kaiſerlichen Hofraths und die Erhebung in den Adelſtand, konnten nie den Maßſtab ſeiner Bedeutung und Wirkſamkeit geben. Durchaus eigenthümlich mußte ſeine ganze Lage ſich geſtalten; ſeine Perſönlichkeit, ſeine Verbindungen und die Art und Größe ſeines Talentes brachten es mit ſich, daß er nie zu untergeordneten Leiſtungen gebraucht wurde, ſondern nur zu den höchſten und außerordentlichſten. Er fand ganze Zeiträume, wo er unbeſchäftigt in völliger Muße lebte, und theils als Schriftſteller ſeine Aufgaben ſelber wählte, theils durch bloßes Mitleben und Mitſprechen in den höheren Kreiſen erwies, wie nützlich und werthvoll ein guter Kopf und heller Geiſt ſchon durch jenes ihnen

wird. In den beſondern Verhältniſſen, die ſich für ihn ergaben, wurde es möglich und ſogar ſchicklich, daß er längere Zeit gar nicht in Wien, ſondern in Prag lebte, wo ſeine Lebensart und ſeine Thätigkeit ihr Element kaum verändert zu finden hatten. Die Verbündungen und Kriegsabſichten gegen Frankreich, die Bewachung der engliſchen und nordiſchen Verhältniſſe, und die Beleuchtung der politiſchen Rechte und Intereſſen der Staaten, ſo wie die Aufdeckung der Gefahren, welche die gebieteriſche Willkür revolutionairer Gewaltherrſchaft für Europa drohte, waren überall und immer der bleibende Gegenſtand ſeiner beharrlichen Aufmerkſamkeit, ſeines unermüdeten Fleißes. Es war ein Kampf der Selbſtſtändigkeit und Freiheit, den er auf dieſe Art fortführte, mit großem Geiſtesmuthe, verkannt und verunglimpft auf der eignen Seite, als namhafter Feind gehaßt und geſchmäht von dem Gegner, der im Siege nur ſtets furchtbarer wurde. Gentz hat Meiſterwerke geliefert in dieſer Epoche, Schriften, die auch in ganz veränderten Zeiten immer wieder geleſen zu werden verdienen, gleich denen der großen Redner des Alterthums. Nicht nur ein hoher Geiſt athmet darin, ſondern auch ein warmes von edler Leidenſchaft ergriffenes Herz, ein großer Karakter, der auch in den Jahren tiefſten Unglücks, 1805 und 1806, unter Bedrängniſſen und Gefahren nie wankte, ſondern mit Entſchloſſenheit ausharrte, und ſeiner klaren Einſicht ſtets neue Quellen des Lichtes, der Stärke und der Hoffnung entſtrömen ließ.

Die Waffenerfolge Napoleon's beugten endlich das ganze Feſtland, und als die kräftigen Anſtrengungen Oeſterreichs im Jahre 1809 unterlegen waren, ſchien

wirklich die Sache, welche für Gentz der Inhalt seines Lebens geworden war, weithinaus aufzugeben. Der Minister Graf von Stadion trat ab, unter dessen Leitung Gentz das letzte Manifest geschrieben und gleichsam die letzten Athemzüge deutscher Selbstständigkeit und Freiheit darin verhaucht hatte; die Verbindung mit England wurde völlig zerrissen, die Insel durch scharfe Gewaltmaßregeln wirklich abgetrennt von Europa. Schwer lastete dieser Zustand auf Gentz, dem nicht nur in Betreff der allgemeinen Angelegenheiten, sondern auch in seiner persönlichen die Einwirkung Englands ein unentbehrliches Moment war. Das Versiegen der Geldmittel, welche ihm von dort noch immer, wenn auch minder regelmäßig, zugeflossen, ließ sich um so weniger verschmerzen, als die Einnahmen in Oesterreich durch täglich verringerten Werth des Papiergeldes litten, und zu dieser Bedrängniß für Gentz noch die seiner früheren und neueren Schuldenverwirrung kam, so daß seine nun schon zur unerläßlichen Gewöhnung gewordene Lebensart von allen Seiten bedroht wurde. Ein früher Versuch, die dringendsten seiner Schulden in Berlin zu tilgen, wofür er die Summe von sechstausend Thalern eingesandt hatte, war durch den Bankerott seines Beauftragten verunglückt, und diese Summe verloren. Dieses Mißgeschick sah er als eine Weisung an, sich der Sorge um die Vergangenheit und die Zukunft so viel als möglich zu entschlagen, und sich nur um die Gegenwart zu bekümmern, diese so reich auszustatten und zu genießen, als die Umstände es erlaubten. Allein die Sorglosigkeit rächte sich schnell an der Gegenwart, und er sah sich wiederholt allen Gräueln ausgesetzt, die aus der

Doppelnoth hervorgehen: nicht zahlen und nicht borgen zu können. Daß er gleichwohl immer Rath zu ſchaffen wußte, und ſeine Lebensgewöhnung, ſeine Ueppigkeit und Verſchwendung, wenigſtens einigermaßen fortſetzte, dem Tage ſeinen Wunſch und ſeine Freude nie verſagte, ſtets im Wirbel des reichen und vornehmen Lebens ſich behauptete, darin iſt nicht minder die Kraft ſeiner Perſönlichkeit und das fortwirkende Gewicht ſeines Talents als die Gunſt des Glückes und der Umſtände anzuerkennen.

In dieſer Zeit übernahm der Graf von Metternich die Leitung der politiſchen Angelegenheiten Oeſterreichs, und an dieſes Ereigniß knüpfte ſich für Gentz eine neue Lebensepoche, in welcher ſeine Stellung eine feſte Grundlage, ſeine Thätigkeit neuen Aufſchwung gewann, ſein Talent zu dem höchſten Glanz und Erfolg aufſtieg, und ſein ganzes Weſen man kann ſagen zur Erfüllung kam. Wohl hatte er früh mit geübten Scharfblicke die ſeltnen Eigenſchaften dieſes Staatsmannes erkannt und die künftige Größe deſſelben geahndet. In mancher Erinnerung lebt noch der Ausdruck der Bewunderung, mit dem er deſſen Geſandtſchaftsberichte aus Paris als eine Reihe meiſterhafter Darſtellungen pries, denen an Geiſt, an Klarheit und Ruhe, in dieſem Gebiete wenig zu vergleichen ſei. Seine Anerkennung betraf zum Theil auch ſolche Eigenſchaften, die er in ſich ſelber vermißte, denn Gentz, ohne Zweifel der gründlichſte und beredteſte Publiziſt, konnte ſich als eigentlicher Diplomat nicht gleicherweiſe rühmen. In Metternich zum erſtenmale fand er, was er bedurfte und bisher immer entbehrt hatte, einen Obern, durch deſſen Leitung ſeine Thätigkeit ſich zu einem Ganzen und Stäten ordnete, einen

Vorgesetzten, dem er sich unbedingt anschließen und überlassen konnte.

Noch während Napoleon's Uebermacht erhob Oesterreich sich zu neuer Selbstständigkeit, und die Art selber, wie man sich mit der fremden Gewalt abfand und stellte, war eine Schwächung dieser. Auch Gentz konnte diesen einstweiligen Zuständen, der aufgedrungenen Wirklichkeit nachgiebig, in gewissem Sinne zustimmen. Erst jetzt wurde sein Standpunkt ganz österreichisch, das Interesse dieses bestimmten Staates sein ausschließliches Augenmerk, und Wohl und Wehe desselben zu dem seinen. Auch hatte sich bereits eine erwünschte Verbesserung seiner persönlichen Verhältnisse ergeben. Anstatt der englischen Hülfsquellen eröffneten sich andre, nicht minder ergiebige; die Hospodare der Moldau und Wallachei nahmen Gentz, auf gültige Fürsprache, zum diplomatischen Beauftragten in Wien, ein Verhältniß, welches die größten und mannigfachsten Vortheile gewährte.

Die Geschichtsereignisse wälzten sich hierauf allmählig einer Wendung zu, deren Umfang im Jahre 1813 völlig sichtbar wurde. Das Manifest Österreichs, die Kriegserklärung gegen Napoleon, ist von Gentz verfaßt, und ein bleibendes Denkmal seiner Meisterschaft. Die Siege der Verbündeten waren Triumphe für Gentz; in der Sache, für die er gestrebt und gewirkt, sah er alle Mächte des Festlandes und diese mit England vereint, dem wieder aufgeschlossenen und wirksamen; von allen Seiten berührten ihn die Erfolge, die günstigen Entwickelungen und Früchte des großen Zusammenwirkens, das in seiner Person schon lange vorher ein gemeinsames Organ gehabt und noch jetzt in ganzer Stärke fand.

Denhohen Namen, welche in jenen Begebenheiten durch Kriegs- und Friedensthaten in erſter Reihe glänzen, ſchließt der von Gentz billig als einer der erſten nachfolgenden ſich an.

Nach kurzem Genuſſe der Siegesfreunde und des Wohlbehagens, — für Gentz faſt ſchon in Ueberdruß geſteigert, — thaten ſich die Arbeiten des Wiener Kongreſſes auf, bei welchem der Fürſt von Metternich den Vorſitz führte, Gentz aber die Ergebniſſe der Verhandlungen niederſchrieb. Als Napoleon darauf wiedergekehrt und abermals überwältigt worden war, und ein zweiter Friedensvertrag in Paris verhandelt wurde, nahm auch Gentz an dieſem Aufenthalte Theil, zum erſtenmal die Scheu vor dem ſo lange feindlichen Lande und den dort noch möglichen Gefahren überwindend. Die folgenden Kongreſſe von Aachen, Karlsbad, Wien, Troppau, Laybach und Verona, welchen eine Reihe von Jahren hindurch die wichtigſten Angelegenheiten Europa's zur Berathung und Entſcheidung anheimfielen, ſahen gleichfalls Gentz in der gewohnten, eingeübten, faſt nur einzig ihm zuſtehenden Thätigkeit.

Daß mit Napoleon's Beſiegung der frühere Zuſtand der Welt nicht herzuſtellen war, daß die Wirkungen der Revolution in dauernde Geſtalten übergegangen und noch immer thätig waren, hatte ſich bald genug offenbart, und derſelbe Kampf, in welchem Gentz bisher unermüdet alle Wechſel durchgemacht, mußte ferner aufgenommen werden, als ein Kampf des Beſtehenden, der berechtigten Macht, gegen den Andrang gährender Meinungen und falſcher Anſprüche. Hier zeigte ſich Gentz abermals in ſeiner Meiſterſchaft und Rüſtigkeit; friſchen

Muthes war er ſtets bereit, jede Herausforderung, die ſeiner würdig ſchien, anzunehmen. Auch in dieſem Kampfe ſuchte er ſich ſtets die Häupter aus, ſeinem Grundſatze getreu, jede Parthei nur in ihren höchſten Vertretern anzuerkennen. Das Volk, die Menge, und ihre unmittelbaren Intereſſen, ließ er von jeher unbeachtet; er läugnete ſie nicht, aber er ſagte, jeder Menſch müſſe ſich beſcheiden, auf ganze Richtungen verzichten, und ſo habe er von jeher Volk und Volksthum außerhalb ſeines Faches und Berufes geſtellt; er warte bei jeder Meinung, bis ein Anführer an ihre Spitze trete, mit dem es ſich verlohne anzubinden, und gewöhnlich trete das ſchnell genug ein. Mit den Franzoſen, denen bisweilen eine Abfertigung zu geben war, hatte er leichtes Spiel, ihre Ungründlichkeit gab ſtets Blößen, und ihre Stimme fand auch ſonſt Widerſpruch; andre Gegner, unterrichtetere, nähere, traten unter den Deutſchen auf. Gerade den mächtigſten und ihm gefahrvollſten ſtellte er ſich entgegen, dem von ihm bewunderten, hochfahrenden Görres, dem gewandten, nachdruckvollen Lindner. Doch wie frei und würdig, mit welch edler Sprache und gutem Anſtande, wußte er dieſe Streitigkeiten zu führen! Wie zu einem Ritterkampfe, und die Waffen anfangs zum Ehrengruße ſenkend, ſchritt er heran, und wo der Ausgang unentſchieden bleiben mußte, behielt er wenigſtens den guten Anſchein auf ſeiner Seite, welchen der geſchickte Vortrag und das feine Benehmen ſo leicht erwerben. Nicht immer in derſelben Weiſe wurde ihm erwiedert; es erhoben ſich wüthende Pöbelſtimmen gegen ihn. Doch dieſe, gleich der Verkennung, welche ihn ſo häufig auch von Seiten der

Beſſern traf, die rohen Anſchuldigungen feiger und knechtiſcher Denkart, feilen und heuchleriſchen Sinnes, konnten ihn tief ſchmerzen und kränken, aber nie irre machen noch entmuthigen.

Uebrigens begehrte er nicht, furchtlos und tadelfrei zu ſcheinen; er gab ſich willig als der, der er wirklich war, mit allen Schwächen und Fehlern. Mit dem Vortheile der Sache, der er diente, glaubte er den ſeinen ſtets verbinden zu dürfen, und dies in einem Maße, das er aus der ihn umgebenden Welt nicht klein nehmen konnte. Er ließ ſich ſeine Dienſte bezahlen, und ungeheuer bezahlen; aber käuflich war er nicht, und gegen ſeine Pflicht hat er nie gehandelt. Er war ſo überzeugt von dem Egoismus der Andern, daß er den ſeinen nur für eine Nothwehr, für eine Bedingung des Beſtehens hielt, und den Mangel dieſer Waffe wohl gar beſeufzte, wo er ſie an ſonſt wackern Leuten zu ſehr vermißte, denen er Theilnahme und Wohlwollen gewidmet hatte. Dem Vorwurfe der Feigheit beugte er ſich am meiſten, willig bekannte er ſich zu der unüberwindlichen Furcht und Angſt, denen er von vielen Seiten immer offen war. In ſeinem Berufe hat er nie des Muthes, noch der Kühnheit entbehrt, vielmehr zu allen Zeiten das Aeußerſte gewagt. Aber er fürchtete Gewitter, See- und Bergfahrten, Waffengeklirr, Volksgeſchrei, kurz alles und jedes, mit dem ſich nicht reden ließ, und wo keine Argumente galten. Die Furcht vor dem Tode verbitterte ihm oft den höchſten Lebensgenuß, und er ſuchte jeden Gedanken an Altwerden und Sterben möglichſt von ſich abzuhalten. Ihn erſchreckte jedes laute barſche Auftreten, jedes wilde trotzige Ausſehen,

ein Schnurrbart ſchon war ihm unheimlich, ein finſtrer unwilliger Blick, den er nicht gleich deuten konnte, ſelbſt bei ſeinen beſten Freunden, machte ihn unruhig; ein ſchwarzes düſtres Geſicht neben ihm, mit ſtarkem Schnurr- und Backenbart, konnte ihm eine ganze Mahlzeit verderben, ſeine ſcheuen Seitenblicke peinlichſt beſchäftigen. Als Kotzebue durch Sand erdolcht worden war, erhielt Gentz einen fürchterlichen Drohbrief, er ſei der Ehre, durch den Dolch zu ſterben, gar nicht werth, ihm ſei Gift beſtimmt und ſchon bereitet, denn verurtheilt ſei er längſt als ein Verräther, der die Freiheit des Vaterlandes untergraben helfe. Der wohlfeile und ſo nach jenem Schreckensereigniſſe gewiß frevelhafte Scherz machte auf Gentz entſetzlichen Eindruck; er ſollte bei einem fremden Geſandten, ſeinem bewährten Freunde, zu Mittag ſpeiſen, er ließ abſagen, wagte acht Tage ſich nicht aus dem Hauſe, und kaum zu eſſen, jeder Biſſen, den er genoß, erregte ihm Schauder und Angſt. Seine Empfänglichkeit machte ihn gar leicht zum Gegenſtande von Myſtifikationen, doch meiſt nur Freunde, die ihn liebten und würdigten, durften ein ſolches Spiel unternehmen, das denn fein und anmuthig blieb und eine heitere Wendung nahm. So wenn man ihn ein albernes Buch, mit eingeklebtem falſchen Zueignungsblatt an ihn, entdecken ließ, da ſich dann ſein Verdruß und ſeine Beſchämung in ſcharfſinnigen und redneriſchen Beweiſen ergoß, wie dergleichen ohne ſein Wiſſen geſchehen ſei und ihm nicht zugerechnet werden könne; oder wenn ihm eine mißfällige Meinung, die er nicht hatte, angedichtet wurde, uud er darauf ſeine wahre mit ſtrömender Beredſamkeit darlegte.

Seine Furcht, seine Eitelkeit, seine Sinnlichkeit, und was man sonst an ihm tadeln mochte, kannte und gestand er selbst mit liebenswürdiger Offenheit, seine Fehler und sein Verhalten gegen sie hatten etwas Kindliches und sogar Kindisches, man konnte sie wohl strafbar finden, aber zugleich mußte man die Erbstücke der Menschennatur darin erkennen und entschuldigen; man durfte sie lieben, und nöthigenfalls beschützen. Er selbst hielt mit der Ueberlegenheit seiner geistigen Erscheinung die Fremden und Unvertrauten in scheuer Ferne; jeder Vorschnelle, der ihm zu nah getreten wäre, hätte aber auch von andrer Seite sich bald eingehalten gefühlt, denn die höchsten und tapfersten Männer, die herbsten und trotzigsten Sinnesarten, waren mit Gentz innigst befreundet und standen für ihn ein.

Seine Schwächen ihm abzumerken war nicht schwer. Wo er nicht im voraus fest entschlossen war zu schweigen, was er dann vollkommen konnte, überließ er sich gern der freisten Aufrichtigkeit, und sprach mit liebenswürdiger Offenheit Ansichten und Urtheile aus, die man von ihm in solcher Art niemals erwartet hätte. Sich zu verstellen, war ihm nicht gegeben; versuchte er bisweilen, mit Schlauheit jemandem etwas einzureden oder zu entlocken, so mißglückte es in den meisten Fällen. Ein englischer Gesandter behauptete, jedesmal zu wissen, wenn Gentz ihm etwas vorzuspiegeln oder ihn zu bearbeiten meine; dann nämlich blicke derselbe ihn gleich darauf verstohlen seitwärts an, um zu erforschen, ob er Glauben finde. Zuweilen gab er mit naiver Heiterkeit jeden Rückhalt auf. So richtete er einst an einen jungen Diplomaten, der ihm sehr ergeben war, dessen

wiederholte Erfolge ihn aber verwunderten und faſt neidiſch machten, ganz vertraulich die Frage: „Sagen Sie mir, mein Lieber, was machen Sie den Leuten denn eigentlich weiß?“ Ei! dachte dieſer, hältſt Du, alter Grauer, das für die letzte Kunſt? Da muß ſie ja wohl auch Deine geweſen ſein!

Ergraut war er freilich ſchon durch Zunahme der in Arbeiten und Weltleben hingebrachten Jahre. Sein Ehrgeiz, dem in einer gewöhnlichen Laufbahn viel zu wünſchen geblieben wäre, hatte in Verhältniſſen, die als einzig daſtanden, die außerordentlichſten Befriedigungen erfahren. Ruhm, Einfluß, Ehrenzeichen, Geld, Wohlleben, fehlten ihm nicht. War es ihm ſchmeichelhaft, daß ihn, den aus unterem Stande Emporgekommenen, die vornehmſten und reizendſten Gunſtbezeigungen anlockten, ſo gefiel er ſich nicht weniger in dem Gelüſt, den Reiz des Abſonderlichen und Fremdartigen auch in unteren Regionen, und ſelbſt in ſtrafbaren, zu verfolgen, um einer doch meiſt nur kindiſchen Neugier ſchauerliche Eindrücke zu gewähren. Den durch die mannigfachſten Genüſſe verweichlichten Sinnen durfte keine Behaglichkeit fehlen. Er umgab ſich mit kleinen Annehmlichkeiten, er verſchwendete Tauſende für geringfügige Leiſtungen. Kindiſch freute er ſich ſeiner Fußdecken, Polſter, Geräthe, Blumenarten, Papierſorten. Seine Ueppigkeit ging nie auf große Gegenſtände und bedeutende Einrichtungen, war aber unmäßig in kleinen Dingen. Schneller, als es in ſeiner urſprünglich ſtarken und heitern Natur begründet ſchien, überſchlich bei ſolchem Hinſchweifen des Lebens ihn Abſpannung und Ueberdruß. Er fühlte Kränklichkeit und Verfall, er ſah die

Jugend entflohn, das düstre Alter nah; der Luxus körperlicher Sorgfalt mußte sich in nothgedrungene Fürsorge verwandeln, mit Seufzen bequemte er sich zu falschem Haar! In seiner Verstimmung mied er dann die Gesellschaft, die Geschäfte wurden ihm zuwider; kam irgend ein Uebel hinzu, das ihn persönlich berührte, ein Mißverständniß, eine Verlegenheit, eine Bedrohung, verdüsterte sich der politische Himmel, oder stockten die außerordentlichen Einkünfte, deren er nie genug haben konnte, so war seine Schwermuth gränzenlos, und er verzweifelte am Leben.

Aber jeder Sonnenschein von Gesundheit nnd Gedeihen rief auch wieder seine ganze Kraft, seinen Muth und Leichtsinn zurück. Gleich vergessen hatte er alle Klagen und Geständnisse, er läugnete in der nächsten Stunde die der vorigen ab. Kaum der Noth frei, worin er eben noch gezittert hatte, spottete er ihrer, verneinte sie denen, die sie noch fühlten. Die Hülfe, die er angesprochen, der Trost, den er empfangen, durften sein Gedächtniß nicht beschweren; sie zu erwiedern fiel ihm niemals ein. Er war den Gedanken und dem Sinne nach ein treuer Freund; wen er einmal geachtet, wen er geliebt, der blieb ihm für immer ein Gegenstand der Theilnahme und Neigung; aber zur That bedurfte er der persönlichen Anregung, sie mußte einen Reiz für ihn, für ihn einen Genuß haben. Der gegenwärtige Augenblick war ihm alles, er lebte ganz in dessen Macht und Gunst.

Ihm wurde das Glück zu Theil, durch eine wunderbare Wiederbelebung, wozu die Bäder von Gastein und Ischel besonders wohlthätig gewirkt, zu neuer Ge-

ſundheit und Kraft zu erſtarken, und nach frühem Vorſchmacke trauriger Alterserſchlaffung neue Jahre eines kräftigen und muthigen Mannesalters zu erleben; was für jeden Menſchen ein ſeltenes und außerordentliches Glück geweſen wäre, mußte von Gentz als ein hundertfaches begrüßt werden. Sein Geiſt erhob ſich zu neuer Thatkraft, die Welt erweckte ihm friſchen Antheil. Er hatte nie aufgehört, mit Wiſſenſchaft und Litteratur in Verbindung zu ſein, und überhaupt ſeine Nebenzeit, während er außer den Geſchäften alles nur läſſig zu nehmen und ſich trägem Nichtsthun zu ergeben ſchien, fruchtbar auszubeuten verſtanden. Auch zum Schreiben war er ſtets eifrig geblieben, und als er längſt aufgehört hatte Schriftſteller ſein zu wollen, auch die Anläſſe zu politiſchen Aufſätzen ſeltner wurden, trieb ihn ſein angebornes Talent beinahe täglich zu ſchriftlicher Mittheilung an, und es war ihm Bedürfniß, wenigſtens Briefe zu ſchreiben. Jetzt aber, in dem Bereiche ſeiner nächſten Tagesbezüge, ſah man nicht nur ihn ſelbſt mit Heiterkeit wieder erſcheinen und der alten geſelligen Vorzüge genießen, ſondern auch ſeinen litterariſchen Antheil einen neuen Aufſchwung nehmen; bei jedem perſönlichen Anlaſſe griff er mit Luſt und Fülle zur Feder; ja man wollte ſeine Schreibſeligkeit bald ſogar übermäßig und faſt beſchwerlich finden!

Aber ſeinem ſolchergeſtalt erfriſchten Alter waren noch gewaltige Schickungen zugedacht, ſein Weſen gleichſam nur geſtärkt worden, um den Gipfel aller ſeiner Lebensbeziehungen noch zuletzt als höchſtes Daſein in Glück und Unglück zu erfahren. Gentz hatte das ſeltne Glück, ſeine letzten Lebenszeiten durch Liebe verherrlicht

zu ſehen; nicht durch eine gefällige Neigung, ein wohlwollendes Anſchließen, eine reizende Bethörung, ſondern durch eine ächte, volle, beglückende Leidenſchaft. Mit ſeiner erneuten Geſundheit und ſeinem wiederbelebten Geiſte war auch die ganze Kraft ſeines Herzens wiedergekehrt. Die Schönheit, die Anmuth und Liebenswürdigkeit eines holden Geſchöpfes hatten ihn zauberiſch berührt, und die erregte Flamme beleuchtete ſo glücklich ſeine eigne Liebenswürdigkeit, ſtellte ſo reich den unvertilgten Schatz ſeines Gemüths hervor, daß die ſchönbegabte Jugend freudig den ganzen Werth des Greiſes anerkannte, und ſeine Liebe erwiederte. Solch ein Begegniß in ſeinem ganzen Umfange zu würdigen, ſeine Schickungsmacht zu empfinden, ſein Glück auszuſprechen, war niemand ſo fähig und berufen als Gentz, deſſen vertrauliche, dieſen Gegenſtand behandelnde Briefe wohl eben ſo anzuſehen und in gleicher Weiſe zu leſen und zu ehren ſein dürfen, wie Goethe's römiſche Elegieen, denn von ſolchem Inhalt emporgehoben ſteht die Proſa in gleichem Range mit dem Gedicht.

In dieſe Zeit fällt ſeine höchſte Empfänglichkeit für die Poeſie, ſeine Freude an alten und neuen Dichtern, ſeine wunderbare Neigung für den ihm ſcheinbar widerſtreitendſten, für Heine. Sein Geiſt ſieht über die Zufälligkeiten des Tages, über die Richtung, welche der Weltlauf dieſem Talente zugewieſen, erhaben hinweg, um nur dieſes zu ſehen, und läßt Licht und Wärme des dichteriſchen Schaffens auch von ſonſt feindlicher Seite bei ſich ein. Und wahrlich vergebens hat man ihm den großartigen Sinn durch herabſetzende Bezeichnung zu mißdeuten, dem Dichter den ihm gewordenen

Lobpreis zu verkümmern gesucht; es wird für Gentz immer ein günstiges Zeugniß sein, daß er Heine's Gedichte lieben konnte, und für Heine ein edles Blatt seines Lorbeerzweiges bleiben, einem Geiste dieser Art gefallen zu haben.

Im Glück und Stolze seines neuen Lebens, im Vollgefühle der Kraft, welche seinen Geist und sein Herz emportrug, fühlte Gentz anfangs die Gewitterschläge wenig, mit welchen eine neue Revolution in Frankreich plötzlich ausbrach. Sie mußten in starken und nahen Wiederholungen, in furchtbarer Aufzeigung ihrer unwiderstehlichen Folgen, in persönlichen Verlusten und Gefahren ihn treffen, um in sein Gemüth mit allen ihren Schreckniſſen einzudringen. Jetzt aber fühlte er die ganze Gewalt derselben, er sah die Welt auf's neue einer Richtung überliefert, welche ein vierzigjähriger Kampf und fünfzehnjährige Siegesmacht nicht hatte bezwingen können, er sah die Aufgabe und Frucht seines Lebens zertrümmert, und am Schlusse desselben sich wieder in den Anfang einer Laufbahn versetzt, die zum zweitenmale zurückzulegen der Greis weder Muth noch Hoffnung haben konnte. Alle Stützen seiner Stellung schienen umgerissen, und eine öde bedrängte Zukunft ihm, nebst allem übrigen Entbehren, auch das des einzigen Glückes aufzuerlegen, das gerettet ein Ersatz für jedes andre hätte sein können, aber für sich allein kaum zu retten war. Lebhaft ergossen sich seine Bekümmerniſſe in beredten Klagen. Er forderte Trost und Rath, den aufzunehmen er kaum noch fähig schien.

Jedoch Beispiel, Zuspruch und die nähere Betrachtung der Verhältniſſe selbst, welche schon wieder zu

festerer Gestalt übergingen, erhoben bald seinen Muth auf die Höhe, wo er sich vormals behauptet hatte. Zum zweitenmale sah Gentz die Revolution zu einer Wendung gebracht, bei welcher noch nicht alles verloren schien; und so wie schon früher einmal sogar der Sieg vielfache Wirkungen des Ueberwundenen als Bestehendes aufgenommen und bestätigt hatte, so glaubte Gentz auch jetzt, daß mit der Revolution ein Stillstand nicht unmöglich sei, der einigen ihrer Wirkungen gleichfalls die Rechte von Bestehendem vorläufig einräumte. In diesem Sinne schrieb er einen denkwürdigen Aufsatz, den Inbegriff seiner letzten politischen Ueberzeugung, das Vermächtniß seiner Ansichten. Ob er darin Recht gehabt, ob seine Richtung oder seine Aeußerungsweise Tadel verdiene, mag hier unerörtert bleiben; die Thatsache nur sei ausgesprochen, daß Gentz durch jenen Aufsatz im Wesentlichen die Grundzüge der Staatsklugheit bezeichnet hat, welchen die gesammte europäische Politik seit Jahren wirklich gefolgt ist, und denen sie auch ferner folgen zu wollen scheint. Doch in mancherlei Widerspruch mit Ansichten und Meinungen verwickelt, die dem tieferen Sinne nach wohl auch die seinigen waren, deren jetzigen Anwendbarkeit er aber durchaus bezweifelte, und daher mit aller Lebhaftigkeit, ja wohl mit gesuchter und sophistischer Entgegensetzung bestritt, sah er zuletzt auch gegen sich noch die Beschuldigung auftreten, die so häufig ungerecht Statt findet, und von welcher Gentz gewiß vor vielen Andern freizusprechen ist, daß er seinen früheren Grundsätzen abtrünnig geworden sei, und die Farbe gewechselt habe.

Gefaßt und gestärkt lebte Gentz wieder den Ge-

schäftsarbeiten, die oft einen großen Theil seines Tages hinnahmen. Seine Muße widmete er ganz der Liebesneigung, welche ihn zu beglücken fortfuhr. Ein üppig ausgestattetes Gartenhaus mit reichem Blumenflor gewährte den lieblichsten Aufenthalt. Auch seine Einnahmen hatten sich wieder mit seinen während der letzten Zeiten nur gestiegenen Bedürfnissen im Verhältniß gestellt, und aus wechselnden Hülfsquellen, zum Theil aus der unmittelbaren Freigebigkeit des Kaisers, welche für ihn nicht vergebens angesprochen wurde, zog er eben so große und größere Summen, als früher so manche andre Fundgrube geliefert hatte. Sein Leben konnte auf diese Weise in ebner Bahn noch geraume Zeit fortgehen. Er hoffte es, und gestand, daß er auf ein hohes Alter rechnete.

Indessen hatte er bereits das achtundsechzigste Jahr angetreten, und eine Bahn zurückgelegt, welche als eine vollständige, als eine an die Gränzen ihrer Aufgaben, Wünsche, und Hoffnungen, durch reiche und wiederholte Erfüllung glücklich hingelangte erscheinen durfte. Größeres schien er nicht mehr erfahren, Schöneres ihm nicht mehr begegnen zu können, als bis hieher geschehen war. In den Staatsgeschäften konnte die volle Gunst früherer Umstände schwerlich wiederkehren; seine Liebe hingegen wurde mehrmals durch längere Trennung und durch die Aussicht getrübt, daß die Zukunft solche nur stets entschiedener herbeiführen müsse. Allein noch genoß er einer guten Gesundheit, und ihn ängstete keine Furcht nahen Sterbens. Da erscholl unerwartet aus Weimar die Nachricht, Goethe sei gestorben. Goethe war dreiundachtzig Jahr alt geworden; Gentz hatte ihn

niemals eigentlich geliebt, immer nur wider Willen ihn bewundert und verehrt; man hätte glauben ſollen, dieſer Tod würde ſein Gemüth am wenigſten berühren. Gerade dieſer jedoch erſchütterte ihn durchaus. Er konnte nicht aufhören davon zu ſprechen, und daß auch ein Goethe, einer der größten Männer aller Zeiten, ſterben müſſe, wirkte auf ihn wie ein Wunder und ein Entſetzen. Völlig außer Faſſung brachte es ihn, daß dieſer Tod nicht größere Wirkung hervorbringe, daß alles ſo weitergehe; mehrmals rief er aus, dies ſei ja ein Weltereigniß, eine ungeheurer Veränderung, daß Goethe nicht mehr da ſei, und daß dieſes Bewußtſein, dieſe Lebensgenoſſenſchaft aufgehört habe. Seitdem faßte er den Tod näher in's Auge, und er ſelbſt glaubte ſich ſterblicher. Vieles ordnete er jetzt in ſeinen Angelegenheiten, verbrannte den größten Theil ſeiner Papiere, unter welchen in eigner und fremder Handſchrift die koſtbarſten Schätze zu vermuthen waren.

Noch einige Zeit verſtrich in erneuten Anreizungen des Lebens, noch mancher Tag warf einen lieblichen Schein; aber die Flamme ſelbſt, indem ſie heller leuchtete, nahte nur um ſo raſcher dem Erlöſchen. Ein allgemeines Sinken der Kräfte trat plötzlich ein. Gentz fühlte, daß er aus dieſem Zuſammenfallen ſich nicht wieder aufrichten würde, er war gewiß, daß es mit ihm zu Ende ginge. Und der Schwache, der Muthloſe, der ſein ganzes Leben hindurch vor dem Tode gebebt, den die zufällige Mahnung an dies gemeinſame Geſchick oft ganze Tage verſtimmt hatte, der ſah jetzt mit Entſchloſſenheit und Kraft deſſen wirkliches Herannahen! Unverzagt blickte er ihm in's Auge, und fand die

Schreckniſſe nicht, die er gefürchtet. Mit ſtarkem Geiſte ſprach er von ſeinem Zuſtande, der bald enden würde, bis dahin ſollte man Geduld haben. Er ſah den Fürſten von Metternich in gerührter Theilnahme an ſeinem Krankenlager; die treuſte Pflege liebevoller Hände blieb ihm bis zum letzten Augenblick. Am 9. Juni 1832, ohne Schmerzen und faſt ohne Leid, entſchlief er ſanft, denn in dem Maße, wie ſeine Kräfte, hatte auch ſeine Empfindung abgenommen. Wunder und Preis erweckte ſein muthvolles Sterben, ſein ruhiges Entſchlafen; und die Gunſt des Himmels, die ihm ſo vieles verliehen, ſchien ihr größtes Geſchenk ihm bis zuletzt aufgeſpart zu haben.

Gentz war in der evangeliſchen Kirche geboren, und lebenslang in ihr verblieben; nie hatte er daran gedacht, katholiſch zu werden. In ſeiner religiöſen Denkart ſtand unerſchütterlich der Geiſt der Aufklärung und des Vernunftglaubens feſt, der im achtzehnten Jahrhundert allgemein vorherrſchte. Das Sittengebot nahm er in einem weiteren und ſchlafferen Sinne, als die ſtrenge Lehre Kant's, dem ſein Geiſt beharrlich anhing, es vorſchreibt; aber ſein Gefühl blieb ſtets den Menſchlichen, dem Wohlthun und der Güte zugewendet; ſeine Nächſten zu erfreuen war ihm ein Bedürfniß; beſonders liebte er zärtlich ſeine beiden ihn überlebenden Schweſtern, ſandte ihnen nach Berlin Geſchenke, und ſchrieb ihnen oft. Er haßte niemanden, und wer ihn zu haſſen ſchien, den ſuchte er zu begütigen; Ungerechtigkeit und Härte auszuüben war er nicht fähig, außer wo Vergeſſen und Unterlaſſen, Leichtſinn und Zerſtreuung, zu ſolcher Wirkung übergingen. Bemerkenswerth iſt, daß alle viel-

fachen Schulden, welche Gentz in Berlin zurückgelaſſen, nach und nach vollſtändig abgetragen worden, und ſchon im Jahre 1815 getilgt waren. Zur Berichtigung aber ſeiner ſeitdem in Wien durch verſchwenderiſche Sorgloſigkeit wieder angehäuften Schulden reichte ſeine Hinterlaſſenſchaft nicht aus. Noch iſt merkwürdig, daß Gentz, der wiederholt auch in Finanzſachen gearbeitet und alle neuen Entwürfe, ſo wie jede wichtige Nachricht immer früh wußte, auf Benutzung des Börſenſpieles kaum Bedacht nahm. Er zog es vor, klare, runde Summen aus freier Hand, ohne viele Rechnung und Ueberſchlag, zu empfangen, niemals zum Mehren und Anhäufen, ſondern ſtets nur zum eiligen Verbrauch.

Sein Tod machte allgemeinen Eindruck. Wohl ſtrömten die Tagesfluthen, wie bei Goethe's Tod, ihre großen und kleinen Wogen darüber hin; aber die Welt, in welcher Gentz gelebt, wußte was ſie an ihm verloren hatte. Dieſer Verſtand, dieſe Kenntniſſe, dieſes Talent, mußten überall, wo ſie gewirkt, vermißt werden. Die Staatsmänner, die Geſellſchaft, und vor allem die Freunde, widmeten ihm dauernde Erinnerung. Auch aus andern Kreiſen hallten ihm aufrichtige Klagen nach. Ihm hatte ſich durch Vermittlung eines großen Geſchäftshauſes ein Briefwechſel mit einer hohen Perſon in Paris eröffnet, der zu dem vielen Seltnen und Wunderbaren gehörte, wodurch Gentzens Leben und Stellung immer als ganz einzig erſcheinen mußten. Eines der Häupter jenes Geſchäftshauſes ſagte nachher, als Gentz geſtorben war, von ihm bedauernd: „Das war ein Freund! ſolchen bekomme ich nie wieder! Er hat mich große Summen gekoſtet, man glaubt es nicht, wie große

Summen, denn er schrieb nur auf einen Zettel was er haben wollte, und bekam es gleich: aber seit er nicht mehr da ist, seh' ich erst, was uns fehlt, und dreimal so viel möcht' ich geben, könnt' ich ihn in's Leben zurückrufen!"

Was er im Ganzen gewirkt und geleistet, läßt sich mit äußerlichen Thatsachen nicht immer darlegen, sondern muß geistig angeschaut und erwogen werden; hier ist der Ausspruch der Wissenden allein gültig, und sein Inhalt nicht zweifelhaft. Gentz war der erste, und lange Zeit der einzige, wahrhaft staatskundige Schriftsteller, der mit Talent und Nachdruck die Sache der Regierung und der herkömmlichen Ordnung gegen die Revolution und deren Nachfolger vertheidigte. Unaufhörlich brachte er neue und schlagende Gründe, gedrängte Schlußfolgerungen, unwiderstehliche Beweisführungen in den Kampf, um den schwierigsten Stand gegen öffentliche Meinung wie gegen herrscherliche Gewalt mit beharrlicher Ausdauer zu behaupten. Nur er, ein gewesener Bürgerlicher und früherer Anhänger der Revolution, nur ein solcher, stark noch gegen den Feind durch den Geist und die Waffen, die er von ihm herübergebracht, konnte mit solchem Vortheil in diesem Streit auftreten. Und auch als Mitstrebende genug in seiner schriftstellerischen Bahn nachfolgten, blieb er stets der Erste, durch Kraft und Sicherheit die Einen, durch Vornehmheit und Weltkunde die Andern weit überragend. Seine Gedanken und seine Beredsamkeit liehen den Verbündungen der Mächte einen Glanz und Schimmer, deren Mangel oft nachtheilig war empfunden worden; seine wundervolle Prosa erhob den Ausdruck der Kabinette

zu der Höhe britiſcher Rednerbühne. Sein Geiſt wußte die mannigfachſten Werkzeuge zu beſeelen; in dem Organismus deſſelben fehlten vielleicht nur zwei äußerſte Glieder: ſtrenger Tiefſinn und raſcher Witz; alles was zwiſchen dieſen Endpunkten einzureihen iſt, beſaß er in reichſter Ausbildung und Brauchbarkeit.

Gentz hat keinen Nachfolger gehabt, und konnte keinen haben. Die Stellung, welche er genommen, war die ſeinige allein, das Erzeugniß ſeiner Zeit, ſeiner Eigenſchaften, ſeiner Perſönlichkeit. Sein jüngerer Freund Adam von Müller, der ſchon in Berlin ſich ihm eifrigſt angeſchloſſen hatte und ſpäter nach Oeſterreich gefolgt war, wäre fähig geweſen, ihn nach einigen Seiten zu erſetzen, nach allen keineswegs; er wirkte aus andren Geſichtspunkten, und ſtrebte mit ſchwächeren Schwingen zu vielleicht höherem Ziel.

Wir ſchließen hier unſre flüchtigen Umriſſe; ſie können das Bild nur andeuten, zu deſſen vollſtändiger Ausführung der Zeichner ſtets noch andre Gaben wünſchen dürfte als die ſeinigen; die reichen Lebensfarben eines Diderot, die ſcharfen Lichter eines Heine müßten hier behülflich ſein, und doch möchte zuletzt noch immer ein Zuſatz fehlen, den nur Gentz ſelber dem Bilde geben kann. Dieſer aber wird nicht immer fehlen. Seine meiſterhaften Schriften und Aufſätze werden geſammelt werden, ſeine herrlichen Briefe nicht verſchloſſen bleiben, und aus dieſen ſelbſteigenen Zeugniſſen wird alles über ihn Geſagte erſt in ſein wahres Licht und Verſtändniß treten.

1835.

(Die hier ausgesprochene Hoffnung ist zum Theil, soviel es bisher die Verhältnisse gestatten konnten, erfüllt worden, und zwar in würdiger, sorgfältiger Weise, durch Dr. Gustav Schlesier, welcher bisher fünf Bände deutscher und einen Band französischer Schriften von Gentz mit zweckmäßigen Erläuterungen herausgegeben hat. Aber vieles ist noch zurück, und harret des Zeitpunktes, wo es wird erscheinen dürfen.)

Scholz.

Ein Sonderling, den wir mit einigen Worten schildern müssen. Aus Breslau gebürtig, von angesehenen Eltern, einigem Vermögen, guten gewöhnlichen Studien, ziemlichem Talent für auswärtige Sprachen, dabei von stattlichem Aeußern und wirklicher Schönheit des Gesichts, war er zum diplomatischen Fach gekommen, und fing unter dem Minister Grafen von Finckenstein zu dienen an. Als Bürgerlicher durfte er sich hier zwar wenig versprechen, doch erwarb er durch Fleiß und Eifer den Beifall des Ministers, und erregte den Gedanken, daß er besonders brauchbar sei.

In der That fehlte es ihm nicht an Bewegung, er wurde weit und breit umhergeschickt, war in Paris, Madrid, London, Stockholm, St. Petersburg, im Haag, in Stuttgart, in Wien und Berlin, theils als Legationssekretair, theils als Geschäftsträger, zuletzt in Frankfurt am Main als Minister-Resident. Niemals war man sehr zufrieden mit seinen Leistungen, aber auch nicht ganz

unzufrieden; er kannte die Geſchäftsformen, erfüllte ſie pünktlich, verſäumte keine Vorſchrift, nur entbehrte alles, was er that, des Zuſatzes, den eigner Geiſt und eigne Geſinnung, wenn auch in noch ſo kleiner Gabe, jeder Verrichtung geben müſſen, wenn ſie nicht als die eines todten Werkzeuges erſcheinen ſoll.

Nicht, daß Scholz ohne Geiſt geweſen wäre, oder ohne Geſinnung, allein er mochte jenen nicht anſtrengen, und durfte dieſe nicht ausdrücken. Er war ohne irgend ein Vorurtheil, die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts hatte in ihm feſte Wurzel geſchlagen und trieb immer neue Blüthen; Haß gegen Pfaffen und Ariſtokraten, Liebe zur Freiheit und Gleichheit, Liberalismus jeder Art, erfüllten ihn leidenſchaftlich. Seine vertraulichen Aeußerungen, wenn es erſt bis zu dieſen kam, ſetzten in Erſtaunen, man glaubte einen Cato an Strenge und Muth vor ſich zu haben, man beſorgte, irgend eine gewaltige That möchte aus dieſer Geſinnung unzeitig hervorbrechen.

Aber nichts war unnöthiger, als dieſe Beſorgniß, nichts gefahrloſer, als ſeine Denkart! Seinem Handeln traten, beſſer als die Fürſorge der Freunde und die Aufmerkſamkeit aller Polizei es gekonnt hätten, ſeine eignen Mängel in den Weg, die ſich in ihm zu poſitiven Eigenſchaften ausgebildet hatten. An der Spitze ſtand die vollkommenſte Faulheit, die ſo groß war, daß er um ihretwillen ſogar fleißig ſein konnte, indem er alles, was ihm die Annehmlichkeit ſeiner Lage ſicherte, ſorgfältig that und betrieb; hier kämpfte er gleichſam pro aris et focis, legte aber gleich die Waffen wieder ab, wenn es nicht mehr dieſen Preis galt; daher that er nie mehr,

als das gerade Nöthige; nie ſtrebte er weiter, nicht dachte er mehr zu gewinnen, als er ſchon hatte, und, auf der Bahn des Ehrgeizes, zeigte er doch nie eine Spur von dieſem.

In ſchweſterlicher Uebereinſtimmung mit der Faulheit wirkte die entſchiedenſte Muthloſigkeit. Ein ſtarker Einſpruch, ein heftiger Trotz, eine drohende Grobheit, entwaffnete ihn auf der Stelle; aus eignem Bewußtſein war ihm aber nicht unbekannt, daß hinter den großen und lauten Worten nicht immer viel ſtecke, und ſo wagte er wohl, wenn er ſeinen Gegner zu kennen glaubte, auf Augenblicke ein kühnes Ueberbieten, das, wenn es gelang, ihm einen Anſchein von Stärke gab; allein, wenn er ſich unglücklicherweiſe irrte, und ein andrer Mann, als er ſich ihn gedacht, vor ihm ſtand, ſo war ſein Rückzug um ſo kläglicher, und bisweilen von bittrer Schmach begleitet. Einſt auf dem Caſino in Berlin — er war ſchon Legationsrath — übernahm er ſich, und dachte ſeinen Gegner, den Theaterdichter Herklots, durch harte Worte zu ſchrecken, dieſer jedoch gab ihm kurz und gut einen Stoß, daß der Puder umherſtäubte, und alle Anweſenden erſchraken. Scholz, nach der erſten Betäubung, verzog das Geſicht in verdrießlichen Unwillen, trat an ein Fenſter, öffnete es, und ſagte, indem er ſich hinauslegte, um auf die Straße zu ſehen, mit gefaßter Unzufriedenheit: „Mit dem Menſchen ſprech' ich in meinem Leben nicht mehr!" Man ſollte glauben, er habe Talleyrand's Regel, ein Diplomat dürfe nie heftig werden und nie anders als durch Noten einſchreiten, ſchon vor jenem gewußt!

Die Faulheit hat, wie ſchon bemerkt, auch ihre Klugheit, und bringt ſich theilweiſe zum Opfer, um ſich größerntheils zu retten. Die hieraus hervorgehende Thätigkeit wird nothwendig pedantiſch; die Pünktlichkeit tritt an die Stelle der ſelbſtſtändigen, durch Urtheil und Willen geleiteten Anſtrengung, ſichert gegen Vorwurf, und lenkt läſtige Weitläuftigkeiten ab.

Wenn man Faulheit und Pedanterei zuſammengenannt, ſo hat man ſchon die Grundbeſtandtheile der Selbſtſucht ausgeſprochen. Scholz war ein vollendeter Egoiſt. Sein Wohl, ſein Behagen, gingen ihm über alles, und er legte die allerkleinſte ſeiner Befriedigungen unbedenklich in die Wagſchale gegen die allergrößte Unluſt von Andern. Hierin war er faſt großartig. Unter allen Umſtänden und Bedingungen mußte er ſein tägliches Vergnügen haben; dies verſchaffte er ſich hartnäckig, und vertheidigte es bis zur Grauſamkeit. Dies tägliche Vergnügen war mannigfach, aber zum Glück noch gewöhnlich und wohlfeil. Hatte er ſeine Geſchäfte beſorgt, die er haßte, ſo wollte er ſeinen Geiſt in Richtungen beſchäftigen, die er liebte. Er hatte ſich eine leidenſchaftliche Neigung zur Mathematik eingeredet, beſonders auch zur Aſtronomie; hier war überall Klarheit und Gewißheit, hier konnte ſich kein Vorurtheil, keine Pfafferei und kein Ariſtokratismus verſtecken; er ſchwelgte in dieſen Geſetzen und Rechnungen! Doch war ihm weniger daran gelegen, dieſe Wiſſenſchaften gründlich zu ſtudiren und darin fortzuſchreiten, als vielmehr in ihnen zu luſtwandeln, mit Leuten vom Fach darüber zu ſprechen, ſich neue Beſonderheiten vorſagen zu laſſen, an denen er ſich ergötzte. Auch liebte er ſinnreiche Einfälle, Anekdoten,

überhaupt Witz, konnte lange mit zufriedenem Lächeln einer neuen Gestalt dieser Art nachsinnen, und viele Stunden darauf verwenden, einen solchen Stoff in deutsche oder französische Verse, beide gleich schlecht, zu verarbeiten. Doch weit mehr Kraft und Zeit widmete er andern Gewohnheiten. Schach zu spielen, Weißbier zu trinken, Zeitungen zu lesen, zuerst die frischen, dann aber auch nachzuholende ältere — dazu hatte jeder Tag seine festen, unverrückbaren Stunden; besonders aber war die Mittagstafel, zu Hause oder bei Fremden, das wichtigste Ereigniß, und er schätzte nicht sowohl die Ueppigkeit vieler und kostbarer Speisen und Getränke, als vielmehr die sichre Bequemlichkeit eines ausdrücklichen, möglichst verlängerten Genusses, für den auch ein schlichtes Leibgericht vollkommen ausreichte.

Hier sehen wir freilich die Anlagen des Diplomaten mehr und mehr in die Gewohnheiten des Philisters hinabsinken, und die gefährlichen Uebergänge von den einen zu den andern, — wo nicht vornehme Geburt und Sinnesart entgegenstehen, — sind leider offenbar. Dieser Mangel vornehmer Geburt wurde unserm Scholz einst bitter vorgeworfen. Als er in späteren Jahren eine Kleinigkeit wegen seines Wartegeldes zu bitten hatte, mißverstand ihn der Minister Graf von Bernstorff, und glaubte, da Scholz bescheiden seine lange Dienstzeit anführte und auch Madrids erwähnte, derselbe fordre den dortigen Gesandtschaftsposten, und zwar als eine Kleinigkeit, die ihm gar nicht entgehen dürfe. Der Graf gerieth in den heftigsten Zorn, die sichtbare Nullität des Mannes und die bedeutende schwierige Sendung, für die man kaum Rath wußte, wirkten als ein zu starker Ge-

genſatz; er fragte mit Ungeſtüm, ob er wiſſe, was zu ſolchem Poſten vor allem gehöre? Geburt gehöre dazu, vor allem Geburt, das ſolle er ſich geſagt ſein laſſen! Da Bernſtorff auf Scholz ſo losfuhr, ſo wich dieſer zurück, und von dem lautſcheltenden, immer das Wort Geburt wiederholenden Miniſter durch Vorzimmer und Flur verfolgt, kam er endlich zur Hausthür, die er eilig hinter ſich zuwarf. Daß der gekränkte Demokrat auch hier ſich gelobte, mit dem beleidigenden Miniſter fortan wo möglich nicht mehr zu ſprechen, dürfen wir ſchon glauben!

Scholz hatte in ſeiner früheren Zeit als ein ſchöner und ſtattlicher Mann viel Glück bei Frauen, und ließ daſſelbe nicht ungenutzt. Die berühmte und ſchöne Sängerin Marchetti war lange Zeit ſeine Geliebte. In Spanien hatte er manches Abentheuer, zu mühſam und gefahrvoll durfte aber keines ſein. In Hamburg verheirathete er ſich mit einer von ihrem erſten Manne geſchiedenen Göttingerin, doch dieſe ſehr ſchöne und höchſt gebildete Frau hätte auf ein beſſeres Glück Anſpruch machen dürfen; nach mehreren Jahren ſchwieriger Proben fanden beide Theile gerathen, ſich ſcheiden zu laſſen. Scholz hatte dabei noch ein weiteres Ziel vor Augen. Als er in ſeinen ſpäteren Jahren als Miniſter-Reſident zu Frankfurt am Main lebte, meldete ſich ihm aus Cadix eine Spanierin, die er ehemals vertraut gekannt, aber ganz aus den Augen verloren hatte, mit einer allerliebſten Tochter von fünfzehn Jahren an; alte Neigung erwachte in Scholz, er dachte es ſich als das ſchönſte Behagen, von Mutter und Tochter zugleich ſich pflegen zu laſſen. Er ließ beide kommen, heirathete, und ging

mit beiden, da er durch Einziehung seines bisherigen Postens eben auf Wartegeld gesetzt und in Muße war, nach Breslau und Berlin. Hier traten auch mit der Spanierin üble Verhältnisse ein; durch seine egoistischen Gewohnheiten mußte Scholz jedem Nahelebenden auf die Dauer unerträglich werden. Die Schönheit und Talente der Tochter freuten ihn ungemein; doch versuchte er abermals eine Trennung. Sie wurde ihm unerträglich, wegen der Bequemlichkeiten, die er nun entbehrte. In tiefstem Schmerz erzählte er weinend, daß er seine Wäsche nun selbst habe der Wäscherin zuzählen müssen, solche Qual und Mühe wollte er sich nicht zumuthen, und er eilte sich mit der Frau wieder auszusöhnen.

Eine Zeit lang schienen Mutter und Tochter nun zu herrschen; die kleinen Gewohnheiten ließ man ihm, wichtigere Sachen wurden seinem Willen entrückt. Der Graf von Bernstorff, der ungeachtet der erwähnten heftigen Aufwallung für Scholz nicht ungünstig gesinnt war, bewirkte ihm die Erlaubniß, seine Pension im Auslande verzehren zu dürfen. Er lebte einige Zeit im südlichen Frankreich, in Spanien, dann in Italien, wählte zuletzt Rom zum Aufenthalt, und starb daselbst im Jahre 1833. In den letzten Zeiten hatte sein Egoismus, zäher und ausdauernder, als der Trotz der Spanierinnen, doch wieder Mutter und Tochter ganz unterjocht, und herrschte auf die widrigste Weise; die Mutter erkrankte und starb, die Tochter hatte beschlossen, mit ihrem noch ziemlich bedeutenden Erbtheil sich in ein Kloster zurückzuziehen. In Rom zu sterben, und Tochter und Vermögen dem Kloster zu überlassen, war für den preußischen aufgeklärten, demokratischen und philisterhaften

Diplomaten noch eine Art romantiſchen Ausgangs, um den er ſich indeß wenig bekümmerte, da er in ſeiner letzten Krankheit nur mit der Pflege und Labung ſeiner ſelbſt beſchäftigt war.

In allem Egoismus hatte Scholz doch ein gutes Herz und einen redlichen, treuen Sinn; nur durfte kein Widerſtreit beide auf die Probe ſetzen. Bürgerliche Rechtſchaffenheit war ihm heilig, und nie hat er eine Unredlichkeit verübt. An ſeinen Freunden und alten Bekannten hing er mit Zärtlichkeit, nie vergaß er ihrer, und gönnte ihnen alles Gute, wenn er es nur nicht erarbeiten helfen oder verantworten ſollte! Auch ſeine Geſinnungen waren feſt und unwandelbar, nur mußte man nicht verlangen, daß er ſie zur Schau tragen oder durchfechten ſolle! So ſehr er ſich äußerlich bequemte, innerlich that er es nie, und es iſt die Frage, ob er, bei einem gehörigen Aufſchwung, oder dringender Nothwendigkeit, nicht ſeine zage Faulheit vielleicht überwunden, und der Welt eine heldenmüthige Standhaftigkeit hätte zeigen können.

Seinem Landsmanne Gentz verglichen, ergiebt ſich ein merkwürdiges Licht für beide. Von demſelben Ort und denſelben Grundſätzen ausgehend, in faſt gleicher Laufbahn, und mit faſt gleichem Bedürfniß perſönlichen Wohlbehagens, findet der eine, thätig und gewandt, die reichſte Ausbeute der großen Welt, deren Geſinnung und Richtung er annimmt, und ſteigt zu Ruhm und Ehre, und dauerndem Namen auf, der andre, läſſig und unbeholfen, ſeinen Ueberzeugungen treu, ſinkt in dunkle Mittelmäßigkeit des Genuſſes und in Unbedeutenheit zurück. Beide waren unvollkommene Invaſion bür-

gerlicher Kräfte in die Vornehmheit; dem einen eröffnete sie sich, indem er die Ueberfülle seines Talents ihr als Opfer darbot, den andern stieß sie ab, weil er für sie bei mangelnder Auszeichnung nicht einmal Unterwürfigkeit genug hatte!

Wilhelm Nolte,

Königlicher wirklicher Oberkonsistorialrath.

Gestorben zu Berlin, den 2. Juli 1832.

Wir haben den Verlust eines unserer edelsten Mitbürger, eines liebevollen und thätigen Menschenfreundes, in dem Hinscheiden des Mannes zu betrauern, dessen ehrwürdiger Name Ueberschrift dieser Zeilen bildet, und wir fühlen uns um so eifriger gedrungen, ihm einen Nachruf des Schmerzes und der Anerkennung öffentlich zu widmen, als er selbst, während eines schönen und verdienstvollen Lebens, welches für die Welt durch seltene Eigenschaften des Geistes und Herzens die segenreichsten Wirkungen rastlos ausübte, für sich keinen Gewinn in Ruhm und Namen suchte, sondern in stiller Würde und reinem Wandel bescheiden dahin lebte. Doch müssen wir an diesem Orte fürerst uns begnügen, den Umriß seines Lebens und Karakters in gedrängtem Ueberblicke darzulegen.

Johann Wilhelm Heinrich Nolte wurde am 27. November 1786 zu Berlin geboren. Er stammte aus einer achtbaren Bürgerfamilie, und der Vater, ein überaus

redlicher und mit ungewöhnlicher Klarheit in die Verhältniſſe des Lebens blickender Mann, ſorgte eifrig dafür, durch guten Unterricht die frühzeitig ſichtbaren Anlagen des Sohnes zu entwickeln. Dieſer beſuchte von der zarteſten Jugend an die Realſchule, ging mit einem reichen Vorrathe von Kenntniſſen und Fertigkeiten zu dem mit dieſer Schule in enger Verbindung ſtehenden Pädagogium, dem nachmaligen Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium, über, und gewann hier inſonderheit das Studium der älteren und neueren Sprachen lieb, worin er bald die ausgezeichnetſten Fortſchritte machte. Ohne hinlängliche Mittel, eine Univerſität zu beziehen, und für die Erweiterung ſeiner Vorkenntniſſe eifrig, hätte er gern noch länger die Schule beſucht, als ein günſtiger Umſtand ihn unerwartet zur Univerſität beförderte. Die Oberkonſiſtorialräthe Teller, Büſching und Gedike prüften ihn gleichzeitig mit ſeinem Jugendgenoſſen Kieſewetter und einigen Anderen, und die Folge war, daß ihm das kurmärkiſche Stipendium auf drei Jahre und gleich darauf noch ein zweites zu Theil wurde. Er ging daher Oſtern 1785 nach Halle, wählte das Studium der Theologie und hörte die wichtigſten theologiſchen Vorleſungen bei Nöſſelt, Knapp und Niemeyer, philoſophiſche und philologiſche bei Eberhard, Jakob und Friedrich Auguſt Wolf, aber auch die Naturwiſſenſchaften und die Geſchichte zog er mit Eifer in den Kreis ſeiner Studien.

Um Oſtern 1788 nach Berlin zurückgekehrt und noch ſchwankend, ob er die theologiſche Laufbahn verfolgen oder ſich ganz dem Lehr- und Erziehungsfache widmen ſolle, nahm er, jedoch nur auf kurze Zeit, eine

Lehrerstelle in einem vornehmen Hause an, worauf er, dem Minister Grafen von Hertzberg durch seine persönliche Erscheinung und seine vielversprechenden Fähigkeiten empfohlen, bei diesem berühmten Staatsmanne Sekretair wurde. Eine Anstellung in dem auswärtigen Departement konnte ihm hier nicht entgehen, und es ist kein Zweifel, daß in dieser Bahn seine Fähigkeiten volle Anerkennung gefunden haben würden; allein der Austritt seines Gönners aus den Geschäften vereitelte diese Hoffnungen. Er ließ sich dies nicht allzu leid sein, und kehrte gern zu dem Unterrichtsfache zurück, wo ihm, wenn auch minder glänzende, doch um so gründlichere Erfolge bestimmt waren. Er wurde im Jahre 1791 Lehrer an dem Pädagogium und der Realschule, wo er sowohl in den gewöhnlichen Schulgegenständen, als auch im Französischen und Englischen den vortrefflichsten Unterricht ertheilte. Im Jahre 1798 empfing er die Stelle eines Professors am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, wie auch eines Lehrers der deutschen Sprache, der Geographie und Geschichte bei der Königlichen medizinisch-chirurgischen Pepinière. Seine Klarheit im Vortrage, sein unverdrossener Eifer und seine freundliche Sanftmuth machten ihn seinen Zuhörern eben so nützlich als werth und angenehm, und selten hat ein Lehrer von einer gemischten Jugend so allgemeinen Dank und allgemeine Zuneigung eingeerntet.

Sein ausgezeichnetes Verdienst in dieser bis zum Jahre 1804 so glücklich fortgesetzten Thätigkeit blieb aber auch höheren Ortes nicht unbemerkt noch unbelohnt. Man schätzte seine Kenntnisse und Lehrgaben, mehr aber noch die schönen sittlichen Eigenschaften, welche ihn dabei

beseelten, den reinen Antrieb und Eifer, die Gewissenhaftigkeit, den Fleiß, den sicheren und feinen Takt in Behandlung der Geschäfte und Menschen, den hellen Verstand und die feste Ausdauer, welche er in kleinen wie in größeren Dingen bewies. Er wurde deßhalb in die Oberbehörde des gesammten Unterrichtswesens berufen und in dem damaligen Königlichen Oberkonsistorium und Oberschulkollegium zuerst als Assessor, dann im nämlichen Jahre schon als Oberkonsistorialrath angestellt. Hier begann eine neue, ihm höchst erwünschte und unter seinen Händen überall fruchtbare Geschäftsthätigkeit, in welcher er sein übriges Leben hindurch getreu geblieben ist.

Die Unfälle des Jahres 1806 erschütterten ihn sehr, stärkten aber zugleich seinen Muth in treuer Anhänglichkeit an König und Vaterland zu stets erneuter Hoffnung und zu jeder erhöhten Anstrengung und Hingebung. Bei Gelegenheit der neuen Organisation der Staatsbehörden, und da in Folge derselben auch das seitherige Oberkonsistorium aufgelöst wurde, erhielt er im Jahre 1809 eine neue Stellung in der geistlichen und Schulkommission der Königlichen Regierung zu Potsdam.

Im Jahre 1816 trat er in das neu errichtete Konsistorium der Provinz Brandenburg über, bei welchem er seitdem verblieb. Im Januar des folgenden Jahres geruhte der König, ihm unter ehrenvoller Anerkennung seiner vielfachen Verdienste den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen. Im Jahre 1826 erhielt er die Auszeichnung, zum wirklichen Oberkonsistorialrath ernannt zu werden.

Unmöglich wäre es, hier die Mannigfaltigkeit, den Umfang und die Schwierigkeit der Geschäfte und Arbeiten

aufzuzählen, die ihm in dieſer Stellung theils von Amts wegen oblagen, theils durch das Vertrauen ſeiner Mitbürger zugewendet wurden, theils durch freiwilliges Anbieten ſeines geprüften Rathes und ſeiner thätigen Hülfe ſich anhäuften. Einige der gemeinnützigen Anſtalten, wir nennen hier vor allen die Louiſenſtiftung, das Friedrichsſtift und die Gewerbsſchulen, — welchen er Mitvorſteher und Theilnehmer war, haben in öffentlichen Blättern bereits ausgeſprochen, was ſie ihm verdanken, wie ſie ihn vermiſſen; und von wie vielen Seiten noch könnten ähnliche Bekenntniſſe geſchehen, wenn überall der Gedanke und das Gefühl ſogleich die beredten Worte fände!

Obgleich während ſeines ganzen Lebens vorzugsweiſe durch die nächſten Pflichtarbeiten und in praktiſchen Verhältniſſen ſtets und ſtark beſchäftigt, wußte der treffliche Mann doch einige Muße auch zu litterariſchen Arbeiten zu benutzen. Er hätte als Schriftſteller, wäre ihm vergönnt geweſen, eigene größere Kompoſitionen zu liefern, unſtreitig ſehr bedeutend werden können, und ſeine Schreibart gehört auch jetzt zu den muſterhafteſten im Deutſchen; allein er hatte auch hier zunächſt den praktiſchen Zweck der Verbreitung von Kenntniſſen und der Erleichterung des Unterrichts im Auge. So entſtanden außer einer ſchon in vielen Auflagen wiederholten Chreſtomathie zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in's Franzöſiſche, einer mit Anmerkungen verſehenen ſehr ſchätzbaren Ausgabe des Vicar of Wakefield und einer ähnlichen des Macbeth, insbeſondere die trefflichen Handbücher der franzöſiſchen und engliſchen Litteratur und Sprache, die er in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde

Ideler bearbeitet und herausgegeben, und worin die gedrängten, aber alles Nothwendige und Karakteriſtiſche glücklich zuſammenfaſſenden Lebensbeſchreibungen der Autoren in ſolchen gegebenen Rahmen nicht ſelten wahre Meiſterſtücke geworden ſind.

Seine äußeren Lebensverbindungen waren ſehr einfach. Er hatte das Glück, ſeinen wackeren Vater, der in dem Sohne ſo ſchöne Hoffnungen erfüllt ſah, bis zu dem Lebensalter von zweiundachtzig Jahren bei ſich zu pflegen. Verheirathet war er nie. Mit einer einzigen Schweſter, die ihn eben ſo heiß liebte, als ſie ihn einſichtig zu würdigen verſtand, lebte er in edlem häuslichen Verhältniſſe glücklich vereint.

Einem reichen Kreiſe bewährter Freunde brachte er ſtets unveränderte Innigkeit und Treue zu; auch die Beziehungen der allgemeineren Geſelligkeit belebten und erhöhten ſich in ſeinem Umgange; die wohlwollende Heiterkeit ſeines Gemüthes, ſein angenehmer Sinn und reich ausgeſtatteter Verſtand äußerten ſich in den feinſten und gebildetſten Formen, und ſein ganzes Benehmen und Geſpräch ſtellten einen Mann dar, deſſen auch die höchſten Klaſſen der Geſellſchaft ſich hätten rühmen dürfen. Seine Güte und Sanftmuth, welche doch dem Ernſt und der Feſtigkeit, deren das Recht oder die Wahrheit bedarf, niemals Eintrag thaten, blieben ſich auf höheren und niederen Stufen vollkommen gleich. Dieſe Eigenſchaften waren bei ihm durchaus Tugenden, keiner Schwäche entſpringend, noch ſolche erzeugend, mit dem erfreuenden Anſchein auch das wohlthuende Weſen verbindend. Von ihm kann die ſeltene Verſicherung gelten, daß er während ſeiner ganzen Laufbahn niemals

einen Mitmenſchen gekränkt, ihm aus Abſicht oder Leichtſinn geſchadet, ihn gehaßt, verkleinert oder gehemmt habe; vielmehr erſchien er ſelbſt Gegnern wohlmeinend, behülflich und zu jedem Guten freudig.

In den Herzen derer, die ihn gekannt und geliebt, die mit ihm gearbeitet, die durch ihn gewonnen haben, wird er unvergeßlich fortleben, wie in dem Wirken ſelber, das von ihm ausgegangen, und deſſen Segen noch beſtehen wird, wenn auch der theure Name dabei nicht mehr im Einzelnen überall deutlich genannt zu werden vermag! —

1832.

Ludwig Robert.

Ludwig Robert wurde geboren zu Berlin im December des Jahres 1778. Die wohlhabende und geachtete Familie, der er angehörte, führte damals den Namen Levin, den sie später mit dem Namen Robert-Tornow vertauschte. Er genoß im elterlichen Hause, das durch geistige Bildung und gesellige Verhältnisse vor vielen andern ausgezeichnet war, eine sorgfältige Erziehung, und den Unterricht, welcher seinen vorzüglichen Anlagen zu entsprechen schien. Sodann besuchte er das französische Gymnasium. Den Versuch, sich dem Kaufmannsstand zu widmen, weßhalb er nach Breslau und Hamburg reis'te, gab er sehr bald auf, und lebte fortan ganz den freien Studien und dichterischen Arbeiten, zu welchen er die entschiedenste Neigung trug. In dem Gesellschaftskreise seiner Schwester Rahel fand er hiezu jede Anregung und Förderniß durch den belebten Umgang der interessantesten Männer und Frauen, welche damals in Berlin zu finden waren. Sein Sinn war aber in

gleicher Weiſe dem philoſophiſchen Nachdenken wie dem äſthetiſchen Bilden zugewendet, und neben Goethe wurde ſchon früh Fichte ſein Leitſtern auf dem Wege des Lebens und der Wiſſenſchaft. Eine beſondre Selbſtſtändigkeit bewies er darin, daß er ſich von dem Einfluſſe der Schlegel, die er beide perſönlich wohl zu würdigen verſtand, nicht fortreißen oder beherrſchen ließ, ſondern eine Bahn verfolgte, welche dem Karakter der früheren deutſchen Litteratur mehr entſprach, und zu dem auch die ſpätere, in den ausgezeichnetſten Talenten der Nation, wieder zurückkehrte.

Die lyriſchen Erſtlinge ſeiner Dichtkunſt erſchienen in dem Muſenalmanach von Chamiſſo und Varnhagen für das Jahr 1804. Sie wurden weniger günſtig aufgenommen, als ſie verdienten; vielleicht, weil ſie auch in der Form weniger, als die der andern jungen Genoſſen, jener Schule huldigten. Sein Eifer wandte ſich aber bald vorzugsweiſe der Bühne zu. Ein Luſtſpiel, „die Ueberbildeten", dem er die Précieuses ridicules von Molière ſehr glücklich zum Grunde gelegt, wurde in Berlin mit Beifall aufgeführt, wiewohl die ſatiriſchen Scherze über die Schlegel'ſche Schule und die Parodirung ihrer Formen ihm auch viele Gegner weckten. Der Muſik wohl kundig, dichtete er eine Oper, „die Sylphen", die von dem Kapellmeiſter Himmel komponirt wurde, aber bei der Aufführung nur theilweiſe gefiel, weil Dichter und Muſiker alles Maß auch des Guten und Beſten, was man dem Publikum an Einem Abend aufzunehmen zumuthen darf, überſchritten hatten. Das Gedicht aber iſt mit großer Sorgfalt entworfen und ausgearbeitet, und darf auch ohne Hülfe der Kompoſition,

als dramatiſches Erzeugniß, mit vollem Rechte für ſich beſtehen.

Nachdem Robert einen Theil von Deutſchland geſehen, und auch in Wien einen längeren Aufenthalt gemacht, beſuchte er die Univerſität Halle, wo er jedoch den Vorleſungen wenig Geſchmack abgewann, ſondern meiſt eignen Studien und edlem Freundesumgange lebte. Er machte hierauf eine Reiſe nach Holland, und begab ſich dann nach Paris, wo er ein dichteriſch genußreiches und fleißiges Leben führte, bis ihn die Unglücksfälle Preußens im Jahre 1806 nach Berlin zurückriefen. Für die Bühne lieferte er hier zunächſt wieder eine Ueberſetzung, die des Trauerſpiels „Omaſis" von Baour-Lormian, welche, in trefflichen Alexandrinern gearbeitet, dieſer Versart für den tragiſchen Gebrauch im Deutſchen neuen Eingang verſchaffen wollte. Eigne Hervorbringungen hielt er, wiewohl ſehr fruchtbar und ſonſt auch gern mittheilend, aus der Oeffentlichkeit immer lange zurück; auch konnte die Rückſicht auf das Publikum ihn ſelten bei ſeinen Arbeiten beſtimmen, die er im Gegentheil völlig frei, nach ganz perſönlichen Antrieben und Stimmungen, oft nur für einzelne Gelegenheiten, oder für einen kleinen Kreis von Hörern abſichtlich einrichtete, und gerade an ſolchen Erzeugniſſen das meiſte Behagen fand. Doch übergab er der Bühne nun bald nach einander zwei eigne Werke, „Jephtha's Gelübde", ein Trauerſpiel in Jamben, das in Berlin, Weimar, Hamburg, Mannheim und andern Orten mit Beifall gegeben wurde, und dann „die Macht der Verhältniſſe", ein Trauerſpiel in Proſa, welches auf allen Bühnen Deutſchlands eine große Wirkung hervorbrachte, und heutiges

Tages hervorbringt; daſſelbe iſt ohne Zweifel die gehaltreichſte, eigenthümlichſte und kraftvollſte ſeiner dramatiſchen Arbeiten.

In dieſer Zeit hatte er ſich auch durch Fichte's Umgang und Lehre vollkommen in deſſen philoſophiſchen Anſichten befeſtigt, mit welchen er ſeine glücklichſten Ueberzeugungen verbinden konnte, und denen er zugleich den leichteſten Uebergang zu den Lehren des Chriſtenthums verdankte, welchen er ſeitdem mit ernſter Wahrhaftigkeit, aber auch mit aller Freiheit eines proteſtantiſchen Forſchers, anhing.

Die fruchtbare Thätigkeit ſeines philoſophiſchen und dichteriſchen Geiſtes wurde durch die Kriegsbewegungen des Jahres 1812 unterbrochen. Geſchäfte, welchen er ſich aus Rückſicht für Andre freiwillig unterzog, führten ihn auf einige Zeit nach Polen, von wo er krank zurückkehrte. Im Frühjahr 1813, als Preußen ſich gegen den Feind erhob, war auch Robert für die Sache des Vaterlandes begeiſtert, und verbreitete, noch unter des Feindes Herrſchaft, und nicht ohne Gefahr, einen kräftigen Aufruf zum Kampfe. Er ſelbſt hatte früher ritterliche Uebungen ſehr geliebt, als Fechter und Turner große Geſchicklichkeit gezeigt; in jüngeren Jahren würde der Kriegsdienſt ihm eine willkommene Laufbahn geweſen ſein. Jetzt, nicht jung genug, um unter den freiwilligen Jägern zu dienen, getrennt von den Freunden, bei welchen er eine ihm gemäße Stellung hätte finden können, krank und mißmuthig im Gefühl perſönlichen Zurückſtehens, mußte er ſich der Verknüpfung ungünſtiger Umſtände fügen, und einen andern Ausweg wählen, ſeine Geſinnung und ſeinen Eifer zu bethätigen. Er

benutzte das Anerbieten des russischen Gesandten Grafen Goloffkin, der bei seiner Mission in Stuttgart ihm eine diplomatische Thätigkeit eröffnete, welche für die gemeinsame Sache auf diesem Punkte so wichtig als ersprießlich sein mußte.

Mit ehrenvollster Anerkennung seiner geleisteten Dienste schied er noch während des Sommers 1814 aus diesem angenehmen und zu vertraulicher Freundschaft gewordenen Verhältnisse, indem er zu der freien Muße gern zurückkehrte, die seiner Lebensgewöhnung mehr als andre Vortheile nöthig geworden war. Den großen Ereignissen hatte inzwischen auch seine Dichtung eigenthümliche Darstellungen und Ergüsse gewidmet, und ein Theil der begeisterten Gesänge, welche später unter dem Titel „Kämpfe der Zeit" im Druck herauskamen, waren in Stuttgart gedichtet, und von dem Verfasser dort in gewählten Kreisen, und auch am Hofe, unter größtem Beifall vorgelesen worden.

Nach einigem Aufenthalt in Frankfurt am Main, sah er zuvörderst Berlin wieder, lebte dann einige Zeit in Breslau, wo er in Verbindung mit seinem Freunde Schall eine heilsame Wirkung auf die Schaubühne möglich glaubte, wohin seine Neigung, sein Nachdenken und seine Thätigkeit noch stets gerichtet waren. Doch lebten in seiner Erinnerung die angenehmen Eindrücke des Aufenthalts in Süddeutschland fort, und als seine Schwester ihren Wohnort auf längere Zeit in Karlsruhe hatte, folgte auch er den Einladungen, welche ihn dorthin und nach Stuttgart zurückriefen.

Hier lebte er darauf mehrere Jahre, im Genusse der glücklichsten Freiheit, angesehen und beliebt in den

erſten Kreiſen, die er doch faſt mied und ſtets vernachläſſigte, einzig ſeinen dichteriſchen Beſchäftigungen nachhängend, und in vertraulichem Freundſchaftsumgange nur ſeiner gemüthlichen Neigung folgend. Dabei nahm er an den Bewegungen der Zeit lebhaften Antheil, und ſprach ſeine Geſinnung, die ſtets den Fortſchritten der allgemeinen Entwicklung, dem Menſchenwohl, der Sache vernünftiger Freiheit und ächter Bildung gewidmet war, bald in ſtrengem Ernſte, bald in ſcharfem Witz und heitern Scherzen aus. Der Wechſel des Aufenthalts in den nahe liegenden Städten Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Baden, Straßburg, erhöhte den Reiz eines Dichterlebens, dem nichts in der Welt zu fehlen ſchien, und das gleichwohl ſeinen beſten Gewinn noch erſt finden ſollte.

Im Jahre 1818 lernte er ſeine künftige Gattin kennen, Friederike Braun, ausgezeichnet durch bewundernswürdige Schönheit, ſo wie durch ſeltne Vorzüge des Herzens und einnehmende Geiſtesgaben. Robert hatte früher nie an eine Heirath gedacht; jetzt war ſein Entſchluß, als er ſeine Neigung erwiedert fand, unwiderruflich entſchieden. Doch erſt im Jahre 1822 konnte die gewünſchte Verbindung erfolgen, und gleich darauf wurde eine Reiſe nach Norddeutſchland angetreten.

Er begab ſich zuerſt nach Dresden, wo er ſeine Schweſter Rahel fand, welche den Aufenthalt in Karlsruhe ſeit ein paar Jahren wieder mit dem in Berlin vertauſcht hatte; auch zog der Umgang mit Ludwig Tieck ihn beſonders an. Hierauf lebte er einige Jahre in Berlin, und ſeine dichteriſche Thätigkeit wurde nun mehr und mehr auch eine litterariſche, wozu die ſchon früher

angeknüpfte freundschaftliche und geschäftliche Verbindung mit Cotta reiche Gelegenheit gab. Er nahm bestimmten und geregelten Antheil an mehreren Zeitschriften; besonders aber blieb die Schaubühne sein Augenmerk, für welche er nicht nur durch eigne größere und kleinere Erzeugnisse, die zum Theil, wie das Lustspiel „Blind und lahm", allgemeines Glück machten, zum Theil, wie das satirische Stück „Kassius und Phantasus", dem gemischten Publikum nicht eingänglich genug werden konnten, sondern auch durch Uebernahme von mancherlei Arbeiten, zu welchen Talent und Selbstverläugnung vereint sein mußten, durch willigen Beirath, durch belehrenden Unterricht und durch öffentliche Kritik, wirksam blieb.

Diese Thätigkeit und Richtung erlitten durch eine abermalige Veränderung seines Aufenthalts, den er im Jahre 1822 auf einige Zeit wieder in Karlsruhe nahm, wenig Unterbrechung. Die Schaubühnen von Karlsruhe und Mannheim erfreuten sich seiner wohlmeinenden uneigennützigen Theilnahme. Eine mit seiner Gattin nach Paris unternommene Reise blieb ebenfalls nicht ohne Frucht für die Angelegenheiten der Bühne und der Litteratur überhaupt.

Im Jahre 1827 kam Robert wieder nach Berlin, um sich daselbst, wie es schien, gänzlich festzusetzen. Ihm waren hier durchaus günstige Lebensverhältnisse beschieden; er genoß des reinsten und vollständigsten häuslichen Glückes durch seine liebenswürdige und liebevolle Gattin; seine Schwester war ihm eine sorgsame, zärtliche Freundin; er fand Achtung und Ansehn in jedem Kreise, den er besuchen mochte; sein Ruf als

Dichter hatte sich ausgebreitet und befestigt. Auch in seinem Wirken für die Bühne zeigte sich erwünschte Förderniß, und seine Arbeiten für das Königsstädtische Theater schienen diesem einen neuen Aufschwung zu verheißen. Allein diese letztere Aussicht bestand nicht lange, und auch für das Königliche Theater, wo man durch frischen Willen die großen Hülfsmittel bisweilen zu einer würdigen und fruchtbaren Kunstanstalt organisirt zu sehen hoffte, mußten die eifrigsten Bestrebungen sich meist als vergebliche bekennen.

Die Juli-Revolution in Frankreich und die Zerrüttungen, welche sie in den Niederlanden und Polen zur Folge hatte, so wie die Unruhen, die in mehreren deutschen Ländern ausbrachen, wirkten auf Robert's Gemüth sehr verdüsternd. Seine Freiheitsliebe knüpfte sich an gesetzliche Formen, er wollte Erörterung, Fortschritt durch Einsicht; rohe Gewalt und wilde Zerstörung waren ihm verhaßt. Die Sache des Vaterlandes und des vaterländischen Königthums erregte seinen tiefsten Antheil, seinen reinsten Eifer. Indeß mußte er bald erfahren, daß Zeiten der Unruhe und Verwirrung es am meisten durch das Verkennen sind, welches sowohl die richtigen Grundsätze im Allgemeinen, als auch die Denkungs- und Verfahrungsart des Einzelnen trifft. Er sah die Mehrzahl der Menschen von ganz andern Gesichtspunkten ausgehen, als die seinigen waren; seine Aeußerungen wurden mißverstanden, seine Triebfedern nicht begriffen; zwischen heftigen und blinden Partheimeinungen fand er für seine Ueberzeugungen und Urtheile selten eine Stätte. Mißmuthig zog er sich mehr und mehr in sein Innres und auf einen kleinen Kreis des Umgangs mit seiner Schwester,

mit einigen jüngeren Verwandten und bewährten Freunden zurück.

In solcher tiefen Verstimmung überkam ihn noch der Eindruck der steten Annäherung des furchtbaren asiatischen Uebels, welches von Rußland und Polen her ganz Europa in Schrecken setzte. Als es unvermeidlich zu werden schien, daß die Cholera sich auch diesseits der Oder ausbreiten würde, faßte Robert den Entschluß, Berlin zu verlassen, und fürerst noch einige Zeit ruhigen Lebens und Dichtens zu gewinnen, fern von den Stürmen der politischen Welt und den Angriffen der mörderischen Seuche. Die Seinigen redeten ihm lebhaft zu, ja er konnte glauben, sie durch sein Beispiel zur heilsamen Nachfolge zu bewegen. So reis'te er im Sommer 1831 ab, und nahm seinen Aufenthalt in Baden, wo er auch den Winter zubringen wollte.

Die gehoffte Ruhe jedoch fand er auch hier nicht. Verdächtigungen seiner Denkart und abentheuerliche Mißreden folgten ihm aus der Heimath nach, und er glaubte öffentlich dagegen auftreten zu müssen. In Baden selbst waren die Gemüther höchst erregt, die Aeußerungen heftig und schrankenlos; er sah seine Meinung mit der ihn umgebenden noch mehr in Widerspruch, als dies in Berlin der Fall gewesen war, und mußte es geschehen lassen, daß Leichtsinn und auch mitunter Bosheit seinen redlichen Sinn laut verunglimpften. Stille dichterische Thätigkeit und sein glückliches Gattenverhältniß wurden in dieser Zeit um so mehr seine Zuflucht.

Der allgefürchteten Krankheit schien er glücklich entgangen, aber in dem bisher bewahrt gebliebenen Lande schlich ihn ein andres Uebel todtbringend an. Er er-

krankte im Juni des Jahres 1832 an einem Nervenfieber, das durch einen Rückfall tödtlich wurde. Er entschlief, nach vorausgegangenem mehrwöchentlichen Kampfe, gefaßt und sanft am 5. Juli, unter der treuen Pflege der trostlosen Gattin, die schon nach wenigen Wochen, von der gleichen Krankheit ergriffen, ihm nachfolgte!

Der Eindruck dieses doppelten Todesfalles wurde allgemein tiefschmerzlich empfunden. Dem ausgezeichneten Dichter und edlen Menschen, der schönen, holden Frau und lieblichen Dichterin, — denn auch ihr war die Gabe des anmuthigen Liedes verliehen, — folgten aus der Nähe und Ferne viele herzliche Klagelaute, voll Anerkennung, Bedauern und Sehnsucht. Von den öffentlichen Nachrufen, welche uns bekannt geworden, fügen wir als Zeugniß ehrenvoller Theilnahme hier die beiden nachstehenden an, einen deutschen und einen französischen, die zugleich als bezeichnende Würdigung des Dichtertalents dienen mögen, dessen kritische Erörterung und Feststellung wir unsrerseits hier nicht versuchen.

Noch im nämlichen Monate, da Robert geschieden war, sprach W. Häring über ihn im Freimüthigen unter andern Folgendes:

„Der Schmerz um einen bewährten Freund, einen geistreichen Dichter, einen werthen Mitarbeiter dieser Blätter ist zu neu, unsere Zeit zu gemessen, um diese Nachricht für unsere Leser mit mehr als wenigen Andeutungen zu begleiten."

„Ludwig Robert ist in Berlin geboren, in den letzten siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, von begüterten Aeltern. Seine ausgebreitete Familie lebt hier im Wohlstande und ehrenvollen Stellungen. Auch er

ſelbſt gehörte zu der glücklichen Minderzahl deutſcher Dichter, welche nicht mit dem Bedürfniß zu kämpfen haben. Ohne reich zu ſein, konnte er ſein Leben hindurch eine unabhängige Stellung behaupten."

„Seine Erziehung und ſeine Studien hat er größtentheils in Berlin vollendet. Vielleicht läßt ſich — im guten Sinne — behaupten, daß ſein beißender Witz nach ſeiner Vaterſtadt ſchmeckt. Natürlich hatte er ihn auf ſeine geiſtreich feine Weiſe ausgebildet."

„Robert arbeitete langſam. Gedankenloſes Phantaſiren war ihm zuwider. Er mußte ſich über alles, was er ſchuf, volle Rechenſchaft geben können. Nur in dem Cyklus von Gedichten nach Napoleon's Sturz, „die Kämpfe der Zeit", erhob ihn die Bedeutung des Momentes zu dithyrambiſchem Schwunge, und dieſe Geſänge ſind wohl poetiſch das Werthvollſte, was Robert geleiſtet."

„Sonſt war ſeine Muſe eigentlich eine epigrammatiſche, ein Kind unſeres reflektirenden Geſchlechtes. In kurzen Sinngedichten, die von Mund zu Munde gehen, z. B. „Was iſt das Publikum?" in kritiſchen Parodieen, z. B. das Geſpräch der Königinnen, hat er Ausgezeichnetes geleiſtet."

„Es darf nicht geläugnet werden, daß ein großer Mißmuth, der bis zur Bitterkeit ging, dem Dichter das Leben verkümmerte. Die Mißverhältniſſe des deutſchen Theaters tragen hievon die Hauptſchuld. Er hatte ſich viel von deſſen Fortſchreiten verſprochen, er hatte viel gehofft für daſſelbe zu wirken, (er hatte es in ſeiner Blüthe kennen gelernt!) und er mußte Zeuge ſein ſeines ſchnellen Verfalls."

„Der Unmuth, wie man in blinder Thorheit die Rechte der Dichter verkannte, verschwendend in Garderobe, Dekorationen und dem anhangenden Tand, zu profitiren glaubte, indem man die längst kümmerlichen Honorarsätze für die Dichtungen noch herabsetzte (!) und dadurch dem Kunstwerthe des Instituts den Stab brach, übermannte ihn. Er konnte, lange von süßen Hoffnungen genährt, einem ihm sehr werthen Institute nicht so schnell und gelassen den Rücken kehren, wie die meisten unter den bessern deutschen Dichtern, die es längst aufgegeben, für die bunte Schau- und Gaukel-Anstalt, heut noch Theater genannt, ihre bessern Kräfte zu vergeuden. Er hoffte noch lange, er wollte nicht ohne Kämpfe davon gehen, und das war ehrenwerth."

„Besonders hatte er durch das neue Königsstädtische Theater zu wirken gehofft. Er fand nicht genügende Unterstützung. Auch war der Ruin dieses Theaters schon durch die zu breite Grundlage, auf der es errichtet, ausgesprochen. Indeß war die Zeit, wo er mitwirkte, die Blüthezeit des Schauspiels dort. — Hätten die damaligen Direktoren nur so viel als den einjährigen Gehalt Einer Sängerin angewandt, um die produktiven Kräfte der Lustspieldichter einmal aufzumuntern und einigermaßen nur für die Arbeit zu entschädigen, so würde diese Anstalt vielleicht mit geringsten Kosten fortgedauert und geblüht haben."

„Unter seinen Lustspielen haben wohl diejenigen den meisten innern Werth, welche im Publikum am wenigsten ansprechen, eine Erscheinung, die sehr nahe liegt, weil eine bittere Zeitsatire, wo das negative Element vorwaltet, wie z. B. sein „Phantasus und Kassius"

und ſein: „Er wird zur Hochzeit gebeten", vom Theater herab nicht anziehen kann."

„Ein geiſtreicher Mann wie Robert, deſſen reflektirendes Dichtertalent ringsum nach Gegenſtänden fühlte, konnte auch nicht fremd bleiben dem öffentlichen Leben. Er trat nicht poſitiv als Politiker auf, aber ſeine Schriften ſind voller politiſchen Anſpielungen; ſeine ſatiriſche Geißel flog rüſtig umher — ohne zu beleidigen. Allein ein Dichter und Politiker aus Fichte's Schule, der an Perfektibilität glaubte und ihr Herannahen in jedem Zeitumſchwunge zu gewahren meinte, mußte auch darin in der allerletzten Zeit bittere Täuſchungen erfahren."

„Robert gehört zu den außerordentlichen deutſchen Dichtern, welche nicht jede Zeile, die ſie ſchreiben, für den Druck beſtimmen. Er dichtete für ſich; viele Satiren, Xenien, ganze Parodieen, lagen in ſeinem Pulte, die er nur vertrauteſten Freunden dann und wann mittheilte. Es gehörte zu ſeiner inneren Genugthuung, ſich gelegentlich ſo Luft zu machen; dann aber wurde es verſchloſſen, um niemand zu beleidigen."

„Er ſelbſt war oft bitter, ſeine Satire aber blieb nur witzig und ſcharf. Und doch darf von dem Menſchen Robert geſagt werden, daß, wo er jener Bitterkeit Herr wurde, er liebenswürdig war und ein edles, wohlwollendes Gemüth zeigte. Friede ſeiner Aſche!"

Die zweite franzöſiſche, Stimme iſt die eines jungen liebenswürdigen Schriftſtellers, Eduard de la Grange, welcher noch in der letzten Lebenszeit Robert's deſſen Umgang in Baden genoſſen hatte, und in der Revue des Deux-Mondes ſich über den Hingeſchiedenen alſo vernehmen ließ:

Genève, 10. Août 1832.

Permettez-moi, monsieur, de consacrer, dans votre *Revue*, un souvenir à la mémoire de Louis Robert, de Berlin, qu'une mort prématurée vient d'enlever à ses amis. Il n'y a pas encore six semaines que, nous promenant sous les délicieux ombrages de Baden-Bade, nous devisions ensemble sur la poésie et la littérature germaniques. Gravissant ces montagnes hérissées de noirs sapins, au milieu de ruines pittoresques des châteaux du moyen âge, il me lisait des vers que lui avaient inspirés les *Orientales* de Victor Hugo, et se plaisait a me faire remarquer la singulière facilité avec laquelle la langue allemande peut s'approprier les beautés de nos chefs-d'oeuvre romantiques; quelquefois, par une transition soudaine, s'élançant des régions de la poésie à celles de la philosophie, il me commentait des passages de Fichte, dont il avoit été le disciple et l'ami. Sa conversation était tout-à-la fois piquante et instructive, son esprit aimable et enjoué, il y avait de la finesse dans ses observations et de l'atticisme dans ses critiques; mais elles glissaient sur le individus sans faire grâce aux ridicules. Robert appartenait au passé par les goûts et les liaisons de sa jeunesse. Véteran de l'école de Gœthe et de Tieck, dont il se montrait l'admirateur passionné, il avoit milité pour eux, pendant vingt ans, dans les feuilles littéraires, comme un soldat qui défend ses chefs et ses drapeaux. Il a composé plusieurs comédies: l'une d'elle, *die Ueberbildeten*, dont le canevas est tiré des *Précieuses ridicules* de Molière, mais revêtu de couleurs empruntées aux mœurs et aux localités allemandes, a été jouée,

pour la première fois avec beaucoup de succès, en 1804; depuis elle a été rajeunie dans ses détails et n'a pas obtenu moins de faveur: je citerai encore *Cassius* et *Fantasus*, pièce allégorique et satirique, dont le sujet est purement littéraire: Cassius est la caisse, et Fantasus l'imagination; enfin une tragédie bourgeoise, *die Macht der Verhältnisse* (la puissance des rapports), qu'on représente aujourd'hui sur la plupart des théâtres de l'Allemagne.

En 1817, Robert paya son tribut à l'enthousiasme de l'époque, par un volume de poésies sur les grands événemens qui, depuis 1813, avoient changé la face de l'Europe; mais sa lyre ne connut jamais la flatterie, il ne venait pas bravement au secours des monarques vainqueurs, sa voix généreuse s'élevait comme celle de Jean-Paul en faveur des peuples: véritable patriote dans le bon sens de ce mot, et sincère ami d'une sage liberté, il tirait du passé des leçons pour l'avenir. Il publia ensuite successivement plusieurs nouvelles qui rappelent, par leur côté satirique, la manière de Cervantes, et les poésies épigrammatiques qu'il inséra dans les *Rheinblüthen*, en 1824 et 1825, sont presque toujours présentées sous la forme la plus heureuse.

Robert écrivait dans *les Annales critiques de Berlin*, et plus fréquemment encore dans le *Morgenblatt*, ou, depuis 1830, il avoit publié les *Nouvelles lettres d'un mort*. C'était une suite à celles du prince Pückler qui eurent tant de vogue en Allemagne; Robert sut s'approprier ce cadre ingénieux: il datait cette correspondance, tantôt de l'autre monde, et tantôt de celui-ci, soit que l'ombre du dandy voyageur erre en-

core sur cette terre, soit qu'elle se promène de planète en planète. La veille du jour de notre séparation, il me montra une de ces lettres qu'il venait de terminer, elle était écrite de Saturne; j'y remarquai quelques allusions à Bœrne et au journal de l'église évangélique de Berlin; la tendance de cette feuille est une sorte de jésuitisme protestant, et Robert a toujours été l'antagoniste le plus décidé des piétistes et des mystiques modernes. Cette épître est d'ailleurs entièrement politique: c'est une argumentation judicieuse et serrée qui s'attaque également aux théories radicales et absolutistes. Les lettres précédentes traitaient des théâtres et de la littérature. Peut de temps avant que la mort ne le frappât, Louis Robert avait composé un prologue pour une représentation que les acteurs de Carlsruhe donnèrent à la mémoire de Gœthe. Ce sont les derniers vers qui soient sortis de sa plume. A le voir dans son intérieur, si plein d'aménité, et environné de tant de bonheur domestique, aurais-je pu croire qu'une existence si paisible et si douce se fût si tôt brisée? — Je lui avais fait lire *Stello;* il fut saisi d'un tel enthousiasme pour le talent original et la verve créatrice de ce livre si profondement pensé et animé de couleurs si vives, que, malgré sa répugnance habituelle pour les traductions, il avait entrepris de le faire passer dans la langue allemande, croyant ne pouvoir plus richement doter la littérature de son pays qu'en y naturalisant un tel ouvrage.

1832.

Friederike Robert, geborne Braun.

In Schwaben erblühte dieſes ſchöne Frauenbild, — der verbrauchte Ausdruck darf hier ſich mit beſondrem Rechte wieder darbieten, — in Schwäbiſch-Gemünd, als Kind ehrbarer, wackrer, jedoch unbemittelter Eltern, denen ein zahlreicher Kinderſegen weniger Glück als Sorge gab. Der Vater war zuletzt als Schulmeiſter, — dort Präzepter genannt, — in Knittlingen angeſtellt, und obgleich er für ſeine Schüler dergleichen nicht eben brauchte, hatte er doch gute Bildung und litterariſche Kenntniſſe, die er wenigſtens ſeinen eignen Kindern mitzutheilen ſuchte.

Die wunderſchöne Tochter, ſtrahlend in Friſche und Munterkeit der Jugend, aber in dem untergeordneten Kreiſe des heimathlichen Lebens, wo Schönheit bei Armuth wenig galt, ohne günſtige Ausſichten, ging eine Heirath ein, die den Umſtänden nach ganz vortheilhaft erſchien, doch kein wahres Glück begründen konnte, ja ſelbſt die erwarteten äußeren Vortheile nur ſpärlich leiſtete. Viele Jahre gingen in alltäglichem, geringen und

doch wechſelvollen Leben hin, unter Sorge, Unbefriedigung, Widerwärtigkeit und Pein. Die guten Anlagen blieben unentwickelt, die Anſprüche höheren Lebens niedergedrückt. Nur die Schönheit, die reine, hohe Schönheit, erhielt ſich, bei allen Kämpfen und Verdunklungen der Tage, hell und klar in eigner Kraft; ungetrübt und unbezwungen leuchtete die zu beſſerem Glücke hin.

Die zu unwürdiger Feſſel gewordene Verbindung wurde endlich gelöſt, und Mutter und Geſchwiſter freuten ſich liebevoll der wiedergewonnenen Tochter und Schweſter.

Ludwig Robert hatte die ſchöne Leidende kennen lernen, und alsbald den Zauber ihrer Schönheit empfunden; noch mehr aber wurde er durch die ihm enthüllten Regungen ihres Gemüths ergriffen und durch die Vorzüge ihres muntern Geiſtes, die ſich nun überraſchend vor ſeinen Augen entfalteten. Durch ſeinen Umgang gepflegt und geleitet, gewannen ihre verabſäumten Eigenſchaften nun ſchnell Geſtalt und Wirkſamkeit. Seine Zuneigung fand die glücklichſte Erwiederung. Nach manchen Kämpfen und Bedenken, zu welchen die eigenthümlichen Verhältniſſe der beiden Liebenden Anlaß gaben, erfolgte eine feſte Verbindung, die fortan das Lebensglück beider wurde.

Man hatte für den Dichter gefürchtet, und das Schwabenmädchen Bürger's ihm warnend vorgehalten; man war für die ſchöne Frau beſorgt geweſen, welche vielleicht erfahren ſollte, daß Unglück, wie in niedrer Wirklichkeit, auch auf phantaſtiſchen Höhen wachſen könne. Doch tiefe Neigung und feſtes Vertrauen führten

ſicher über alle Zweifel hinweg, und behaupteten und bewährten ſich bis an's Ende.

Friederike Robert wurde und blieb die glücklichſte Frau, das Glück und der Stolz ihres Gatten. Sie liebte und ſchätzte ihn über alles; ihr muſterhaftes, harmlos freies und heitres Benehmen ließ nie einen Schatten in ſeiner Seele entſtehen; alle Huldigungen, die ihr mit Beeiferung immerfort dargebracht wurden, zeigten nur ſtets auf's neue, wie beneidenswerth ſein Glück und wie feſt begründet es war.

Robert verließ mit ſeiner Frau das ſüdliche Deutſchland, und brachte ſie in die größere Welt, zuerſt in ſeine Heimath, dann auch nach Paris. Er führte ſie in Weimar zu Goethe'n, in Dresden zu Tieck, wo ſie die Bewunderung und Liebe des ganzen Kreiſes erregte. Am reichſten erſchloß ſich ihr das Leben in Berlin, wo ſie von allen Seiten die beeifertſte Aufnahme, den glänzendſten Schauplatz ſiegender Erſcheinung fand. Es iſt wahr, ihre Schönheit beſiegte jeden Zweifel, jeden üblen Willen durch die bloße Gegenwart; ſie war ſchön im vollen Sinne des Wortes, ſchön, wie Raphael die Schönheit mahlte, ſchön, um rings alles zu erhellen. Unter dem Namen der ſchönen Robert war ſie weithin genannt und geprieſen; Dichter beſangen ſie, Heine, Graffunder, Fouqué, Achim von Arnim, Schall; Eduard Magnus mahlte ihr Bild, ein herrliches Werk, durch die treue Aehnlichkeit ſowohl, als durch die Kunſtmeiſterſchaft, über welches in einem Briefe von Rahel vom 27. Oktober 1826 ſo treffende als ſinnvolle Bemerkungen mitgetheilt ſind. Dieſer allgemeine Eindruck der ſchönen Frau verſtärkte ſich nur in dem Kreiſe der näheren

Freunde, wo ſie Bewunderung und Liebe in erhöhtem Maße einärntete, und zwar hatte ſie das Glück, noch mehr ſogar als den Beifall der Männer, das Entzücken und die Gunſt der Frauen zu gewinnen.

Frohe Laune und gefällige Munterkeit vermißte man nie in ihr; gegen Bosheit und Neid ſtanden ihr auch wohl Waffen des Witzes zu Gebot. Eigentliche Talente der Kunſt entbehrend, brachte ſie der Geſelligkeit mit beſtem Erfolg die natürliche Gabe zu, die allemanniſchen Gedichte von Hebel, und andre Stücke in ſchwäbiſcher Mundart, mit gutem Sinn und friſchem Ausdruck vorzutragen, und fand ſich überhaupt nie behaglicher, als wenn ſie völlig Schwäbin ſein konnte und als Schwäbin ſich zu geben brauchte, den Dichtern überlaſſend, ſie zur Griechin, zur Indierin zu erheben.

Ihr glückliches Naturell war indeß nicht ohne Anlagen zur Dichtkunſt. Mit angenehmer Leichtigkeit machte ſie kleine Lieder, artige Mährchen, meiſt hochdeutſch, einiges auch ſchwäbiſch, in denen ein naiver Sinn und anſpruchloſe Bildlichkeit walteten. Einige ihrer Liedchen ſind von berühmter Meiſterhand in Muſik geſetzt worden.

Robert ſtarb im Sommer 1832 in Baden an einem Nervenfieber. Seine Gattin pflegte ihn mit raſtloſer, liebevoller Sorgfalt, und keine Vorſtellungen konnten ſie bewegen, die drohende Gefahr der Anſteckung zu beachten. Bald durch den nicht abzuwendenden Tod des theuren Gatten im Innerſten getroffen, und von derſelben Krankheit befallen, erlag auch ſie wenige Wochen nach ihm.

Ein edles, treues Paar, des beſten Andenkens

werth! Mögen dieſe Blätter ihm einſtweilen anſtatt des Grabſteines dienen! Und damit nicht düſtre Bilder der Trauer die Aſche umgeben, ſondern ſie im ſtillen Bezirk noch ſich der Schönheit und Heiterkeit zu freuen ſcheine, in welchen ſie zum Leben einſt begabt war, ſo ſchließen wir mit einem vollen Dichtungskranze, welchen Heine in ſeiner frühſten Zeit der Bewunderten dargebracht. Die folgenden drei Sonette waren bisher noch nicht gedruckt, und daß wir ſie hier anfügen, wird uns der Leſer gewiß danken, der Dichter hoffentlich verzeihen! —

1837.

Sonettenkranz

an Friederike Robert.

I.

Verlaß Berlin, mit ſeinem dicken Sande,
Und dünnen Thee, und ſeinen witz'gen Leuten,
Die Gott, und Welt, und was ſie ſelbſt bedeuten,
Begriffen längſt mit Hegel'ſchem Verſtande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sommerlande,
Wo Amrablüthen ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerſchaaren nach dem Ganges ſchreiten,
Andächtig und im weißen Feſtgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor dir niederſinken,
Und deine Füße drücken, und dir ſagen:
Madame! Sie ſind die ſchönſte aller Frauen!

2.

Der Ganges rauſcht, es wandeln ſtolz die Pfauen,
Und ſpreizen ſich, die Antilopen ſpringen
Im grünen Gras, die Hyazinthen klingen,
Viel tauſend Diamanten niederthauen;

Tief aus dem Herzen der beſtrahlten Auen
Blumengeſchlechter, viele neue, dringen,
Sehnſuchtberauſcht ertönt Kokila's Singen —
Ja, du biſt ſchön, du ſchönſte aller Frauen!

Gott Kama lauſcht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Buſens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichſten Geſänge;

Ich ſah Waſſant auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeck' ich neue Welten,
Und in der eignen Welt wird's mir zu enge!

3.

Der Ganges rauſcht, der große Ganges ſchwillt,
Himalaya erſtrahlt im Abendſcheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine
Die Elephantenheerde ſtürzt und brüllt; —

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Luſt erfüllt!

Vergebens ſiehſt du mich nach Bildern ſchweifen,
Und ſiehſt mich mit Gefühl und Reimen ringen, —
Und, ach! du lächelſt gar ob meiner Qual!

Doch lächle nur! Denn wenn du lächelſt, greifen
Die Engel droben nach der Harf', und ſingen
Des Halleluja dröhnenden Choral.

1823. H. Heine.

Christian Günther Graf zu Bernstorff.

Der Name Bernstorff, einem uralten edlen Geschlecht in Hannover und Mecklenburg angehörig, glänzt seit vielen Geschlechtsfolgen in den schönsten und reinsten Erinnerungen deutschen Lebens. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte die Staatsklugheit und Thätigkeit des Freiherrn Andreas Gottlieb von Bernstorff wesentlichen Antheil an den Verhandlungen, durch welche das Haus Hannover zur Thronfolge in Großbritannien gelangt ist. Später sehen wir den Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorff in dänischen Staatsdiensten die höchsten Ehrenstufen erreichen, und als Freund und Beschützer Klopstock's sich ein dauerndes Denkmal in der deutschen Geistesbildung stiften. Sein Neffe, Andreas Petrus Graf von Bernstorff, vermehrte diesen Ruhm, und zeigte als Staatsmann eine seltene Größe der Einsicht und des Karakters, durch die er während stürmischer und drangvoller Zeiten Dänemark in glücklicher Friedensruhe und geachtetem Ansehen erhielt. Diesem großen Vater entsproß der würdige Sohn, dessen

Leben hier in gedrängten Umriſſen zu vergegenwärtigen die Abſicht nachſtehender Zeilen iſt.

Chriſtian Günther Graf von Bernſtorff, geboren zu Kopenhagen am 3. April 1769, war der dritte Sohn aus ſeines Vaters erſter Ehe mit Henrietten Gräfin zu Stolberg-Stolberg. Seine Erziehung im Hauſe der Eltern, theils in Kopenhagen, theils auf dem Familiengute Dreilützow in Mecklenburg, wurde mit liebevoller Sorgfalt in dem Geiſte geleitet, welcher dieſen Kreis von jeher auszeichnete. Der Jüngling fand in der heimiſchen Umgebung die trefflichſten Vorbilder edler Geſinnung und Wirkſamkeit. Seine Oheime, die beiden Grafen zu Stolberg, ſchon als Dichter berühmt, die ſtete Verbindung mit Klopſtock, und der Zutritt vieler andern Männer von höherer Bildung und Würdigkeit, erhöhten den geiſtlichen Glanz des Hauſes. Wiſſenſchaftlichen Unterricht empfing er durch Privatlehrer. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten entwickelten ſich früh. Der Tod der geliebten Mutter, die er in ſeinem dreizehnten Jahre verlor, ließ den Gang dieſes häuslichen Lebens unverändert, und bei den guten Fortſchritten des Jünglings wurde der Beſuch einer öffentlichen Anſtalt nicht für nöthig erachtet. Dagegen war der Vater frühzeitig bedacht, die vielverſprechenden Anlagen ſeines Sohnes durch ausübende Thätigkeit zur Reife zu bringen. Kaum achtzehn Jahr alt, verſuchte dieſer ſich bereits in mannigfachen diplomatiſchen Arbeiten, unter der unmittelbaren Aufſicht und zur großen Zufriedenheit des Vaters, der ihn zu ſeiner Belehrung alsbald auch eine Reiſe nach Schweden machen ließ, wo gerade der Reichstag eröffnet war, und ſodann, nach der Rückkehr von

dieſem erſten Ausfluge, im Jahre 1789, ihn bei dem däniſchen Geſandten in Berlin, ſeinem Oheim, dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, als Legationsſekretair anſtellte.

Hier zeichnete er. ſich ſowohl durch ſeine Arbeiten, als auch durch ſein perſönliches Benehmen ſo vortheilhaft aus, daß er in kurzer Zeit zum Geſchäftsträger ernannt wurde, und ſchon im Jahre 1791 die Beförderung zum bevollmächtigten Miniſter erhielt. Die durch Glanz und Bildung hervorragende Geſelligkeit Berlins ſah in Bernſtorff eine ihrer ſchönſten Zierden; ſeine jugendliche Erſcheinung war ſo würdevoll als anmuthig; ſein offener, redlicher Sinn flößte das ſicherſte Vertrauen ein; ſein freundliches Wohlwollen erwarb jede Zuneigung, und der günſtige Eindruck, welchen ſein damaliger Umgang den trefflichſten Menſchen aus allen Ständen hinterließ, hat aus jener frühen Zeit bis in die ſpäteſte für ihn unauslöſchlich fortgedauert.

Im Sommer des Jahres 1794 machte er in Begleitung ſeines jüngeren Bruders, des Grafen Joachim von Bernſtorff, eine Urlaubsreiſe in die Schweiz, wurde jedoch unerwartet von hier abgerufen, um den däniſchen Geſandtſchaftspoſten in Stockholm zu übernehmen. Beinahe zwei Jahre hatte er dieſem Poſten vorgeſtanden, als er im Sommer 1796 Befehl erhielt, mit beſondern Aufträgen ſeines Hofes ſich nach St. Petersburg zu begeben, wo ſein Aufenthalt aber nur von kurzer Dauer war. Nach Stockholm zurückgekehrt, wurde er im Mai 1797 ſchleunigſt nach Kopenhagen berufen, weil ſein Vater ſchwer erkrankt war, und er für dieſen, ſo lange derſelbe verhindert bliebe, die Leitung der Geſchäfte

übernehmen ſollte. Die Krankheit jedoch endete den 21. Juni mit dem Tode des großen Mannes und ſein Sohn, zum Staatsſekretair für die auswärtigen Angelegenheiten mit Sitz und Stimme in Geheimen Konſeil ernannt, trat unmittelbar als Nachfolger für ihn ein.

Bernſtorff verwaltete das ihm übertragene Amt in demſelben Geiſt und Sinne, welcher bisher für Dänemark ſo heilſam und fruchtbringend ſich erwieſen hatte. Er wußte verſöhnliche Milde und ſtrenge Feſtigkeit zu vereinigen, und es gelang ihm, das politiſche Anſehen, welches ſein Vater erworben hatte, ungeſchwächt fortzuſetzen. Im Sommer 1800 wurde er zum Staatsminiſter und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und ihm ſein Bruder, Graf Joachim von Bernſtorff, als Direktor des auswärtigen Departements zum erwünſchten Gehülfen beigegeben.

Der zwiſchen Großbritannien und Frankreich mit erbitterter Anſtrengung geführte Seekrieg brachte damals das neutrale Dänemark in die unangenehmſten Verwickelungen; die Engländer nahmen däniſche Schiffe weg, und bedrohten Kopenhagen durch ihre Flotte. Die feſte Sprache und geſchickte Unterhandlung Bernſtorff's wandten fürerſt das Unheil eines Krieges noch ab; der zweiunddreißigjährige Staatsmann vertrat mit Erfolg das Recht gegen die Uebermacht, und die Engländer mußten ſogar die Rückgabe ſämmtlicher genommenen Schiffe zugeſtehen. Das folgende Jahr aber ſah dieſelben Verwickelungen nur heftiger wiederkehren, und es erfolgte am 2. April 1801 die Schlacht vor Kopenhagen, worauf dieſe Hauptſtadt ſelbſt von dem Feinde bombardirt wurde. Auf einer Baſtion der Feſtungswerke

ſtand Bernſtorff mit dem Kronprinzen-Regenten, jetzigen Könige Friedrich dem Sechsten, den Gang des Kampfes näher zu beobachten, die Bomben flogen in allen Richtungen über ſie hin, und eine fiel und zerplatzte dicht neben ihnen, glücklicherweiſe ohne zu beſchädigen. Der Sieg entſchied ſich, trotz der Tapferkeit der Dänen, zu Gunſten der Engländer, und Dänemark mußte für den Augenblick nachgeben; die ſchwierigen und raſchen Unterhandlungen aber, welche mit den engliſchen Befelshabern gepflogen wurden, führte Bernſtorff ſo kräftig und vortheilhaft, daß er günſtigere Bedingungen erlangte, als man damals zu hoffen wagte. Schon erkrankt, aber ſich gewaltſam aufrecht erhaltend, brachte er den Waffenſtillſtand noch zum Abſchluſſe, kaum aber war dies geſchehen, ſo brach die Maſernkrankheit bei ihm aus, und er mußte jede Thätigkeit aufgeben. Noch nicht völlig geneſen, übernahm er, zur ſchließlichen Feſtſtellung der Verhältniſſe mit England, eine außerordentliche Sendung nach London, wo er mehrere Monate zubrachte.

Im Jahre 1806 ereignete ſich durch beſondere Verhältniſſe der Anlaß, daß Bernſtorff auf einige Zeit ſich wiederum nach Berlin begab. Die günſtigſten Eindrücke blieben auch von dieſer zweiten Anweſenheit Bernſtorff's daſelbſt am Hofe und in den Geſellſchaftskreiſen zurück.

Daſſelbe Jahr brachte ihm die Begründung ſeines eigenen häuslichen Glückes; er vermählte ſich im Sommer 1806 zu Emkendorf mit ſeiner Nichte, der Gräfin Eliſabeth von Dernath.

Dieſes und die nächſtfolgenden Jahre war Bernſtorff durch die Zeitumſtände genöthigt, im Gefolge des Kron-

prinzen-Regenten größtentheils in Kiel zuzubringen, wo eine däniſche Truppenmacht zum Schutze Holſteins aufgeſtellt war. Dänemark fand ſich zwiſchen den entgegengeſetzten Zumuthungen der kriegführenden Mächte in der mißlichſten Lage, und beſonders gab der fortdauernde Seekrieg theils neuen Anlaß zu widerwärtigen Erörterungen und Spannungen, die zu beſeitigen immer weniger gelingen wollte. Am 9. Auguſt 1807 hatte Bernſtorff die entſcheidende, in der diplomatiſchen Geſchichte berühmt gewordene Unterredung mit dem engliſchen Geſandten Jackſon, in welcher die unſtatthaften Forderungen Englands zurückgewieſen wurden. Die Folge war der Friedensbruch und unerwartete Angriff auf Kopenhagen, durch welchen die Engländer ſich der däniſchen Kriegsflotte bemächtigten und ſie nach England abführten.

Die Wendung der Angelegenheiten war unglücklich, aber die Standhaftigkeit und Würde, mit welcher Bernſtorff das Recht und die Ehre des däniſchen Staates vertreten hatte, wurde von allen Seiten rühmend anerkannt, und von ſeinem Königlichen Herrn durch Verleihung des Elephanten-Ordens belohnt.

Die Treue und Geradheit, die er in ſeinem Dienſtverhältniſſe wie in jedem andern Lebensbezuge gewiſſenhaft übte, war durch kein Mißgeſchick zu erſchüttern, und ſollte bald auch von einer andern Seite her eine ſeltene Prüfung beſtehen. Eine Angelegenheit, welche nicht unmittelbar den Staat, ſondern zunächſt die perſönlichen Verhältniſſe eines Dritten betraf, hatte ihn zu einer Vorſtellung veranlaßt, durch welche er ein Unrecht abwenden zu müſſen glaubte, und da er auf Schwierigkeiten ſtieß und nicht durchdringen konnte, ſo zweifelte

er keinen Augenblick, daß er der Ehre seiner Ueberzeugung ein Opfer bringen und seinem Amte entsagen müßte. Er nahm im Mai 1810 seine Entlassung, ohne Trotz und Groll, wie ohne Ungunst. Der König blieb von seiner treuen Verehrung und Anhängigkeit innig überzeugt und ihm mit aller früheren Zuneigung gewogen.

Um jedoch nicht unthätig zu seyn und um ferner dem Staate zu nützen, erbot sich Bernstorff, durch besondere Umstände ihm selbst unerwartet dazu veranlaßt, im folgenden Jahre zur Uebernahme der dänischen Gesandtschaft zu Wien, die sich gerade offen fand, und ihm auch sogleich gewährt wurde. In dieser Anstellung hoffte er neben seiner amtlichen Thätigkeit einiger Ruhe und Erholung zu genießen, deren er auch nach so wechselvollen und bewegten Jahren, in welchen auch seine Gesundheit sehr gelitten hatte, wohl bedurfte. Gleich das nächste Jahr aber bereitete durch Napoleon's Zug nach Rußland nur neue und größere Bewegungen, von denen auch Dänemark hart berührt werden sollte.

Nach den Unglücksfällen, welche die Franzosen in Rußland erlitten, blieb Dänemark ihrer Sache durch verhängnißvolle Umstände anfangs noch verknüpft, und von der großen Verbündung gegen Napoleon ausgeschlossen. Bernstorff, dessen Amtsverrichtungen in Wien zufolge der Ereignisse des Jahres 1812 aufhören mußten, sah sich den Rückzug nach Dänemark durch die Kriegsheere versperrt, und wollte mit seiner Familie nach Mannheim abreisen, um hier die weitere Wendung der öffentlichen Angelegenheiten still abzuwarten. Der edle Kaiser Franz, hiervon benachrichtigt, schickte zu ihm, ließ ihm die Versicherung seiner besondern Achtung

ertheilen, und zugleich den Wunsch ausdrücken, daß er seinen Aufenthalt in Wien, wo ihn niemand stören würde, fortsetzen möchte. Im Anfange des Jahres 1814 schloß Dänemark sich der Sache der Verbündeten förmlich an, und Bernstorff trat wieder in seiner vorigen Eigenschaft auf. Er folgte dem Kaiser in das große Hauptquartier, und traf nach dem Sturze Napoleon's im April zu Paris ein, wo er den Friedens-Verhandlungen beiwohnte, und für die Sache Dänemarks, besonders auch durch seine Persönlichkeit, so vortheilhaft einwirkte, als es unter den damaligen Umständen irgend möglich war.

Demnächst wurde er beauftragt, in Gemeinschaft mit seinem Bruder an den Verhandlungen des Kongresses zu Wien Theil zu nehmen, und besonders auch zu der allgemeinen Anordnung der deutschen Verhältnisse thätig mitzuwirken. Hier und bei dem zweiten Aufenthalte zu Paris, wohin Bernstorff den verbündeten Monarchen folgte, bei denen sämmtlich er jetzt beglaubigt war, gelang es seinem regen und beharrlichen Eifer, den dänischen Interessen überall die günstigste Berücksichtigung zu erhalten.

Seine Rückreise von Paris nahm er durch die Schweiz, besuchte dann in Westphalen seinen Oheim Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, und fand sich mit dem Schlusse des Jahres 1815 auf dem Gute Dreilützow, wohin auch Stolberg zum Besuche kam, mit seiner Familie, die er in Wien verlassen hatte, wieder vereinigt. Auf der Weiterreise nach Kopenhagen gerieth er in Lebensgefahr, der er jedoch glücklich entging.

Er war mit seiner Stellung in Wien äußerst zufrieden, und genoß in den diplomatischen wie in den

gesellschaftlichen Verhältnissen jeder Auszeichnung und Annehmlichkeit. Jedoch hatte er bisweilen wohl im Vertrauen geäußert, daß er einen dem Vaterlande näheren Posten vorziehen würde, wenn ein solcher sich zeigen sollte. Als nun die Gesandtschaft am preußischen Hofe dem Grafen Joachim von Bernstorff angetragen wurde, wünschte dieser, voll Zartgefühl und Fürsorge für den geliebten Bruder, daß demselben die Wahl zwischen beiden Posten, den Gesandtschaften zu Wien und Berlin, freigestellt würde. Höchsten Ortes wurde dies gern bewilligt, und der ältere Bruder wählte allerdings Berlin, nicht ohne seine alte Anhänglichkeit an den Hof und das Land, so wie seine Vertrautheit mit Sitten und Lebensweise der ihm so sehr befreundeten Stadt, bei diesem Entschlusse wesentlich in Rechnung zu bringen. Er ahndete nicht, wie sehr diese Antriebe sich in der nächsten Zeit bewähren und zu welcher festen Gestalt sie gedeihen sollten!

Im Januar 1817 verließ er Holstein und kam mit den Seinigen nach Berlin. Hier fand er alles seinen Wünschen gemäß; die größe Zuneigung und Hochachtung begegnete ihm von allen Seiten, und während seine edle Erscheinung und hohe Liebenswürdigkeit offen hervortraten, konnten auch die hellen Einsichten und reinen Gesinnungen des vielerfahrenen Staatsmannes nicht verborgen bleiben. Dieser Verein seltener Eigenschaften erzeugte und rechtfertigte den Gedanken, daß die Leitung der politischen Geschäfte Preußens in den damaligen Zeitumständen keinen besseren Händen anvertraut werden könnte, als Bernstorff's, der durch besonnene Haltung und maßvolle Kraft den Erfordernissen des Tages am

meiſten zu entſprechen ſchien, und in Berlin ſchon längſt nicht mehr als ein Fremder anzuſehen war.

Die erſten Eröffnungen hinſichtlich eines Uebertrittes in den preußiſchen Staatsdienſt wurden ihm bereits im April 1818 gemacht, und gleich im folgenden Monat mit größtem Nachdruck wiederholt. Bei dieſer wichtigen Angelegenheit, welche für ihn mehr eine Sache großen Pflichtberufs, als lockenden Ehrgeizes war, wollte Bernſtorff nicht ſelbſtthätig eingreifen, ſondern unterwarf die Entſcheidung unbedingt ſeinem Herrn, dem Könige von Dänemark. Dieſer gütige Fürſt mißte den treuen Staatsdiener ſehr ungern, wollte denſelben aber ſo ehrenvollem Rufe und großem Wirken nicht entziehen, ſondern ertheilte dem angeregten Uebertritte ſeine volle Genehmigung. Bernſtorff reiſte darauf nach Holſtein, um perſönlich Abſchied von dem Könige zu nehmen, der ihm die gnädigſten Geſinnungen unverändert bewahrte. Unmittelbar nach ſeiner Entlaſſung trat er in preußiſche Dienſte als Geheimer Staats- und Kabinetsminiſter und Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten.

Auf dem Kongreſſe von Aachen erſchien er zuerſt in dem neuen Verhältniſſe, mit und neben dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg. Beide Staatsmänner, ſchon aus früherer Zeit befreundet, und die edlen Formen der hohen Lebenkreiſe, denen ſie beide durch Geburt und Bildung angehörten, auf ihre amtliche Bezüge übertragend, wirkten einträchtig zur Löſung der diplomatiſchen Aufgaben, die ihnen gemeinſam geſtellt waren, und wobei die etwanigen Meinungs-Verſchiedenheiten, welche nach andern Seiten beſtehen mochten, größtentheils unberührt bleiben konnten. Bernſtorff empfing

hier auch gleich im Beginne seiner neuen Laufbahn das schmeichelhafteste Zeugniß der Achtung und der Gnade von Seiten des Königs, seines nunmehrigen Dienstherrn, durch Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens, während der Kaiser Alexander von Rußland ihn gleichzeitig mit dem höchsten russischen Orden, dem des Heiligen Andreas, als dem Zeichen seines hohen Vertrauens, schmückte. Nach der Rückkehr von Aachen trat Bernstorff in Berlin an die Spitze des ihm untergebenen Departements, und übernahm die Leitung der diplomatischen Geschäfte.

Gleich im nächsten Jahre rief ihn der Gang der Ereignisse zu dem Kongresse deutscher Bevollmächtigten nach Karlsbad, wo zur Sicherstellung des deutschen Gemeinwesens gegen ruhestörende Bewegungen die Beschlüsse vorbereitet wurden, welche späterhin durch die deutsche Bundesversammlung zur Oeffentlichkeit gelangten. Dem neuen Kongresse, der hierauf in Wien zur Befestigung und Erweiterung der deutschen Bundesverhältnisse gehalten wurde, wohnte Bernstorff gleicherweise als Bevollmächtigter von Seiten Preußens bei, und seine besonnene Klarheit wie sein redlicher Eifer blieben auch hier nicht ohne fruchtbare Einwirkung.

Die neuen politischen Verwickelungen, welche in Folge der spanischen Revolution nach und nach hervortraten, gaben in den nächstfolgenden Jahren Anlaß zu den Kongressen von Troppau, Laybach und Verona, wo die wichtigsten und für Europa folgenreichsten Beschlüsse zu Stande kamen, zugleich aber auch die erhöhten Schwierigkeiten sichtbar wurden, welche fortan in dem Gange der europäischen Politik sich geltend machten. Bernstorff

nahm an der Verhandlungen dieſer Kongreſſe Theil, in welchen das Intereſſe und die Sprache Preußens ſtets folgerecht in der gewählten Richtung zu beharren wußten.

Nicht leicht dürfte die neuere Geſchichte einen Zeitraum darbieten, wo die politiſchen Aufgaben größer, die diplomatiſchen Wirkſamkeiten wichtiger und zarter geweſen wären, als die fünfzehn Jahre, während welcher in Frankreich der Kampf der Revolution gegen die Reſtauration ununterbrochen fortdauerte, und alle politiſchen Verhältniſſe Europa's durch dieſen Kampf durchkreuzt und bedingt wurden. Die Ereigniſſe dieſes Zeitraums und die ihnen entſprechenden öffentlichen Maßregeln ſind bekannt, die Thätigkeiten aber, welche darauf eingewirkt haben, der Antheil und das Verdienſt, die hierbei den einzelnen Kabineten und den mit ihrer Geſchäftsleitung beauftragten Staatsmännern zuzurechnen ſind, in Rettung und Förderung des Guten und Rechten, in Abwendung und Milderung der Uebel, dieſe Einwirkungen können ihrer Natur nach nur einem engen Kreiſe von Mitwiſſenden vertraut ſein, und es bleibt künftiger Geſchichtſchreibung vorbehalten, dieſe noch verhüllten perſönlichen Bezüge einſt genau zu erforſchen und darzulegen. Wir beſcheiden uns, hier nur im Allgemeinen auf die haltungsvolle und gedeihliche Friedensſtellung hinzudeuten, welche Preußen während jenes Zeitraums immerfort behauptet hat, auf das Anſehen und Vertrauen ſeines Kabinets, auf die guten Früchte, welche dieſem Boden entſproſſen ſind, und wir dürfen mit Zuverſicht, ohne irgend ein anderes Verdienſt damit beſchränken zu wollen, die Ueberzeugung ausſprechen, daß die von Bernſtorff

geführte Geschäftsverwaltung im Einzelnen wie im Ganzen durch jede künftige Beleuchtung nur immer ehren- und ruhmvoll für ihn sich darstellen wird.

Und hier ist der Ort, wo wir vor andern Eigenschaften, die er besaß, der einen gedenken müssen, die allen übrigen zur festen Mitte diente, und die ihm selbst die glücklichste Befriedigung und seinem ganzen Wirken eine erhöhte Kraft und Sicherheit verlieh! Bernstorff war in seiner Denkart und Gesinnung durchaus monarchisch; sein innerstes Wesen und jede seiner Handlungen folgten dieser Richtung. Seinem Königlichen Dienstherrn und Gebieter mit höchster Liebe und Verehrung zugethan, strebte er vor Allem, den bestimmten Willen desselben zu vernehmen und auszuführen, und dem Sinn und der Ansicht des Monarchen im Allgemeinen nachzufolgen. Dies that der offenen Darlegung und freimüthigen Erörterung seiner eigenen Ansicht keinen Eintrag; er würde diese niemals zu verhehlen fähig gewesen, und in manchen, hier undenkbaren Fällen lieber ganz zurückgetreten sein; aber wo das Gewissen gesichert war, fand ihn die Pflichttreue des Dienstes immer zur Selbstverläugnung bereit.

Mehrmals im Verlaufe dieser Jahre sah Bernstorff seine Thätigkeit durch heftige und langwierige Krankheitsleiden unterbrochen. Ein erbliches Uebel, die Gicht, pflegte seit früher Zeit, in längern oder kürzern Fristen wiederkehrend, ihn zu befallen. Die Leitung der Geschäfte führte er auch noch vom Krankenbette mit glücklichem Erfolge fort, nur in seltneren Fällen mußte er kürzere Zeit auf alle Thätigkeit verzichten. Wiederholt suchte er, wo nicht Genesung, doch Linderung, in heilsamen

Bädern und im ſtillen Kreiſe der Seinen. Die erneuten Kräfte aber widmete er mit erhöhtem Eifer ſogleich wieder ſeinem Dienſtberufe.

Schon im Jahre 1824 äußerte er gegen Freunde im Vertrauen, daß ſeine Kränklichkeit ihn wohl bald nöhigen würde, ſeinem Amte zu entſagen, und zwei Jahre ſpäter glaubte er, dieſen Zeitpunkt wirklich eintreten zu ſehen; allein das höchſte Zutrauen, welches in ihn geſetzt wurde, und die ſtrenge Pflichtgeſinnung, mit der er ſolches erwiederte, bewogen ihn ſtets wieder, dieſen Schritt noch aufzuſchieben, und das Zureden ſeiner Freunde wie die öftere Beſſerung ſeiner Geſundheitsumſtände ließen ihn nach überſtandener Unterbrechung jedesmal friſchen Muthes die Geſchäfte wieder aufnehmen.

In ſolchem Wechſel war der Sommer des Jahres 1830 herangekommen, und Bernſtorff nach abermaligen ſchweren Leiden in das Bad zu Nenndorf gereiſt, deſſen Gebrauch ſich ihm ſchon früher wohlthätig erwieſen hatte. Jedoch kaum angelangt, empfing er die raſch auf einander folgenden Nachrichten von der in Paris ausgebrochenen neuen Revolution, deren Umfang und Ergebniß mit jedem Tage ſich bedeutender darſtellte. Der Eindruck dieſer zerſtörenden Ereigniſſe wirkte ſo gewaltſam auf ſein Gemüth, daß er auf's neue erkrankte; ſein Geiſt und Wille aber blieben ungebeugt, er vertrieb den heftigen Gichtanfall durch heiße Bäder, und eilte nach Berlin, wo er in der Mitte des Auguſt noch ſehr leidend eintraf. Er übernahm ſogleich mit rüſtiger Kraft die Leitung der Geſchäfte. Die politiſche Lage mit klarer Beſonnenheit überſchauend, wirkte er mit feſtem Eifer in derjenigen Richtung, welche den Umſtänden des Augen-

blicks die einzig angemeſſene erſchien, und in welcher, zu verſtärkter Kraft und Verbündung, die verſchiedenſten Anſichten zuletzt ſich vereinigten.

Die Erſchütterung in Frankreich wirkte weit über die Gränzen dieſes Landes hinaus, von allen Seiten erhoben ſich Bewegungen, die durch Klugheit zu beſchränken, durch Einſicht zu meiſtern oder durch Gewalt zu hemmen waren. Bernſtorff zagte keinen Augenblick, auch unter dem Zuſammentreffen der verwirrendſten Eindrücke nicht, ſondern wandte gegen jede neue Gefahr nur kältere Faſſung und erhöhte Vorſicht. Die Ereigniſſe nahmen in der That bald wieder eine minder drohende Geſtalt, die Hauptkriſis gelangte durch ihre eigenen Gegenwirkungen zum Stillſtande, und die wichtigſten Streitfragen wurden allmälig in die Schranken friedlicher Verhandlung eingelenkt, wo das Anſehen und die Macht der erhaltenden Grundſätze ſich der Revolution gegenüber im überwiegenden Vortheil finden mußte.

Dieſer Stand der Dinge war vorbereitet, allein noch keineswegs vollendet, als Bernſtorff in Folge der unausgeſetzten Anſtrengung und Thätigkeit aufs neue ernſtlich erkrankte, und nun entſchieden glaubte, den vielen weiteren Kämpfen, die ſich vorausſehen ließen, mit ſeinen geſchwächten Kräften nicht mehr gewachſen zu ſein. Doch ließ er deßhalb in ſeinem Pflichtberufe keineswegs nach; die heftigſten Fieberanfälle, die ſchmerzlichſten Kopfleiden durften ihn nicht abhalten, die Geſchäftsarbeiten regelmäßig fortzuführen, und insbeſondere auch die mündlichen diplomatiſchen Verhandlungen täglich zu beſtehen. Ganz in den Leiſtungen lebend, welche die Zeitumſtände von ihm forderten, achtete er nicht ſeiner eigenen Hinopferung.

Erſt nachdem ſein Zuſtand, durch dieſe Anſtrengung ſelbſt, endlich dahin gebracht war, daß er glaubte, den Aufgaben ſeiner Stellung mit ſeinen geſchwächten Kräften nicht mehr gewachſen zu ſein, reifte der Vorſatz in ihm, ſich aus dem Staatsdienſte zurückzuziehen. Auch die günſtigere Ausſicht, zu welcher im Allgemeinen die politiſchen Angelegenheiten nicht ohne ſeine thätige Mitwirkung zurückgeführt waren, ſchien ein ſchicklicher Abſchnitt für die eigne Laufbahn, und er äußerte im Frühjahr 1831 den beſtimmten Wunſch, von derſelben abzutreten. Doch ſein Wunſch wurde noch nicht gewährt, ſondern einſtweilen durch die Ernennung eines Staatsſekretairs für die auswärtigen Angelegenheiten nur eine erleichternde Geſchäfts-Anordnung eingerichtet.

Als jedoch die Krankheitsleiden, anſtatt nachzulaſſen, in der nächſten Zeit nur immer häufiger eintraten, und gleichwohl der öffentliche Zuſtand eine fortdauernd geſteigerte Aufmerkſamkeit erforderte, da hielt Bernſtorff es für ſeine Pflicht, den Zeitpunkt nicht abzuwarten, wo ihn die bisherige Klarheit des Ueberblicks verließe, ſondern ſeine Geſchäftsführung ungetrübt einem kundigen Nachfolger zu übergeben, und von einem Poſten abzutreten, deſſen Aufgaben und Verantwortung die nächſte Zukunft noch vergrößern konnte. Er bat im Frühjahr 1832 mit beſcheidenem, doch dringenden Ernſt um ſeine Entlaſſung; und erhielt zwar dieſe nicht, aber die Ernennung eines Amtsnachfolgers entband ihn aller eigentlichen Departementsgeſchäfte. Der König behielt ſich vor, in geeigneten Anläſſen ihn fortwährend zu Rath zu ziehen, und wollte ihn deßhalb auch fernerhin zu ſeinen wirklichen Staatsdienern gerechnet wiſſen. Dank-

baren Herzens erkannte Bernstorff die huldvolle Gnade und das ehrende Vertrauen des geliebten Monarchen, und durfte mit innerer Befriedigung auf eine Laufbahn zurückblicken, die mit nicht minderer Auszeichnung schloß, als sie begonnen hatte.

Nur allzubald nach seiner Zurückziehung bestätigte sich leider die Besorgniß, die ihn zu jener bewogen hatte; am 10. März 1833 erlitt er einen ersten Anfall von Schlagfluß. Doch erholte er sich wieder, und die Ruhe und Muße, deren er nunmehr genoß, wirkten so günstig auf seine Gesundheit, daß er sogar auch an einzelnen Geschäften wieder Theil nehmen konnte, für welche seine Einsicht und Erfahrung begehrt wurden. Im Sommer 1834 fühlte er sich so weit gestärkt, daß er einem sehnlichen Wunsch, den er lange gehegt, willfahren zu können glaubte, und mit den Seinigen eine Reise nach Kopenhagen unternahm. In dieser früheren Heimath fand er sich durch liebe Erinnerung und Gegenwart doppelt angeregt, und freute sich insbesondere auch des Wiedersehens und der Huld des Königs von Dänemark, der den treuen Sinn seines ehemaligen Dieners mit Rührung anerkannte.

Von Kopenhagen im Herbste nach Berlin zurückgekehrt, empfand er bald wieder die Nachtheile der rauheren Jahreszeit, doch gab ein wechselvoller Zustand auch Zeitabschnitte, in denen er eine zunehmende Besserung hoffen konnte. In solchen Zeiten hegte sein Gemüth besonders Ein Verlangen, das er wiederholt und mit Lebhaftigkeit äußerte; er wünschte herzlich, noch Einmal den König seinen Herrn zu sehen! Ihn seiner innigsten Ehrfurcht und Dankbarkeit versichern, sie persönlich aus-

drücken zu können, war ihm ein Bedürfniß, dem in seiner Seele jede tiefe und zarte Empfindung sich verknüpfte. Die Erfüllung dieses Wunsches vermochte er nicht mehr zu erreichen. Zwar traten wiederholt günstigere Tagesreihen ein, und die Heiterkeit seines Geistes wie die Wärme seines Gemüths erwiesen sich noch im Anfange des Jahres 1835 in erhöhter Lebensfrische, allein gerade in solchem versprechenderen Zustande überfiel ihn unerwartet am 18. März ein erneuter Schlagfluß. Die Hülfe der Aerzte war vergebens. Von treuer Liebe der Seinen umgeben, erfüllt mit dem reinen Bewußtsein eines tugendhaften Lebens, und erhoben durch frommes Gottvertrauen, entschlief er am 28. März im beinahe vollendeten sechsundsechzigsten Jahre sanft und ruhig zu einem höhern Dasein, an das er geglaubt, mit dem er sich stets heiter beschäftigt hatte.

Die Bestattung geschah am 1. April mit allem Glanz und herkömmlichen Ehren, die dem innegehabten Range und der Stellung des Hingeschiedenen gebührten; doch mehr als jene bezeichneten der ungeheuchelte Schmerz und die tiefe Trauer aller Edeln, die ihn gekannt und ihn zu würdigen vermocht, die Größe seines Werthes, so wie des Verlustes, den sein Scheiden uns empfinden ließ.

In der That mag selten eine Persönlichkeit so ausgezeichnete Uebereinstimmung des äußern Erscheinens und des innern Wesens darbieten, als dies in ihm der Fall war. Der liebevolle, menschenfreundliche Sinn, die strenge Rechtschaffenheit, die hohe Bildung des Geistes und die reiche Welterfahrung vereinigten sich in ihm zu dem

ſchönſten Ausdruck echten Menſchenadels, dem Ehrerbietung und Zuneigung nie zu verſagen waren.

Bernſtorff's Karakter als Staatsmann iſt in obigen Umriſſen ſeines Lebens und Wirkens den Hauptzügen nach bereits mitgeſchildert. Erwähnen müſſen wir noch, daß er in jedem Geſchäft mit feſter Beſtimmtheit nur auf die Sache ging, dem redlichen Zwecke nie andere als redliche Mittel wählte, und daß er die künſtlichen Gewebe diplomatiſcher Feinheiten ſehr wohl kannte, doch weder brauchte noch fürchtete. Von ſelbſtſüchtigen Antrieben, von eigenem Ehrgeiz und Vortheil findet ſich in ſeiner zwiefachen Dienſtlaufbahn wohl ſicherlich keine Spur!

Perſönliche Verhandlungen pflegte er nicht ohne Lebhaftigkeit, aber ſtets in verſöhnlicher Geſinnung zu führen. Die Klarheit ſeiner Anſichten gewann leicht Eingang, und ſeine Gründe beredeten nicht, ſondern überzeugten. Von ſeinen Gehülfen, wie er ſeine Räthe und Untergebenen nannte, forderte er viel; aber das Geleiſtete würdigte er dankbar, und freute ſich jedes Lobes, das er ertheilen konnte. Er wußte zu befehlen; ließ aber zugleich die zarteſten Rückſichten der Billigkeit und Schonung walten. In ſeinen eigenen ſchriftlichen Arbeiten leiſtete er alles ſelbſt, was er von Anderen forderte; ſie vereinigten die gründlichſte Darlegung der Sache und die angemeſſenſte Ausdrucksweiſe. Sein Takt für Schicklichkeit, Präciſion und Anmuth in jeder Art von Abfaſſung war bewunderswürdig, und die ſchwierigſten und bedenklichſten Aufſätze gingen klar und gediegen aus ſeiner Redaktion hervor.

Der äſthetiſche Sinn, deſſen er von früher Jugend

her theilhaftig war, und den seine ganze Geistes- und Lebensbildung treulich gepflegt hatte, zeigte sich in späteren Jahren auch durch eigene Hervorbringungen, welche einen ernsten Inhalt, Gedanken und Bilder frommer Liebe, mit dichterischem Ausdruck bekleideten. Bis zuletzt war sein Geist mit solchen Gegenständen beschäftigt, bald die Schönheit der Darstellung, bald die Macht der Gedanken erfassend; er wußte auch die ihm fremdesten Denkarten und Sinnesweisen zu durchdringen, und in ihnen den Kern des Geistes und des Talents hervorzuheben und zu schätzen. Sein eigenster Geistesweg aber führte ihn immer auf's neue zu dem Troste und der Beruhigung zurück, die ihm, wie seinem gleichgesinnten Nächstenkreise von frühester Zeit durch evangelischen Glauben verliehen waren, mit dessen Kern er seine eigenthümlichen Forschungen und Ansichten durch umfassendes Gefühl leicht vereinigte.

Wir haben bereits seiner Verheirathung zu erwähnen gehabt; seine Ehe war ein ununterbrochenes Glück, ein schönes Vorbild hoher und segenreicher Verbindung. Seine Wittwe und seine noch übrigen Geschwister betrauern den liebevollsten Gatten und Bruder, seine hinterlassenen beiden Töchter den zärtlichsten Vater; in diesem Kreise kann der Schmerz um den theuren Abgeschiedenen nie versiegen, dessen schöne Seele sich hier am lichtvollsten und beglückendsten entfaltete. Drei Söhne in frühen Jahren und eine schon verheirathete Tochter gingen ihm voran.

Das Andenken des herrlichen Mannes wird fortleben, und mit den Jahren, wir sind es gewiß, nur mehr und mehr hervorleuchten. Der Name Bernstorff, schon so

vielfältig ruhmvoll und dankbar genannt, ist durch ihn fortan auch in Preußen unvergeßlich.

Wie bei dem Grafen von Schlabrendorf wollen wir auch von dem Grafen von Bernstorff einige Proben seiner Geistesart und Ausdrucksweise beifügen. Die einfach milden, aber sinnigen und feinen Reimsprüche, welche hier folgen, sind zwar schon gedruckt, aber wenig bekannt, und manches verwandte Herz wird die paar Blätter, welche sie einnehmen, gern hier finden.

1835.

Stimmen aus Gräbern.

Vorwort.

Es ist oft gefragt worden, ob die Lehre des Welterlösers, diese Lehre der Liebe, des Lichtes und des Heils, nicht bei ihrer ersten Verbreitung, in den Gesinnungen und Bedürfnissen der besseren Menschen, auch unter den Völkern, denen jede unmittelbare Offenbarung des Göttlichen fremd geblieben war, schon einen Grund fand, in dem sie leicht und glücklich Wurzel fassen und schnell zum weithinschattenden Baume emporwachsen konnte. Daß dieses wirklich der Fall gewesen, war immer meine Ueberzeugung, und wie die nachstehenden Versuche zum Theil aus dieser Ansicht hervorgegangen sind, so wünsche ich auch, um Mißdeutungen vorgebeugt zu sehen, daß meine anspruchslose Arbeit nur von der nämlichen Ansicht aus beurtheilt werden möge.

Heidengräber.

1828.

1.

Mich dünkt der Erde Laſt nicht ſchwer,
Mir wird im engen Hauſ' nicht bang;
Ich ſehnte mich nach Ruhe ſehr.
Wohl mir! es war mein letzter Gang.

2.

Nach dem, was ſcheidend ich empfunden,
Und nach dem Jenſeits forſchet ihr?
Was ich gefühlt und was gefunden,
Erfragt ihr nicht am Grabe hier.
Die Zukunft ihr im Herzen tragt!
Denn ob er ſchafft, ob er vernichtet,
Hat, eh' ſein letzter Morgen tagt,
Schon längſt der Menſch ſich ſelbſt gerichtet.

3.

Bis einſt ich bin mit euch vereint,
Die ihr an meinem Grabe weint,
Scheint, in des Himmels Herrlichkeit,
Mir lang der bittern Trennung Zeit.

4.

Was frech und ruchlos ich verſchuldet,
Was zart und liebend ich geduldet,
Wer nimmt mir das Bekenntniß ab?
Wohl birgt es das verſchwiegne Grab.

5.

Von treuer Liebe Kraft gezeugt,
An zarter Liebe Bruſt geſäugt,

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

Erfuhr ich Liebe nur und Schmerz,
Und Liebe brach das bange Herz.
Sie war des Lebens Gluth und Licht,
„Und Erde kühlt die Liebe nicht."

6.

Was folgt uns aus dem ird'schen Leben,
Nachdem des Geistes Hülle fiel?
Was ist der Frommen einzig Streben,
Der Weisen letztes höchstes Ziel?
Was schmücket mehr als Heil'genschein?
Des Herzens Lauterkeit allein.

7.

Was schreckt mich noch bis in den Sarg?
Die Sünde ist's, die sich verbarg.
Die Schuld, die laut der Mensch bekennt,
Schon halb ihm das Gemüth befreit;
Die Lüge, die im Innern brennt,
Ihn ewig mit sich selbst entzweit

8.

Wie heiß mir auch im Herzen brenne
Die Sehnsucht nach Unsterblichktit,
Ich dankbar doch und laut erkenne
Der ird'schen Tage Seligkeit.

9.

Hier grub man eine Jungfrau ein;
Ihr Geist stieg auf zum ew'gen Licht.
Da fühlte sich kein Engel rein,
Sie deckten zu ihr Angesicht.

10.

Tiefbrennend iſt der Kinder Schmerz,
Wenn ſie vereint der Aeltern Grab;
Denn ſchwer nur löſet ſich das Herz
Von ſeines Lebens Wurzeln ab.
Doch blutet heißer noch die Wunde,
Wenn theure Mitgeborne ſchwinden,
Wenn die Gefährten jeder Stunde
Sich nun auf Erden nicht mehr finden.
Was aber gleichet deſſen Leiden,
Der holde Kinder überlebt,
Dem Gegenwart und Zukunft ſcheiden,
Der Glück und Hoffnung ſich begräbt?

11.

Wo ſich der Menſchheit Räthſel löſen,
Wo Gutes ſcheidet rein vom Böſen,
Wo ſich des Herzens Sehnſucht ſtillt,
Der Frommen Hoffnung ſich erfüllt,
Wo ſich kein Frevel bergen kann,
Rufſt Du umſonſt Vernichtung an.

12.

Was ihr geglaubt, wie ihr gehandelt,
Gilt wenig auch im Reich der Klarheit.
Gezählt wird euch, ob ihr gewandelt
Im Lichte ſelbſtbewußter Wahrheit.

13.

Was hefteſt Du ſo ſtarr den Blick
Auf mein ſchon halb bemoostes Mahl?
Kehr in dich ſelbſt den Blick zurück,
Da heilt allein des Herzens Qual.

Haſt du mit ihm in Ernſt gerungen,
In ſtiller Demuth dich bezwungen?
Haſt du beſiegt der Erde Luſt,
Der Selbſtſucht Wurm in eigner Bruſt
Erbarmet dich der Brüder Noth,
Geſtrebt für ſie bis in den Tod?

2.

Weil Jeſus eure Schuld gebüßt,
Wähnt ihr, euch ſei die Sünde frei?
Ihr ſeid es, die ſein Blut vergießt.
Denn wer, in frecher Heuchelei,
Nach ihm und ſeinem Wort ſich nennt,
Und dieſes Namens Pflicht verkennt,
Sagt los ſich von des Vaters Huld,
Und ruft auf ſich zurück die Schuld.

3.

Wen meldet uns die Glocke an?
Und horch! ſchon wogt der Zug heran.
Es folgt die ganze Dorfgemeine;
Der treuen Seelen fehlt nicht eine.
Sie zieh'n dem theuren Lehrer nach,
Der ihnen Jeſus Wort verkündet,
Und, wenn er von dem Meiſter ſprach,
In Liebe jedes Herz entzündet.
Doch ſieh! ſchon nimmt ihm, Stück vor Stück,
Die Heerde ab der große Hirt.
Er zählet freudig ſie zurück;
Kein Schäflein hat ſich ihm verirrt.

4.

Wer hat wie Jeſus uns gelehrt,
Was liebend Gott von uns begehrt,

Und was zu ihm uns ſicher führt?
Auch was der ird'ſchen Macht gebührt,
Der Gott, nach ſeiner Weisheit Rath,
Vertraut den Willen und die That?
Und hat er uns gewieſen nicht
Der Bruderliebe ſüße Pflicht,
Und wie der Demuth ſtille Krone
Des Herzens ſchwerſte Opfer lohne?
Er hat der Ehe heilig Band
Gelegt in Gottes Vaterhand,
Doch mild der Frevlerin geſchont,
Der Reue noch im Herzen wohnt;
Das Maß, mit dem der Heiland mißt,
Endlos wie ſeine Liebe iſt.
O, Herr des Lichtes und des Lebens,
Uns, uns beriefſt du nicht vergebens.
Und hätte deiner Wunder Kraft
Dem Worte Glauben nicht geſchafft,
Wir hätten doch den Sohn erkannt,
Vom Vater gnadenvoll geſandt.

Neue Gräber.

I.

Die Zukunft.

In friſcher, voller Lebensgluth
Des ſichern Todes zu gedenken,
Und ſtets mit ungebrochnem Muth
Den feſten Blick dorthin zu lenken,
Das heiſcht des Menſchen ernſtes Loos.
Ach, wenig flücht'ge Tage nur,
Und euch empfängt der Erde Schoß,
Und ſchnell verſchwindet eure Spur.

Der Menſch allein ſein Schickſal kennt;
Doch das bekundet ſeinen Geiſt,
Was tief in ſeinem Innern brennt,
Ihm ſeiner Hoffnung Ziel verheißt.

2.

Die Verführte.

Zurück! zurück! was ſuchſt du hier?
Ein glühend Opfer fiel ich dir;
Und noch, noch lockt dein Flammenblick
Mich in die Sinnenwelt zurück.

3.

Die ewige Jugend.

Was klaget ihr, daß ſchnell verblühet
Des Lebens erſte Frühlingspracht?
Wem tief im Buſen Liebe glühet,
Der trotzt der Zeit und ihrer Macht.
Denn jeden Alters iſt die Liebe,
Und unverſiegbar ihre Kraft.
Wenn ſie in euren Herzen bliebe,
Von Selbſtſucht frei und Leidenſchaft,
So ſchwände eurem Leben nimmer
Der friſchen Jugend Roſenſchimmer.

4.

Rath.

Wollt ihr die Erde überwinden,
Den Himmel an die Erde binden,
So ſchließet gleich den Bund der Liebe,
Wie euer Herz euch dazu triebe,
Wenn heute ſchon der Tod euch fände,
Des Lebens letzter Tag euch ſchwände.

5.

Die Treue.

Getreu zu ſein bis in den Tod,
Getreu in Glück, getreu in Noth,
Das iſt des Herzens erſter Ruhm,
Der Seele höchſtes Heiligthum.
Doch wollt ihr rein und ohne Reue
Erringen euch den Preis der Treue,
So forſchet, eh' ihr handelt, nicht,
Ob ſüß der Trieb, ob ſchwer die Pflicht.

6.

Die Selbſtverdammung.

Erbarmungsvoll, aus freier Huld
Zu ſühnen ſeiner Sünden Schuld,
Dem ſchwachen ſterblichen Geſchlecht,
War ſtets der Götter Luſt und Recht.
Doch dein Gewiſſen dir befrei'n,
Auslöſchen dir die inn're Pein
Der Scham, die keine Reue bannt,
Vernichten, was vorlängſt erkannt,
Des eignen Herzens Vehmgericht:
Das können euch die Götter nicht.
Du haſt dein Urtheil ſelbſt geſprochen,
Und ewig iſt die Schuld gerochen.

7.

Die Braut.

Was ich in heißen Prüfungsjahren
An Hoffnung, Furcht und Schmerz erfahren,
Begreift nur wer die Liebe kennt.
Doch keine Menſchenzunge nennt

Die Seligkeit, die ich empfand,
Als mir der letzte Zweifel schwand.
Doch ach! mein Herz erlag der Wonne,
Und als sich hob die dritte Sonne,
Empfing ein düstres Thurmgeläute
Den Sarg der glücklichsten der Bräute.
Des armen Menschen duldsam Herz
Erträgt den staubverwandten Schmerz;
Nicht so der Freude Himmelsgluth;
Sie wogt und schäumt wie Meeresfluth,
Sie weckt in tieferregter Brust
Der Sehnsucht ungestüme Lust.
Sie strebt nach gränzenloser Fülle
Und bricht des Geistes schwache Hülle.

8.

Der Geist.

Woher ihr kommt, wohin ihr geht,
Ihr wißt es nicht, und wo ihr steht,
Da forschet ewig ihr vergebens
Nach eures räthselvollen Lebens
Geheimem Grund und letzten Ziele.
Seid preisgegeben ihr dem Spiele
Des Zufalls, oder blind gestellt
In das Gesetz der Körperwelt?
Doch nein! ihr habt es längst erkannt,
Der freigeschaff'ne Geist, verwandt
Der unsichtbaren Himmelskraft,
Die ewig wirkt und ewig schafft,
Verschmäht, was nur den Stoff gestaltet.
Er wählt und sondert, mißt und waltet
Nach strengem, selbstgewognem Recht,
Bekennt sich dieses Rechtes Knecht,
Verkündet laut das Heil der Wahrheit,
Und gründet sich ein Reich der Klarheit.

Freundesgräber.

1.

Den 21. Juni 1797.

Hier zog ein großer Todter ein.
Vergebens spräche hier der Stein.
Wie scharf du ätzen magst, dem Bilde,
In seiner Hoheit, seiner Milde,
Kann wahre Dauer doch nur geben,
Was tief ein segenreiches Leben
In reger Sorge stets bewegt,
In Aller Herzen hat geprägt.
Vom Vater erbt der Sohn das Wort,
Es pflanzt von Mund zu Mund sich fort.

2.

1817.

Der Trauer um den hohen Greis
Geselle sich kein herber Schmerz.
Was er gelehrt der Freunde Kreis,
Durchdringe kräftig Aller Herz.
Sein Geist war kühner Adlersflug.
Entschwand er uns in Sonnenhöhen,
So war des Himmelsstürmers Zug
In Flammenbahnen noch zu sehen.
Mit diesem Geiste seltner Art
War fest das treuste Herz gepaart.

3.

Den 18. Januar 1821.

„Ich suchte dich, ich flehte dir,
„Jetzt steh' ich klopfend an der Thür."

Erkennt ihr dieſe Stimme nicht,
Die rührend aus dem Sarge ſpricht?
O laßt uns hier die Kniee beugen!
Für ihn, für ihn wir Alle zeugen.
Denn treuer war kein menſchlich Herz.
Wohl liebte er den freien Scherz;
Doch ward das Ernſte, Heil'ge nimmer
Geopfert ſeinem reichen Witze,
Und ſpurlos gleich verſchwand der Schimmer
Auch ſeiner hellſten Geiſtesblitze.
Seit ihm der theure Bruder fehlte
War ihm des Lebens Reiz erblaßt,
Und wer ihn ſah, ſich nicht verhehlte,
Daß ſchon der Tod ſein Herz erfaßt.
Denn heiß geſchärft war dieſer Schmerz,
Es hatte tief ſein Zwillingsherz
Ein giftgetränkter Dolch verletzt,
Von falſcher Freundeshand gewetzt.

4.

Den 24. Auguſt 1831.

Ob ſich mit ſchon ergrautem Haare
Noch Jünglingsanmuth lieblich paare;
Ob tiefe, ernſte Seelengröße
Vom Mitgefühl das Herz entblöße;
Ob treuer Freundſchaft Heiligthum
Sich einen mag mit Heldenruhm:
So frage nicht, wer ihn gekannt,
Den dieſe Worte ſchon genannt.

5.

Den 9. Januar 1833.

Ich ſuchte Worte, ſuchte Farben,
Des Freundes Bild mir zu geſtalten,
Doch bald die Worte mir erſtarben
Und auch die Farben mir erkalten,

Seit mir, wie nie es Worte ſagen,
Tief aus der Seinen heißen Klagen
Ein Bild hervorgegangen war,
So liebewarm, ſo ſpiegelwahr,
Daß, traun! dem Zeugniß ſolcher Zähren
Nur Schatten zu geſellen wären.

Schleiermacher und Friedrich Schlegel.

Schleiermacher und Friedrich Schlegel waren in früherer Zeit, da sie in Berlin lebten, die innigsten Freunde und Kammeraden; ihre Studien und Vergnügungen waren gemeinsam, ihre frühen Spazirgänge im Thiergarten, ihre späten Abendstunden, bei Sala Tarone, waren durch den beständigen Austausch ihrer Kenntnisse, Ideen und Einfälle belebt. Manches von dem, was bei solcher Gelegenheit auf kleine Blätter rasch aufgeschrieben wurde, steht in den berühmten „Fragmenten" des Athenäums, und es möchte wohl nicht leicht sein, jetzt noch genau zu scheiden, was dem Einen oder dem Andern davon angehört, desto leichter möchte aber das von August Wilhelm Schlegel dort Beigesteuerte an einer gewissen philologischen Richtung und Aeußerlichkeit zu erkennen sein. In dem Verhältnisse Schleiermacher's und Friedrich Schlegel's war der letztere durchaus der Herrschende; und sein persönliches Uebergewicht unbestritten. Diesem gewaltigen Einflusse entsprangen auch die Briefe Schleiermacher's über die Lucinde, eine

gewiß edle und feine Schrift, deren Inhalt durchaus ſittlich und rein iſt, wenn man gleich zugeſtehen muß, daß man nicht gerade von einem Prediger (er war damals Charité-Prediger) die Anpreiſung jenes auch künſtleriſch völlig mißrathenen Romans erwarten durfte. Als beide Freunde bald nachher durch die Lebensumſtände getrennt wurden (Schleiermacher ging als Prediger nach Stolpe, Friedrich Schlegel mit ſeiner nachherigen Gattin nach Paris), wurde Schleiermacher jenes Uebergewicht völlig los, und ſeine urſprüngliche Eigenheit konnte ſich ungeſtört entfalten. Die proteſtantiſch-rationaliſtiſche Richtung gewann völlig die Oberhand über die ſinnlich-myſtiſche, die ihm früher mit Friedrich Schlegel gemein geweſen war, und aus der bei dieſem endlich die römiſch-katholiſche hervorging. Friedrich Schlegel aber fuhr fort, auch in der Ferne ſich als das Haupt in dem Freundſchaftsbunde zu betrachten, und jede Selbſtſtändigkeit und unabhängige Thätigkeit, worin Schleiermacher ſich nun mehr und mehr zeigte, als eine Abtrünnigkeit deſſelben zu rügen. Daß Schleiermacher die Ueberſetzung des Platon, welche von Schlegel zuerſt angegeben und unter ſeinem alleinigen Namen angekündigt worden war, nun ohne ihn auszuführen begann, nahm er noch nicht ſo übel, als daß jener auch in philoſophiſchen Anſichten und ethiſch-theologiſcher Richtung ganz in eigner Weiſe vorzuſchreiten verſuchte. Nach Schlegel's Meinung hätte Schleiermacher, als daheimgebliebener treuer Schildträger, in verjüngtem Maße wie mit dem Storchſchnabel, alle Verwandlungen, Eingenommenheiten, Tic's und Credo's, denen Schlegel auf dem großen Weltſchauplatze bei ſeinen

Irr- und Nothfahrten unterworfen war, mitmachen und ſie gleichſam wiederſpiegeln ſollen! Eine ſeltſame Zumuthung! Der Veränderliche, Wechſelvolle, nennt den, der ſich nicht mit ihm verändert, mit ihm wechſelt, den Abtrünnigen, Ungetreuen! „So lange Schleiermacher mir noch treu war", oder „als er ſich noch zu mir hielt und noch ſeine Geiſtesfriſche hatte", dergleichen Redensarten konnte man von Schlegel oft vernehmen. In dem Gedicht „Herkules Muſagetes" hatte er von den Freunden geſagt: „Wie mein Arm dich glühend umfaßte, Redner der Religion, früher Novalis, auch dich!" Aber in der Sammlung der Gedichte erſchien der Pentameter geändert und es heißt nun von den ehemaligen Freunden: „Deren mir einen der Tod, andre das Leben geraubt"; eine poetiſch vortreffliche und wahrhaft elegiſche Aenderung, gerade weil ſie dem Inhalte nach ſo Beklagenswerthes ausdrückt! In ſpäterer Zeit, während Schleiermacher gegen Friedrich Schlegel aus alter Pietät eine neutrale und ſchweigſame Stellung behielt, wurde dieſer ſtets bittrer und ſarkaſtiſcher, und behauptete in Frankfurt einſt geradezu, indem er in Schleiermacher nur den Anti-Katholiken und Reformirten ſah, derſelbe habe wie alle Calviniſten einen Zug der Verfolgung und Grauſamkeit, und die kleine Schrift gegen Schmalz, die eben erſchienen, ſei ganz aus derſelben Geſinnung, in welcher Calvin den unglücklichen Servet, bloß abweichender Denkart wegen, habe verbrennen laſſen; die Sitten wären nur anders, und die Macht fehlte, ſonſt würde ſolches Schauſpiel auch heutiges Tages ſich noch erneuern! Als man dagegen aufſchrie, und namentlich Schleiermacher's Sinn

und Gemüth von ſolcher Grauſamkeit völlig freiſprach, erwiederte Schlegel: „Nun, ich habe ja die Beſchränkung gleich vorangeſchickt. Einen Scheiterhaufen . . . verbrennen . . . nein, das würde Schleiermacher nie billigen, aber — ſetzte er mit lächelndem Grimme hinzu — einem Andersglaubenden, damit er ſich bekehre, ein bischen heiß zu machen, ihn ein klein wenig anzuröſten, dazu würde — ich kenne meinen kleinen Freund allzu gut — er doch ſeine Stimme nicht verſagen können!“ —

Allerdings war in Schleiermacher eine beſondere Bitterkeit und Schärfe, die in manchen Aeußerungen bis zur wahren Grauſamkeit ging; z. B. in der Schrift gegen Schmalz, in einer Rezenſion gegen den damals ſchon verſtorbenen Prediger Jeniſch, ferner gegen Friedrich Auguſt Wolf; in andern Fällen ging jene Bitterkeit und Schärfe wenigſtens über die Gränzen der Würde und des Anſtandes, welche theils durch die Sache, theils durch die eigne Amtsſtellung Schleiermacher's erfordert waren, z. B. in dem famoſen Glückswünſchungsſchreiben, in den liturgiſchen Streitſchriften, in dem Schreiben an den Biſchof Ritſchl über die Geſangbuchslieder. Aber man würde Schleiermacher'n ſehr unrecht thun, wenn man den Sitz dieſer Bitterkeit und Schärfe in ſeinem Gemüth annehmen wollte. Hier war im Gegentheil Milde und Freundlichkeit daheim, ſeine gefühlvolle Weichheit ging bis zur Schwäche, und empfindſame Bezeigungen übten eine große Gewalt bei ihm. Die Bitterkeit und Schärfe war bloß in ſeiner Geiſtesart, eine unglückliche Ueberfülle dialektiſchen Pfeffers, den er aus ſich herauswerfen mußte, und der

dadurch, daß eine unläugbare Virtuosität der Behandlung gerade dieses Thun begleitete, eine unverhältnißmäßige Bedeutung erhielt. Sein Gemüth hatte kein Arg dabei; Schleiermacher selbst haßte nicht; nur sein Geistestriebwerk war mit Rädern, Messern und Spitzen so eingerichtet, daß alles, was in dessen Bearbeitung kam, zerquetscht, zerschnitten und zerstochen herausfallen mußte! Ein andres Unglück dabei war für ihn, daß er wenig ästhetischen Geschmack hatte, und sich, bei großer Kenntniß und einer Art von Leidenschaft für künstliche Formen, gar leicht in ihnen vergriff, und solche nahm, die er zum Theil selber späterhin für verfehlt erklärte z. B. die Reden über die Religion, die Monologen, die Gesprächsformen in den liturgischen Streitschriften.

Zum Beleg unserer Meinung führen wir die gewiß entscheidende Wahrnehmung an, daß Schleiermacher, wenn ihm selber aufgetrumpft und scharf und derb geantwortet wurde, sich darüber nicht betreten noch erbittert zeigte, sondern eher seine Freude daran hatte, wie an einem schönen Schachzuge des Gegners, gleichsam als spiele man Dialektik, und die Streiche, die man sich versetzte, seien nur auf dem Brette gültig, und, wenn dies mit den Figuren bei Seite geschoben, gar nichts mehr. In ernsten und bedeutenden Anlässen hat sich Schleiermacher stets würdig und haltungsvoll benommen, so vor Davoust, so bei dem Anfall des Offiziers beim Herausgehen aus der Singeakademie (wovon Zelter in seinen Briefen spricht); mild und versöhnlich, ja sich selbst aufopfernd, war er in allen Vorgängen des Lebens, wo nicht eine dialektische Form ihn unwiderstehlich gefangen hielt. Ja bis zur Liebens-

würdigkeit ging seine Selbstverläugnung in manchen Gelegenheiten, wo die Sachen sich leicht und gefällig nehmen ließen. Die Anekdote ist bekannt, daß Schleiermacher die Zueignungsworte Wolf's an Goethe (vor dem Museum der Alterthumskunde) tadelte, und mit seinem bittren Lächeln schneidend darüber sagte, sie seien auf den Effekt gemacht, und daß ihm Rahel harmlos darauf antwortete: „Da hat er gut gerechnet, auf mich machen sie den allergrößten!" Er fand diese Wendung vortrefflich, und lachte ungeheuer. Er hatte es auch selber gar nicht so böse gemeint. Seine Scherze und Witze wurden ihm nur unter der Hand immer zu scharf und groß, und schnitten mehr ein, als er wollte. So z. B. bei einem großen Festmahle, wo er dem biedern gutmüthigen Chamisso gegenüber saß, den er schon oft im Leben mit unmotivirter Schärfe berührt hatte, und den er auch jetzt nicht unangesprochen lassen wollte. Er begann daher freundlich mit ihm über die Herausgabe des Musenalmanachs zu scherzen, und Chamisso ging bescheiden darauf ein, die jetzige Geringfügigkeit eines solchen Unternehmens heraushebend gegen die Zeit, wo Schiller seinen Almanach herausgab und Wilhelm von Humboldt ihn ausführlich rezensirte. Schleiermacher faßte dies auf, und brachte mit einer ironischen Wendung vor, daß auch dem neuen Almanach noch diese Ehre widerfahren würde. Der Scherz gerieth ihm zu groß, anstatt einiger Würze, goß er unversehens eine brennende Lauge darüber, und die scharf und rasch gesprochenen Worte klangen wie die bitterste Verhöhnung des guten Chamisso, den das Gelächter der Zuhörenden unangenehm aufregte. Die wackre Gutmüthigkeit war

aber diesmal auch nicht waffenlos, und Chamisso, der einen solchen Angriff nicht dulden durfte, sondern nach dem Ersten Besten griff, um den Gegner wieder zu treffen, selber noch nicht wissend, ob es Grobheit oder Witz sein würde, hatte das Glück, den passendsten Humor zu fassen, und mit herausforderndem Vorlehnen jenem langsam und nachdrücklich die Worte zuzurufen: „Ei! — Sie — kleiner — — Schmeichler!“ Worauf denn schallendes Gelächter ihm den völligen Sieg zuerkannte, und Schleiermacher als der Abgefertigte und zum Schweigen Gebrachte sitzen blieb. Der Moment war für diesen gewiß empfindlich, wo der höhnische Spott, den er aus heiler Haut dem Andern zugedacht, nun doppelt auf ihm lag; aber was that er? Gutmüthig lachte er überlaut mit, ergötzte sich an dem Spiel nicht minder, als ob der Andere, und nicht er, die Kosten trüge, und nach der Tafel ging er zu Chamisso hin, gab ihm die Hand, und sprach lachend und scherzend weiter. So benimmt sich kein innerlich gallsüchtiger und grimmer Mann! Die kleine Anekdote scheint uns für Schleiermacher's Karakter beweisend, und deßhalb erzählten wir sie umständlich. Wir könnten ihrer noch manche von ähnlicher Art anführen, und vielleicht ergiebt sich bald ein näherer Anlaß dafür.

Den Haß und die Verfolgungssucht, welche Friedrich Schlegel in Schleiermacher sehen wollte, können wir in ihm dem Menschen, in Bezug auf Menschen, nicht wahrnehmen, sondern nur in dem Gelehrten und in dessen dialektischer Geistesart in Bezug auf Meinungen und Ansichten, wobei sein Talent und seine Ungeschicklichkeit gleich sehr in Anschlag kommen. Fried-

rich Schlegel aber war in Hinſicht des Karakters ſeines alten Freundes im größten Irrthum, und tadelte an ihm gerade das, was er im eignen Gemüth am reichſten finden konnte! —

1835.

Wilhelm von Humboldt.

Rahel ſagte von Humboldt, er ſei von keinem Alter, gehöre keinem an. Wer ihn wirklich gekannt, wird dieſe inhaltvolle Bemerkung von tiefer Wahrheit finden. Die verſchiedenen Lebensalter, welche ſonſt wohl denſelben Menſchen in ganz entgegengeſetzten Geſtalten zeigen, waren in Humboldt von geringer Kraft, und bezeichneten nur äußerliche Unterſchiede, Humboldt war nicht jung, weil er ſechzehn, nicht alt, weil er ſechzig Jahre zählte; nicht die Zeiten traten in ihm hervor, er nur in ihnen, und Humboldt der Knabe wie Humboldt der Greis war vor allem Humboldt, dies weſentliche Gepräge ſtand in ihm, alle Jahrszahlen hindurch, unverändert feſt.

Man kann auf dieſem Grunde weiter gehen, und hinzufügen, daß Geiſt und Karakter in ihm ſich ganz unabhängig von ſeinem äußeren Lebenslauf ausgebildet haben. Seine Geburt hatte ihn glücklich auf eine Bahn geſtellt, wo die beſte Bildung ſeiner Zeit ihm begegnen konnte, und ihm für deren Aneignung Freiheit und Muße gegeben war; dieſer erſte Glücksfall genügte, es

bedurfte nun weiter keiner Gunſt, als die er aus eigner Entwicklung ſchöpfte; der Keim hatte Boden und gedieh unwiderſtehlich aus ſich ſelber. Wohl erfuhr Humboldt in Weltverhältniſſen und Lebensgeſchicken fortwährend ausgezeichnete und ſeltne Förderung; er gelangte zu der höchſten Wirkſamkeit und Ehre, zu dem ruhmvollſten Anſehn; auf den größten Schauplatz erhoben ſtand er als glänzende Erſcheinung da, und früh war ihm alles reich dargeboten und leicht bereitet: aber beſtimmen thaten dieſe Glücksfälle nicht in ihm, ſie konnten ſein Inneres nicht bereichern, noch bedingen, dies war in ſich fertig und wirkſam, und hätte auch in Bedrängniß und Unglück nach ſeiner Eigenheit ſich entfaltet und dargethan, beſchränkter, dunkler vielleicht, doch immer als daſſelbe.

Wir brauchen daher, um Humboldt's Karakterſchilderung zu geben, nicht gerade ſeinen Lebenslauf zu begleiten, deſſen äußere Ereigniſſe ohnehin durch Reichthum und Bedeutung weit über die Gränzen unſres gegenwärtigen Zweckes hinaus liegen, und für ſich allein ſchon den Stoff einer wichtigen und lehrreichen Biographie geben. Wenn von irgend wem, ſo kann von Humboldt geſagt werden, daß er ſeine Lebensumſtände gemacht habe, daß ſein Geiſt feſſellos über ihnen waltete, die dargebotenen Looſe nach ſeiner Weiſe faſſend, manche verſchmähend, allen gewachſen, den meiſten überlegen; und auch hierin immer noch größere Kräfte nach Belieben entwickelnd, ſo daß man in dem großen Reiche möglicher Aufgaben kaum wagen darf einen Punkt anzudeuten, über den ſeine Fähigkeiten nicht hätten hinausreichen können.

Von ſeinem Geiſte kann in der That nicht groß genug gedacht werden. Er hatte dieſe Kraft in einem außerordentlichen Maße. Und obwohl manche Gegenſtände ſich ihm entziehen mochten, für manche ſein Sinn faſt verſchloſſen war, zum Beiſpiel für Ton und Farbe, und auch ganze Gebiete ihm ferne lagen, wie die eines völlig abſtrakten, in ſich ſelbſt zurückkehrenden Denkens und einer überlieferten Religion, ſo that dies der Allgemeinheit ſeines Geiſtes doch keineswegs Eintrag, denn jene Gegenſtände beſchränkten ihn nicht eigentlich, ſondern er begränzte ſie vielmehr für ſich, ließ ſie als unausgebeutet in dem großen Umfange ſeines Herrſchens und Schweifens liegen; er konnte ſich ihres Beſitzes in ſo fern noch immer verſichert fühlen, als wenigſtens Geſtalt und Bedeutung auch des Verſchloſſenen ihm geiſtesklar offen lag.

Wußte Humboldt in ſolchem Sinn auch das ihm Fremdartige noch zu bewältigen, ſo durchſchaltete ſein Geiſt die Gegenſtände, die ihm näher verwandt waren, mit freier Meiſterſchaft und Leichtigkeit. In den Gebieten der angewandten Philoſophie, der Alterthumskunde, der Sprachwiſſenſchaft, der bildenden Künſte, im lebendigen Stoffe der menſchlichen Verhältniſſe, der Geſellſchaft, des geſammten Staatsweſens, da faßte und ſtellte er alles mit eigenthümlicher Macht, mit herrſcherlicher Freiheit; da war ſeinem zerlegenden Scharfſinn nichts undurchdringlich, ſeinem verknüpfenden Witze nichts unfügſam; und obgleich nicht in dem Sinne produktiv, daß er neue metaphyſiſche Syſteme oder große dichteriſche Geſtaltungen geſchaffen hätte, ſo erhob doch ſein eindringender Geiſt aus jedem Stoffe, den er bewegte, gewiß

immer ein wesentliches Ergebniß, das eine Förderung, den möglichst erlangbaren Ertrag, der wenigstens eine Wendung war. Welche Dialektik ihm dann zu Gebote stand, was für Hülfsmittel des Witzes, welche Erfindsamkeit innerhalb eines Gegebenen und aus diesem heraus, welche sichre, ausgebreitete, festgestampfte Kenntniß, die er doch beweglich handhabte, und, nach Bedarf oder Laune, bald als mächtige Wand aufspannte, bald zur einbohrenden Spitze zusammendrängte, bald als umschließenden Ring so fest als leise zusammenzog, — dies alles in lebendiger Schilderung und in bezeichnenden Beispielen darzulegen, dürften wir den Reiz und die Macht Platonischer Gesprächsform herbeiwünschen!

Seine Geisteskraft beruhte hauptsächlich auf klarem Verstande, der in ihm auf die höchste Stufe gestiegen war, wo er für die andern Seelenkräfte stellvertretend werden und ihre Leistungen annähernd nachbilden kann. Die Beschaulichkeit geheimer Stille, die Gluth schaffender Einbildungskraft, ja die dunklen Mächte des Wahns und der Furcht erschließen sich hier. Alle Fähigkeiten des Menschen, wie verstreut nach verschiedenen Richtungen sie liegen, werden hier in Eine mächtig zusammengefaßt. Nachdem der große Gegensatz von Antikem und Modernem einmal unsrer Vorstellung eingewurzelt ist, und sich nun überall zur Anwendung drängt, haben wir eine hohe Geistesart, wie die angedeutete, nothwendig als antike zu fassen. Humboldt selber sagt irgendwo, das Antike sei es für uns nicht sowohl durch seinen Inhalt, als vielmehr durch seine Stellung zu uns, durch die abgeschlossene, gediegene Gestalt, aus der alles Unwesentliche längst ausgeschieden ist. Von

frühſter Zeit mit Vorliebe in das klaſſiſche Alterthum verſenkt, ſein Leben lang mit deſſen edelſten Schätzen genährt, iſt Humboldt in allen ſeinen Richtungen von antikem Geiſte beſeelt; aber deßhalb ſelber noch keine antike Erſcheinung. Der Verſtand erkennt und ergreift das Gegenwärtige, das er nicht läugnen will, dem er nicht entgehen mag, und ſo lenkt er mit allen Kräften des antiken Geiſtes doch nur wieder in das moderne Leben ein. Dies iſt ihm der unabweisliche Stoff, der ihm zum Verarbeiten vorliegt. Aber bei allem Ernſt und Eifer, der darauf mag verwendet werden, kann doch eine Unwürde und Gemeinheit nicht verhehlt werden, die dem Heutigen, Täglichen, eben weil es noch nicht für den Geiſt geſichtet iſt, anhaftet, und dieſer wird für den Augenblick keine Hülfe finden, als ſich kalt und ruhig dagegen verhalten. Dieſe Kälte und Ruhe herrſchten durch Humboldt's ganzes Weſen. Sie gaben ihm, wo weltliches Uebergewicht entgegen ſtand, großartige Faſſung und Standhaftigkeit, wo zu heitrer Thätigkeit Raum war, unendliche Freiheit des Witzes und der Laune, unerſchöpflichen Scherz, der allen Gegenſtänden eine Geiſtesluſt abgewinnen, jeder ernſten Aufgabe ihr angemeſſenes Spiel geſellen konnte. In dieſem leichten, ſcharfen, und doch ſelten verletzenden Scherz, der nur die wenigſt empfindlichen Spitzen der Dinge abſchnitt, beſtand Humboldt's perſönliche Eigenheit; niemand war ihm hierin ähnlich; ſein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch ausſprechen konnte, ſondern nur immer S dafür ſagte, gab dieſem Scherz auch einen äußeren Typus, mit dem er zuſammenwuchs. Sonderbar iſt es noch, daß Humboldt nur im Sprechen, im Schreiben ſelten

oder wenig ſcherzte. Im Schreiben wurde die kühle Klarheit, aus der im Sprechen ſein Scherz wurde, zum Stil; und von dieſem überhaupt kann man ſagen, er erinnre bei ihm an glänzende Eisgebilde; ſo friſch und nüchtern in ihrer Pracht und Schönheit, ſo ſcharf abſchneidend mit dem Gedanken, ſo kryſtalliniſch durchſichtig und feſt, ſo ſich ſelber gleich im kleinen Einzelnen und in maſſenhaftem Ganzen, ſind ſeine Phraſen und Perioden. Die innere Wärme verſteckt ſich unter der kalten Hülle, und wenn das unmittelbare Gefühl nur dieſe wahrnimmt, ſo deckt und ſchützt ſie doch meiſt nur ein zartes Wachsthum, welches in der offnen Gluth der Sonne verdorren müßte.

Humboldt ſchrieb an Schiller: „Ich kann kaum der Begierde widerſtehen, ſo viel nur immer und irgend möglich iſt, ſehen, wiſſen, prüfen zu wollen. Der Menſch ſcheint doch einmal dazu da zu ſein, alles, was ihn umgiebt, in ſein Eigenthum, in das Eigenthum ſeines Verſtandes zu verwandeln, und das Leben iſt kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte.“

Dieſer antike Trieb, das Leben als ein Werkzeug höherer Einſicht und edler Genüſſe zu verbrauchen, war doch wieder auf moderne Hülfsmittel angewieſen. Die Macht der Anſchauung, ſo groß im Alterthum und ſo wirkſam, iſt den Söhnen der neuern Zeit minder reichlich zugetheilt, nur in eigenthümlicher Begabung und ganz beſondern Fällen leiſtet ſie noch, was für gewöhnlich unter uns dem Zuge der Gedanken überlaſſen iſt. Humboldt war hier nicht begünſtigt. Er mußte alles

durch Denken erforschen, durch geordnete, aufgereihte Folgerungen die Gegenstände selbst und ihre Ergebnisse ergrübeln. Ihm wurde die Welt ein ungeheures Gewirr von Problemen, die sich ewig erneuten und vervielfachten, und deren Lösung er haben wollte. Den Werth dieser Probleme bestimmte nur ihr geistiger Inhalt, der Drang, dem ein verhüllter Sinn zu entsprechen schien, nicht ein Bezug auf Nutzen und Vortheil in der Welt. Diese Selbstständigkeit und Freiheit des Forschens hat Humboldt vom Anfange bis zum Ende seines Lebens bewahrt, und auf alles, was ihn je beschäftigte, angewendet. Ob er prosodische Silben maß, oder Staatsverhältnisse wog, die Geheimnisse der Geschlechtsbezüge ergründen wollte, oder Geldsummen anzulegen hatte, ob er in Betrachtung plastischer Schönheit den Sinn schwelgen ließ, oder in herkömmlichen Gebräuchen ekles Gesellschaftswesen mitmachte, immer war in ihm dieselbe Thätigkeit des Geistes, dieselbe Behandlungsart der Gegenstände, ein gründliches Erforschen ihres Wesens, wie ein scherzendes sich Drüberhinaussetzen.

Er ging von Ideen aus; sie waren ihm das Höchste in der Welt; ihnen lebte er und blieb er getreu; sie waren ihm der Maßstab der Dinge, des allgemeinen Treibens, seiner eignen Stellung darin. So konnte denn auch die Laufbahn des Staates mit ihrem Ehrgeiz, mit der Macht des Wirkens und dem Glanze des Namens, ihn nicht ganz erfüllen; „und hätte ich, schrieb er an Schiller, einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen, und das ist meine wahre Meinung.“ Er hatte

die größten weltbildenden Gedanken, allein die Zeitbildung der Staaten, in deren Kreis er thätig sein konnte, war für solche Gedanken nicht offen, nicht reif, und forderte andre größere Leistungen. Selbst in seiner großen und gedeihlichen Einwirkung auf Kunst und Wissenschaft mußte er die höhern Ansprüche den untern Bedingnissen nachsetzen. Daher kam von dem, was er als Denker besaß, ihm als Staatsmann nicht immer viel zu Nutzen; daher konnte er den Staat mit seinen Geschäften auch wohl als etwas Geringes ansehen, woran im Grunde wenig gelegen sei. Sofern er aber Aufgaben hatte, sofern für ihn eine Pflicht damit verbunden war, ließ er es an Eifer, Fleiß und Sorgsamkeit nicht fehlen. Sein philologischer Sinn, seine gelehrte Genauigkeit, kamen ihm auch in seinen Geschäftsarbeiten zu Statten. Ein trefflicher Ausführer, faßte er leicht und sicher die Punkte, auf die es ankam, wußte die Sachen zu wenden, die Menschen zu überreden, die Stärke zu gewinnen, mit den Schwächen fertig zu werden, und so Zwecke zu erreichen, die ihm als erreichte dann oft gleichgültig wurden. Auch die Klugheit und Gewandtheit hatten bei ihm einen höheren Karakter, und gemeine List und Täuschung fanden darin keine Stelle; er hatte keine Freude, den Einzelnen zu mystifiziren, lieber übte er gegen die Menschen insgesammt eine scherzende Verhöhnung, die, weil sie unpersönlich war, und aus freier Geistesüberlegenheit kam, weniger beleidigte.

Wenn ein solcher Mann, nach abgeschlossenem Laufe in der Würdigung von und vor seinen Ebenbürtigen, durch Böckh mit Recht ein Staatsmann von Perikleïscher Hoheit des Sinnes genannt wird, und die Welt

dieſem Ausſpruche zuſtimmt, ſo kann dagegen nicht befremden, wenn mitten in der Bewegung des Lebens, unter dem Drang und Lärm ſtreitiger Intereſſen, zwiſchen mittelmäßige und armſelige Genoſſen geſtellt, ein ſolcher Geiſt lange Zeit dem Unverſtand ein Aergerniß, den Schwachen ein Räthſel, und auch dem ſonſt Einſichtigen und Wackern oftmals ein Anlaß unſichrer Zweifel und bedenklicher Fragen ſein konnte! Ein Mann, der ſich aller Vorurtheile ledig und von keiner der Meinungsgrößen, welche auf Jahrhunderte zu vererben pflegen, befangen zeigt, deſſen Geiſt jede Schranke zu überſteigen ſtrebt, der alles in Frage ſtellt, in Unterſuchung zieht, und der dabei jede Heuchelei verſchmäht, ſondern keck und fröhlich ſeine freie Sinnesart walten läßt, ja diejenigen Seiten, wo Gefühl und Gedanke ihn ſeinen Mitlebenden doch wieder anſchließen, gefliſſentlich verſteckt, der ſich in ewigen Paradoxieen gefällt, bald leichſinnig ſcherzend, bald ſchauderhaft ernſt, — nicht zu verwundern iſt es, daß hier für die Meiſten etwas Unbegreifliches bleibt, woraus der blöde Sinn der Menge ſogleich ein Uebles macht. Ein Geiſt der Verneinung, des Uebermuthes und Frevels, wird dann vorausgeſetzt, und auch da geſehen, wo keine Spur deſſelben iſt; läßt nun gar die Laune ſich verleiten, — wie ſie denn kaum ſolcher Lockung je widerſteht, — die angedichtete Rolle wirklich zu ſpielen, und die Bethörten neckend noch mehr zu verwirren, ſo iſt der Ruf bald entſchieden, und ſtimmt nur allzu gern den Bezeichnungen bei, denen er widerſprechen ſollte.

Allerdings liegt auch in dem bloßen Schein und Spiel etwas Bedenkliches. Iſt man nicht ſchon einiger=

maßen das, was man gern ſpielt, wird man nicht ein wenig zu dem, was man lange vorſtellt? Dieſe Fragen drängen ſich auf, und finden nicht immer ſichre Bejahung oder Verneinung, ſo daß in ſolchem Falle nicht bloß die blöde Menge leicht irr und zweifelhaft wird.

Auf ſolchen Anſchein hin konnte ſelbſt der geiſtverwandte Freund, Graf von Schlabrendorf, bisweilen dieſe Geiſtesart mißkennen, und Gentz, wie er in einem ſeiner Briefe ſagt, hier nur die Meiſterſchaft des Sophiſten finden; Talleyrand aber, der über Humboldt den Staatsmann geäußert, „que c'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre", drückte zu andrer Zeit das Mißbehagen aus, daß er dieſe Eigenthümlichkeit doch nicht ganz durchſchaue, und dieſelbe etwas ihm Unverſtändliches behalte. Rahel aber vertheidigte ihn ſtets; als man darüber ſtritt, welches Maß von Geiſt ihm wirklich zukomme, und ſie um ihre Meinung gefragt wurde, antwortete ſie: „Er hat ſo viel er nur will." Und ein andermal, da ſie ſagen ſollte, wiefern er ein guter Menſch zu nennen ſei, erwiederte ſie: „Er iſt ſoweit in ſeinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon ſein kann, ob er gut oder nicht gut ſei, das liegt fern unter ihm." Seine Paradoxieen und Scherzreden, durch welche er öfters Mißfallen erregte uud zaghafte Hörer gar oft verſchüchterte, erklärte Rahel geradezu für die Wirkung ſeiner Langenweile, aus Ungeduld müſſe er reden, meinte ſie, und er habe zu viel Geiſt, um bloße Dummheiten zu ſagen. Doch gab es Zeiten, wo auch ihr das Vertrauen oder die Einſicht wankte, und Humboldt ſeine

angenommene Rolle so weit trieb, daß es fast einerlei dünkte, ob er so scheinen wolle, oder so sei; sie sagte dann unmuthig: „Ich kann Ihnen Ihre Geistesfreiheit nicht mehr so hoch anrechnen, wenn Sie auch für Ihr Thun und Ausüben in Ihrem Innern weder Schranke noch Zügel haben."

Was ihm Viele ganz absprachen oder doch beizumessen anstanden, Wärme der Empfindung überhaupt und Innigkeit der Theilnahme für Welt und Menschen, fehlte doch seiner Seele keineswegs. Sein Herz war lebendig da, wach und reizbar zur Thätigkeit. Für die Erscheinung aber stellten sich hier neue Bedingungen. Wie am Himmel die Sonne und die Gestirne gleichzeitig wandeln und wirken, aber nicht zugleich gesehen werden, so konnten in Humboldt nicht an demselben Horizonte Geist und Gefühl hervortreten. Der unermüdete Geist aber mochte den Blicken kaum jemals entschwinden, und hielt als zusammengedrängtes helles Licht die zerstreuten milderen Lichter unscheinbar. Man nimmt überall eine Trennung zwischen den beiden Hauptkräften an, welche das höhere Leben ausmachen, zwischen Kopf und Herz, Verstand und Gefühl; aber die Trennung ist meistentheils nur eine gemachte, zum Behuf der Erkenntniß bequeme: in Humboldt war sie eine wirkliche. Keine von beiden Kräften hatte in ihm die Oberhand, auch standen sie nicht gegen einander im Gleichgewicht; jede waltete abgesondert für sich, in ihrem eignen Reiche, unbekümmert um die andre; sie erkannten ihre Gebiete wechselseitig an, und lebten neben einander ohne Streit noch Einigkeit. Im größten Gegensatz aber schieden sich ihre Wirkungen. Die Thätigkeit des Verstandes trat

hell und glänzend nach außen hervor, und nahm die ganze Breite des erscheinenden Menschen ein; die Thätigkeit der Empfindung zog sich scheu nach innen zurück, und versteckte sich fremden Augen. Wenn Vertrauen, Achtlosigkeit, oder Zufall, dies Innre doch öfters aufschlossen, so sah der erstaunte Blick hier alles reich erfüllt und belebt, ja man konnte das Gefühl allzu weich, allzu zart und reizbar finden, vielleicht eben deßwegen aber auch nicht glühend und gewaltig. Eine strebende Empfindsamkeit, voll persönlicher Neigung und grüblender Forschung, dauerte bei Humboldt über die Jünglingsjahre, die sich noch harmlos dazu bekannten, weit in das spätere Leben fort, wo sie jedoch nur in besondern Verhältnissen und seltnen Anlässen, in geheimer Vertraulichkeit oder in Leidenschaft, ihr Dasein offenbarten, gewöhnlich aber verschämt und spurlos untertauchten, und absichtlich einen falschen, oft ganz entgegengesetzten Anschein zur Hülle nahmen. Erst in den letzten Lebensjahren fiel diese Hülle wieder großentheils ab, und das innigste Gefühl trat unverstellt hervor, in sanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung stimmten.

Ein Vorgang in Humboldt's Universitätsjahren, den wir durch frühe Schilderung umständlich kennen, gewährt einen merkwürdigen Blick in diese schon damals unter Scherz und Verneinung sich versteckende Empfindsamkeit, die sich mit antiker Seelenstärke wunderbar verband. Er badete mit seinem Freunde Stieglitz, dem nachherigen hannöverschen Leibarzt, bei Göttingen Abends im Mondschein in der Leine, und gerieth in einen Strudel, der ihn fortriß; nach vergeblichem Ringen hielt er sich für

verloren, und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts!“ Doch dieser sprang ihm nach, und rettete ihn. Humboldt erzählte späterhin seine Empfindungen, sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft, für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand sich davon nichts, er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spaziren. Seine Freundschaft suchte auch späterhin, da die der größten und edelsten Männer ihm zu Theil wurde, sich in Bezeigung und Ausdruck kühl und keusch zu erhalten; Liebe und Verehrung standen als unzweifelhafte Thatsachen fest, die durch das ganze Leben immerfort bestätigt wurden, die er aber in Worten auszudrücken vermied. Allerdings war in dieser maßvollen Ruhe, die wir auch über dem innigen und fruchtbaren Bunde Goethe's und Schiller's walten sehen, die Würde einer so seltnen und reifen Freundschaft edler ausgedrückt und sichrer bewahrt, als dies in lebhaften Versicherungen möglich gewesen wäre. Doch konnte auch hier bisweilen ein Schein entstehen, der einen schwachen Sinn leicht irre führte. In der Sicherheit, sowohl des Werthes seiner Freunde, als des Gefühls, welches ihm sie verband, durfte Humboldt die kleinliche Sorge verschmähen, seine Freunde bei jedem Anlasse zu vertreten und geltend zu machen; er hörte wohl Tadel, ja Verunglimpfung gelassen an, er ging wohl gar in Scherzreden ein, die zu vertragen er seine liebsten und geheimsten Empfindungen schon immer gewöhnt hatte, und die freilich in jedem anders beschaffenen Gemüth einen schärferen Sinn gehabt hätten. Ange-

sprochen darüber, daß er an großer Tafel einem abwesenden lieben Freunde hart habe mitspielen lassen, ohne sich seiner anzunehmen, erwiederte er mit ruhiger Freundlichkeit: „O mein Lieber, man muß niemals jemanden vertheidigen!“ Aber verläugnen that er nie; schriftlich und mündlich bezeigte er offen, wer seine Achtung, seine Bewunderung, seine Zuneigung habe, und sprach so durch die That im Ganzen bündiger für die Seinen, als alle Worte im Einzelnen es vermocht hätten.

Ueber jedes andre Freundschaftsverhältniß erhob sich das brüderliche; hier vereinigten sich von beiden Seiten die zartesten und liebevollsten Empfindungen, das edelste Zutrauen, die reinste Hochachtung, welche ein langes Leben hindurch, in größter Trennung und innigster Nähe, in entgegengesetzten wie in gleichen Strebungen, unwandelbar denselben Bruderbund darstellten, in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht wurde.

Nur Eine Verbindung stand noch höher, die mit seiner Gattin. Alle Kraft der Liebe, der Vorsätze, der Beeiferung, deren Humboldt fähig war, strömte hieher zusammen, wirkte mit nie erlöschendem Feuer. Als er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Karoline von Dacheröden werde seine Frau werden, that er gleich das Gelübde, sie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er diese Aufgabe festgehalten, und nach seinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag auf's neue konnte er aus freier Neigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, sein einziges Glück zu sein. Als die geliebte Gattin im ersten Wochenbette

darnieder lag, und die Aerzte bedenklich waren, glaubte Humboldt, er werde nach dem schrecklichsten Verluste das Leben nicht ertragen, indem er seinem verzweifelten Vorhaben in der Angst sogar den Grund unterschob, man könne ja nicht wissen, ob die Geliebte nicht jenseits noch seiner bedürfen möchte! Während der noch langen Lebenszeit, in der die Gattin als sein höchstes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte diese Beeiferung in jeder Gestalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergessen seiner selbst, mit Aufopferung sogar derjenigen Ansprüche, die von solcher Liebesfülle unzertrennlich schienen. Er genoß des Glückes, die Zärtlichkeit und Zuversicht seines Herzens erwiedert zu sehen, seine ganze Gesinnung, seine Geistesfreiheit strahlten ihm aus dem reichen Gemüth lieblich zurück. Frau von Humboldt hatte unwiderstehliche Anmuth in frischem Lebensdrange; doch lenkte ihr Sinn und Gefühl, bei starken Anlagen und lebhaften Aeußerungen, gern in eine Art romantischen Dämmerwebens ein, von welchem doch ernste Tiefe und helle Wahrheit nicht nothwendig ausgeschlossen waren. Sie nahm an des Gatten innerem Leben, an seinen Entwickelungen und Stimmungen, lebendigen Antheil, wie er an den ihrigen.

Auch andere Frauen, denen seine Zuneigung, seine Achtung, sein Vertraun einmal zu Theil geworden, blieb Humboldt lebenslang ein treuer Freund, auf den in Glück und Unglück zu rechnen war. Bei allen oft scharfkomischen Scherzen, zu welchen die Laune ihn fortriß, und trotz alles Mephistopheliſchen Uebermuthes, den er nicht unterdrücken mochte, war er gleichwohl ein sanfter und schmiegsamer Anbeter, ein ernster und wahrer

Freund, ein tiefergriffener und zarter Verehrer, je nachdem der Gegenstand, der Anlaß und die Umstände es geboten oder zuließen. Die Eindrücke seiner jüngern Jahre waren ihm besonders heilig. Seine preisende Verehrung für Frau von Wolzogen verläugnete sich nie, Thereſe Huber, welche er bewundernd einst die erste aller Frauen genannt, hielt er bis an seinen Tod in höchstem Werth; die wärmste Anhänglichkeit bewies er Andern noch fast als Sterbender. Für Rahel empfand er ein rückhaltloses Vertrauen, im Denken hatte er für sie kein Geheimniß; doch faßte er ihren Geist nicht ganz, und bei aller Anerkennung ihrer Eigenschaften wußte er doch kaum, welch tiefen Zusammenhang diese in ihrer Seele hatten; er sah oft nur muntern Geist und reichen Witz, wo großer Schmerz und mächtige Wahrheit in jenen ausbrachen; wie tief er selbst von ihr erkannt und durchschaut wurde, ahndete er nicht.

Es ist schon erwähnt worden, daß Humboldt's Geist, wenn auch manchen Gegenständen abgewendet und manchen Standpunkten fremd, doch wesentlich ein allgemeiner war; jede Richtung, die er verfolgte, lenkte er in gedankenreiche Höhe, in keiner verlor er sich an das Einzelne, immer brach er zu großen Verbindungeu durch. Wer Alexander von Humboldt zum Bruder hatte, durfte das Gebiet der Naturforschung nicht noch auf's neue für sich erobern wollen; ihm ziemte, seine Macht nach anderer Seite hinzuwenden. Doch selbst diese Verschiedenheit führte nur wieder in erhöhte Gemeinschaft. Er wählte und erwarb die großen geheimnißvollen Gränzgebiete, wo das Reich der Natur und das der Geschichte zusammentreffen, und wo die Wechselwirkung zwischen

Geiſtigem und Körperlichem ſich unaufhörlich erneut. Die Betrachtung der Menſchengeſchichte als einer gemeinſamen Entwickelung, die Unterſuchung des Weſens beſtimmter Geiſtesgebilde, die Erfaſſung aller Sprache als eines organiſchen Ganzen, was iſt dies anders, als eine Naturforſchung höchſter Art, wo die Natur ſelber ſchon geiſtig wird?

Dieſen Gegenſtänden ſchloß ſich ein andrer an, der in dem Leben faſt aller Menſchen wirkſam durchbricht, in Humboldt's Weſen aber zu beſondrer Bedeutung emporſtieg, und eine ſeiner eigenthümlichſten Erſcheinungen wurde. Die Anſtalten, welche in der organiſchen Natur für die Fortdauer der Gattungen getroffen ſind, die Zweiheit der Geſchlechter, welche in dem Menſchen ſich aus körperlichen Bedingungen zu den höchſten geiſtigen Gebilden erhebt, der ſinnliche Genuß, die Bewunderung des Schönen, das Entzücken der reinſten Seelenliebe, dies alles, gewöhnlich nur ſtückweiſe in zerſtreuten Erfahrungen dem Menſchen beſchieden, ordnete ſich für Humboldt in große, zuſammenhängende Studien; hier vereinigte ſich abermals der mannigfachſte Ertrag aller geiſtigen Reiche, welche dem Menſchen eröffnet ſind: der klaren Kenntniß großer Naturverhältniſſe und dem reizvollen Durchforſchen geſchichtlicher Wandlungen mußte ſich die genußreiche Anſchauung plaſtiſcher Kunſt und des beſten Inhalts aller Poeſie geſellen. Hier war der Stoff ſcharfſinnigſter Zerlegung, die bald in zarten Umriſſen das Unſagbare geiſteskalt aufzeigte, bald in üppiger Fülle die Einbildungskraft neu entzündete, hier der Anlaß freieſter Ausflüge zum Selbſterkunden, zum thätigen Spiel, zum kühnen Scherz, hier die bereitete Stätte, wohin

jedes Begegniß, jedes ſelbſterfahrne Glück und Leid ſeine ſichre Ausbeute liefern konnte. Dieſem Kreiſe und ſeinen proteïſchen Gebilden blieb Humboldt immerdar verfangen, der Gegenſtand ließ ihn nie ganz los. Die Alterthumskunde, die plaſtiſche Kunſt brachten ihre Weihe hinzu, die Luſt des Lebens und das Treiben der Welt wurden genial. Humboldt's Geiſt wirkte zerſetzend auf das Gemeine; was er berührte, hatte ſchon Theil an Höherem, verſchlang ſich, wenn auch noch ſo fernher, mit Bildern der Schönheit, mit Gedanken der Erkenntniß.

Ueberhaupt aber hielt Humboldt ſeine Fähigkeiten in ſteter Ausübung. Nichts von allem, was er je gelernt, durfte erlöſchen oder ſchlummern, im Gegentheil mehrte und kräftigte ſich bei ihm ſtets das Einzelne wie das Ganze ſeines geiſtigen Beſitzthums. Sein Willen ſchaltete leicht und frei mit jeder Thätigkeit; Stimmung und Umſtände durften wenig einwirken. Nach unglaublichen Leiſtungen in Geſchäftsarbeiten, denen er unermüdet und höchſtfördernd oblag, war er friſch und munter zu wiſſenſchaftlicher Anſtrengung, wie zu heitrer Geſelligkeit. Während der drangvollſten Tage des Wiener Kongreſſes durchbeſſerte er die kunſtreiche Ueberſetzung griechiſcher Chorgeſänge, ſtellte er mit ſich allein Uebungen in Peſtalozziſcher Lehrart an, dichtete er jeden Tag deutſche Verſe, ſchrieb fleißig Familienbriefe, und führte noch außerdem ein Tagebuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, ſondern auch die kleinen Vorgänge der Geſellſchaft, die Anekdoten und Abentheuer des Tages genau bemerkt waren, das er aber bald nachher in Paris mit vielen andern Papieren, zu ſeinem eignen ſpätern Leidweſen, dem Feuer überliefert hat.

Nahm er das Leben im Ganzen wie eine große Aufgabe, die zu lösen sei, so stellte sich ihm als solche auch jedes Begegniß und Geschäft, jede Neigung und Aussicht. Der Verstand, immer zuerst im Werke, umschritt und umzog seinen Gegenstand, maß die Verhältnisse, suchte die Eingänge; der heißeste Stoff kühlte sich unter dieser Behandlung ab, und wurde eisig anzufühlen. Merkwürdig in seiner frischen Kälte und Klarheit ist besonders das Werk über Goethe's Hermann und Dorothea, wo das Wesen des Epos aus seinen Bestandtheilen und Beziehungen gleichsam herausgerechnet wird. Wo die Aufgaben nicht mehr theoretisch blieben, sondern praktisch wurden, konnte freilich der Geist allein die Macht des Wirklichen nicht aufheben; aber etwas mit ihr zu verknüpfen, ihren Anschein zu stärken oder zu schwächen, das konnte immer versucht werden. So bisweilen geschah es, daß Humboldt seinen Gegenstand umstrickte und umwob mit den feinsten Gedankenzügen und stärksten Schlußfolgen, und man glaubte die Sache zu haben, indem man doch nur das umhergelegte Netz hatte; eben so wußte er ein solch vorgefundenes zu zerstören, als ob es die Sache selbst wäre, ohne daß diese im geringsten verändert wurde. Hauptsächlich in seinen diplomatischen Arbeiten fand sich Anlaß zu dieser künstlerischen Meisterschaft, den Gegnern nicht selten zur hülflosen Verlegenheit. Bewundernswürdig an Scharfsinn und Freiheit, an fester Gliederung und Durchführung ist besonders eine Denkschrift, worin er Verfassungsgrundsätze erörtert; er giebt die bündigste, gefälligste Umhüllung, man glaubt schon alles sicher festzuhalten, aber zur Sache ist nichts gethan, es ist nur eine Aufgabe, eine geistige Uebung

geweſen. Jedoch weder die Geſinnung noch die Thatkraft Humboldt's können hiebei in Frage ſtehen; in ſo weit, als die Aufgaben an ihn gewieſen waren, hat er ſie mit Nachdruck und Weisheit gefördert, und die Nothwendigkeit großer Fortſchritte bei jeder Gelegenheit auf das beſtimmteſte ausgeſprochen. Er ſelber zuerſt würde dem Witz Rahel's, die nach dem Leſen jener Denkſchrift ausrief: „Die Brühe iſt vortrefflich, aber ſie macht keinen Braten", als einem treffend wahren zugeſtimmt haben, um ſo mehr, als er ſelbſt keineswegs das Eine für das Andere ausgeben wollte, ſondern nach der Einleitung auch die Hauptſache wirklich ſchon bereitet hatte. —

Die hier bezeichnete Verfahrungsweiſe ſteht im Zuſammenhange mit der Eigenheit ſeiner Geiſtesbewegung überhaupt. Nicht im raſchen Fluge, nicht ſtoßkräftig und ſturmkühn drang er auf den Gegenſtand ein, ſondern gelaſſen vorſtrebend in ſicherm Gange, Schritt an Schritt reihend, als leichter unermüdeter Fußgänger, der unverdroſſen ſeinem Ziele näher rückt, alle Fernen und Schwierigkeiten zuletzt überwindet, und das Erreichbare gewiß erfaßt. Nichts iſt ſeltner bei Humboldt als Zorn und Ungeduld des Geiſtes, als große Durchbrüche und Schlagworte: nicht zerreißt er das Dunkel ruckweiſe durch ſtarken Blitz, aber ſeine ganze Bahn zieht helle Lichtſtreifen, und leitet auf Ergebniſſe hin, die als vorbereitete weniger überraſchen, aber deſto mehr befriedigen. In dieſer Weiſe dringt er in die größten Tiefen, zu den höchſten Spitzen, von jedem Ausgangspunkte, und auf Wegen, wo andre Geiſtesarten zurückſchrecken und ermatten. Natürlich ſind nicht alle ſeine Schriften von gleichem Werth und Verdienſt, und manche gerühmtere

ſogar entſchieden mangelhaft, aber durch alle zieht jene Lichtſpur und ihr Geſammtinhalt gehört zu der edelſten Ausbeute des Jahrhunderts.

Humboldt's ſprachwiſſenſchaftliche Arbeiten zu würdigen, iſt hier nicht der Ort, noch unſres Amts. Nach dem Urtheile befugter Richter ſichern ſie ihrem Urheber unvergänglichen Ruhm. Sein letztes Werk, dem er bis zum Tode ſeine klare Geiſteskraft und fleißige Sorgfalt widmete, ſchließt großartig dieſe Arbeiten mit dem Ertrag eines ganzen Lebens. Die philoſophiſche Forſchung iſt hier zu Tiefen hinabgedrungen, die nie vorher berührt worden, ſie folgt dem Wunder der Sprache bis an das Geheimniß der Schöpfung, bis zu dem Heiligthum der Andacht, wo der Menſch in das Unendliche zu greifen ſtrebt. Mit der Stärke ſeines Geiſtes erſcheint hier auch deſſen Schönheit. Das ganze Menſchendaſein mit ſeiner beſten Habe und ſeinen höchſten Ausſichten wird von Strahlen getroffen, welchen diesmal ein Hauch der Liebe nicht fehlt, der das Herz milde erwärmt, während jene den Geiſt erhellen.

Noch manchen merkwürdigen Zug, noch manche beſondre Eigenheit des ſeltnen Mannes könnten wir beſprechen, noch manches Wort und Begegniß erwähnen, wollten wir unſre Schilderung in's Einzelne weiter ausführen. Das Bild würde nur an Liebenswürdigkeit gewinnen, uns vertrauter werden und näher rücken. Denn dies war ein Hauptreiz in Humboldt's Erſcheinung, daß dieſe verwirrende Ausnahme, dieſe unberechenbare Ueberlegenheit, doch wieder ſo leicht in den Kreis des Gewöhnlichen eingehen konnte, ja ſo zu ſagen in allen menſchlichen Schwächen mitlebte! Der Vorurtheilsloſe, im

Denken jede Schranke Verachtende, übte jede Pflicht herkömmlicher Sitte, geſelliger Freundlichkeit; er verzichtete auf ſeine Auszeichnung, voll Nachſicht und Duldung für alle Geringern. Keine Befangenheit, keine Schwachheit der menſchlichen Natur mochte er verläugnen, er kannte ſogar die Schauer der Geſpenſterfurcht, und ſuchte ſie wohl abſichtlich zu erwecken. Man hat ihn auch zu großer Sparſamkeit beſchuldigt, aber mit Unrecht; ein großer Verſtand herrſcht freilich nicht, ohne auch den Werth der Dinge in ſcharfer Rechnung zu halten, und phantaſtiſche Verſchwendung kann neben ihm nicht aufkommen; aber wo der Verſtand einwilligte, wo ein hoher Zweck, ein edler Wunſch zu erfüllen war, da wußte Humboldt freiſinnig ſich ſelbſt und Andern zu gewähren, und oft in ſolchen Maßen, wie ſie in den Verhältniſſen nicht geboten ſchienen.

Die Betrachtung ſeiner Perſönlichkeit gab unerſchöpfliches Studium, und erſt manch neue Räthſelfrage, dann aber auch zuletzt manch ergänzenden Aufſchluß ſeines innern Weſens. Dieſe hohe und in den Schultern vorgebogene Geſtalt, dieſe zurückweichende Stirne, dieſe heraustretenden Forſcheraugen, die zarte Bläſſe des ruhigen Geſichts, deſſen Mienen gleicherweiſe im Ernſt und im Lächeln Scheu und Ehrerbietung einflößten, der hagre, nicht muskelkräftige, aber durch ſtarke Nerven zu jeder Anſtrengung und Ausdauer willige Körper, die feine ſanftſchneidende Sprache, der aber niemals der Fluß des Ausdrucks und die Geſchicklichkeit der Wendung verſagt war, — dies alles zuſammen muß man im Leben geſehen haben, oder durch Macht der Einbildung lebendig hervorrufen können, um den Ausdruck

wahrhaft zu faſſen, zu welchem ſolches Innere und ſolche Leiblichkeit hier vereinigt waren!

Nach wiederholter, allſeitiger Prüfung, und im Aufblicke von dem Minderweſentlichen und Zweifelhaften zu dem wahrhaft Großen und Entſchiednen, wird für Humboldt immer als letztes Ergebniß feſtſtehen, daß er einer der außerordentlichſten Menſchen war, die unſere Zeit geſehen hat, und daß hohe Bildung und Wiſſenſchaft und unverletzte Würde des Karakters in ihm ein reiches bewegtes Leben mit jedem Ruhm erfüllt haben.

Die freie und hohe Weiſe, in welcher Wilhelm von Humboldt ſeine Studien und Arbeiten betrieb, — einzig geführt von der Sache ſelbſt, nicht gereizt oder genöthigt von Zwecken, die über den geiſtigen Gewinn hinausgegangen wären, — dieſe Weiſe brachte es von ſelbſt mit ſich, daß er ſeine wichtigſten und größten Gaben eben ſo gern und leicht im bewegten Geſpräch und vertrauten Briefwechſel dem Einzelnen darbot, als in ausgearbeiteten Werken dem Publikum. Seine Druckſchriften waren in dieſem Betreff nicht bevorrechtet, er ſparte für ſie keine Ideen und Ausführungen beſonders auf, vielmehr überließ er verſchwenderiſch dem nächſtgelegenen Geſpräch oder Briefe die Einſichten und Verknüpfungen, aus denen, mit einiger Sorgfalt und Ausführung, die gehaltreichſten Gedankenreihen, die gediegenſten Aufſätze ſich entwickeln konnten. Daher ſind ſeine Briefe ungewöhnlich reich an lichtvollen Blicken, an großartigen Ideen, die ſich bisweilen ſogar in äußerer Unſcheinbarkeit gefallen, vertrauend, daß edler und feiner Sinn den

Geiſt genugſam erkennen werde. So die Briefſtelle, welche Goethe bei Gelegenheit Winkelmann's mittheilt, die Stellen, welche Friedrich Auguſt Wolf in ſeinem Entwurf der Alterthumswiſſenſchaft anführt. So iſt gewiß der nachfolgende Gedanke einer der tiefſten und fruchtbarſten, zu denen das vorige Jahrhundert ſich erſchwungen hat, ein Gedanke von weitausſehender Entwicklung und Anwendung, der aber möglichſt kurz und ſchlicht in einem Briefe an Schiller niedergelegt iſt; Humboldt ſchrieb nämlich am 2. Februar 1796 an ſeinen Freund: „Die Idee, daß für den menſchlichen Geiſt ein gewiſſes Bild der Menſchheit, zu deſſen Möglichkeit alle Nationen und Zeitalter mitgearbeitet haben, fortwährend exiſtirt, hat für mich immer ein ſehr ſtarkes Intereſſe gehabt. Es giebt nun ein doppeltes Leben für den Menſchen, eins in bloßer und der höchſten Thätigkeit, mit der er ſtrebt, etwas zu erfinden, zu ſchaffen oder zu ſein, was theils ihn ſelbſt überleben, theils ſchon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn ſtill mithandelt, auf den menſchlichen Geiſt überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Menſch ſich begnügt, glücklich und ſchuldlos zu ſein. In beiden iſt ein feſter Zweck und eine ſichere Belohnung. Nur eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, iſt fatal, und doch (und gerade zeichnet dies auch unſer Zeitalter aus) ſo häufig, diejenige, die, ohne wenigſtens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher auch im Privat- und politiſchen Leben alles nur darauf ankommt, die Gegenſtände des Bedürfniſſes zu vermindern, und die des Genuſſes und der

freien Thätigkeit zu vermehren. Mich selbst, läugne ich nicht, prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft."

Aber in allen Briefen und Gesprächen Humboldt's finden sich solche Lebenskeime und Kleinodien, die ein verwandter Sinn zu stets wachsendem Ertrage auszubeuten vermag. Daher wir die Mittheilung einer größeren Sammlung von Humboldt's Briefen — wie schade, daß er keinen Eckermann gehabt! — um so dringender wünschen, als ohnehin schon unersetzliche Verluste zu beklagen sind. Die Briefe Humboldt's an Wolf sind zum Theil noch erhalten, und wir benutzen diese Gelegenheit, einige uns daraus verbliebene Bruchstücke hier mitzutheilen, um eine vollständige Herausgabe des Geretteten anzuregen! —

1837.

Aus Briefen Wilhelms von Humboldt an Friedrich August Wolf.

1.

Erfurt, den 31. März 1793.

— Aber ich bin ganz von meinem neulichen Aufsatz abgekommen (Skizze über die Griechen). Der hat noch närrische Fata gehabt. Ich schickte ihn Schiller'n, dem ich bald darauf schrieb, und da Sie die schönen Ränder so weiß gelassen hatten, bat ich ihn, sich ihrer anzunehmen. Dies hat er denn auch gethan, und allerlei zugeschrieben. Es sind sehr hübsche Sachen darunter,

obgleich Sie denken können, daß er in das Ganze der Idee, da ihm die alte Litteratur doch nicht geläufig ist, wenig eingegangen ist. Ich schreibe Ihnen hier eine Anmerkung ab, die, dünkt mich, eine genievolle Idee enthält, ob auch eine wahre? mögen Sie selbst entscheiden.

„Sollte nicht von dem Fortschritt der menschlichen Kultur eben das gelten, was wir bei jeder Erfahrung zu bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man drei Momente."

„1. Der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und in einander fließend."

„2. Wir trennen einzelne Merkmale, und unterscheiden. Unsre Erkenntniß ist deutlich, aber vereinzelt und bornirt."

„3. Wir verbinden das Getrennte, und das Ganze steht abermals vor uns; aber jetzt nicht mehr verworren, sondern von allen Seiten beleuchtet."

„In der ersten Periode waren die Griechen."

„In der zweiten stehen wir."

„Die dritte ist also noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurückwünschen."

Von Schiller bekam ich den Aufsatz hier zurück. Ich theilte ihn dem Koadjutor (Dalberg) mit, der von meinen Winterarbeiten zu sehn wünschte, und aufgemuntert durch Schiller's Noten, hat er noch weit mehr die Ränder mit Glossen beschrieben. Es wird Sie sehr unterhalten, einmal das Werk cum notis variorum wiederzusehn. Vorzüglich sind Dalberg's Anmerkungen originell, und ordentlich komisch ist das durchgängige Bemühn, zu zeigen, daß die griechische Litteratur ein Studium für Wenige sein und bleiben müsse, zu welchen

ich, wie er zu verſtehn giebt, nun eben nicht gehören möchte. Er ſelbſt hat viel mit mir darüber gelacht, und die Anpreiſungen der Griechen in meinem Aufſatz ſcheinen ihn am meiſten zum Widerſpruch zu reizen. Wieder geſehn aber habe ich bei dieſer Gelegenheit, daß die Geſichtspunkte, die entweder an ſich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leſer fremd ſind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit hat, und daß ſie bei dem Koadjutor, der immer — möchte ich ſagen — mehr mit dem Geiſte ſeine eignen, als mit den Augen des Andern Ideen lieſt, faſt bis zur Unmöglichkeit wächſt. Bei dieſem Aufſatz hat er meine eigentliche Meinung — wie jede Zeile ſeiner Anmerkungen beweiſt — abermals ganz mißverſtanden. Abſtrahirt habe ich mir wenigſtens hieraus, daß, hätte ich je die Abſicht, durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beizutragen, ich mich einer viel andern Methode bedienen müßte. Indeß ſoll auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir einmal eine Idee entwickelt, ſo ekelt es mich an, ſie nun auch einem Andern auszuknäueln, und ſo lange mich nicht äußere Umſtände zwingen, überwinde ich dieſen Ekel nicht. Mir ſelbſt aber iſt über die Griechen noch ſehr vieles dunkel, und mit jedem Tage feſſelt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit ſagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins die Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzuſetzen, daß auch der Schatten von Luſt, ein thätiges Leben in Geſchäften zu führen, nie ſo ſehr in mir erſtorben iſt, als ſeitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin. —

2.

Jena, den 3. Juni 1795.

Wie geht es, lieber beſter Freund, und wie iſt es Ihnen die letzte bedenkliche Nacht hindurch ergangen? Ich wollte noch den Morgen zu Ihnen kommen, aber leider verſchlief ich es um eine Viertelſtunde, und Sie waren fort. Gegen Mittag kam Goethe zu mir, und bedauerte ſehr, Sie nicht mehr zu finden. Er iſt Ihnen äußerſt gut geworden, und trägt mir viele herzliche Empfehlungen an Sie auf. Die Prolegomena beſchäftigen ihn ſehr ernſtlich, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie zufrieden er damit iſt. Zwar iſt er noch weit entfernt, ſich überhaupt für eine Meinung entſchieden zu haben; Sie kennen ſeine weiſe Bedachtſamkeit. Allein die Methode und der Gang der Unterſuchung machen ihm vorzügliche Freude, und er hat mir namentlich geſagt, daß in dieſer Rückſicht ſchon jede Seite lehrreich ſei. Böttiger hat übrigens letzten Freitag eine Abhandlung bei Goethe geleſen, wo er bewies, daß eine von Pſammetichus berufene ioniſche Kolonie zuerſt auf Papyrus geſchrieben habe, und die ein wahres Böttigeriſches Meiſterſtück ſein ſoll, eine wahre Karrikatur und Parodie Ihrer Prolegomena, voller Blumen und Schnörkel. Geſtern und heute blieb Goethe hier, und morgen gehe ich mit ihm auf zwei bis drei Tage nach Weimar. Außer Einigem an meinen metris iſt ſeit Ihrer Abweſenheit nicht viel bei mir geſchehen. Indeß iſt doch die Anzeige Ihrer Odyſſee fertig, und Sie müſſen nicht ſchelten, wenn ich ſie beilege: 1) Kennen Sie meine Schüchternheit in græcis et latinis; 2) Habe ich mich emanzipirt, über die Ungenauigkeit unſerer Philologen

zu ſpötteln, und ob ich gleich von der Wahrheit der Sache überzeugt bin, ſo iſt etwas bei einem jungen Rezenſenten immer bedenklich; 3) Iſt mir etwas im Schol. Eur. ad Or. 279 äußerſt ſchwierig, nämlich die Worte: *Ἡγέλοχον — ἐπῶν λέγειν.* Ich verſtehe es: „Da er den Heg. gedungen hatte, die erſte Rolle zu ſpielen.“ Allein ſollte er dies wirklich gethan haben? Heg. war ein *τραγικὸς* und Strattis wollte ihn verſpotten. Ich meine alſo, Strattis fingirt dies in ſeinem Stück, ſpielt Komödie in der Komödie, und macht den Heg. zu einer handelnden Perſon Ferner, ohne Rückſicht auf meine Anzeige, muß es *ἀνθρωποραίστης* oder — *ῥέστης* heißen, und was bedeutet beides? Daß ich übrigens das Schol. ſo breit extrahirt, that ich, weil man in der A. L. Z. das Vergnügliche liebt, und damit, durch die verſähnliche gedruckte Zeile angelockt, auch bloße Dilettanten die Anzeige leſen möchten, da ſie doch nur für dieſe kalkulirt iſt; die Kenner wiſſen, woran ſie ſind. Der letzte Grund, warum ich ſchicke, iſt, daß es doch, wie Goethe immer ſagt, hübſch iſt, auch Kleinigkeiten gemeinſchaftlich zu machen. Länger, als wir dachten, iſt die Anzeige freilich geworden, ich ſchätze ſie ein Blatt. Allein ich ſehe doch nichts geradezu Ueberflüſſiges, und wenn Predigten und Romane ſo weitläufig rezenſirt werden, weiß ich nicht, wozu man ſo wortkarg bei wichtigen Dingen ſein ſoll. Ich bitte Sie indeß, das Ganze anzuſehen, und mir mit unſerer hergebrachten Offenheit, was Sie anders wünſchen, zu ſagen. Es ſoll dann nach Möglichkeit geſchehen. Mit nächſter Poſt erhalte ich es wohl zurück. Der Abdruck hält merklich auf, weil ſie nicht ſelten

vierzehn Tage voraus ſind. — Unendlich begierig bin ich auf Nachricht von Ihnen, die ich doch noch eher, als die Antwort auf dieſen Brief, zu erhalten hoffe. Welch' eine innige Freunde haben Sie uns wieder mit Ihrem göttlichem Beſuche gemacht! In meinem nächſten Briefe ſage ich Ihnen etwas Näheres über die Zeit, wo ich nach Halle kommen könnte. Ich muß Sie recht bald wiederſehen, lieber, theurer Mann. Hier den Anacharſis und filius dei, die Sie vergeſſen. — —

Ich habe Goethe'n ermuntert, die Ilias in Rückſicht auf Ihre Prolegomena durchzuleſen, und ich hoffe, er wird es thun.

(Humboldt's Anzeige ſteht in der Allg. Litt. Zeitung 1795, Nro. 167 von 16. Juni.)

3.

Berlin, den 20. September 1796.

— — Jetzt noch einige Worte von Voß. Wir waren fünf Tage in Eutin, und den ganzen Tag bei ihm. Wir haben ihn außerordentlich liebgewonnen, und auch ihm ſchienen wir zu gefallen. Leider war er immer und iſt noch an Ohrenſauſen, das ihn ſehr inkommodirt, krank. Dies ſtört das Geſpräch etwas, doch nicht ſehr. Ich habe mit ihm über die interiora ſeiner Eigenthümlichkeiten äußerſt frei, und ohne allen Rückhalt geſprochen, ob ich gleich, wie Sie wiſſen, gar kein eigentlicher Anhänger ſeiner ſogenannten (denn er widerſpricht dem Ausdruck) Neuerungen bin. Ich bin über

nichts faſt eigentlich einig mit ihm geworden, aber ich habe auch nur geſucht, mich ganz und gar in ſeinen Geſichtspunkt zu verſetzen, und dies iſt mir, glaube ich, in hohem Grade gelungen. Ich glaube ihn jetzt zu verſtehen, und doch iſt dies nicht leicht. Wenigſtens iſt's nicht leicht, bis es einem gelingt, in den Mittelpunkt aller ſeiner Anſichten einzudringen. Denn es iſt eine überaus merkwürdige Einheit in ſeinem Weſen, ſeinen Gedanken und ſeinen Arbeiten. Meine vorigen Ideen über ihn habe ich ſehr berichtigt. Ich habe ihn ungleich feiner, zarter, und ich möchte ſagen poetiſcher gefunden, als ich mir vorgeſtellt hatte. Ueber Sie haben wir, wie Sie leicht denken können, unendlich oft geſprochen, er liebt und achtet Sie unendlich. Mit Ihren Prolegomenen iſt er, wie Sie auch wiſſen, nicht einig. In dieſem Punkt, geſtehe ich Ihnen, begreife ich ihn noch nicht recht. Er meint noch, Homer möge dennoch wohl geſchrieben haben, Fugen findet er nirgends, die Arbeit der Verbindung der einzelnen Geſänge hält er für ſo ſchwierig, daß er meint, Sie hätten den Homer, der nämlich nun der Verbinder ſei, um einige Jahrhunderte weiter vorgerückt. Ich hätte mich gern mit ihm hierüber tief eingelaſſen. Allein theils iſt es ſchwer mit ihm zu ſtreiten, da er ſo leicht ſchweigt, ohne überzeugt zu ſein, und anderntheils muß ich auch ſagen, daß, meiner Ueberzeugung nach, die Sache noch nicht ſo darliegt, daß ſie ſich durchſtreiten läßt — den einzigen Punkt ausgenommen, daß Homer nicht geſchrieben haben kann, was ich für ausgemacht halte. Uebrigens, glaube ich, ſind die Gründe, die Ihre Prolegomena angeben, alle noch ſo, daß ſie nach individuellen Verſchiedenheiten

mehr oder minderen Eindruck machen. Der Cardo rei liegt meines Erachtens allein darin, daß in der Ilias wirkliche Verschiedenheiten des Stils, der Sprache u. s. f. sein sollen. Bei diesen, glaube ich, hätten Sie anfangen müssen; jetzt getraue ich mir zwar immer den Gegner bestreiten, nie aber ihn besiegen zu können. Ihre litterarischen Briefe will er, sobald es sein Kopf erlaubt, noch einmal prüfend durchlesen, und dann Ihnen seine Bemerkungen schicken. Den vorzüglichsten und vortheilhaftesten Eindruck auf uns hat Voß Karakter und häusliches Leben gemacht. Er ist im genauesten Verstande des Worts brav und edel, und in sehr hohem Grade noch außerdem liebenswürdig. Auch die Frau hat uns sehr gefallen, und sie gewinnt immer, je länger man sie sieht.

Klopstock ist noch immer äußerst angelegentlich mit Ihren Prolegomenen beschäftigt. Es war das Erste, worüber er mit mir sprach. Er ist schlechterdings und durchaus Ihrer Meinung, die er noch durch eigne Einfälle erweitert. So hält er, ich glaube nicht sehr glücklich, in Il. α. εἷς κοιρανος ἔστω für ein Einschiebsel der Pisistratiden. Auch mit den litterarischen Briefen ist er zufrieden, und lobt vorzüglich den Stil.

Die Rezension von Voß Homer habe ich erst einmal und noch nicht einmal ganz gelesen. Sie enthält gewiß sehr viel Wahres, und manches ist mir wie aus der Seele geschrieben. Aber vieles halte ich auch für übertrieben, den Ton hier und da für unbescheiden und muthwillig, und der Hauptgesichtspunkt, aus dem der Rezensent (W. Schlegel) den Homer ansieht, scheint mir doch wieder verfehlt. Bisher hat man den armen

Homer wie einen modernen Dichter behandelt; jetzt wird man bald anfangen ihn nicht mehr für einen Dichter zu erklären. Der Rezenſent ſcheint mir ſchon von dieſer Seite viel zu weit zu gehen. Alles was nur nach Kunſt ausſieht, ſoll nicht homeriſch ſondern gleich alexandriniſch ſein. Und wo iſt denn der künſtliche Versbau der Alexandriner? Etwa bei Apollonius? Ueber den Versbau des angeblich ſtolzeren Virgiliſchen und des Homeriſchen Hexameters ſcheint der Rezenſent auch wunderbare Eingebungen zu haben. Ich habe den Hexameter in der Aeneis und den Georgiken immer für ächt und bloß homeriſch gehalten. —

4.

Jena, den 31. März 1797.

— Sie erhalten hier wieder ein reichliches Stück Agamemnon. Ihre Mißbilligung meiner Arbeit hat mich wegen der freundſchaftlichen Offenherzigkeit unendlich gefreut. Freilich wäre mir gerade Ihr Beifall ſehr ſüß geweſen, allein ich hoffe, wir werden uns verſtändigen. Einzelne Stellen ändre ich gewiß mit der größeſten Bereitwilligkeit, und wenn, wie ich beinah mir ſchmeichle, Ihr Tadel in Rückſicht auf die noch mangelnde Aeſchyliſche Größe vorzüglich aus dem erſten Chor, d. h. aus den erſten zweihundert fünfzig Verſen hergenommen iſt, ſo ſtimme ich durchaus mit Ihnen überein. Im Uebrigen möchte ich mich wehren, wie ich freilich glaube, daß wir auch in den Maximen über das, was erreicht werden ſoll, und was erreicht werden kann, nicht ganz übereinſtimmen.

Da ich meine Arbeit Einigen hier gezeigt habe, befinde ich mich in einer recht sonderbaren Lage.

Schiller ist gar nicht recht damit zufrieden. Er spricht der Uebersetzung Energie und poetische Sinnlichkeit nicht ab, aber er findet sie zu schwer, hart und undeutlich. Er will gewöhnlichere Strukturen, mehr Ausführlichkeit, allenfalls sogar einen weniger obligaten Versbau.

Sie scheinen mir meine Arbeit eben so sehr zu verwerfen, aber gerade aus den umgekehrten Gründen, ob es gleich möglich wäre, daß Sie Ihre Klage wegen des Mangels an Aeschylischem Geist noch mit der Schiller'schen über Mangel an Deutlichkeit kumulirten.

Friedrich Schlegel (der Grieche) äußerte bei dem ersten Lesen des ersten Chors in einer noch früheren Gestalt, als die Ihre Abschrift hat, dieselbe Klage als Sie. Ich änderte darauf manches, und beim zweiten Lesen schien er zufriedener. Ob ganz? möchte ich nicht sagen. Er ist, wie Sie wissen, in solchen Dingen einsilbig.

Goethe ist, wie ich aus vielfältigen Aeußerungen gegen mich und Andre, und aus dem großen Interesse, das er daran nimmt, da er sich ganz eigentlich und täglich damit beschäftigt, mit der Arbeit im Ganzen sogar sehr zufrieden. Er macht nur einzelne Bemerkungen ganz eigner Art, die ich Ihnen zum Theil mittheilen kann. Er ermunterte mich nicht nur den Agamemnon zu endigen, sondern auch ein Stück des Sophokles und des Euripides und eins des Aristophanes, alle karakteristisch gewählt, nachfolgen zu lassen.

Alle sie zusammen scheinen den Versbau, meine

ſauerſte Arbeit, und meiner Meinung nach auch meine verdienſtvolleſte, gar nicht ſonderlich zu achten. Schiller'n fehlt es an Kenntniß, er rechnet mir vieles darin noch als Schuld an. Sie haben ſich nicht darüber geäußert. Goethe ſcheint ihn zu fühlen und zu billigen; aber zum Beurtheilen fehlt's ihm an Kenntniß. Wilhelm Schlegel (der Shakeſpear'ſche) iſt der Einzige, der ſich darauf eingelaſſen hat, und der iſt, bis auf Einzelnes, zufrieden.

So weit mein Bericht. Wie ich mich nun ſelbſt zu dieſen Urtheilen ſtelle? Für's Erſte halte ich ſchon a priori den Tadel für gegründeter, als das Lob. Goethe's Beifall iſt mir aus mancherlei Gründen weniger erfreulich. Er findet ſich durch meine Ueberſetzung beim Leſen des Originals erleichtert, dafür iſt er dankbar, und ſo lobt er leichter. Unter dem Tadel iſt mir der Schiller'ſche nicht wichtig. Er beweiſt mir bloß, daß ich auf eine große Klaſſe Leſer nicht zählen darf, und das wußte ich vorher. Nun Ihrer hat mich niedergeſchlagen. Ich geſtehe Ihnen offenherzig, daß ich vier Tage lang keinen Vers gemacht habe, und meine Arbeit nicht anſehn mochte. Es fehlte faſt nichts, ſo hätte ich ſie, und nun ſicher auch auf ewig alles Ueberſetzen aufgegeben. Aber ich hänge doch noch zu feſt an dieſem Unternehmen, mein Muth iſt zurückgekommen, und ich glaube mich nun in der wahren Stellung zu befinden, die ich annehmen muß. Ich habe mir einen feſten Begriff gebildet deſſen, was ich leiſten will, und was ich glaube leiſten zu können. Von allen meinen Tadlern werde ich unſtreitig aus zweierlei Gründen auch in den Maximen auf zweierlei Art abweichen. So viel

ich ſchon jetzt einſehen kann, ergeht von jedem vorzüglich Eine Forderung an mich. Auch iſt dies natürlich. Der Beurtheiler geht immer mehr oder weniger von Einem Geſichtspunkt aus; der, welcher ſelbſt die Arbeit macht, muß an alles denken, weil er alles zur Sprache zu bringen genöthigt iſt. In höherem oder geringerem Grade werde ich mit jedem Tadel übereinſtimmen, und nach ihm arbeiten, Aenderungen verſuchen u. ſ. f. Aber einen Theil der Forderung werde ich leicht nicht gerecht, einen andern unmöglich zu erfüllen finden, vorzüglich da die Befriedigung der einen ſo leicht der andern Eintrag thut. Es iſt mein feſter Vorſatz, noch ehe meine Arbeit beendigt, ſo ſtrenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen, und mich zwar in die Mitte von allen zu ſtellen, weil ich ohne eine ſolche Selbſtſtändigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müßte, aber von dieſer Mitte aus mich ſo weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. An Fleiß und an Geduld ſoll es mir nicht fehlen, aber wann ich freilich die Unmöglichkeit klar ſehe und empfinde, daß ich nun mehr thun kann, dann werde ich es freilich durch einen Machtſpruch für fertig erklären. Denn was iſt anders zu thun? Bei dieſen Geſinnungen können Sie denken, wie ich mich freue, dieſe Materie recht mit Ihnen durchzuſprechen. Sie liegt mir unglaublich am Herzen, und ich habe mich nie für eine Arbeit (d. h. nicht zu Gunſten deſſen, was ich daran thun möchte) ſo intereſſirt gefunden. Doch ich breche endlich ab. —

5.

Marino bei Rom, den 29. September 1804.

Der Homer hat mir viel Freude gemacht. Noch bin ich aber nicht dazu gekommen, Ihre neue Vorrede zu leſen. Dagegen habe ich gut die halbe Ilias geleſen. Hier bei Spazirgängen, in den himmliſchen Gegenden um den Albaner See, und am Fuß des Mons Albanus, ſtecke ich ihn in die Taſche und leſe ihn mit unglaublichem Vergnügen. Ueberhaupt, lieber Wolf, führe ich ein unendlich genußreiches Leben. So lange meine eigentlichen Arbeiten dauern, ſo glücklich bin ich einmal organiſirt, ärgern und langweilen ſie mich nicht; wenn ſie geendigt ſind, ſind meine Gedanken hundert Meilen von ihnen entfernt, dann gehe ich in's Freie, und leſe, denke, träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geſchäft, und weckt eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht ſehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es iſt wahr, und was giebt es auch eigentlich Höheres, als ſich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für ſich und für etwas Wahres. Alles Uebrige iſt ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigſtens nie zurückblicken muß. Hätte ich Sie hier, ſo hätte ich alles. Denn bedenken Sie nur, daß ich dieſen Genuß einſam, ſo einſam, finde, daß ich jetzt nur mit zwei, drei Menſchen noch deutſch ſpreche, und keiner, auch kein einziger hier iſt, der an dem, was mir eigentlich wichtig iſt, Intereſſe fände. Wie müßte Umgang, ein Umgang mit Ihnen, den Genuß erhöhen! Es iſt recht Schade, daß

Sie Ihr Kommen noch immer so in weite Zukunft stellen. Das Schöne muß bald gepflückt werden, denken Sie daran recht oft. —

6.

Rom, den 20. Juli 1805.

Für mich ginge der Genuß, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erste eines geistvollen Gesprächs. Was es hier auch an wissenschaftlichem Umgang giebt, so ist es trocken und hölzern. Selbst Zoëga'n, der sonst interessantere Ansichten hat, fehlt es an lebhaftem Interesse. Er ist ein allgemeiner Indifferentist und Skeptiker, und wenn auch wirklich seine Gelehrsamkeit dadurch weniger Schaden leidet, so verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig sein, Zoëga zu sehn. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, daß niemandes Umgang so wenig zu eigenen Arbeiten belebend, ja man kann sagen, sogar so niederschlagend dafür ist.

Ich lese jetzt wieder sehr viel die Alten, und immer Römer, denn das Lokalinteresse überwiegt doch alles andere. Die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen ist eigentlich mein Leben. In die Museen und Galerieen komme ich selten; um Basreliefs, Münzen und Gemmen bekümmere ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht in die Häuser eingeschlossene Götter. Aber die Kolossen, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen, und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage.

Wo für mich der Genuß vollkommen sein soll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latium mit überschauen, und das Lateinergebirge den Horizont schließen sehen. Dann wird man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen über Geschichte und Menschenschicksal hingezogen, dann rundet sich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemählde der Weltgeschichte. Denn auf mich übt Rom immer seine große Gewalt mehr als durch alles andre dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist. Denn selbst das Letzte wird ihm niemand mit Recht streitig machen. Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht bloß in einer Sehnsucht nach der vormaligen, und immer ungewissem Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt, und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich schweife ab, und will einlenken; aber ich rede von dem, deß das Herz voll ist, und zu dem, der es eben so wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle stünde.

Sie wissen, daß wir Spalding hier gehabt haben. Aber ich habe ihn nicht einmal so viel genossen, als sonst möglich gewesen wäre. Er ist auch, finde ich, in der That noch geistloser geworden, und weiß jetzt von nichts mehr, als langen und kurzen Silben und Etymologieen zu reden. Hier war er nun aber ganz in seine Familie, Frau, Sohn ꝛc. vergraben. Glauben Sie, daß ich ihn bei einem höchstens sechswöchentlichen Aufenthalte in Rom gefunden habe, wie er um Mittag en famille Karten spielte? Unserer Nation hat er dabei

keine Ehre gemacht. Seiner Herzensgüte hat man überall Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Aber ſein Pedantismus, ſeine Wuth mittelmäßige Verſe in allen Sprachen zu machen, ſeine Flachheit, haben Zoëga, Marini und alle Beſten bald angeekelt, bald in Staunen geſetzt. Stellen Sie ſich nur vor, daß er hier auf der Corſiniſchen Bibliothek dreißig bis vierzig Homeriſche, ächt Homeriſche Verſe aus der Iliade, die nur nicht an ihrer Stelle ſtanden, als neu abgeſchrieben, allen Menſchen erzählt hat, barbariſche Wörter darin gefunden zu haben, wie z. B. καπετος (!!!), und ſich erſt einige Tage darauf die Stelle von Zoëga hat nachweiſen laſſen. Und hätte er das nur nicht alles noch ſelbſt ſo breit und mir erzählt! Verſe hat er ohne Zahl gemacht, und immer gleich deutſch und lateiniſch zugleich, manchmal auch griechiſch dazu; aber Nutzen hat er von ſeiner Reiſe gewiß auch nicht den mindeſten. Quintiliane hat er überall aufgeſucht, und dann kaum angeſehen. Sie fühlen, mein Beſter, daß ſein Eindruck eines deutſchen Gelehrten ausgelöſcht zu werden bedarf.

Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu ſagen. Hier wird nur alle halbe Jahrzehend ein neues Buch geſchrieben, und dann die übrige Hälfte von dieſem geſprochen. Was im Werk iſt, kennen Sie. Nach- und Ausgrabungen geſchehen hier und dort, aber keine bedeutende, weil keine planmäßig unternommen und mit Beharrlichkeit fortgeſetzt wird. Die Fea'ſche beim Pantheon könnte wichtig werden, wenn er nicht auf eine höchſt flüchtige Weiſe ſähe, ſeine Meinung dann ſehr eigenſinnig behauptete, und die gemachten Löcher großen-

theils wieder zuwerfen ließe, was denn freilich die beste Manier ist, Recht zu behalten. — —

— Sie schreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freuet, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellektuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanften Ernst, von so partheilosgerechter Beurtheilung, wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehn, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich stark mit mir. —

Wilhelm Neumann.

Friedrich Wilhelm Neumann, geboren zu Berlin den 8. Januar 1781, war der Sohn eines Kaufmanns, der früh ſtarb und kein Vermögen hinterließ; bald nachher ſtarb auch die Mutter, und der älternloſe Knabe kam zu einem Stiefgroßvater, der ein anſehnliches Buchhändlergeſchäft betrieb. Bis in ſein vierzehntes Jahr beſuchte er das Gymnaſium und machte gute Fortſchritte; weil aber die äußern Mittel zur Fortſetzung der Studien fehlten, mußte er ſich wider ſeine Neigung den Handelsgeſchäften widmen; ein bedeutendes Haus nahm ihn wohlwollend auf, und während zehn Jahren, die er hier verweilte, erwarb und übte er eine große Geſchäftseinſicht, die ihm ſpäterhin auch im Staatsdienſte nützlich wurde. In der Familie wurde er wie ein Sohn des Hauſes angeſehen, und konnte an allen Vortheilen eines reichen Lebens Theil nehmen. Da jedoch manches in der Umgebung ſeinem Sinne widerſprach, ſo gewöhnte er ſich früh an ſchweigſame Zurückgezogenheit und widmete ſeine Muße am liebſten der Erwerbung

von Kenntniſſen, wie ſein Verhältniß dies nur irgend geſtattete. Er beſchäftigte ſich mit Muſik und Dichtkunſt, mit Philoſophie und Geſchichte, las die beſten Schriftſteller in franzöſiſcher und engliſcher Sprache, mit deren gründlicher Kenntniß er auch ſehr bald die der holländiſchen und italiäniſchen verband. In dem erwähnten Hauſe machte er im Jahre 1803 die Bekanntſchaft Varnhagen's, mit welchem ihn bald die engſte und treuſte Freundſchaft verknüpfte, und gleich darauf eröffnete ſich ihm ein weiterer Freundſchaftskreis, zu welchem Chamiſſo, Eduard Hitzig, Koreff, Ludwig Robert, Graf Alexander zur Lippe, Franz Theremin und noch mehrere Andere gehörten, denen insgeſammt die Poeſie und höhere Lebensbildung das vereinigte Ziel war. Unter dem Titel eines Muſenalmanachs gaben Chamiſſo und Varnhagen mit ihren eignen die Gedichte der Freunde heraus, und Neumann's Beiträge erſchienen dabei nicht unvortheilhaft.

In jener Zeit hielt Auguſt Wilhelm Schlegel zu Berlin Vorleſungen vor einem auserleſenen Kreiſe von Zuhörern und Zuhörerinnen; der Zuſtand der Litteratur und Kunſt überhaupt, ihre bisherige und künftige Entwickelung, waren der reiche Stoff dieſer Vorträge, welche nicht ohne bedeutende Wirkung blieben, beſonders weil viele gleichzeitige Beſtrebungen Friedrich Schlegel's, Tieck's, Schleiermacher's und ſelbſt Fichte's, ſich damit zu verbinden ſchienen. Es war eine Art Verkündigung neuen Aufſchwunges zum Dichten und Leben, wozu hauptſächlich die ſtrebende Jugend ſich berufen fühlte. Was man gemeinhin die neue Schule nannte, und wozu allerdings die Schlegel'ſchen Lehren und Beiſpiele den Kern lieferten,

war jedoch weit entfernt, nur aus ſtrengen Bekennern dieſes Namens zu beſtehen. Der geheime Zwieſpalt, welcher von Beginn her die Häupter trennte, war noch weit mehr unter den Jüngern zu finden, und trat in vielfachen Abweichungen deutlich hervor. Weder Neumann ſelbſt, noch ſeine obengenannten Freunde, einen einzigen vielleicht ausgenommen, konnten als eigentliche Schlegelianer gelten, obgleich im Ganzen die Richtungen befolgt wurden, für welche die beiden Schlegel ſelbſt nicht ſowohl Meiſter und Führer als vielmehr Organe geworden waren. Neumann inſonderheit hat niemals die Bekanntſchaft Auguſt Wilhelm Schlegel's gemacht oder geſucht; ſeine größte Verehrung war vielmehr Fichte'n eifrig zugewandt, der die Annahmen und Behauptungen von jenem größtentheils verwarf und dies unverholen ausſprach. Ueberſchwänglich aber, bis zum Mißbrauch, war die Nachbildung der poetiſchen Reimformen, welche die neue Schule von den Italiänern und Spaniern entlehnt hatte, und durch welche auch Neumann derſelben anzugehören ſchien.

Durch Erbſchaft war ihm eine Summe Geldes überkommen, welche er ſogleich anwandte, um ſeine Neigung zu den Studien vollſtändiger zu befriedigen. Er fühlte, daß er einen feſtern Grund, als ihm bisher möglich geweſen war, in den alten Sprachen gewinnen müſſe, und die Umſtände fügten es, daß er dieſen Gewinn in Hamburg ſuchte, wo die Leitung und der Unterricht des trefflichen Gurlitt, der ihn ſehr liebte und ſeinen Karakter wie ſeine Fähigkeiten vollkommen würdigte, ihm die erfolgreichſte Förderung waren. Im Jahre 1806 bezog er gemeinſchaftlich mit Varnhagen und Auguſt Wilhelm

Neander, deſſen Freund und Taufpathe er geworden war, die Univerſität Halle. Hier hörte er Friedrich Auguſt Wolf mit großem Fleiße, doch leider nur ein halbes Jahr, denn das Kriegsunheil vertrieb die Studirenden von Halle, und Neumann wandte ſich mit Neander nach Göttingen, wo er neben den philoſophiſchen auch theologiſche Vorleſungen hörte, und durch dieſe Studien auch mit Geſenius näher bekannt wurde. Nach einiger Zeit traf er doch wieder in Halle ein, und trieb neben ernſtlichen Arbeiten auch die ſcherzhafte, mit einigen Freunden einen Roman zu ſchreiben, der im folgenden Jahre unter dem Titel: „Die Verſuche und Hinderniſſe" im Druck erſchienen iſt. Schon vorher hatte er an einer ſatiriſchen Druckſchrift gegen den verrufenen Kritiker Garlieb Merkel Theil genommen, ſo wie an der Herausgabe vermiſchter Schriften unter dem Titel: „Erzählungen und Spiele." Auch der Kreis der Freunde hatte ſich inzwiſchen ſehr erweitert, und ſind hier vorzüglich Fouqué, Achim von Arnim und Alexander von der Marwitz namhaft zu machen.

Da die Vorleſungen in Halle fortwährend unterſagt blieben, ſo wandte ſich Neumann mit mehreren Freunden wieder nach Berlin, wohin auch Wolf und Schleiermacher zogen. Jedoch der Krieg, welcher alle Verhältniſſe zerrüttete, erſchöpfte auch früher, als es ſonſt geſchehen wäre, die Hülfsquellen Neumann's, und er war genöthigt, den Ausfall durch Erwerb zu decken. Vertraut mit den italiäniſchen Schriftſtellern und beſonders eingenommen von Machiavelli, begann er deſſen florentiniſche Geſchichte zu überſetzen, wozu Johann von Müller eine Vorrede und Anmerkungen zu liefern verſprach,

aber nicht lieferte, weil er bald nachher Berlin verließ und dann in westphälische Dienste trat. Die Uebersetzung, eines so wichtigen und schon angekündigten Beitrags entbehrend, gelangte nun um so schwieriger zum Druck, und erschien erst im Jahre 1809 in zwei Bänden, die, weil der Verleger fallirte, wenig in den Buchhandel kamen, aber in Wien nachgedruckt wurden.

Des ungewissen litterarischen Erwerbes überdrüssig, trat Neumann hierauf in das angesehene Haus des Hofmarschalls Grafen von Redern als Erzieher der beiden Söhne desselben. Es bezeichnet eben so sehr den Werth des wackern Erziehers, als den edeln und tüchtigen Sinn dieser achtungswürdigen Familie, daß das vorübergehende Verhältniß eine dauernde Verbindung der Anhänglichkeit und des Wohlwollens begründete, welche für beide Theile bis zuletzt erfreulich bestand, und auch über den Tod hinaus noch fortwirkt!

Bald auf's neue in den Stand gesetzt, die unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen, glaubte Neumann die Philosophie und Theologie verlassen und dagegen die Kameralwissenschaften erwählen zu müssen. Zwei Jahre lang widmete er auf der inzwischen zu Berlin errichteten Universität angestrengt diesem Studium. Nebenher besorgte er im Jahre 1811 eine Zeit lang die Redaktion des „Preußischen Vaterlandsfreundes" und gab im Jahre 1812 mit Fouqué die Zeitschrift „Die Musen" heraus. Im Anfange des Jahres 1813, als die Noth der Zeit auch ihn abermals bedrängte, fand er eine erwünschte Freistätte bei seinem Freunde Hitzig, in dessen Buchhandlung er ein thätiger Gehülfe wurde.

Als das Frühjahr 1813 alle Preußen zu den Waffen

rief, war auch Neumann bereit, ſich in die Reihen der vaterländiſchen Streiter zu ſtellen, ſeine Geſinnung war voll Eifer und Muth, ſeine Körperbeſchaffenheit jedoch mußte ihn vom Kriegsdienſt abhalten, denn, wenn auch übrigens wohlgebaut und eines nicht unangenehmen Aeußern, ſah er doch allzu ſchwächlich aus, und hätte auch den Anſtrengungen des Feldlebens ſchwerlich lange widerſtehen können. Um aber dennoch der vaterländiſchen Sache zu dienen, meldete er ſich zu einer Stelle bei dem Feld-Kriegskommiſſariat, und ließ ſich durch die untergeordnete, die ihm anfangs zu Theil wurde, nicht abſchrecken. Seine Geſchicklichkeit, ſein ſorgſamer Fleiß, ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, und, man darf es zur Ehre ſeiner Vorgeſetzten ſagen, auch ſeine ausgezeichnete Bildung und ſein feines, taktvolles Betragen, blieben während der drei Feldzüge, die er mitmachte, nicht unbemerkt noch fruchtlos. Er wurde im Auguſt 1815 zum ſtellvertretenden Kriegskommiſſair befördert und ſtand als ſolcher, anderthalb Jahre hindurch, theils in Koblenz, theils in Trier, mit größtem Eifer den ihm zugewieſenen Geſchäften vor. Seine Erholung blieben auch in dieſer Laufbahn Poeſie und Litteratur, und ſelbſt das Studium der Alten ſetzte er inmitten aller Störungen fort.

Der Oberpräſident Graf von Solms-Laubach, aufmerkſam gemacht auf Neumann's ſeltne Geiſtesbildung und eben ſo ſeltne Geſchäftsbrauchbarkeit, hegte für ihn die günſtigſten Abſichten und wünſchte ihn zu der Landesverwaltung hinüberzuziehen, wo ihm ohne Zweifel bedeutende Vortheile und ein raſcheres Aufſteigen eröffnet geweſen wären, als in ſeiner bisherigen Bahn zu

hoffen ſchien. Allein der gute Wille jenes Staatmannes führte zu keinem Erfolg, weil Neumann ſo wenig damals, wie zu irgend einer Zeit, ſich entſchließen konnte, für ſeine eignen Angelegenheiten den Eifer und die Thätigkeit zu haben, die er ſeinen Dienſtgeſchäften widmete, ſondern lieber in untergeordneten Verhältniſſen blieb, als nach höheren gefliſſenllich zu ſtreben und ſich perſönlich geltend zu machen.

Im Jahre 1818 nach Berlin verſetzt, fand er ſich hier ſehr glücklich im Kreiſe der alten Freunde, denen ſich auch neue anſchloſſen. Er lernte die Tochter des einſt vielverſprechenden und durch ein höheres Geiſtesſtreben ausgezeichneten, aber früh geſtorbenen Dichters Johann Jakob Mnioch kennen, die bald darauf ſeine Gattin wurde. Seine Ehe war glücklich und durch fünf Kinder geſegnet, die ſeine zärtlichſte Liebe erfuhren, aber auch ſeine thätige Fürſorge in erhöhten Anſpruch nahmen.

Im April 1822 wurde Neumann zum Königlichen Intendantur-Rath bei der Intendantur des dritten Armeekorps ernannt. und behielt ſeitdem ſeinen feſten Wohnſitz in Berlin, von wo nur öftere Dienſtreiſen im Bereiche ſeines Amtes ihn auf kürzere Zeit abriefen. Wie ausgezeichnet er in dieſem ſeinem Berufe wirkte, und wie ſehr ſeine Fähigkeit und ſein Verdienſt von würdigen Vorgeſetzten anerkannt wurde, beweiſt folgendes Zeugniß derſelben, welches der höhern Behörde, ohne daß er ſelbſt darum wußte, im Jahre 1831 vorgelegt wurde: „Der Rath Neumann gehört unſtreitig zur Zahl unſerer vorzüglichſten Räthe, denn er vereinigt Geſchäftstreue mit wiſſenſchaftlicher Bildung, leichtes und

richtiges Urtheil mit Gründlichkeit, gefälligen Formen, regem Diensteifer und einer höchst achtungswerthen Haltung. Die überhäuften Geschäfte der Abtheilung für das Kassen- und Rechnungswesen, welchen er mit so vieler Auszeichnung vorsteht, haben besonders im letzten Jahre den höchsten Grad der Anstrengung erfordert. Nur ein in aller Beziehung so tüchtiger unermüdet thätiger Geschäftsmann konnte die ihm gewordene schwierige Aufgabe so rühmlich lösen." Ueberhaupt war es ein eigner und bemerkenswerther Zug in seinem Wesen, daß ihm, der in frühern Jahren wohl eines Hanges zu gleichgültiger Lässigkeit beschuldigt wurde, gleich die eifrigste Anstrengung und der eisernste Fleiß natürlich waren, sobald er aus innerer Neigung oder in bestimmter Pflicht arbeitete.

Für Wissenschaft und Litteratur war sein Sinn unausgesetzt rege geblieben, doch zu eignen Hervorbringungen fanden sich Muße und Antrieb seltner vereinigt. Die Aufmunterung seiner Freunde und der Wunsch, aus seinen Gaben einigen Ertrag zu erndten, erneuten aber auch seine litterarische Thätigkeit. Die von Hitzig gestiftete Mittwochsgesellschaft, ein Verein von Freunden der Poesie, welchem er sich eifrigst anschloß, gab ihm Gelegenheit zu Gedichten und Aufsätzen mancher Art, auch nahm er Theil an Hitzig's Zeitschriften für Kriminalrechtspflege, an den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik in Berlin, und an den Blättern für literarische Unterhaltung in Leipzig. Der Karakter seiner schriftstellerischen Erzeugnisse, die ihm, auch wenn er auf Erwerb dabei Rücksicht zu nehmen hatte, niemals zum bloßen Gewerbe werden konnten, ist ächter Gehalt mit feiner

Bildung vereinigt. Dies gilt von seinen Gedichten wie von seiner Prosa, von seinen frühern launigen Versuchen, wie von seinen spätern kritischen Arbeiten. Alles in diesen hat eine feste Grundlage, ist eigenthümlich gedacht und gestaltet. Er schrieb nicht, wenn er nichts zu sagen hatte; hohle Redensarten waren ihm unmöglich; dagegen glaubte er nicht, jedesmal Auffallendes und Ueberschwängliches sagen zu müssen, ihm genügte, das Verständige und Angemessene auszusprechen. Sein Scharfsinn und Takt in Erfassung des Individuellen wurden besonders für seine kritischen Arbeiten mehr und mehr bedeutend. Durch Besonnenheit, verständige Einsicht, klare gebildete Sprache, treffendes Urtheil und schickliche Freimüthigkeit reihen sich seine Kritiken den besten unserer Litteratur an. Man fühlt es gleich beim Lesen derselben, daß ihm bei Beurtheilung des Einzelnen stets der Bezug auf ein größeres Ganzes des litterarischen Bildungszustandes gegenwärtig bleibt, und daß auch wieder dieser letztere ihm mit einem höhern geistigen Gesammtleben eng verbunden ist. Seine Aufsätze fanden überall verdiente Anerkennung. Als Goethe von mehreren Seiten angeregt wurde, ein öffentliches Wort über die Gedichte des Königs Ludwig von Baiern zu sagen, lehnte er es mit dem Bemerken ab, daß er doch nur würde wiederholen können, was Neumann darüber in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik erschöpfend gesagt habe. Ein anderer geschätzter Beurtheiler rühmt von ihm, daß er jeden Werth, der ihm begegnete, willig anerkannte, auch wenn die Ansicht der seinigen widersprach, und daß er, ein Mann des Fortschreitens, aber keiner der Bewegung im französischen politischen Sinne, doch auch Werke, die aus

dieſem Sinne hervorgegangen, mit Unabhängigkeit und Milde zu würdigen wußte, ſobald ſich nur wahre Ueberzeugung und innere Tüchtigkeit zeigten. Eine größere Arbeit über den Saint-Simonismus, die er ſich vorgeſetzt hatte, würde den Anfang und die Kraft ſeiner Gedanken über die Richtung und die Entwickelungsſtufe unſers Zeitalters am beſten dargethan haben.

Durch ein ehrenvolles Vertrauen wurde Neumann in den letzten Jahren auch berufen, als Mitglied eines durch die Behörde eigends hiezu ernannten Ausſchuſſes, an der Prüfung der für die Königliche Schaubühne eingereichten dramatiſchen Arbeiten Theil zu nehmen. Doch ſchied er aus dieſem Verhältniſſe bald wieder, weil ihm ſeine anderweitigen Geſchäfte dafür zu wenig Zeit ließen.

Als die Freunde Tieck's in Berlin dem abweſenden Dichter zu deſſen ſechszigjährigen Geburtstag ein öffentliches Ehrenfeſt veranſtalteten, war Neumann einer der erſten Unternehmer und Beförderer dieſer durchaus in dem beſten Sinne geleiteten Angelegenheit. Auch bei andern Vorgängen, wo Gemeingeiſt und Geſelligkeit ſich angeſprochen fanden, bezeigte er lebhaften Eifer und heitern Sinn, den ſichtbar zu trüben ſchon ein ernſter und bedeutender Anlaß erfodert wurde.

So durfte Neumann bei arbeitsvollen Mühen, aber leidlicher Geſundheit und gutem Muth, in häuslichem Glück und frohem Freundesumgang noch manches Lebensjahr zu genießen, noch vielerlei zu bilden und gedeihen zu ſehen hoffen, als ihn, unerwartet ihm ſelbſt und den Seinen, im vierundfünfzigſten Jahre der Tod abrief. Er ſtarb auf einer Dienſtreiſe, von Magdeburg zurückkehrend, am 9. Oktober 1835 zu Brandenburg, nach kurzer

Krankheit, unter der Pflege einer befreundeten Familie, die den Erkrankten liebevoll aufgenommen hatte.

Sein reiner und so gütiger als feſter Karakter war ſich ſtets gleich geblieben und hatte ihm in Allen, die ihn kannten, nur Freunde erworben; ſein perſönliches Andenken läßt nirgends einen feindlichen Stachel zurück. Von Natur ſchweigſam und verſchloſſen, doch nie verſtockt; wenig ſelbſtthätig, aber leicht erregbar, beſcheiden und nachgiebig, doch freimüthig und feſt, bei ſtillem Ernſte ſtets aufgelegt zu Witz und Laune; mit dieſen Eigenſchaften noch die tiefern und werthvollern der Wahrheitsliebe, des höchſten Strebens und der edelſten Geſinnung vereinigend, konnte er nur eine freundliche Erſcheinung ſein, die man höchſtens unbemerkt laſſen, aber nicht unangenehm noch läſtig finden konnte. In ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit wird er immer eine merkwürdige Geſtalt in dem Bildungsgange ſeines Zeitalters ſein, deren Daſein und Wirken nicht der Vergeſſenheit anheimfallen kann, auch in der Litteratur nicht, wenn gleich das von ihm Geleiſtete weder durch großen Umfang, noch durch ſeltſame Geſtalt hervorleuchtet.

1835.

Was man an Freunden erlebt!

Zwei Fälle.

1.

Als Friedrich Heinrich Jacobi im Jahre 1805 nach München reiſte, kam er auch durch Weimar, und ſprach bei Goethe'n ein, der ihn mit alter Freundſchaft empfing, und ſich traulich mit ihm hinſetzte. Manches alte Thema wurde hervorgerufen und beſprochen, wobei ſchon einigemal Goethe über den Standpunkt und die Meinungen Jacobi's ſehr den Kopf ſchütteln mußte. Als ſie aber allein geblieben waren, kam Jacobi mit der vertraulichen Anfrage, Goethe möchte ihm doch nun einmal unter vier Augen offen und wahr bekennen, was er mit ſeiner Eugenie eigentlich gewollt habe? Goethe'n war es, wie er nachher ſelbſt geſtand, als wenn man ihm einen Eimer kalt Waſſer übergöſſe, er ſah plötzlich eine nie zu füllende Kluft zwiſchen ſich und jenem, einen Abgrund ewigen Mißverſtehns, und dabei war das Begehren ſo dumm und albern! Doch faßte er ſich, und um nur den Freund und den Abend leidlich abzuthun, ſagte er

begütigend: „Lieber Jacobi, laſſen wir das! Das würde uns für heute zu weit führen; ein andermal, wenn es ſich ſo fügen will!“ Und fing ſogleich ein andres Geſpräch an.

2.

Nicht ganz ſo glimpflich, wie Goethe Jacobi'n, fertigte ich eine, nach ihrer Meinung hochgebildete, alte Freundin ab, die ſich mir als enthuſiaſtiſche Verehrerin Rahel's zeigte, eifrig deren Briefe las, und dieſe nicht genug rühmen konnte. Endlich aber kam auch, ganz vertraulich, mit der Bitte um aufrichtige und wahre Auskunft, die gewichtige Frage, wie ſo denn Rahel ſo ſehr unglücklich geweſen? was ihr denn begegnet ſei, und wie man das zu deuten habe? — Ich hatte einen wahren Schreck, als ich das hörte. Alſo nicht einmal das hatte der elende Sinn aus dem Buche herausgeleſen? Ich ſah mich im Zimmer um, und ſagte dann: „Ja ſehen Sie, Verehrteſte, Sie haben eine anſtändige Wohnung, noch ziemlich gute Möbel, Kleider für Ihren Stand und Ihr Alter paſſend, Sie geben und bekommen ehrbaren Beſuch, einen kleinen Titel haben Sie auch, Ihre Stube iſt warm, Thee und Butterbrot können Sie auch noch aufbringen, Bücher bekommen Sie geliehen, und das Geſpräch haben wir ja Alle umſonſt, — Sie ſind mit dem Hergezählten vollkommen glücklich, wie könnten Sie unglücklich dabei ſein? Nun hatte Rahel alles dies auch, ſogar ein bischen mehr, und hätte es noch in weit höherem Maße haben können, auch in den äußerlich nothvollſten Zeiten;

Sie haben ganz Recht, ſich zu wundern, daß ſie dennoch nicht glücklich war. Ich kann es mir auch gar nicht anders erklären, als daß es ihr auf alle die Armſeligkeiten, mit denen man ſich ein Lumpenleben zuſammenflickt, nicht ankam, ſondern ihr Herz und Sinn auf andre Arten des Daſeins gerichtet war, von denen die Alltagsſeelen gar nichts wiſſen." Die Verehrteſte behielt aber doch den Sieg, ſie nahm meine Erklärung mit günſtiger Freundlichkeit auf, glaubte, ich hätte ihr mehr geſagt, als Andern, und wohl gar ein wenig geſchmeichelt! Ich habe mich ſeitdem beſcheiden zurückgezogen!

1835.

— — quanto la cosa è più perfetta,
Più senta il bene, e così la doglienza.

Dante Infern. VI.

Alexander von Humboldt in Göttingen 1837.

Das Jubiläum der Universität Göttingen ist durch die Anwesenheit Alexanders von Humboldt verherrlicht worden. Die wissenschaftliche Jugend wußte wohl, was dieser Name der Welt bedeutet, aber sie fühlte zugleich, wie er ihr insbesondere theuer und werth sein muß. Denn Humboldt, an Jahren und Verhältnissen wie durch Rang und Stellung dem Kreise der Jugend schon fern, hat doch nie aufgehört, durch Sinn und Geist ihr zugewendet und verbündet zu sein, und mit Vertrauen und Liebe diese Zukunft des Vaterlandes zu pflegen und zu fördern. In einer Zeit und unter Umständen, wo älteres Verdienst und jüngerer Eifer einander so leicht entgegenstehen, und neue Richtungen und Formen alten Gewöhnungen nur störend werden, hat Humboldt stets dem jüngeren Geschlecht, auch wo er ihm nicht gerade beistimmte, doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche bei ihm aus eigner fortdauernder Geistesfrische und damit verbundener höherer Einsicht hervorging. Die Göttinger Studirenden haben dies ihr Verhältniß zu dem

berühmten Manne richtig gefühlt, und kaum war seine Ankunft bekannt geworden, so wurde ihm ein Fackelzug und tausendstimmig wiederholtes Lebehoch dargebracht, wovon die Zeitungen das Nähere berichtet haben. Die Worte jedoch, mit welchem der Ueberraschte diese Ehrenauszeichnung erwiederte, sind in öffentlichen Blättern sehr ungenau mitgetheilt worden, und wir glauben daher unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir ihnen diese Improvisation, wie sie wirklich Statt gefunden hat, in einer authentischen Auffassung hier darlegen. Humboldt sprach, sobald er nur die eigne Bewegung bemeistert hatte, und einige Stille geworden war, diese würdige und bedeutungsvolle Anrede:

„Unter den verschiedenartigen Freuden, die mir in einem vielbewegten Leben geworden sind, ist es eine der süßesten und erhebendsten, diesen ehrenvollen Ausdruck Ihres Wohlwollens zu empfangen."

„Fast ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit dem ich in dieser berühmten Hochschule, Georgia Augusta, den edleren Theil meiner Bildung empfing."

„Viele und tiefeingreifende Wechsel der Weltgestaltungen haben seitdem die Erdtheile getroffen, die ich, nach wissenschaftlichen Zwecken strebend, durchwanderte; aber die Bande der Zuneigung, welche die alternden, hinschwindenden Geschlechter an die jüngeren, kraftvoll aufstrebenden dadurch knüpft, daß alle, im akademischen Leben, aus Einer Quelle geschöpft, sind in dem raschen Wechsel der Begebenheiten ungeschwächt geblieben."

„Deutschlands Hochschulen üben noch jetzt, wie vor Jahrhunderten, ihren wohlthätigen Einfluß auf die freie

Entwickelung geiſtiger Kräfte, auf die ernſten Richtungen des Volkslebens aus."

„In der Anerkennung dieſes mächtigen Einfluſſes, der dem hochherzigen Gründer dieſer Univerſität, dem edlen Vorfahren Ihres Königs, im Geiſte vorſchwebte, bringe ich Ihnen, theure Freunde, tiefbewegt, die Huldigung meiner liebevollen Dankgefühle dar."

Das Feuer, mit dem dieſe edlen Worte geſprochen wurden, machte den lebendigſten Eindruck, ſo wie das Maß, in welchem ſie gehalten ſind, Bewunderung verdient.

Eine „Feſtgabe zur Säkularfeier der Univerſität Göttingen", beſtehend aus Gedichten dreier jungen Dichter, Theodor Creizenach, Moritz Carriere, und Karl Bölſche, iſt ebenfalls eine Huldigung für Humboldt; das durch ſeinen Inhalt werthvolle und auch im Aeußern zierliche Heft iſt ihm „dem höchſten Gaſte bei dieſer Jubelfeier" zugeeignet, und, wir geſtehen es, dieſe Bezeichnung hat uns durch ihre innere, mit jugendlichem Freimuth ausgeſprochene Wahrheit, beſonders wohlgefallen. Von den Gedichten ſelbſt reden wir vielleicht ſpäter einmal. Wir begnügen uns, hier anzumerken, daß ein Sonettenkranz von Moritz Carriere und Theodor Creizenach ſehr glücklich die bedeutendſten Namen beſingt, welche mit der Erinnerung an Göttingen ſich verflechten. Haller, Lichtenberg, Bürger, Voß, Friedrich Auguſt Wolf, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Blumenbach, Gauß, Jakob und Wilhelm Grimm, und manche Andere, werden hier in verdientem Ruhme vorgeführt, zuletzt auch Heinrich Heine, der ebenfalls in Göttingen ſtudirt hat und Doktor der Rechte geworden iſt. Dieſen

Namen hier nicht vergeſſen zu haben, dünkt uns ebenfalls ſo löblich als nothwendig, und in welch gutem Sinne die Jünglinge hier ihren Lieblingsdichter beurtheilen, ja gewiſſermaßen ſtrafen und warnen, bezeuge das ihn betreffende Sonett ſelber:

Heinrich Heine.

Von edlen Blüthen melden uns die Sagen,
Die aus dem beſten Herzblut aufgeſchoſſen,
Die aus dem Grab verſunkner Freuden ſproſſen,
Und auf den Blättern Schmerzenslaute tragen.

So mahnen mich, o Dichter, Deine Klagen,
Die aus dem tiefſten Weh der Bruſt ergoſſen,
Bald hold und zart, bald ſtark und wild entfloſſen,
In ſchläfrigen und düſter bangen Tagen.

Der Du den Schleier wagteſt aufzuheben
Von bunten Lappen und geſchminkten Leichen,
Du haſt gethan, was Dir der Geiſt geboten.

Auf aus dem Schlummer, dem Du Dich ergeben!
Nun gilt's, mit Ernſt das Höchſte zu erreichen!
Sonſt ſei hinweggeworfen zu den Todten. —

Von einem andern, ſehr ſonderbaren poetiſchen Erzeugniß: „Die Botſchaft aus Elyſium an alle Freunde und Genoſſen der Georgia Auguſta, von Iſidorus; Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht, 1837", behalten wir uns vor, bei nächſter Gelegenheit ein Wort zu ſagen. —

1837.

Zum Gedächtnisse Adelberts von Chamisso.

„Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist alles, was wir den Todten zu geben vermögen.“ Dieses Schmerzenswort Goethe's fällt uns auf's Herz bei dem jüngsten herben Verlust, den wir durch das Scheiden des geliebten Freundes, des edlen Dichters Chamisso, neuerdings erlitten haben. Zwar hat er selbst, durch seine Dichtung wie durch sein Leben, ein solches Andenken sich längst gesichert, allein bei weitem nicht vollständig, die Freunde haben noch viel hinzuzufügen. Chamisso ist in allem Betracht eine der merkwürdigsten Gestalten unsrer Zeit, eine höchst eigenthümliche, wie sie auch einzig in diesen Zeitumständen entstehen konnte. Der Franzose, der emigrirte Franzose, der ein deutscher Dichter wird und ein deutscher Gelehrter und Bürger, und der in allen diesen Eigenschaften doch wieder so sehr Franzose bleibt, — der ist wohl ein Phänomen, das, wie es früher nicht dagewesen, auch in dieser Weise kaum wiederkehren wird. Und solchen ursprünglich auseinander liegenden, und doch hier unlösbar zusammengefügten Gegensätzen entspringen

Widerſprüche, Eigenheiten, Kämpfe, die bald im Innern des Gemüths, bald in äußern Ereigniſſen, ſich verarbeiten und fruchtbar werden. Alle Schickungen, welche der ſturmbewegten Welt entſteigen, ſchlagen hier an, treffen ganz oder theilweiſe, reißen fort, hemmen, und indem ſie den Menſchen umherwerfen, ihn ganz zu beherrſchen oder zu bedingen ſcheinen, haben ſie am Ende über eine treue redliche Seele doch nichts vermocht; ſie geht aus ihnen rein und ſelbſtſtändig hervor, mit ihren ungeſchwächten, ja befriedigten Anſprüchen und wackern, preiswürdigen Leiſtungen. So erwächſt ein Lebenslauf, der ſchon für den äußeren Blick ſich als ein außerordentlicher und bedeutender darſtellt, für den innern aber eine noch reichere Welt eröffnet.

Dieſen inhaltvollen Stoff allſeitig zu bearbeiten, wird niemand der bewährten Freundeshand Hitzig's vorgreifen dürfen, welchen die innigſte Vertrautheit mit dem Hingeſchiedenen und die erprobte Sicherheit der Darſtellung zu dieſer Aufgabe gleich ſehr berufen. Wenn ich gleichwohl hier mitherantrete, ſo iſt es nicht, um eine Schilderung zu verſuchen, noch über den Freund ausführlich zu reden, ſondern vielmehr ihn ſelbſt reden zu laſſen, und ſomit einen Beitrag zur Kenntniß eines Menſchen darzubieten, der in allen ſeinen Aeußerungen gekannt zu ſein verdient.

In Wahrheit, dieſe kleine Auswahl von Briefen, die ich Chamiſſo's Freunden vorlege, darf auf keine geringe Theilnahme rechnen. Nicht auf Vorausſetzung, ſondern auf ſchon gemachte Erfahrung gründet ſich dieſe Zuverſicht. Ich gebe dieſe Blätter nicht voreilig, ſondern mit Bedacht, und auf mehrſeitige Wünſche und Mah-

nungen. Der noch frischen Empfindung des Verlustes thut solche Mittheilung wohl und sie regt weitere Thätigkeit an. Wer den edlen Freund gekannt, wer auch nur seine Lieder kennt, — und wie groß ist nicht der Kreis liebevoller Verehrer und begeisterter Anhänger, die er durch seine Dichtungen erworben, — wird mit liebender Neigung in das treue Herz blicken, in die frühe unschuldige Jugend voll Eifer und Lust, in die starke Mannhaftigkeit voll Muth und Ernst, die sich hier vertraulich dem Auge entfalten. Wir sehen die heitre Neigung zur Poesie gleichzeitig mit ernstem Verlangen nach gründlichem Wissen und mit edelstem Freundschaftstriebe in wechselseitiger Förderung sich erheben. Wie schön steht der Franzose unter den Deutschen da, wie eignet er sich deren Strebungen und Aufgaben an, wie nimmt er kämpfend an ihren Mühen und Arbeiten Theil! In Kämpfen aller Art, der Sprache, des Versbaues, der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, ja sogar — und auch hier tüchtig und ehrenhaft in dem für ihn verhängnißvoll gesteigerten Loose — des wirklichen Kriegskampfes! Erst als der letztere völlig national wird, und die Gegensätze gewaltsam auseinander treten, kann der Franzose nicht mehr Deutscher, der Deutsche nicht mehr Franzose sein, und indem er keines von beiden verläugnen noch opfern kann, tritt er zurück. Aber auch seine Zurückgezogenheit ist nur neue Entwickelung und Auszeichnung; er dichtet sein anmuthiges Mährchen, das in der deutschen Urschrift und in vielfachen Uebersetzungen weithin Glück macht, und er selbst wirft sich in Studien, die ihn bald befähigen, einer wissenschaftlichen Unternehmung zu folgen, die ihn um den Erdkreis und zu den entlegensten Völkern führt.

Doch dieſe Zeit liegt ſchon über den Bereich der vorliegenden Briefe hinaus; dieſe Unternehmung wie die ganze ſpätere Erſcheinung Chamiſſo's, welche zwei entgegengeſetzte Richtungen ſo ſchön verbindet, die Abentheuer einer dreijährigen Weltfahrt und die glückliche Ruhe ſtiller Häuslichkeit, gehören recht eigentlich für die Feder Hitzig's, als welcher zu jener der thätigſte Helfer und bei dieſer der nächſte Zeuge und Theilnehmer war.

Hier ſind es hauptſächlich die frühen Anfänge des eigenthümlichen Geiſtes- und Gemüthslebens, die wir dem Leſer darbieten. Wir ſehen den preußiſchen Offizier, den emigrirten und den wieder heimiſchen Franzoſen, ſo wie den deutſchen Dichter und Studenten in den traulichſten Freundſchaftsergüſſen. Wie er das angeeignete Deutſch nach eigner Weiſe zerarbeitet, im unſichern Ausdruck ſchon ſchöpferiſch wird, Reimen und Silbenmaßen nachgeht, und dieſe vollkommen bezwingt, wie er zu noch ſchwierigeren Sprachen übergeht, neben Exerziren und Wachtdienſt Griechiſch und ſpäter auch Latein lernt, und darin, faſt nur auf eigne Kraft und Fleiß angewieſen, die merkwürdigſten Fortſchritte macht, davon geben dieſe Briefe ein lebendiges Bild, das man nicht ohne Rührung, ja mit Bewunderung betrachten wird. Dann der ſtrenge, heilige Ernſt, das deutſche Ringen zur Tiefe, wobei doch wieder die den Franzoſen angeborne und anerzogene Scherz- und Spottluſt ihn nicht losläßt, noch die Liebhaberei an Aeußerlichkeiten, in welche das innere Streben ſich jugendlich kleidet; dann die biedre, gemüthvolle, ehrenfeſte Geſinnung, auf unwandelbare Redlichkeit gegründet, die reine, heiße Liebe zu den Freunden, die willige Anerkennung der Mitſtrebenden, die hohe Ver-

ehrung für die Meister, — dies alles liegt in anspre-chenden, oft ergötzlichen Zügen hier vor uns. Diese Sorgfalt, welche den frühen, meist noch schwachen und bald vergessenen Gedichten zugewendet ist, zeigt schon den gewissenhaften Sinn, der einer ganzen Lebensdauer zu gute kommt, das Maß und die Haltung, welche durch die schwierigsten Verhältnisse glücklich durchführen. In einigen Wendungen kündigt sich schon die Laune an, aus der nach mehreren Jahren der berühmte Schlemihl ent-steht; in andern der kraftvolle Unmuth, der zürnend auf die Unbilden der Welt blickt.

Außer dem vielartig Anziehenden, das in diesen Blättern vorkommt oder berührt wird, dürfte manches in ihnen heutiges Tages noch den Reiz der besondern Zeitgemäßheit haben. Irren wir nicht, so hat diese Art von Freundschaft, wie sie hier einen schönen Kreis von mannigfachen Strebungen und Talenten umfaßt, eine Freundschaft, die da wahrhaft liebt und schätzt, aber eben deßhalb auch Mahnung und Tadel sowohl übt als leidet, die nie Gemeines oder Geringes auf sich einwir-ken läßt, und frei von Herrschsucht und Heuchelei nur stets das Aechte und Tüchtige zum Augenmerk behält, die durch allen Wechsel der Umstände, auch nachdem die Bedürfnisse der Jugend erloschen und die auseinander-gerücktesten Ziele erreicht sind, in ihrer Wesenheit unver-letzt bis zum Scheiden fortbesteht, — irren wir nicht, so ist heutiger litterarischer Jugend, wie viel reicher auch diese an Hülfsmitteln, Gaben und Leistungen dastehen möge, ein solches Bild, wie diese Briefe Chamisso's geben, mit bester Meinung an's Herz zu legen!

Zur Karakteriſtik C. E. Schubarth's.

Herr Schubarth in Hirſchberg hat mir in den Schleſiſchen Provinzialblättern einen Aufſatz gewidmet, der durch ſeine feindſelige Wuth weniger meinen Unwillen, als durch ſeine wahnwitzige Albernheit mein Mitleid erweckt hat. Da ich mich ſeit Jahren bei der Maxime wohlbefinde, litterariſche Armſeligkeiten unbeachtet zu laſſen, — wie gutes Spiel mir auch, beſonders in der letzten Zeit, öfters geboten war, grundloſen und nichtsnutzigen Angriffen mit derbem Schlage zu begegnen, — ſo würde ich auch Herrn Schubarth nichts erwiedern, da er eine Auszeichnung in dieſem Betreff durch nichts verdient, hätte derſelbe nicht ſeinen Anklagen gegen mich auch andre Beſchuldigungen verwebt, die er ſeitdem in einer Flugſchrift noch beſonders hervorgehoben, und die wegen ihres Bereichs und ihrer Abſicht nicht ungerügt bleiben dürfen. Herr Schubarth hat ſich den Verläumdern und Verdächtigern der Hegel'ſchen Philoſophie angeſchloſſen, und in das Geſchrei einzuſtimmen geſucht, welches gegen dieſe und andre damit zuſammenhängende neuere Geiſtesregungen

kürzlich von mehreren Seiten widerlich erschollen ist. Wissenschaftliche Richtungen und Ansichten mit wissenschaftlichen Waffen vor Geweihten und Kundigen zu bekämpfen, war von jeher gestattet und wird es immer bleiben müssen; aber eine wissenschaftliche Lehre und ihre Bekenner und Anhänger mit unerwiesenen Anschuldigungen bei der Staatsbehörde zu verdächtigen, die Philosophie, anstatt in die stets offnen Schranken der Wissenschaft selber, vor die öffentliche Gewalt zu berufen, den Streit, anstatt ihn wenigstens bei der Behörde geistiger Einsicht des Staates anzubringen, recht eigentlich vor dessen Polizei schleppen und so gleichsam das Niedere zum Richter über das Höhere machen zu wollen, dies ist ein Unterfangen, dem mehr als bloß litterarische Schlechtigkeit zu Grunde liegt, und dem zu begegnen jeder auch nur entfernt dabei Betheiligte zur Aufgabe und Pflicht haben kann. Was nun die Hegel'sche Philosophie selber betrifft, so darf ich ihren anerkannten Meistern und Jüngern getrost überlassen, ihre Sache sowohl wissenschaftlich zu vertreten, als auch gegen niedrige Anfeindungen zu wahren. Aber, in den Kreis geistiger Bestrebungen gestellt, die sich um jenen Namen gesammelt haben, und des Lichtes mitgenießend, welches von daher ausgeht, glaube ich mich verbunden, der allgemeinen Sache durch Aufnahme meiner persönlichen einen Dienst zu erweisen, der, wie gering er sei, wenigstens an Einem Beispiele klar aufzeigen wird, welcherlei Geistes Kinder hier die lautesten Schreier sind. Ich werde zum Glück meine Sache sehr kurz fassen können, indem ich ganz auf das mich Betreffende mich beschränke.

Das Verfahren Herrn Schubarth's ist mir hiebei

ſehr bequem. Er meint ſeinen Vorwurf, daß ich ihn nicht anerkenne, ihm Unrecht thue, ihn verfolge u. ſ. w., am ſicherſten dadurch zu begründen, daß er zeige, ich könne meiner Natur nach nicht anders, ich müſſe ihn haſſen als eine der meinigen ganz entgegengeſetzte Individualität, denn wenn er und ſeine Art etwas gelten dürfe, ſo könne ich und die meinige es nicht. Demnach unterſucht er, auf ſeine Art, was an uns Beiden ſei, und ſtellt unſer Beider Bilder zur Schau, das ſeinige höchſt vortheilhaft, das meinige ſo ſchlimm als möglich gezeichnet, es fehlt nur, daß er mit Hamlet ausriefe: „Seht dies, — und dies!“ denn in der That, nach ſeiner Schilderung iſt er ſelbſt der ganze Mann, gegen den alle Tüchtigen und Großen, — nicht nur Goethe, ſondern auch „Cäſar, Alexander, Karl der Große, Friedrich der Zweite, Homer, Sophokles, Shakeſpeare, Phidias, Raphael, Rubens, Moſes, St. Paulus oder der Herr ſelbſt, und Luther nebſt Copernicus und Columbus und ſo vielen andern geiſtigen Zierden des Menſchengeſchlechts“ nichts einzuwenden haben würden, ich aber bin ihm der zuſammengeflickte Lumpenkönig. Immerhin! Ich kann nur darüber lachen, daß Herrn Schubarth ſein eignes Bild, bei aller Aufputzung, doch noch mehr zur Fratze geworden iſt, als das meinige bei aller gefliſſentlichen Verzerrung. Aber wie es mit Herrn Schubarth ſteht, wie glaubwürdig und ſtimmberechtigt ſein Urtheil ſei, das will ich nun auch meinerſeits unbefangen hervorkehren.

Sonderbar klingt es, daß Herr Schubarth mir vorwirft, ich ſei nichts Selbſtſtändiges, alles nur mit Andern und durch Andre; ein Vorwurf, den man auch

Goethe gemacht, und den er, in ſeinem eignen hohen Sinne, ſogar angenommen hat. Ich wüßte wahrlich nicht, wie ich ihn ablehnen ſollte! Aber wie kommt Herr Schubarth dazu, an ſolche Gebrechen zu erinnern? Gerade er ſollte doch die Aufmerkſamkeit dahin nicht lenken, wo am wenigſten er ſeine Blöße decken kann. Denn ſogar mit Andern und durch Andre iſt Herr Schubarth nichts, er, deſſen ganzes litterariſches Daſein darauf beruht, daß er ſich an den einen Goethe angelehnt, und dieſer glücklicherweiſe ſtill gehalten und ſich nicht zufällig geſchüttelt hat! Dieſe Anlehnung iſt noch heute ſein ganzes Hab und Gut. Denn ein andrer Verſuch, in entgegengeſetzter Weiſe, von Hegel etwas zu gewinnen, dadurch, daß er ſich an ihm riebe, iſt ihm allzu jämmerlich gerathen, und dieſer dritte, ſich mir anzuhängen, iſt der allerverzweifeltſte, denn was kann er mit mir und durch mich zu werden hoffen, da ich ſeiner eignen Meinung nach zu wenig Bedeutung habe, um auf den Gegner eine hinzuſchimmern? — Er wirft mir ferner vor, ich ſei eigentlich nicht produktiv; das hängt mit dem Früheren zuſammen, und iſt dabei wieder das eigenthümlich Schöpferiſche gemeint, denn thätiges Streben will mir Herr Schubarth nicht abſprechen, und meines Fleißes dürfte ich mich, nach Leſſing's Ermächtigung, ſogar ſelber rühmen. Nun wäre es allerdings ſonderbar, wollte ich mich gegen jenen Vorwurf vertheidigen, „Cäſar, Alexander, Karl der Große, Friedrich der Zweite, Homer, Sophokles, Shakeſpeare, Phidias, Raphael, Rubens, Moſes, St. Paulus und der Herr ſelbſt, und Luther nebſt Copernicus und Columbus" kommen mir nicht gleich zu Hilfe, wie Herrn Schubarth, um die Vortrefflichkeit eines ihrer

Gleichen durch ihre Namen zu bezeugen; der Gegenſtand, von dem hier die Rede iſt, liegt offen zur Schau, und ich kann niemanden zwingen, darüber anders als nach eignem Maße zu urtheilen, auch will ich wahrhaftig nicht für mehr gelten, als ich bin, und wofür mich Jeder nehmen will. Die Welt kommt in der That mit dem Werthe des Einzelnen, den ſie beurtheilt, ſchwer und ſpät und oft gar nicht auf's Reine. Aber wie ungewiß es mit dem abſoluten Werthe ſtehen möge, einen relativen wird man ſich immer mit einiger Sicherheit aus der Vergleichung beilegen können, und warum ruft Herr Schubarth dieſe zwiſchen ihm und mir hervor? Er, der keinerlei eigne Darſtellung je geliefert, der nur anhangsweiſe kritiſch — und oft ſehr unkritiſch — an fremden Erzeugniſſen ſich fortgeſchleppt hat? —

Doch Herr Schubarth will ſeinen Werth und den ſeiner Anſichten und Behauptungen zumeiſt darauf ſtützen, daß er ſich auf Goethe beruft, der ihn gelobt, gebilligt, ermuntert habe. Da nun Goethe bisweilen auch meiner gedacht hat, ſo möchte Herr Schubarth die verſchiedenen Ausſprüche — weil er doch nicht ausſtreichen kann, was einmal daſteht — gegen einander abwägen, und getröſtet ſich der Einbildung, Goethe habe, wenn auch mich mitunter, doch ihn weit mehr gelobt, und mich Einmal ſogar mit etwas zweideutiger Redensart abgefertigt. Geſetzt, dieſes Vorgeben wäre genau wahr, wie es dieſes nicht iſt: was meint Herr Schubarth damit zu beweiſen? Ich verehre Goethe'n hoch, und bin überzeugt, daß keines der Worte eines ſo von urſprünglichem Leben erfüllten Geiſtes ein völlig todtes ſein könne, alſo ſelbſt das nicht, was er von Herrn Schubarth günſtig geſagt

haben mag. Allein auf sein Wort hin sich für etwas zu halten, was man ohne dies Wort nicht behaupten dürfte zu sein, das dünkt mich doch gar zu jämmerlich, und nur der ärmste der armen Teufel kann sich dazu verstehen! Ich denke nicht besser von mir, weil Goethe von mir gesprochen hat, so wie ich nicht schlechter von mir denken würde, hätte Goethe von mir geschwiegen oder mich ohne einleuchtenden Grund getadelt. An meines Freundes Uhland Stelle würde ich, bei dem von Eckermann aufbewahrten Worte Goethe's über ihn, nur das Gefühl der Verwunderung, der Frage und des Zweifels haben, denn jedenfalls ist das Wort nicht gültig, — ich glaube sogar bestimmt, eine Namenverwechslung! Und warum sollte Goethe nicht solchem Irrthum unterworfen sein? Gesehen und gemeint hat er gewiß etwas Richtiges, aber in der persönlichen Anwendung dennoch geirrt. Mußte doch Napoleon auf St. Helena bekennen: „Bourmont a été une de mes erreurs", und wer weiß, ob nicht Goethe, wenn man ihn zum jetzigen Redestehen heraufbeschwören könnte, ebenso das Geständniß ablegen müßte, nicht nur in Betreff Uhland's habe er sich geirrt, sondern auch von Herrn Schubarth habe er, wie Napoleon von Bourmont, zu sagen: „Il a été une de mes erreurs." Goethe selbst hat uns zu sehr gewöhnt, das äußerliche Namensansehen nicht zu achten, als daß wir mit dem seinigen unbedingt messen dürften, was wir selbst zu beurtheilen fähig sind. Der Leser aber wird gestehen, daß, wenn ich thöricht genug wäre, auf dergleichen Albernheiten einzugehen, Herr Schubarth und ich in unserm Wetteifer, unser Guthaben bei Goethe gegen einander herauszustreichen, dem Publikum eines der

lächerlichſten Schauſpiele gäben, das Herr Schubarth aber ohne mich bloß in ſeiner eignen Rolle ſpielen mag! —

Das Bisherige iſt gleichwohl noch nicht die Hauptſache. Dieſe liegt in der Anſchuldigung, die ſich Herr Schubarth übereitel einbildet, ich hegte bittern, ſchneidenden Groll, ja Haß gegen ihn, verfolgte ihn mit Neid und Unglimpf, ſuchte ihn zu verdunkeln, und dagegen Andere — wie Hotho und Rahel!! ja wohl gar mich ſelbſt — in die ihm allein gebührende Stelle eines Goethe-Kenners und Goethe-Preiſers einzudrängen. Er meint ſogar, die Berliner Jahrbücher und alles, was irgend mit der Hegel'ſchen Philoſophie zuſammenhängt, ſei mit beharrlichem Eifer bemüht, ihn zu unterdrücken, hintanzuſetzen. Wer zwiſchen den Zeilen lieſt, mag auch wohl den Eindruck bekommen, wir ſeien Schuld, daß Herr Schubarth in Hirſchberg leben muß, wo es ihm zwar, wie er ſagt, ſehr wohlgefällt und er ganz zufrieden iſt, was in unſern Augen aber doch wie eine Art Verbannung erſcheinen ſollte, während freilich ſolche Leute wie „Varnhagen, Wolf, Hegel" — dies ſteht wieder in den Zeilen — nur in der großen Hauptſtadt leben könnten, und auch da nur, im allgemeinen Prunk und Schein, etwas vorſtellten, in Hirſchberg aber gewiß noch weniger wären, als er jetzt dort iſt! Ich will das Einzelne dieſer aus tollgewordener Eitelkeit und ruchloſer Selbſtſucht aufgeſchimmelten Thorheiten nicht erörtern; die ſpaßhafte Luſtbarkeit, wie groß auch ſie ſich ausbeuten ließe, wäre doch den Ernſt und die Mühe nicht werth, weder für mich noch für den Leſer.

Aber den Vorwurf des Haſſes, des Grolls, der beharrlichen Verfolgung und Unterdrückung, muß ich

beleuchten, und ich werde dies durch getreue Darlegung der Thatsachen thun, indem ich kurz und bündig die zum Glück nur wenigen Beziehungen aufzähle, die ich irgendwie mit Herrn Schubarth oder zu ihm gehabt habe.

Ich lernte Herrn Schubarth durch Veranlassung des verstorbenen Geheimen Oberregierungsrathes Schultz kennen. Dieser hatte mir eine neue Zeitschrift gegeben und empfohlen, worin Herr Schubarth unter andern die Nachricht mittheilte, es habe sich eine Gesellschaft gebildet, um für die Goethe'schen Schriften eine Art Archiv anzulegen, und man hoffe die schon gegründete Sammlung durch allseitige Beiträge vervollständigt zu sehen. Im Besitze mancher Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aus der früheren Zeit Goethe's, dachte ich dieselben an so gutem Orte niederzulegen, dem Reize des persönlichen Eigenthums gern zu Gunsten einer solchen gemeinsamen Stiftung entsagend. Ich besuchte deßhalb Herrn Schubarth in seiner entlegenen Wohnung in Berlin; er nahm mich sehr gut auf, höchst geschmeichelt, und höchst bereitwillig, mir seine Meinungen und Ansichten weitläufig vorzutragen, da ich aber wiederholt auf den Zweck meines Besuches einlenkte, so mußte er zuletzt aufrichtig bekennen, die Gesellschaft, nach der ich fragte, sei fürerst — er, die Sammlung bis jetzt — nichts! Mit Erstaunen vernahm ich dies Geständniß, und ging mit Achselzucken fort, lachend über mich selbst, daß ich mich durch die prahlerische Ankündigung so hatte irren lassen, und natürlich nicht mehr daran denkend, durch meine Gaben den Anfang zur Wahrheit dieser unverschämten Dichtung zu machen. Für mich war der kleine Gewinn meiner

Bemühung, daß ich nun für immer wußte, welch ein Verlaß auf die Angaben des Herrn Schubarth sei.

Hierauf habe ich mit Herrn Schubarth lange Zeit keinerlei Berührung mehr gehabt, weder schriftlich noch mündlich; ich hörte nur ganz verloren von ihm, und in einer Weise, die mich für den Menschen noch immer einige Theilnahme empfinden ließ, welche seine litterarischen Bestrebungen immer weniger, und besonders die dünkelvolle, mit ganz unzulänglichen Kenntnissen unternommene, abgeschmackte Schrift über den Homer gar nicht mehr in mir erwecken konnte.

Eine Ausnahme machte im Jahre 1833 eine Schulschrift des Herrn Schubarth über Goethe's Faust. Ich gab in den Berliner Jahrbüchern eine Anzeige derselben, in der ich bemüht war, ohne der Sache und reiferen Leistungen etwas zu vergeben, Herrn Schubarth's Versuch in günstigem Lichte erscheinen zu lassen, und für ihn selbst wohlmeinend einige Worte einzuschalten, die ihn in seiner schon damals für mißlich erkannten litterarischen Lage trösten und vielleicht leiten könnten.

Kaum war die kurze Anzeige erschienen und vor die Augen des Herrn Schubarth gelangt, so empfing ich auch schon von ihm einen Brief, der mir insofern angenehm sein konnte, als darin einige Wirkung meiner guten Absicht erkennbar schien; doch glaubte ich keinen Anlaß zu einer Antwort daraus entnehmen zu müssen. Wenn es gewöhnlich nicht ohne Unbill geschehen mag, daß man Briefe noch Lebender ohne deren Zustimmung veröffentlicht, so darf doch gewiß hiezu niemals die Berechtigung zweifelhaft sein, wenn es die Zurückweisung einer falschen Anklage, einer Lüge oder Verläumdung gilt, die der

Briefſteller willkürlich erhoben hat, und deren Widerlegung mit ſeinen eignen Worten geſchehen kann. Ich ſtehe aber in dieſem Falle um ſo weniger an, den Brief des Herrn Schubarth öffentlich mitzutheilen, als darin nichts weiter enthalten iſt, als was gerade zu dieſer Sache gehört, und daher kein Aergerniß gegeben wird, als das eine, nothwendige, für Herrn Schubarth gerechte, und ihm von meiner Seite nicht zu erſparende, ſeines Widerſpruchs mit ſich ſelber. Hier alſo folge nun der Brief, er lautet:

Hochwohlgeborner Herr,
Höchſtzuverehrender Herr Geheimer Legations-Rath!

Ew. Hochwohlgeboren haben mir eine ſehr angenehme Ueberraſchung gewährt und mich dadurch zu nicht geringem Danke verpflichtet, daß Sie meine jüngſte kleine Schrift über Goethe's Fauſt in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik Ihrer geneigten Berückſichtigung nicht unwerth haben finden mögen.

Längſt habe ich mir abgewöhnt, die Forderung eines Unbedingten im Leiſten an mich zu ſtellen; um ſo weniger erwarte ich ein unbedingtes Lob oder volle, unverkürzte Anerkennung. Worüber Ew. Hochwohlgeboren mit mir nicht einverſtanden ſein können, darüber ſprechen Sie Sich wenigſtens auf eine ſo feine, gewandte, geiſtreiche Weiſe aus, daß, wenn ich hinzurechne, worin Sie einſtimmen, ich doppelt Urſache habe, zufrieden zu ſein.

Es giebt eine gehäſſige, ungehobelte, tölpiſche Art zu tadeln, womit nichts gewonnen, niemand gebeſſert, nur die Abſicht, wehe zu thun, erreicht wird. Es giebt eine andere geiſtreiche, wohlwollende Art des Tadels, wodurch wir nicht wenig gefördert werden können.

Ich bekenne mit Vergnügen, daß mir der Ausdruck, durch den Sie meine litterariſche Stellung als eine „einſame" bezeichnen, ein ſehr paſſendes, treffendes Wort geſchienen hat. Unſere Zeit, in der Alles in Parteien zerfällt, ſcheint um ſo dringender Anſchluß an dieſe oder jene Seite zu fordern. Niemand ſoll allein und einſam ſtehen; wer es thut, es ſei aus Neigung, Wahl, Ueberlegung, Zufall oder Geſchick, hat Unrecht, oder er verkennt jedenfalls ſeinen Vortheil ſehr. Da uns indeſſen unſere Fehler meiſt unbewußt überſchleichen, und wir ſelten, wenn wir zur Erkenntniß derſelben gelangen, daran etwas ändern können, ſo bleibt nichts übrig, als das Unbequeme neben den Vortheilen, die ſie uns etwa brachten, ruhig zu ertragen. Dies iſt denn die Art von Ergebung, in die ich mich meinerſeits fügen mag.

Denn, genau genommen, finde ich mich neben allem Mißlichen meiner Stellung doch nicht ganz ohne Avantage. Hierher rechne ich, daß, während es mir niemals oder ſelten gelingen hat wollen, den Beifall unſerer litterariſchen Mittelmächte zu erwerben, jener Notabilitäten und aller derer, die Gott der Herr mit ſo viel Verſtand und Geiſt verſehen, um eine gewiſſe litterariſche Rolle auf einige Zeit zu ſpielen, die kritiſchen Parteigänger zu machen, eine Schule allenfalls und dergleichen zu ſtiften, als Protektors dieſer oder jener Beſtrebungen aufzutreten, haben einige Großmächte und darunter gerade die vornehmſte und unabhängigſte, die noch etwas mehr als den bloßen Magnatentitel und einen litterariſchen Kammerherrndienſt in Anſpruch nimmt, mir eine gewiſſe Anerkennung freundlichſt und nachſichtig zugeſtehen mögen. Ja der alte Herr in Weimar hat mich niemals meiner

Einſamkeit wegen beſcholten; ſondern mich eher aufgefordert, ſo lange als möglich, ſo wie die Zeiten nun einmal wären, darin zu verharren. „Rechnen Sie überhaupt nicht auf Anerkennung bei Allem, was Sie unternehmen, pflegte er wohl zu ſagen. Man wird Sie benutzen, ohne es Ihnen zuzugeſtehen, ohne Ihnen zu danken, ja man wird Ihnen das Ihrige wiedergeben und verlangen, Sie ſollen ſich dabei als Schuldner bekennen. Zum Troſte ſei es Ihnen indeſſen geſagt, daß ich niemals eine bloße Phraſe in Allem, was Sie ſchreiben, habe entdecken können.“

Ich weiß wohl, ich hätte klug ſein und auf das Wort des alten Herrn nicht ſo viel geben ſollen. Doch trieb mich andererſeits etwas, daß ich mit dem alten Meiſter und auf ſein Wort lieber ſündigen, als mit der übrigen Welt tugendhaft und weiſe ſein wollte.

Ich bin beſtraft genug dafür.

Wenn ich glaubte, nachdem Friedrich Schlegel mit dem Wilhelm Meiſter die beſſere Kritik über Goethe an einem einzelnen Werk eingeleitet hatte, zuerſt in's Ganze (ſeit 1817 und 1820) über Ihn mich geäußert zu haben, ſo ſoll das freilich nichts gelten, nachdem Andere im Jahre 1829 oder 1830 dergleichen ebenfalls verſucht. Ich muß mir hier ſagen laſſen, ich ſtützte mich auf „alle beſten Vorarbeiten“ (nämlich Anno 1817 oder 1819 auf 1829 oder 1830). — Meine Nachfolger mögen mich übertreffen. Immerhin! Damit hätten ſie noch nicht viel gewonnen. Amerika nennt man nach dem Nachentdecker, und doch bleibt er ein Lump gegen den erſten Entdecker. Nach meinen Ideen über Homer (1821) ſind ganze Bücher wieder über die Einheit Homer's

geſchrieben worden. Allein auch hier möchte, nachdem Wolf 1798 den zerriſſenen Homer proklamirt und der Welt weißgemacht, der Beweis nicht ſchwer oder unmöglich werden, „ich verkehrte auf den beſten Plätzen unſerer Kritik, behandelte deren ſchon am meiſten bearbeitete Gegenſtände u. ſ. w.“

Doch ſie ſind nicht alle ſo ungerecht. Das Konverſations-Lexikon neueſter Zeit — eine Art Volksbuch unſerer Gebildeten — geſteht mir zu, im Zuſammenhange auf den tiefen Schatz höherer Wahrheiten in Goethe's Werken aufmerkſam gemacht zu haben. Ich gelte ihm als Vertreter einer beſtimmten Anſicht über Goethe. Es beruft ſich nicht auf die Jahrbücher, d. h. die Herren Hotho und Roſenkranz, deren Bemühungen herabzuſetzen oder zu verkennen ich übrigens am wenigſten gemeint bin. Wachsmuth hat ein ſchönes, gutes Wort über die Ideen wiederholt geſprochen, und Hermann in Marburg thut (1832) doch auch nicht ſo verächtlich und gering damit.

Ich bin mit dieſem mäßigen Beifalle der Verſtändigen zufrieden, um ſo mehr, da der alte Herr ebenfalls — und hier ſpricht doch noch etwas mehr als Verſtand — in den Tages- und Jahresheften öffentlich und für die Nachwelt günſtiges Zeugniß für mich hat ablegen mögen, nachdem er privatim meine Ideen als „Ilias post Homerum im beſten Sinne“ bezeichnet hatte.

Hieraus wollen Ew. Hochwohlgeboren meine Rechtfertigung entnehmen für Ihr übrigens wahres und treffendes Wort in Betreff meiner Einſamkeit. Denn allerdings entbehre ich jenes wechſelſeitige Heben und Tragen, Anerkennen und Geltenlaſſen von Freunden, Anhängern,

Schülern u. ſ. w. Es iſt wohl nicht übel, da es an dergleichen nicht gerade fehlt, daß auch einmal ein Exempel vom Gegentheil aufgeſtellt wird. Wo gäbe es wohl eine Gemeinde, die ſich die orthodoxe würde nennen können, wenn keine Ketzer wären. Iſt nicht der Proteſtantismus jeder Art die größte geſchichtliche Ketzerei? Und ſo erlauben Sie mir auf jenes Wort, daß ich „quer durch einſchneide oder falle", nur die Bemerkung, daß, wenn alle Fäden eines Gewebes nur immer der Länge, gerade aus gingen, und kein Querfaden ſich dazu geſellte, das Gewebe nimmer zu Stande kommen würde. Ein jeder begreife ſeine Stelle, halte an ihr feſt, überzeuge ſich von dem Guten, was ſie gewährt — er ſei nun Länge- oder Querfaden, Katholik oder Proteſtant — er haſſe oder verringere Niemand, weil er ſich anders gebährdet, als er gewohnt iſt, ſo wird es um Alle bald wohl ſtehen.

Ew. Hochwohlgeboren ſind mit meiner Auslegung der natürlichen Tochter nicht eben zufrieden. Gerade auf dieſe — weniger auf das über Werther oder Fauſt oder die Wahlverwandtſchaften Geſagte — mochte ich mir, geſtützt auf einige mündliche Mittheilungen des Dichters, für mich etwas zu Gute thun. Ich fürchte, ich würde Ihre Geduld allzu ſehr in Anſpruch nehmen, wollte ich darüber ausführlicher werden. Bin ich Ihnen durch Gegenwärtiges nicht ſchon allzu beſchwerlich, unerfreulich und unwillkommen geworden, ſo findet ſich wohl zu paſſender Auseinanderſetzung ein ander Mal Zeit. Einſtweilen ſei es mir vergönnt, mich Ihrem fernern hochgeneigten Wohlwollen und Andenken, das ich jeder Zeit

in gebührender Weiſe zu verehren wiſſen werde, zu empfehlen als Ew. Hochwohlgeboren

Hirſchberg, den 17. Auguſt 1833. ganz gehorſamſter

K. E. Schubarth.

Der Leſer, der ſich hier an der „angenehmen Ueberraſchung", an der „Verpflichtung zu nicht geringem Danke", dem „nicht unwerth Ihrer geneigten Berückſichtigung", an der „feinen, gewandten, geiſtreichen Weiſe", der „doppelten Urſache, zufrieden zu ſein", an dem „mit Vergnügen erkennen", dem „hochgeneigten Wohlwollen und Andenken", und an dem ſchließlichen „zu jeder Zeit in gebührender Weiſe zu verehren wiſſen" hinlänglich erſättigt hat, wird nun begierig fragen, was denn aber ſeitdem, das heißt vom Jahre 1833 bis 1838, vorgefallen, um jene andern Ausdrücke hervorzurufen, in denen Herr Schubarth jetzt geifert, von bittrem Groll, von heftigem Eifer und Haß, von beharrlicher Verfolgung und Verdunkelung, deren ich mich gegen ihn ſchuldig gemacht haben ſoll. Was ſeitdem vorgefallen? Was insbeſondre ich Herrn Schubarth ſeitdem Kränkendes angethan? Die Antwort iſt leicht und kurz: Nichts! — Jener frühere Beſuch, jene Anzeige — die ich mit zehn bis fünfzehn andern in meinen vermiſchten Schriften unverändert wieder habe abdrucken laſſen, — und dieſer Brief: hiemit ſind alle perſönlichen und ſchriftlichen Bezüge, die mir zu Herrn Schubarth je geworden, vollkommen erſchöpft, es giebt außer dieſen keine andern, und ſeit ſeinem Briefe habe ich von ihm kaum wieder gehört und noch weniger von ihm zu ſprechen Anlaß gehabt! —

Ich überlaſſe dem Leſer, ein ſolches Benehmen, wie

das des Herrn Schubarth, der nach fünf Jahren als Beleidigung empfindet, als Haß und Verfolgung anklagt, was er damals geſchmeichelt aufnahm und wofür er ſich demüthig bedankte, nach Gebühr zu benennen. Ich kann es nur für Tollheit anſehen. Die leere Aufblähung dieſer kläglichen Individualität, die ſich in allen Größen der Welt beſpiegeln möchte, dieſe leere Aufblähung in ihrem eignen Widerſpruche zerplatzen zu laſſen — wobei der Leſer und ich uns billig die Naſe zuhalten, weil, um in Herrn Schubarth's witziger Anführung des Shakeſpeare zu reden, Lady Petze hier zwar nicht am Feuer ſtehen darf, aber darum nicht weniger ſtinkt, — kann dieſes Ortes genügen! Am wenigſten darf ich mich verpflichtet glauben, mit einem ſo karakteriſirten Individuum noch andre, gegenſtändliche Streitfragen über Sachen und Perſonen zu erörtern, über welche der Blödſinn und Unverſtand kein Urtheil haben kann. Die Welt aber möge an dieſem Beiſpiel erkennen, wie Herr Schubarth ſeine Sachen treibt, und was ſie von dem Fürwitze zu halten habe, mit dem derſelbe ſich zum Ankläger einer Philoſophie zu machen erfrecht, von der ihm nicht einmal der gemeine Buchſtabe bekannt iſt, — wie er denn in der That nicht zu wiſſen ſcheint, was ein J, und noch weniger, was der Punkt auf dem J iſt, — und der in den Bekennern und Anhängern jener Philoſophie Männer verläſtert und ſchmäht, deren Großmuth er mehr verdankt, als ich hier ſagen will. —

Berlin, im Februar 1839.

Karl von Noſtitz.

Die Zeitungen berichten im Oktober des Jahres 1838 den Tod des ruſſiſchen Generallieutenants Grafen von Noſtitz, eines tüchtigen Kriegsmannes, der in den letzten türkiſchen und polniſchen Feldzügen mit Auszeichnung gefochten, und bei jeder Gelegenheit durch perſönliche Tapferkeit ſich hervorgethan hat. Doch ſolche Würden und Verdienſte, wie bedeutend und wirkſam auch im Leben, geſellen ſich einer zu großen Anzahl ihnen gleichartiger, um nicht, nach kurzer Zeit, in der Maſſe zu verſchwimmen. Für ein dauerndes Andenken des Namens iſt irgend ein geiſtiger Reiz, ein romantiſcher Lebensbezug kräftiger, als hohe Titel und Würden. Jener ruſſiſche Generallieutenant war einſt preußiſcher Kornet und Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, und von dieſem Verhältniſſe her, ſo wie aus deſſen Nachſchwingungen im vaterländiſchen Leben, ſtrahlet vorzugsweiſe das Licht, welches jenen Namen, wir denken es, am längſten begleiten wird.

Karl von Noſtitz und Jänkendorf war der Sohn

des kurſächſiſchen Landjägermeiſters zu Merſeburg, und daſelbſt im Jahre 1780 geboren. Seine Erziehung war in keiner Weiſe vernachläſſigt, als Jüngling kam er auf das Pädagogium zu Halle, wo er ſogar in den alten Sprachen einige Fortſchritte machte. Doch bald, groß und ſtark herangewachſen, von Kraft und Luſt der Jugend erfüllt, fand er an den Studien wenig Behagen, und verlangte heftig, in den Kriegsdienſt einzutreten. Das preußiſche Kriegsweſen zog vor allen durch Glanz und Ehre an, und Noſtitz wurde Kornet bei dem Regiment Gend'armes in Berlin.

Die Offiziere dieſes Regiments, größtentheils vornehme und reiche Edelleute des Landes, waren berühmt wegen ihrer ſtolzen Haltung, muntern Sinnesart und übermüthigen Verwegenheit. Da dieſe Eigenſchaften meiſt von glänzender und anmuthiger Perſönlichkeit getragen, von friſcher Lebensluſt und Freigebigkeit begleitet, und durch ſtrengen Dienſt und Geſetzesvorſchrift unaufhörlich gemäßigt wurden, ſo hatte die ganze Erſcheinung, außer der Schattenſeite, die man ſpäter faſt allein beſprochen hat, auch ihre Lichtſeite, von der ſie recht gut zu leiden und als eine wenigſtens ſtattliche anzuerkennen war. Noſtitz machte ſich unter ſeinen Kammeraden bald bemerkbar; ſeine außerordentliche Körpergröße ſchon mußte ihn auszeichnen, bei dieſer um ſo mehr ſeine kühne Gewandtheit, ſein ſcharfer Verſtand und kluger Geiſt. Wurde ein ernſter Kampf angeſtellt, irgend eine Thorheit aufgebracht, ein luſtiger Streich ausgeführt, gewiß fehlte Noſtitz nicht. Für die Ehre eines Bürgermädchens, das ihn nichts anging, aber deſſen Familie er kannte, ſchoß er ſich mit einem andern Offizier, und wurde am Fuß

verwundet. In Wagniſſen zu Pferde thaten es ihm Wenige gleich. Als die Gend'armenoffiziere auf den Einfall geriethen, die Aufführung der Werner'ſchen Weihe der Kraft zu parodiren, und mitten im Sommer eine Schlittenfahrt veranſtalteten, wobei die Schlitten auf Rollwagen geſetzt und die Geſtalten jenes Schauſpiels in ihren Koſtümen mit ſchrecklichem Gepolter durch die ganze Stadt gefahren wurden, machte Noſtitz die Katharina von Bora, ein Andrer den Luther, ein Dritter den Theobald mit einer rieſenhaften Flöte. Man ergötzte ſich allgemein an dem Scherz, und erſt hinterher fand ihn die Behörde anſtößig, nachdem Iffland nicht ſowohl die Ehre des Reformators, als vielmehr die Heiligkeit ſeines Schauſpielweſens darin angegriffen geſehen, und auf allen Wegen ſo ſehr ſeine Klagen geltend gemacht, daß wirklich einige Strafe gegen die Theilnehmer verhängt wurde.

Die Ausſichten eines Krieges gegen die Franzoſen im Jahre 1805 gaben dem friſchen Muth und Uebermuth ein ernſteres Ziel. Noſtitz hatte ſchon ſeither bei aller Jugend und Zerſtreuung nicht verabſäumt, dem Kriegsfach einige wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit zu widmen, Karten und Plane zu ſtudiren, Gegenſtände dieſer Art lebhaft zu beſprechen. Dies, in Verbindung mit der ritterlichen Geſtalt, dem erprobten Muth und dem regen Geiſte, beſtimmte den Prinzen Louis Ferdinand, ſich den vielverſprechenden jungen Offizier zum Adjutanten auszuerſehen. Noſtitz hing mit ganzer Seele an dem Prinzen, der auch ſeinerſeits jenem ganz vertraute. Den anderwärts erzählten Verlauf der Ereigniſſe, das Gefecht von Saalfeld und den Tod des Prinzen wollen wir hier

nicht wiederholen. Noſtitz war an der Seite des Prinzen verwundet worden, konnte aber noch zu rechter Zeit ſich wieder bei den preußiſchen Truppen einfinden, um den ferneren Feldzug ehrenvoll mitzumachen; er wurde zum Rittmeiſter befördert und durch den Orden pour le mérite ausgezeichnet.

Die nächſten Jahre nach dem Tilſiter Frieden waren in Norddeutſchland voll tiefer Unruhe und Gährung, geheimer Betreibungen und Anſchläge. Der Tugendbund war in Preußen geſtiftet worden und erſtreckte mannigfache Verzweigungen über ganz Deutſchland. Noſtitz konnte dieſen Verhältniſſen nicht fremd, noch in ihnen unbedeutend bleiben, ſein ganzes Weſen bezeichnete ihn als einen der künftigen Anführer; ſchon weithin namhaft und gewiſſermaßen volksmäßig, trat er als ſolcher im Jahre 1809 wirklich auf, errichtete im öſterreichiſchen Dienſt eine fränkiſche Legion, machte von Böhmen aus einige Streifzüge nach Franken, erließ Aufrufe, und betrieb ſeine Sachen mit Selbſtſtändigkeit und Glück, als der Waffenſtillſtand von Znaym allen Unternehmungen plötzlich Einhalt that. Der Herzog von Braunſchweig-Oels band ſich hieran nicht, und führte, wie bekannt, ſeine in Böhmen errichtete Truppenſchaar quer durch das nördliche Deutſchland glücklich zur Einſchiffung nach England. Noſtitz wurde beſchuldigt, ſeine Truppe ebenfalls auf eigne Hand entführen zu wollen, deßhalb verhaftet und in Feſſeln nach Prag gebracht. Die hier angeſtellte Unterſuchung rechtfertigte ihn gegen die Anklage, und er trat nun als Major in ein Uhlanenregiment; ſein Ruf aber hatte durch alle dieſe Vorgänge nur gewonnen, und wo er ſich in der Folge zeigte, auf mannigfachen Reiſen

nach Sachsen, Brandenburg, Holstein, überall merkte man auf ihn, von französischer Seite ungünstig, von deutscher um so günstiger.

Das Jahr 1813 eröffnete neue, verheißungsvolle Kriegsbahnen. Nostitz verließ Oesterreich, und trat in russischen Dienst, anfangs dem General Grafen von Wallmoden angeschlossen, später dem General von Tschernitscheff. Der Moniteur bezeichnete ihn als ein Haupt deutscher Verbündungen und Aufwiegelungen. Er sollte einen Orden gestiftet und überall Anzettelungen gegen die Franzosen betrieben haben; eine Freundin von ihm, die liebenswürdige Schauspielerin Auguste Brede, sollte hiebei ein eifriges Werkzeug gewesen sein. Diese Anklagen waren ihm jetzt nur schmeichelhaft, und er sah sie mit Vergnügen in allen Zeitungen wiederholt. Indeß erwarb er schönern Ruhm in offnem Kampfe, und zeichnete sich bei jeder Gelegenheit durch ungestümen Muth aus. Nach glücklich beendigten Feldzügen kam Nostitz wieder für einige Zeit nach Wien, wo der Kongreß der verbündeten Mächte zugleich eine europäische Gesellschaftswelt zusammenzog.

Hier war es, wo Nostitz, inmitten alles Gedränges der Feste, der Hof- und Staatsgesellschaften, und vielfacher eigner und fremder Zwecke, die er mit Eifer verfolgte, sich fast jeden Tag bei Rahel einfand, die er schon von dem Prinzen Louis her kannte und verehrte, seitdem auch flüchtig wiedergesehen hatte, aber doch jetzt erst im höchsten Sinne kennen und schätzen lernte. Ihm war es Bedürfniß, ihr sein innerstes Herz aufzuschließen, seine eigensten Ansichten, Urtheile, Wünsche und Hoffnungen mitzutheilen, seine ganze Lebenserfahrnng darzu-

legen, und dies alles mit ihr durchzusprechen, zur Prüfung, Berichtigung, zu neuen Aufschlüssen und Erhebungen. Dies nannte er im Scherz „Geschäfte machen", und behauptete im Ernste, dies wären die besten, die in Wien gemacht würden. Was da alles zur Sprache kam, welche Thatsachen erörtert und welche Folgerungen gezogen wurden, das dürfte, bei der Geistesfreiheit und Welteinsicht der beiden Theilnehmer, wohl selbst noch in späten, fortgeschrittenen Zeiten als frühreife Kühnheit gelten! Die nachher noch hin und wieder gewechselten Briefe geben hievon nur kaum einige Andeutung, doch bezeichnen sie das Gebiet und die Art eines Austausches, dessen eigenster Boden nur das lebendige Gespräch selber sein konnte. Merkwürdig ist es immer, daß Rahel auch einer solchen Natur, die ihr in vielem Betracht fremd und in manchem sogar zuwider sein mußte, nicht nur unbedingtes Vertrauen, sondern auch wahrhaft empfundene Freundschaft einflößen gekonnt!

Nostitz war durchaus und vor allem Soldat. Er hatte litterarische und großweltliche Bildung, aber in jenen Stand fielen alle seine Gewöhnungen und Neigungen zurück, aus ihm ging seine ganze Weltansicht hervor. Sein Verfahren gegen die Menschen, seine Behandlung der Verhältnisse, alles gründete sich darauf, daß der Krieg der wahre Lebenszustand sei. Die Anwendungen, welche sich aus diesem Satz in einzelnen Fällen ergaben, waren bisweilen verwegen, immer aber geistreich und launig, eine unerschöpfliche Quelle origineller Unterhaltung. Das System von Selbstsucht und Klugheit, von Kälte und Gleichgültigkeit, welches sich hier künstlich aufbaute, war doch keineswegs im Stande, die ent-

gegengeſetzten Regungen auszuſchließen. Den Worten nach jede Begeiſterung verwerfend, war Noſtitz unaufhörlich in der Gewalt einer ſolchen, die er nur ſtets verſchwieg und verbarg; unter vorſätzlichem Ausdruck ſtrenger und harter Geſinnungen lag menſchenfreundliche Theilnahme und Hülfe ſtets bereit, und ſo oft er nicht fürchten durfte, von den ſogenannten Klugen als Getäuſchter oder Schwacher verlacht zu werden, handelte er mit herzlicher Güte und Großmuth. Die Freigebigkeit, als Geldverachtung, iſt immer guten Anſehns, und dieſe übte er daher offen ohne Scheu; wo es aber eigentliche Mildthätigkeit oder perſönliche Aufopferung galt, da zog er Geheimniß und Stille vor. Gegen Freunde konnte er das zarteſte und feinſte Benehmen haben, beſchrie man ihn aber deßhalb, ſo warf er rauhes Soldatenweſen darüber hin. Wenn er mit Worten bisweilen den Freund verläugnete, ſo war er im Herzen ihm doch treu, und bewies dies durch Handlungen.

Gleicherweiſe wie zu den Freunden, ſtand er zu dem Vaterland. Wider daſſelbe zu fechten, einer Sache zu dienen, die in Widerſpruch mit demſelben geſtanden hätte, wäre ihm unmöglich geweſen. Aber er hätte ſich todt geſchämt, dieſe Geſinnung in ſchönen Redensarten an den Tag zu legen, und ſich dafür von dem Troß angeblich Gleichgeſinnter beſchmeicheln und erheben zu laſſen. Die Deutſchthümelei erſchien ihm als ekelhafte Unnatur, und das davon angeſteckte Kriegsweſen gar nicht mehr als ein ſolches. Er machte es Blücher'n und Gneiſenau'n zum herben Vorwurf, daß ſie ſich in dieſe Art mehr als billig gefügt hätten. Ein Kriegsmann, meinte er, ſolle dem Volk immer Ehrfurcht einflößen, in die Bewun-

derung müsse sich stets etwas Schreckhaftes mischen. Diese Ansicht und Denkart erleichterte ihm sehr den Uebertritt nach Rußland, ein geheimes Gefühl sagte ihm, daß nach dem Sturze Napoleon's in Deutschland langer Frieden herrschen und die nächste Entwickelung der Dinge für ihn hier keine Bahn darbiete. So zog er als Deutscher in die befreundete Fremde; und obwohl er sich ganz russisch hielt und auch die Sprache in seltnem Grade sich zu eigen machte, so konnte er doch nie verläugnen, was er zuerst und zumeist gewesen. Die Eindrücke der Jugend waren ihm eine geheime Poesie, werth und vertraut, aber nie preisgegeben; wie er denn auch durch und durch mit Schiller genährt war, dessen große Dichtungen von der Berliner Bühne herab den jungen Offizier unwiderstehlich hingerissen hatten.

Nostitz hat viel geschrieben, doch weniges für den Druck. Eine Schrift gegen den Obersten von Massenbach, über die Vorfälle von Saalfeld, Jena und Prenzlau, verbindet Schärfe und Klarheit, und zeigt, daß er die Feder auch als Degen zu führen wußte. Denkschriften, Berichte und Bemerkungen militairisch-politischen Inhalts hat er viele verfaßt. Im Briefschreiben war er unerschöpflich, und leistete darin, durch die Schärfe seines Urtheils und die kühne Eigenheit seiner Ausdrücke, oft Außerordentliches; alles aber war nur für den Augenblick, und daher in diesem stets von größter Wirkung. Hiedurch fielen seine Briefe auch der Vernichtung um so schneller anheim, manches schien nach seiner gehabten Wirkung nicht mehr des Bewahrens werth, anderes schien gefährlich zu bewahren. Aus letzterem Grunde sind ganze Jahrgänge von Briefen, in welchen Nostitz das

Leben von St. Petersburg und Warſchau mit ſo kräftiger als cyniſcher Laune geſchildert hatte, bei dem Ausbruche des polniſchen Aufſtandes aus Vorſicht verbrannt worden. Es wären daher nur farbloſere Proben mitzutheilen, wie die Art der erhaltenen Briefe dies mit ſich bringt, und wie ſelbſt ohne dieſen Umſtand auch vielfache Rückſichten es fordern müßten.

Franz von Baader.

In München starb am 23. Mai 1841 dieser Haupt- und Grund-Philosoph, Gnostiker, Theurg, Mystiker, oder wie man ihn nennen will, der in der deutschen Philosophie mehr als vierzig Jahre eine höchst merkwürdige Stelle behauptete, und unter den Pflegern der Wissenschaft ohne Frage einer der begabtesten war, die unsere Zeit gesehen hat. Wenn bei irgend einem Philosophen Vaterland und Aufenthalt nicht gleichgültig sind, so ist es bei diesem, der durch und durch ein Baier war, und diese Eigenschaft im Leben wie in der Wissenschaft nie verläugnete.

Schon seit dem Auftreten Kant's begleitete er alle Umwandlungen der deutschen Philosophie mit scharfer Achtsamkeit, mit störender Einrede, mit ergänzender Aushülfe, und niemals erschien er als Denker im Fehl, nie wurde er überflügelt und zurückgelassen, im Gegentheil war er meist voran und überlegen, und hatte noch Kräfte zuzusetzen, wo die Andern längst erschöpft waren. Er hat Fichte, Schelling, Hegel gefaßt und eingesehen, eine

Weile mit ihnen gehen können, sie gebilligt und getadelt, wie es kam; dann aber sie stehen lassen, und seinen eignen, bestimmten, nie in seiner Richtung schwankenden Weg einsam fortgesetzt.

Seine Wissenschaft ist die philosophische Geheimlehre, welche von den ältesten Zeiten her in einer kleinen Schaar von auserwählten Wissenden sich fortgepflanzt hat, und zuweilen durch Inspiration des Genius zu neuer wirksamer Gestalt gelangt ist, wie bei Jakob Böhme, meist aber durch ausdrückliche Ueberlieferung und Einweihung vermittelst geheimer Gesellschaften ihre Jünger gewonnen hat. Hier ist es, wo die mystische Philosophie oder Gnosis einerseits mit den Tempelherren, andrerseits mit den höheren Graden der Freimaurerei zusammenhängt.

Baader war in Besitz der tiefsten Geheimnisse der Freimaurerei, der Rosenkreuzerei, des Martinismus, und sein Denken und Streben wirkte unausgesetzt in dieser Richtung, wenn auch er selbst jeder äußern Verbindung mit solchen Gesellschaften längst entsagt hatte.

Diese Geheimlehren sind aus dem Christenthum entstanden und bekennen sich zu ihm; sie haben eine Seite, die durchaus mit dem Katholizismus übereinstimmt, der aber seinerseits mißtrauisch gegen sie ist; sie haben aber auch eine Seite, die sich mehr der jüdischen Ueberlieferung anschließt; im Ganzen halten sie sich, ohne jemals wider die Religion zu sein, doch neben den bestimmten Formen jeder Kirche, und stellen sich in manchen Beziehungen sogar in gleicher oder wohl auch überlegener Macht voran.

Es ist nicht wohl zu bezweifeln, daß ein tiefes und gründliches Wissen, nicht nur der geistigen Dinge, son-

dern auch der Natur, in dieſen Kreiſen viele Jahrhunderte hindurch überliefert worden iſt, ohne daß die profane Wiſſenſchaft ſich eines Antheils daran hätte rühmen können. Die wunderbarſten Uebereinſtimmungen ſprechen laut für dieſe Thatſache, z. B. daß Jakob Böhme, dieſer von ſeinen Anhängern vergötterte Myſtiker, deſſen Schriften einem gebildeten Deutſchen des achtzehnten Jahrhunderts wie Unſinn und Wahnwitz erſcheinen, durch einen Franzoſen während der Revolution erkannt, gewürdigt und überſetzt worden, durch Saint-Martin nämlich, der ſie nicht nur mit Entzücken las und zu verſtehen vorgab, ſondern ſie auch Andern wirklich klar zu machen wußte, daß ſie nun dieſen nicht mehr Unſinn und Wahnwitz dünkten. Wiefern manche der neueren Funde in der Phyſik und Mathematik jenen Eingeweihten, wie behauptet wird, ſchon längſt bekannt oder doch bloß Folgerungen der dort gäng und gäben Erkenntniſſe geweſen, laſſen wir dahingeſtellt; unglaublich aber iſt die Sache keineswegs.

Mit dieſen tiefen, geheimen Wiſſenſchaften nun verband Baader, was vielleicht ſo noch nicht vorgekommen, die ganze Macht der philoſophiſchen Spekulation und Dialektik, wie ſie der gewöhnlichen weltlichen Wiſſenſchaft eignet. Seine geſellige Gabe der Mittheilung, ſeine Leichtigkeit und ſtete Bereitſchaft, jede Höhe und Tiefe zu durchmeſſen, ſind wahrhaft einzig zu nennen. Wenn er ſeine Reichthümer des Geiſtes entfaltete, glaubte man einen Seher zu vernehmen, dem verborgene Schätze anvertraut ſind, um ſie den Befähigten zu offenbaren.

Baader hat große Reiſen gemacht, in früherer Zeit nach Frankreich und England, in ſpäterer nach Oeſter-

reich, Preußen und Rußland. Der Kaiſer Alexander von Rußland war aufmerkſam auf ihn geworden, und ließ ihm, unter dem ſeltſamen Titel eines Korreſpondenten des Kultusminiſteriums, ein äußerſt bedeutendes Jahrgehalt auszahlen. Der Kaiſer Franz von Oeſterreich und der König von Preußen bezeigten ihm ebenfalls einen näheren Antheil, beſonders in Betreff der Ideen, die er als der Feind alles Revolutionären und Atheiſtiſchen zur Wiederbelebung des Staats und der Kirche den großen Monarchen vorgelegt hatte.

Merkwürdig iſt das Uebergewicht, welches Baader durch geiſtigen Umgang auf die verſchiedenartigſten Perſonen ausgeübt hat. Schelling war in früherer Zeit ganz von ihm eingenommen, eben ſo der Phyſiker Ritter. Friedrich von Schlegel, der doch einen tiefen eignen Kern hatte, lebte einige Zeit nur in Baader's Ideen und Mittheilungen. Auch Adam von Müller, Schleiermacher, Koreff, und eine Menge Andrer entgingen dieſem Looſe nicht. Bei ſeiner letzten Anweſenheit in Berlin, als er ſchon längſt mit Hegel geplänkelt hatte, wußte er dieſen ungeſchmeidigen Philoſophen durch tiefſinnige Geſpräche ſo für ſich und ſeine Lehre zu gewinnen, daß derſelbe in Baader's Vorträgen nur andersgeſtaltet das Eigne wiederzuſehen meinte, und der Baader'ſchen Gnoſis eine herrliche Lobrede hielt. Jacobi'n würde er vollkommen für ſich geſtimmt haben, aber dieſen verſchmähte er, und blieb ihm feindlich gegenüber, ſchon weil ihn der Fremde, Unberechtigte, wie ihn dünkte, an der hohen Stelle in München verdroß, und hier trat mit ganzer Kraft der Baier in ihm hervor, der Alt-Baier, der auf ſeinem Boden mit Unluſt und Eiferſucht den Eingewanderten

gedeihen ſieht. Dieſer Grund wirkte auch, neben der geiſtigen Differenz, in Baader's Verhältniß gegen Schelling heftig mit. Der Letztere hatte keinen entſchiedenern, nachhaltigern Gegner als Baader. Aber wenn man Beide an Tiefe der Spekulation, an reicher Kenntniß und Wiſſenſchaft einander gleichſtellen möchte, ſo bleibt in Einem Stücke Schelling doch gewiß überlegen, an Kunſt und Leben der ſchriftlichen Darſtellung; dieſe hatte Baader nie beſeſſen, und ſeine zahlreichen kleinen Schriften ſind, gleich denen von Hamann, in der Form die ſeltſamſten Exhibitionen, denen wohl nur wenige Leſer Verſtändniß und noch wenigere Geſchmack abgewinnen können.

Baader würde, mit ſeiner Wiſſenſchaft und ſeiner Macht der Perſönlichkeit, als ein Stern erſter Größe unter den Männern leuchten, die als weltwirkende berühmt ſind, wenn ſeinen außerordentlichen Gaben nicht einige Hemmungen angehaftet hätten, welche dieſelben gewaltſam niederhielten. Die eine war ſein Stolz, der ihn iſolirte, der ihn hinderte, ſich anzuſchließen und in allgemeiner Bahn zu wandeln — ſelbſt mit der katholiſchen Hierarchie hat er wohl ſeinen Frieden, aber nie einen Bund machen können — und derſelbe Stolz, welcher doch nur ein Mangel an Liebe iſt, machte auch unmöglich, daß eine Schaar von Jüngern, wie er doch wohl gewünſcht, ſich ihm angeſchloſſen hätte. Die andre Hemmung iſt geringerer Art, und wurzelt tief in dem nationalen Boden; es iſt dies eine Leichtgläubigkeit, die in höheren Dingen ſich das Wunderbare allzu leicht aufbinden läßt, und in Dingen des gewöhnlichen Lebens das Gemeine. Nichts aber zerſtört ſo das Anſehn und

die Würde eines Lehrers, eines Sehers, als dieſe kleinlichen Mängel, die jeden Augenblick eine Täuſchung oder ein Mißverhältniß ſehen laſſen. Hierin iſt aber wiederum hauptſächlich der Baier, der Alt-Baier, zu entdecken, mit ſeinem religiöſen, von Kindheit her genährten Aberglauben, und mit ſeiner düſtern Eiferſucht auf das ihn umgebende Weltleben. Ohne dieſe beiden Hemmungen könnte Baader wirklich als ein Mann daſtehen, von deſſen Einfluß und Bedeutung die Welt ſpräche. Die Vorſehung wollte ihm, ſcheint es, dieſe gefährliche Prüfung weiſe erſparen, und gab ihm deßhalb jene Mängel. Dem ſei jedoch wie ihm wolle, auch in ſeiner jetzigen Geſtalt bleibt Baader einer der erſten Heroen unſrer geiſtigen Macht, eine der ausgezeichnetſten Erſcheinungen unſres gerade in ſolcher Art ſo reichen Vaterlandes, und wir denken gelegentlich auf ihn noch zurückzukommen.

Kritiken.

Die Central-Verwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn vom Stein. Deutschland, 1814. 140 S. 8.

Der Verfasser hat einen der schwierigsten Gegenstände ergriffen, welche die Geschichte des Tages nur immer darbieten kann. Schon die äußerlich offenbarsten Erscheinungen der letzten beiden Jahre, die eigentlichen Kriegsbegebenheiten, sind schwer aus dem Dunkel zu heben, in welches sie das verworrene Zusammenströmen so vieler Richtungen, der Einfluß einzelner Stimmungen, und der heimliche Widerstreit der Kräfte versenken mußte. Die Wahrheit in dem Geschehenen überall zu entdecken und zu verfolgen, ist hier sehr schwierig; sie zu sagen aber fast unmöglich, wenn man nicht gegen die ganze Macht des Scheins, der sich aus dem Geschehenen in tausend Verhältnissen fortbewegt, aufzutreten stark genug ist. Um wie viel mehr findet diese Schwierigkeit, diese Unmöglichkeit Statt, sobald von jenen inneren Geweben die Rede ist, in welchen die Antriebe und Maßregeln, die Absichten und Grundsätze der Handelnden verborgen liegen! Wenn die Kriegsgeschichte allenfalls nach einigen Jahren schon zu einer ziemlichen Gewißheit gebracht

werden kann: so erfordert dagegen die Geſchichte der Staatsverhältniſſe, aus denen der Krieg ſeine eigenthümliche Geſtalt und die Art und Weiſe ſeiner Ergebniſſe nimmt, eine viel längere, oft nach mehreren Geſchlechtsaltern erſt einigermaßen abzuſchließende Zeit. Die vorliegende Schrift iſt ein wichtiger Beitrag zu einer Geſchichte der letzteren Art, und ein merkwürdiger Beweis der frühen Reife und Fruchtbarkeit, welche die Freiheit allen Dingen verleiht. Denn zu einer anderen Zeit hätte eine Schrift, wie dieſe, erſt die Folge vieler Jahre ſein können, weil weder die Thatſachen ſo ſchnell geſammelt, noch die Anſicht ſo früh, bevor nicht der unmittelbare Antheil der Gegenwart erloſchen, dargelegt werden konnte. Jetzt aber bedarf es weder ſolcher Mühe mehr, noch iſt ſolche Furcht zu bedenken. Der Verfaſſer dieſer Schrift gehört zu den in Deutſchland Gottlob immer häufiger werdenden Männern, die mit fröhlichem Herzen und kühnem Muthe niemanden angehören, als dem Vaterlande, und das Wahre und Rechte unter jeder Bedingung wollen und ſagen. Auch wenn er es nicht ausdrücklich erinnerte, daß er ohne alle andere Liebe, als für ſein Vaterland, ohne anderen Haß, als gegen deſſen Unterdrückung, wohin er manches Beſtreben der vieltheiligen, durch kein gemeinſchaftliches Band zuſammengehaltenen Herrſchaft mitrechnet, geſchrieben habe, würde jeder Unbefangene leicht erkennen, daß ſolche Empfindungen den Verfaſſer beſeelt, und für die Wahrheit nicht geblendet, ſondern erleuchtet haben. Eine andere Behauptung dagegen, daß aus der Oeffentlichkeit, worin die Central-Verwaltung der Verbündeten der Natur ihres Geſchäfts und dem Karakter des Freiherrn vom Stein

gemäß sich bewegte, die Nachrichten gezogen seien, auf welche diese Darstellung sich gründe, würden wir, aus der Anschauung der Schrift selbst, dahin näher bestimmen, daß jene Oeffentlichkeit zwar keineswegs vermieden, aber doch nicht von der Art gewesen sei, um dem Geschichtschreiber zu genügen, in welchem wir vielmehr einen durch kräftige Mitthätigkeit und bedeutende Anstellung eingeweihten Theilnehmer erkennen.

Die Central-Verwaltung des Freiherrn vom Stein gehört unter die wichtigsten Erscheinungen unserer Zeit. Wenn man den Unzusammenhang betrachtet, der in dem ganzen Vereine der Verbündeten Statt fand; wenn man die geheimen Eifersuchten, die beinahe offenbaren Entgegenstrebungen und unaufhörlichen Zwistigkeiten erwägt, welche selbst bei den Heeren in der kriegerischen Befehlsmacht die unverträglichste Mannigfaltigkeit behaupteten: so erscheint es fast als ein Wunder, daß eine solche Einrichtung, wie jene Central-Verwaltung, zu Stande kommen konnte. Hier kam keine kriegerische Unterordnung, kein strenggewohnter Oberbefehl zu Hülfe, und dennoch war hier die einzige Stelle, wo die Sache der Verbündeten wirklich als eine wahre, großartige Einheit erschien, von allen gespannten Gesinnungen, allen abgesonderten Interessen, allen trennenden Meinungen getroffen und hin und wieder erschüttert, aber niemals überwunden. Hier zum erstenmal übergaben die größten Herrscher einstimmig ein starkes Band der Gemeinschaft in ihren Anordnungen, und also eine außerordentliche, von ihnen zusammengesetzte Macht, die, weil sie keinem mehr allein angehörte, eine wahre Zwischenmacht war und noch mehr werden konnte, einem einzelnen Privatmanne: denn als

ein ſolcher muß der Freiherr vom Stein in dieſer Zeit durchaus betrachtet werden, da er die preußiſchen Dienſte ſchon längſt verlaſſen, und kein ruſſiſches Dienſtverhältniß angenommen hatte, daher eigentlich in niemandes Dienſten, ſondern nur in Aufträgen daſtand, die ihm gemeinſchaftlich anvertraut waren. Ohne die Perſönlichkeit eines ſolchen Mannes hätte die ganze Einrichtung nicht entſtehen, oder doch gewiß nicht behauptet werden können. Der Verfaſſer hat das Bedürfniß, die Vortheile und die Schwierigkeiten der Sache mit Scharfſinn entwickelt, und die Verdienſte des Freiherrn vom Stein mit Klarheit dargeſtellt, ohne ſie der Allgemeinheit zu entreißen, in welche jedes Geſchichtsbild mehr oder weniger durch die Begebenheiten verflößt iſt.

Schon bei dem erſten Vorrücken der Ruſſen und Preußen in Sachſen hatten der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen gemeinſchaftlich dem Freiherrn vom Stein die Leitung eines oberſten Verwaltungsrathes für die zu beſetzenden deutſchen Länder übertragen, deſſen kaum begonnene Thätigkeit aber durch die Schlachten von Lützen und Bautzen, und durch den nachherigen Waffenſtillſtand wieder gehemmt wurde. Der Krieg brach wieder aus, ohne daß die Verbündeten, zu denen nun auch Oeſterreich getreten war, näher verabredet hatten, wie im Falle glücklicher Waffenthaten die deutſchen Länder zu behandeln, und welche Beſtimmung dem Verwaltungsrathe zu geben ſei. Erſt nach der Schlacht bei Leipzig, wo ganz Deutſchland den Verbündeten offen lag, und das Bedürfniß einer durchgreifenden Anordnung dringend wurde, errichteten die verbündeten Mächte, nach einem Plane, den reife Staatsmänner ſchon im Stillen

ausgearbeitet hatten, die Central-Verwaltung unter dem Freiherrn vom Stein durch die Konvention vom 21. Oktober 1813, welche, so wie die übrigen auf diese Verwaltung bezüglichen Aktenstücke, im Anhange dieser Schrift beigefügt ist. Nach oben sollte die Central-Verwaltung mit einem in dem großen Hauptquartier versammelten Ministerial-Rathe, an dessen Spitze der preußische Staatskanzler Fürst von Hardenberg stand, in Verbindung bleiben, nach unten durch Generalgouverneurs und Agenten, erstere an der Stelle aufgelöster Regierungen, letztere bei den in den Bund aufgenommenen, wirksam sein. Der Unterhalt der Truppen, die Beihülfe zu den Kriegskosten, die Erweckung aller Streitmittel und die Leitung der inneren Angelegenheiten überhaupt, waren die Zwecke, die der Thätigkeit der Central-Verwaltung zu erfüllen oblag.

Wir übergehen die genauere Angabe aller einzelnen Einrichtungen und Maßregeln, so wie der Gründe, welche dazu bestimmten, und bemerken nur im Allgemeinen, daß mit großer Weisheit und Kraft die schwierigen Verhältnisse immer zum Besten geleitet wurden, und nicht leicht andere Unvollkommenheiten blieben, als solche, gegen welche nach hartem Kampfe die Macht der Central-Verwaltung sich unzureichend zeigte. Dieses gilt vorzüglich von der großen, unglücklichen Versäumniß, an welcher wir noch lange zu leiden haben werden, und welche der Verfasser S. 19 ff. mit folgenden Worten berührt: „Die wichtigsten Verhandlungen fanden in Frankfurt am Main Statt. Wenn diese in Beziehung auf Deutschland nicht den Erfolg gehabt haben, welchen Männer, die aus der großen Bewegung der Völker, und

aus den durch Gott verliehenen Siegen ihr durch äußere Gewalt und inneren Verrath zerriſſenes und zerſtörtes Vaterland gern in einer würdigen Geſtalt wieder hervorgehen, und die von einander gelöſeten Glieder in der Sehnſucht, welche ſie durchdrungen, zu einer kräftigen Gemeinſchaft wieder zuſammenwachſen geſehen hätten, zuverſichtlich erwarteten, ohne träumeriſche Forderungen oder jakobiniſche Umkehrungsſucht, nur auf Feſtigkeit der Grundſätze bauend, welche frühere Proklamationen verkündigt, und auf eine Gerechtigkeit, deren Uebung Gott durch den Sieg gegeben, und die ohne Verletzung heiliger Intereſſen des deutſchen Volks mit Gnade nicht verwechſelt werden konnte: ſo halten wir dafür, daß die Täuſchung über dieſe gerechten Erwartungen dem Haupt der oberſten Verwaltungsbehörde nicht zur Laſt gelegt werden kann." Der Verfaſſer ſchlägt Maßregeln vor, die man hätte ergreifen können, um die Einſchränkungen des abgeſonderten Herrſchthums, welche die Erbauung einer deutſchen Verfaſſung nach beendigtem Kriege anrieth, nicht als Aufopferungen von den deutſchen Fürſten zu unterhandeln, ſondern die Rechte, welche man ihnen ferner einräumen wollte, als Vergünſtigungen überlaſſen zu können; „wie leicht und ſicher wären nun die Unterhandlungen des Wiener Kongreſſes!" Was von den meiſten der deutſchen Regierungen ſelbſt zum Behuf des noch fortzuführenden Kriege erwartet werden konnte, hat die Erfahrung gezeigt, und es iſt ein durch das Uebergewicht der anderen Kräfte errungenes Glück, daß uns daraus kein entſcheidendes Unheil noch während des Krieges erwachſen iſt. Sehr treffend zeigt der Verfaſſer in wenigen feſten Strichen den wahren Inhalt unſerer

deutschen Verhältnisse, und schließt dann: „Unter diesen Umständen mußte der vorgefundene Zustand der deutschen Länder, aus Mangel an klarer, vereinigter Ansicht, und einer bestimmten Richtung des Willens, meist unverändert bleiben.“ Vorzüglich scheint auch der Vertrag, welchen Oesterreich noch vor der Schlacht von Leipzig mit Baiern abgeschlossen hatte, von großem Einfluß auf die Handlungsweise der Verbündeten gewesen zu sein. „Der Vertrag mit Baiern, obgleich von Oesterreich allein unterhandelt und abgeschlossen, ward bald ein gemeinschaftlicher aller Verbündeten. Denn wenn auch diese, aus einer anderen Ansicht der Politik, ihren Beitritt versagen, oder auch Bedingungen zur Vorbereitung und Erleichterung einer künftigen Verfassung in Deutschland hätten machen wollen: so wäre ein gezwungenes und verlegenes Verhältniß zu Oesterreich, welches auf die Innigkeit des Bundes mit diesem zur Mitentscheidung über das Schicksal von Deutschland vorzüglich berufenen Staate nachtheilig zurückwirken müssen, unvermeidlich gewesen. An Baiern war ein Beispiel für alle deutschen Staaten aufgestellt, welchem auch Würtemberg bald folgte, und in einem Frieden, den Oesterreich allein unterhandelt und abgeschlossen, und darauf auch die übrigen Verbündeten für sich angenommen hatten, gleiche Bedingungen gewann. Wohl nur das Zusammentreffen aller verbündeten Monarchen und aller Minister in Frankfurt hinderte, daß nicht Verträge, wie man sie kurz vorher einseitig und ohne gemeinschaftliche Berathung mit Baiern und Würtemberg unterzeichnet hatte, mit noch mehreren anderen deutschen Staaten übereilt worden sind. Das Beispiel großmüthiger Verzeihung war aber einmal

gegeben." Der Vertrag mit Baiern hatte noch eine andere schlimme Folge, indem er den Maßstab verrückte, nach welchem jeder der verbündeten Staaten zuvörderst wieder seinen vorigen Besitz sich aneignete. Denn da Oesterreich einmal für Baierns ganzes Gebiet Gewähr geleistet hatte: so sah sich Preußen gezwungen, wenn es nicht zur unrechten Zeit Uneinigkeit erregen wollte, Ansbach und Baireuth aufzugeben, und eine anderweitige Entschädigung abzuwarten; Oesterreich aber nahm Tyrol dennoch von Baiern zurück, indem dieses Würzburg erhielt, dessen Großherzog in Italien entschädigt wurde.

Der Verfasser giebt einen Ueberblick der verschiedenen, durch den Freiherrn vom Stein errichteten Generalgouvernements, und unter diesen nimmt das für das Königreich Sachsen die erste Stelle ein. Seine Ansicht der Politik des unglücklichen Königs ist von den Thatsachen entnommen, die er gedrängt und in richtiger Zusammenstellung anführt, und nach denen unleugbar ist, daß die Verbündeten und die Sache der Freiheit nach Napoleon keinen eigensinnigeren und schädlicheren Gegner gehabt hat, als den König Friedrich August. Er wurde in der letzten Stadt seines Reichs an der Seite seines verderblichen Bundesgenossen gefangen genommen, als Gefangener behandelt, und sein durch die Waffen erobertes Land, nicht gegen das Völkerrecht, in provisorische Verwaltung genommen, bis auf eine andere Weise darüber entschieden werden könnte. „Viele Gemüther", sagt der Verfasser, „finden nunmehr, nachdem andere Fürsten erhalten worden sind, eine Härte darin, daß man den König von Sachsen nicht auch diese Gunst theilen läßt. An sich aber ist es schon wunderlich, wo nur Großmuth die

Gewährung geben kann, die Verſagung Härte zu nennen. Aber nicht launenhaft und inkonſequent, ſondern aus trifftigen Gründen hielt die Großmuth ſich zurück bei dem Königreiche Sachſen.“ Die dem Fürſten Repnin übertragene Verwaltung erhielt ihre erſte ſehr vortreffliche und zweckmäßige Einrichtung noch von dem Freiherrn vom Stein ſelbſt, und wenn ſpäterhin gleichwohl in dieſem Lande manche Mißſtimmung entſtand, ſo geſchah es gewiß nicht im Widerſtreit gegen den Geiſt, in welchem der erſte Antrieb war gegeben worden. Für das Großherzogthum Frankfurt wurde der Fürſt Philipp von Heſſen-Homburg als Generalgouverneur eingeſetzt, dem ſpäter der Fürſt von Reuß-Greiz folgte. Das Großherzogthum Berg verwaltete der Fürſt von Solms-Lich, dem zuerſt der ruſſiſche Staatsrath Juſtus Gruner die Geſchäftsführung als proviſoriſcher Generalgouverneur einleitete, und dann als Generalgouverneur des Mittelrheins nach Trier ging, bis der geſchloſſene Frieden ihn wieder in gleicher Eigenſchaft nach Berg berief. Einige kleinere Lande in Weſtphalen wurden dem preußiſchen Civilgouverneur in Münſter, Freiherrn von Vincke, mitübertragen. Der preußiſche geheime Staatsrath Sack bekam das Generalgouvernement des Niederrheins. Der Geſchäftsgang, deſſen Schwierigkeiten mitten im Kriege, der die ſchleunigſten Maßregeln foderte, bei dem Mangel an tauglichen Gehülfen, und bei der Verſchiedenheit der Länder und Verfaſſungen, oft unüberſteiglich zu werden drohten, wurden auf das glücklichſte geordnet, indem der Perſönlichkeit, wie immer in ſolchen Fällen geſchehen muß, ein weiter Spielraum gelaſſen, und gleichwohl manche allgemeine Grundſätze ſtreng durchgeführt wurden.

Was in Rückſicht der Truppenmärſche, der Verpflegung im Allgemeinen und der Spitäler geſchehen ſollte, konnte theils nicht ſo, wie die Central-Verwaltung es angeordnet hatte, theils gar nicht zu Stande kommen, weil die Uebereinſtimmung, welche dazu nöthig war, außerhalb des Bereichs ihrer Gewalt lag, und die zu Frankfurt geſtiftete General-Intendantſchaft aller verbündeten Heere niemals zu rechter Wirkſamkeit gelangen konnte.

Die beiden für den Augenblick wichtigſten Angelegenheiten der Central-Verwaltung blieben Truppen und Geld, deren Herbeiſchaffung eben ſo ſchnell als ordnungsmäßig bewerkſtelligt wurde. Die deutſchen Fürſten verpflichteten ſich, den einjährigen Betrag ihres Einkommens zu den Kriegskoſten beizutragen. Die ganze Bewegung der hierauf ſich beziehenden Geſchäfte, die eben ſo verwickelt als beſchwerlich waren, leitete unter dem Freiherrn vom Stein der Graf von Solms-Laubach. „Vermuthlich war es die von dem Grafen Solms-Laubach bei dieſem Geſchäfte bewieſene Tüchtigkeit und der redliche deutſche Sinn, welche das Haupt der oberſten Verwaltungs-Behörde ſpäterhin auch zu anderen Aufträgen von entſchiedenem Vertrauen in Anſpruch genommen hat. Es iſt gut, daß Deutſchland nach allen Seiten ſeine wackeren Männer kennen lerne, damit, wenn der Wiener Kongreß, wie alle Freunde des Vaterlandes wünſchen, eine deutſche Verfaſſung zu Stande bringt, die Ausführung an der Unbekanntſchaft von Männern, die als würdige Werkzeuge zu gebrauchen ſind, nicht ſcheitern möge.“

Die Entwickelung der Streitkräfte, ſowohl in Ergänzung und Aufſtellung der eigentlichen Kriegsheere,

als auch in Anordnung einer allgemeinen Volksbewaffnung unter dem Namen von Landwehr und Landsturm, erforderte von Seiten der obersten Verwaltungsbehörde die größte Thätigkeit und Kraftäußerung, ohne welche die zahllosen Hindernisse, welche sich der heilsamen Absicht entgegensetzten, nicht überwunden werden konnten. Die gesammte Leitung dieser, während des noch fortdauernden Krieges unendlich wichtigen Angelegenheiten wurde dem preußischen Oberstlieutenant Rühle von Lilienstern übertragen, einem Manne von anerkanntem, seltnem Verdienst, dessen Geist und Kriegskunde für dieses Geschäft trefflich geeignet waren. Daß gleichwohl die hervorgebrachten Wirkungen seinem Kraftaufwande nicht völlig entsprachen, lag in den Verhältnissen, welche der Verfasser mit folgenden Worten darlegt: „Die Ideen von Volksbewaffnung, welche mit den Heeren der hohen verbündeten Mächte zu den Staaten des Rheinbundes gekommen waren, setzten eine innige Liebe der Unterthanen zu der Regierung, für welche zunächst die Anstrengungen gefodert wurden, und ein Vertrauen der Regierung, daß die in die Hände gegebenen Waffen im Sinn dieser Liebe gebraucht werden würden, voraus. Aber in den Staaten des Rheinbundes hatten die Unterthanen eben so wenig jene Liebe, als die meisten Regierungen dieses Vertrauen. Die letzteren waren im Gegentheil von einem Mißtrauen über die Gebühr erfüllt, und ohne zu bedenken, daß der Geist ihrer Völker, wie wenig auch an sich den Herrschern zugewandt, dennoch in dem Bunde mit den großen Staaten und deren Völkern gehalten, gerichtet, und nur auf den gemeinschaftlichen Feind hingekehrt werden müsse, glaubten sie

in thörichter Furcht, um ihrer eigenen Sicherheit willen, die von den hohen Verbündeten gebotenen Anſtrengungen eher hindern, als die freiwilligen Regungen ihrer Unterthanen für die allgemeine Bewaffnung nähren zu müſſen. Zu welcher Veränderung der Grundſätze hätten ſie ſich bequemen müſſen, ſie, die nicht lange vorher, um ohne alles Hinderniß dem welſchen Sklavenmeiſter dienen zu können, durch Unterdrückung der von Vorfahren überkommenen ſtändiſchen Verfaſſung jede Aeußerung des Volkswillens und der öffentlichen Meinung niedergeſchlagen hatten! Zu der Furcht nach Innen geſellte ſich noch die Angſt vor dem äußeren Schrecken Napoleon's, der Gewaltige möchte wiederkommen, und auch jede ſcheinbare und gezwungene Untreue furchtbar rächen. Da ſchien es angemeſſen zu zögern und zu lauern, ob ſeine Macht nicht wiederaufſtehen, und der Sieg ſich wieder zu ihm wenden würde." Dennoch gelang es den raſtloſen Arbeiten des vaterländiſchen Eifers, daß die deutſchen Länder, mit Ausnahme der preußiſcheu und öſterreichiſchen Beſitzungen, aber mit Inbegriff der hannöveriſchen, baieriſchen, würtembergiſchen und würzburgiſchen, welche der freien Wirkſamkeit der Central-Verwaltung durch frühere Verabredungen entzogen waren, gegen dreimalhunderttauſend Bewaffnete ſtellten, die, im Fall einer ungünſtigen Wendung, oder einer Verlängerung des Kriegs, bereit waren, den Kampf zu unterſtützen und zu erneuern, ohne den Landſturm zu rechnen, der den ganzen waffenfähigen Theil des Volkes umfaßte.

Ueber vieles, was noch zu leiſten geweſen wäre, oder ſchon zur Sprache gekommen war, und dennoch unterblieb, ſo wie über anderes, was der Freiherr vom Stein

auch außerhalb ſeines beſtimmten Kreiſes wirkte, giebt der Verfaſſer hinreichende Aufſchlüſſe, die von einer reifen, durch keine Leidenſchaftlichkeit geſtörten Betrachtung zeugen. Er giebt ſodann eine bündige Beurtheilung des Geiſtes, den die verſchiedenen deutſchen Regierungen in ihrem Verhältniſſe zu dem Ganzen bewieſen haben, und übt ein ſtrenges, unbeſtechliches Gericht, dem man die Wahrheit und Gerechtigkeit, welche ſeine Grundlagen bilden, nicht abſprechen kann Das Benehmen der Herzoge von Mecklenburg, der Senate der Hanſeſtädte, der Regierung von Hannover, der Herzoge von Braunſchweig, von Oldenburg, und von Deſſau, der Fürſten von Schwarzburg, der Herzoge von Sachſen, des Fürſten von Reuß, der Fürſtin zur Lippe, des Kurfürſten von Heſſen, des Großherzogs von Darmſtadt und der Fürſten von Heſſen-Homburg, des Herzogs von Naſſau, des Großherzogs von Baden, des Königs von Würtemberg und des Königs von Baiern wird der Reihe nach auf eine treffende Weiſe karakteriſirt, und die wahren und freimüthigen Ausſprüche ſind bis jetzt noch keineswegs entkräftet worden, obgleich ſowohl von hannöveriſcher als von heſſiſcher Seite ſehr heftig dagegen erhobene Beſchwerden in den öffentlichen Blättern den Verfaſſer dieſer Schrift als einen dunkelen Verläumder darſtellen wollten. Er rechtfertigt ſich hinlänglich gegen jede böſe Anſchuldigung, und verhehlt nicht die Abſicht, die ihm bei dieſer Schilderung vorgeſchwebt hat, nämlich an der Erfahrung zu zeigen, wie es für die Erhaltung des deutſchen Volkes und alles deſſen, was dieſes für die Freiheit, die wiſſenſchaftliche und Staatsbildung Herrliches bewahrt, unumgänglich nothwendig ſei, daß ſeine einzelnen

Staaten unter einen kräftigen und vaterländischen Bund aus der Verwilderung, in welcher sie besonders während der Periode des Rheinbundes für fremde und für eigene Staaten sich abgeschieden haben, zurückgerufen, und ihre Verirrungen unter die Zucht gemeinsamer Autorität genommen werden.

Nach dem Uebergang über den Rhein und durch das Vorrücken der verbündeten Heere in das Innere von Frankreich eröffnete sich für die Central-Verwaltung ein neuer Wirkungskreis, in welchem nach ganz anderen Grundsätzen und Beziehungen, als in dem bisherigen, verfahren werden mußte. Diese Grundsätze und Beziehungen, so wie die daraus hergeleiteten Einrichtungen hat der Verfasser mit Klarheit zusammengefaßt, und aus seinen Mittheilungen, welche durchaus den Karakter genauer Kenntniß tragen, erklären sich eine Menge Erscheinungen, die zum Theil unbegreiflich, zum Theil seltsam dünken mußten. Von äußerster Wichtigkeit ist das über die Verwaltung des Elsasses Gesagte. Diese Landschaft blieb der Verwaltung der Central-Behörde gänzlich entzogen, indem der Feldmarschall Fürst Wrede gleich bei dem ersten Einrücken daselbst eine baierische Verwaltung einsetzte, und unter dem Vorwande, daß er zunächst für die Bedürfnisse seiner Truppen sorgen müsse, und bloß den hohen verbündeten Mächten deßhalb verantwortlich sei, bis zu Ende des Krieges von seiner Anmaßung nicht wich, die von jenen, ohne daß man eine Erklärung ihres Betragens finden kann, zwar keineswegs gebilligt, aber auch nicht bestritten, sondern nachsichtig geduldet wurde. Die unter der Bundesgenossenschaft tief zum Grunde gelegene Uneinigkeit der

verschiedenen Regierungen scheint überhaupt in den allgemeinen Maßregeln eine größere Rolle gespielt zu haben, als man jetzt noch übersehen kann, und statt an die einzelnen Männer, welche den Vereinigungspunkten im Felde und im Kabinet Festigkeit geben sollten, übertriebene Forderungen zu machen, die auf der eingebildeten Voraussetzung der Einigkeit beruhen, sollte man ihrer weisen Kraft und Mäßigung Dank wissen, daß sie den bösen Dämon nicht aufreizten, sondern so vieles durchsetzten, indem sie manches nachgaben! Aber nicht bloß im Karakter der Bundesgenossenschaft selbst, sondern noch viel stärker in der selbstständigen Eigenheit, mit welcher Frankreich ihr entgegen stand, lagen die Hindernisse der Maßregeln, welche man von der Central-Verwaltung erwartet hatte. Diese konnte in keiner Rücksicht mit einer General-Intendantschaft, wie wir sie im Gefolge der französischen Heere bei uns gesehen hatten, zu vergleichen sein, und diejenigen würden das ganze Gebiet, auf welchem jene Verwaltung errichtet war, verkennen, die das, was der Freiherr vom Stein geleistet, mit den Leistungen eines Grafen Daru zusammenstellen möchten. Es gereicht übrigens dasjenige, was die Franzosen an ihrem Theil dazu beitrugen, um unsere Verwaltung nicht Wurzel fassen zu lassen, ihnen selbst als Volke zur größten Ehre. Sie ergriffen die Waffen, sie verheimlichten ihre Hülfsquellen, sie kauften nicht einmal das beinah als Geschenk Dargebotene, und zeigten es auf alle Weise, daß sie uns als den Feind ansähen, und nur gehemmt seien, uns auch so zu behandeln. Die höheren Beamten waren entflohen, kein Dienstfertiger, kein Verräther drängte sich

herbei, und wir blieben lange Zeit unkundig und rathlos, mitten im eroberten Lande.

Von dem Pariser Frieden an zog sich die Central-Verwaltung in immer engere Wirkungskreise zurück, indem die einzelnen verbündeten Mächte nun selbst provisorische Verwaltungen anordneten. Zuletzt blieb nur noch ein kleiner Länderbezirk und wenige allgemeine Verhältnisse, wie z. B. die Rheinschifffahrt, zurück, welche auch noch in diesem Augenblick unter der Verwaltung des Freiherrn vom Stein und seiner Untergebenen stehen.

Die Reichhaltigkeit dieser kleinen Schrift leuchtet aus dem Vorhergehenden ein, und wird dem Vaterlandsfreunde, der die heimischen Sachen gründlich zu wissen liebt, zugleich Befriedigung und Anreiz gewähren. Wir möchten denselben Gegenstand in seinem ganzen Umfange, so daß auch die zum Behuf des Kriegs eingerichtete und trefflich ausgeführte Verwaltung durch Generalgouverneurs in den alten preußischen Ländern, wo Männer wie der preußische Großkanzler Beyme, und der geheime Staatsrath von Schön herrlich wirkten, und das ganze Werk der preußischen Rüstungen hineingezogen würde, aus dem Gesichtspunkte der inneren Verwaltung von demselben Verfasser ausführlich behandelt sehen; wir würden alsdann eine Vor-Kriegsgeschichte erhalten, die nicht geringere Theilnahme erwecken würde, als die Kriegsgeschichte selbst. Aber auch schon die gegenwärtige Schrift kann als das Denkmal einer wichtigen Mitwirkung auf eine bleibende Aufbewahrung in unserer vaterländischen Geschichte rechnen. Sie ist in einer edlen, reichen Schreibart und dabei vollkommen klar und verständlich abgefaßt. Nur einigemal scheint uns die Würde

des geſchichtlichen Ernſtes durch Ausdrucke gefährdet, die an zu augenblickliche Beziehungen erinnern. Auch könnte die Proſa, mit Weglaſſung moderner Bequemlichkeiten, z. B. die Sätze in der Erzählung nach Zahlen zu reihen, mehr ſtetigen Fluß haben. Doch hat der Verfaſſer wohl nicht einmal daran gedacht, an ſeine Schrift die Anforderungen eines höheren Geſchichtsbuches zu machen, wozu die Anlage doch unverkennbar iſt: ein deſto ſicherer Beweis, was er leiſten könnte, wenn zu der Geiſtesfähigkeit, die er dafür bekommen hat, er nun ſelbſt den Vorſatz noch hinzufügte. —

Mémoire adressé au Roi en Juillet 1814. Par M. *Carnot*, Lieutenant-Général, Chevalier de l'ordre royal et militaire de St. Louis, Membre de la légion d'honneur, de l'institut de France cet. Paris, 1814. 91 S. 12.

Von allen, ſeit der Rückkehr der Bourbons in Frankreich erſchienenen Staatsſchriften iſt die vorliegende unſtreitig die bedeutendſte, und zwar nicht ſowohl durch ihren inneren Werth, als durch die äußeren Umſtände ihrer Erſcheinung, den gewichtvollen Namen des Verfaſſers und das vielfach erregte Aufſehen. Auch wäre es durchaus unſchicklich, dieſe Schrift mit den zahlloſen Pamphlets zuſammenzuſtellen, welche von allen Partheien während der letzten acht Monate in Frankreich ausgebreitet worden, und deren größtentheils ungenannte Verfaſſer nur eine mehr oder minder dauernde Wirkung in der Menge beabſichtigten. Sie iſt nicht als ein

ſchriftſtelleriſches Erzeugniß, ſondern im Gegentheil als eine perſönliche Denkſchrift eines ausgezeichneten, und einen angeſehenen Rang im Kriegsdienſte bekleidenden Staatsbürgers zu betrachten, der ſich berufen fühlt, einer neuen und unſicheren Regierung, welche er auf gefährlichen Abwegen wandeln ſieht, als ein ächter Patriot ſeine beſſere Einſicht und wohlgemeinten Rathſchläge mitzutheilen, und der dies in einer Art ausführt, die ſeiner früheren rechtſchaffenen Denkweiſe und kühnen Geradheit entſpricht. Dieſe Denkſchrift war dem Könige, an den ſie gerichtet iſt, ſchon längſt abſeiten des Verfaſſers übergeben worden, als ſie ſpäterhin zufällig, und ohne ſein Hinzuthun, öffentlich im Druck erſchien. Daß ſie dort keine günſtige Aufnahme fand, kann bei der obwaltenden Stimmung der Regierung weniger befremden, als daß eine gewiſſe Klaſſe von Leuten ihr als Milde anrechnen will, daß der Verfaſſer nicht geradezu darüber zur Rechenſchaft gezogen worden.

Carnot iſt in ganz Frankreich als ein rechtſchaffener und edler Mann bekannt, der unter jeder Bedingung das Beſte ſeines Landes geſucht hat und ſucht, und dem Ganzen ſeines Volkes nie untreu werden kann. Von allem, was in ſeinem Vaterlande als einzelnes Streben der Partheien auftrat, hat er ſich immer entfernt gehalten, und ſich immer zu derjenigen Seite hingewendet, wo alles zum Beſten der Geſammtheit vereinigt, und dieſes unverkennbarer Zweck war. Sein außerordentliches Verdienſt um die Leitung der früheren Feldzüge der Franzoſen iſt allgemein anerkannt; man weiß, daß der milde, und von blutdürſtigen Leidenſchaften freigebliebene Mann als Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes alle

fürchterlichen Beschlüsse desselben mitunterschrieb, weil seine Widersetzlichkeit die Sache nicht geändert, und nur ihn von einem Posten entfernt haben würde, wo er durch kriegerische Anordnungen dem Heil des Vaterlandes unentbehrlich war. Carnot war es auch, der zuerst in dem noch unbekannten Napoleon Bonaparte den künftigen Feldherrn erkannte, und in ihm, was auch späterhin daraus geworden sein mag, den erstaunenswürdigsten Anführer an die Spitze der französischen Heere brachte, welche damals die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes durch die größten Waffenthaten gegen die fremden Unterdrücker behaupteten. In den folgenden Unruhen traf auch Carnot das Loos, den Partheien weichen, und nach Deutschland flüchten zu müssen, wo er längere Zeit verweilte, und seine bekannte Vertheidigungsschrift abfaßte, in welcher Bonaparte, Augereau und viele Andere angegriffen werden. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er Mitglied des Tribunats, und hatte den Muth, sowohl gegen das lebenslängliche Konsulat, als gegen die erbliche Kaiserwürde, welche Napoleon verlangte, ganz allein aufzutreten und zu sprechen, wobei er die damals unglaubliche Kühnheit hatte, der Zurückberufung der Bourbons als einer möglichen, und unter Bedingungen, die mit den gegenwärtigen Umständen ziemlich übereinstimmen, sogar wünschenswerthen Sache zu erwähnen. Nach der Auflösung des Tribunats war Carnot in das Privatleben zurückgekehrt, und lebte rechtlich und eingezogen von den Trümmern eines kleinen Vermögens. Selbst Napoleon konnte ihm seine Achtung nicht versagen, und als er eines Tages hörte, daß Carnot in bedrängten Umständen sei, befahl er augenblicklich, ihm

fernerhin die ihm als Exminiſter gebührende Penſion von zehntauſenden Franken, welche er nie angeſprochen hatte, nebſt den Rückſtänden auszuzahlen, zugleich gab er ihm eine Anſtellung im Kriegsfache, und trug ihm die Ausarbeitung des Werkes von Vertheidigung der feſten Plätze auf, welches jedoch in ſeiner Zuſammenſetzung ſehr die Spuren des höheren Einfluſſes und des untergeordneten Zweckes trägt. Als im Jahre 1813 die verbündeten Heere Frankreich ſelbſt bedrohten, erloſch für Carnot, jede andere Rückſicht in dem Gefühl, daß ein Franzoſe unter jeder Bedingung dem Vaterlande gehöre, und wie es auch im Inneren beſchaffen ſein und was es auch verſchuldet haben möge, doch ſein Boden und ſeine Selbſtſtändigkeit gegen jeden Feind zu vertheidigen ſei. Er bot ſich dem Kaiſer Napoleon als Krieger an, und verlangte, daß ihm eine Feſtung zur Vertheidigung anvertraut würde, und jener, der das Anerbieten eines ſolchen Mannes nach ſeinem Werthe zu ſchätzen verſtand, übergab ihm den Befehl in dem äußerſt wichtigen Antwerpen. Wie trefflich er hier Stand gehalten, und wie wenig an Uebergabe zu denken war, iſt hinlänglich bekannt; aber nicht eben ſo, „daß er ſich in „Antwerpen den herrlichſten Ruf erwarb, und ſo viel „zweckmäßige Thätigkeit ohne alle Scheinrührigkeit, wie „man lange nicht mehr gewohnt war, mit ſo edlen „Eigenſchaften verbunden zeigte, daß ſämmtliche Einwohner ſich auf ſeinen Wink geopfert hätten.“

Einem ſolchen Manne ſtand es wohl an, nachdem er nach Paris zurückgekehrt war, und auch dem in neuer Geſtalt erſcheinenden Vaterlande ſeine alte Treue und freimüthige Theilnahme gewidmet hatte, ſich einer

unglücklichen Richtung der Gesinnungen, welche demselben verderblich zu werden drohte, und gefährlich überhand nahm, bei dem Könige selbst entgegen zu werfen, und auf dem gesetzlich rechtmäßig offenen Wege zu verhindern, was schon Veranlassung zu aufrührerischen Anstiftungen und gährender Unzufriedenheit werden wollte. Als die Bourbons nach Frankreich zurückkamen, sagt er, waren alle Partheien erloschen, man versprach von beiden Seiten ein gänzliches Vergessen der Vergangenheit, und das Glück und die Wohlfahrt des ganzen Volks sollte die einzige Richtschnur aller Handlungen sein. Statt diesem weisen Versprechen Folge zu leisten, hat man im Gegentheil von Seiten der Zurückgekehrten alles aufgesucht, was die Zwietracht erneuern, die Gemüther beunruhigen, das Vertrauen entfernen muß, und schon sehen wir Frankreich wieder dem bewegten Kampfe der zahllos erweckten Partheien ausgesetzt, die Meinungen getheilt und gegen einander aufgeregt, die edelsten Güter des Volks den inneren Zwistigkeiten preisgegeben, und die Zurückgekehrten nicht die Rolle vertrauenvoll Berufener, sondern siegreicher Unterdrücker spielen. Vorzüglich gefährlich ist die Feindschaft, welche man täglich unverhohlener gegen alle diejenigen äußert, welche Theil an den entscheidenden Ereignissen der Revolution, besonders an der Verurtheilung des Königs Ludwigs des Sechzehnten hatten. Carnot bemüht sich, das Verhältniß darzustellen, in welchem sich die wechselnden Meinungen und Handlungen einer langen Vergangenheit in der jetzigen Gegenwart abbilden, und findet das Recht im Erfolg, wie jeder, der das geschichtliche Dasein in den Erscheinungen zu erforschen weiß, zugestehen muß, wobei sich denn von

ſelbſt ergiebt, daß ein Volk als ſolches nie Unrecht haben kann. Dieſer allgemeinere Theil der Unterſuchung iſt der ſchwächſte der ganzen Schrift, und weit unter dem, was wir ſelbſt von einem franzöſiſchen Denker zu erwarten gewohnt ſind. Für uns Deutſche müſſen aber ſelbſt die ſcharfſinnigſten Auseinanderſetzungen unſerer Nachbaren über ſolche Gegenſtände etwas Ungenügendes behalten, da wir überhaupt an eine tiefere Gründlichkeit gewöhnt ſind, als jenen eigen zu ſein pflegt, und nur etwa die lebendige Fülle eines Mirabeau an das heranreicht, was auf wiſſenſchaftlichem Wege bei uns gewonnen wird. Wir erinnern bei dieſer Gelegenheit nur an das mit Luther's Kraft und Beredſamkeit abgefaßte Werk unſeres verewigten Fichte, „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile über die franzöſiſche Revolution", und an das ſcharfſinnige, gedankenhelle Buch des philoſophiſchen Arztes Erhard, „Ueber das Recht des Volks zu einer Revolution" (Jena, bei Gabler 1795). Alles, was Carnot in dieſer Beziehung vorträgt, muß dagegen ſehr dürftig zurückſtehen, eben ſo wie gegen die von Troxler „bei Umbildung eines Freiſtaats — zwar ganz für örtliche Berückſichtigung, aber die ganze Zeit umfaſſend und eindringend ausgeſprochenen — Worte", wo derſelbe Gegenſatz, den Carnot hier als unbeſchränkte Freiheit und unbeſchränkte Gewalt aufſtellt, als natürliches und urkundliches Recht erſcheint.

Mit mehr Sicherheit behandelt unſer Verfaſſer die von der größeren Frage: Wer machte eigentlich die Revolution? abhängige zweite: Wer war eigentlich an dem Tode des Königs Schuld? Wenn erſt jetzt, wenn bloß

von Carnot die Behauptuug aufgeſtellt würde, daß die franzöſiſche Revolution von denjenigen gemacht worden, welche als ihre Gegner bekannt wurden, alſo von den Großen, den Miniſtern, den Adlichen: ſo dürfte man geneigt ſein, das Anſehen dieſes Ausſpruchs einſtweilen noch zu bezweifeln; in ſofern wir uns hier nicht auf eine ausführliche geſchichtliche Auseinanderſetzung einlaſſen dürfen, iſt es uns ſehr gelegen, jenen Ausſpruch durch Zeugniſſe unterſtützen zu können, die für dieſen Augenblick wenigſtens ganz unverdächtig ſein müſſen. Nicht allein in Mirabeau's Schriften findet ſich die Anſicht, die Carnot aufſtellt, auf allen Seiten durch frühe Blicke in das Weſen deſſen, was vor ſich ging und künftig noch erfolgen würde, vollkommen beſtätigt, ſondern auch Gentz, derſelbe Gentz, den niemand beſchuldigen wird, die Freiheit übermäßig zu lieben und die Demokraten zu begünſtigen, ſagt in der Vorrede zu ſeinem überſetzten Mounier, der doch erſt 1795, alſo nach dem Tode des Königs, erſchien, wörtlich Folgendens: „Man wundere ſich daher nicht, wenn, beſonders in den erſten Theilen der nachfolgenden Entwickelung von nichts, als den falſchen Maßregeln des Hofes, den Fehlern der Miniſter, und den verderblichen Prätenſionen der privilegirten Stände die Rede ſein wird. Das ſchreckliche Loos, welches faſt alle Individuen aus dieſen Klaſſen, die Schwachen wie die Böſen, die Guten wie die Unredlichen, getroffen hat, ſcheint freilich den Stachel des Vorwurfs gegen ſie abſtumpfen, und die richtende Nachwelt mit ihren ſo ſchwer gebüßten Verirrungen ausſöhnen zu müſſen. Nichts deſto weniger ſind ſie die erſten Urheber der Revolution geweſen, — man muß ſich

entſchließen, tief in ihr tadelnswürdiges Verfahren einzudringen, um dieſe Revolution zu begreifen und darzuſtellen.“ Gerade daſſelbe behauptete Carnot, nur in einer durch die gegenwärtigen Umſtände mehr aufgereizten Sprache. Er würde lieber ſchweigen, und die ganze Sache in Vergeſſenheit begraben ſehen, wie Frankreichs Wohl erfordere, und der König verſprochen habe; allein da einmal die Emigrirten nicht ruhen können, und mit aller Gewalt Dinge zur Sprache bringen, die ſie am meiſten Urſache haben, mit Stillſchweigen zu übergehen, da ſie ſich erfrechen, von Königsmördern, Verräthern u. ſ. w. zu reden, und die Gegenparthei mit Wiederbelebung alles wüthenden Haſſes heftig zu beſchuldigen, und nun doch einmal der Streit der Partheien durch ſolche ſträfliche Anreizungen erweckt worden: ſo will er wenigſtens die ſchamloſe Lüge nicht ungeſtört ihr Spiel treiben laſſen, und die Geſinnungen entlarven, mit welchen die niederträchtigen und feigen Gleißner prahlen wollen. Carnot war bekanntlich ſelbſt einer derjenigen, welche in dem National-Konvent für den Tod des Königs ſtimmten, und er führt alſo im Grunde ſeine eigene Sache; allein man muß geſtehen, daß er ſie weniger perſönlich, als vielmehr aus dem Geſichtspunkt einer Vertheidigung der Nation nimmt, und in ſeinem Zorne ſelbſt etwas Edles hat, das wenigſtens von dem Aufbrauſen einer beleidigten Perſönlichkeit ſehr verſchieden iſt.

Er behauptet und beweiſt mit ſtarken Gründen, daß an den Greueln der Revolution, an dem Tode des Königs aber ganz inbeſondere, niemand anders Schuld war, als die Adlichen, die ſcheinbaren Anhänger des

Königthums, kurz diejenigen, welche man, auch wenn sie nicht alle ausgewandert sind, in Rücksicht ihrer Gesinnung im Allgemeinen füglich Emigranten nennen kann. Sobald zwischen denen, welche die Nation für das Erste und Höchste halten, und denen, welche ein außerhalb des Gemeinwohls liegendes Interesse verfolgen, eine völlige Trennung sichtbar wird, muß der Widerstand der Letzteren ihnen selbst und allem, was zu ihnen gehört, Verderben bringen. Es ist keine Frage, auf welcher Seite in solchen Fällen das Rechte ist: Carnot nimmt unbedingt an, daß die große Masse der Nation, der auf heimischem Grund und Boden zusammen bleibende Theil des Volkes, unzweifelhaft die Richtung zeige, welche der Vaterlandsfreund nie verlassen dürfe. Er ist zuvörderst Franzose, und als solcher sieht er an alles, was das Volk im Ganzen thut und leidet, sein Schicksal unwiderruflich gebunden. Als ein solcher kann er, selbst bei der erfolgten Wendung der Dinge, der er doch im Ganzen anhängt, sich nimmermehr entschließen, in den verbündeten Heeren der Deutschen, Russen und Engländer etwas anderes zu sehen, als Feinde, grimmige Feinde, die sein Vaterland und Volk mit Krieg überziehen, und ist empört über diejenigen seiner Landsleute, die nach schmachvoller Flucht mit dem Uebermuthe des Siegs hinter dem nachfahrenden Gepäck jener feindlichen Heere wiederkehren. Wir können diese, wiewohl beschränkte, doch rechtschaffene und strenge Gesinnung für Frankreich bei einem Franzosen nicht tadeln, sondern müssen der Feindschaft, die er gegen uns fortsetzt, aus seinem vaterländischen Gesichtspunkte sogar Beifall geben. Es ist aber Schade, daß dem Verfasser nicht gelungen

iſt, ſeine Anſicht in geordneterem Zuſammenhange aufzuſtellen, und durch ſorgfältige Aneinanderreihung der Gründe mit geſchichtlicher Sicherheit zu den Wahrheiten zu gelangen, welche ſich aus den Thatſachen ergeben. Die Kunſt des Schriftſtellers iſt in dieſer Rückſicht hier außerordentlich ſchwach, und das Verdienſt der vorliegenden Schrift beſteht bloß in den redneriſchen Ausbrüchen, aus denen das Ganze großentheils zuſammengeſetzt iſt, und deren unter vielen guten mehrere ganz vortreffliche ſind. Wir heben als Beiſpiel folgende Stelle aus, die zugleich in Rückſicht des Inhalts eine der wichtigſten iſt. Mais vous, — redet er die Emigranten an, — qui venez après la tempête, comment vous justifierez-vous d'avoir impitoyablement refusé votre aide à ce roi que vous affectez de plaindre? Vous, à la cupidité desquels il avait sacrifié les ressources du trésor public, vous, qui par la perfidie de vos conseils, l'aviez engagé dans le labyrinthe dont il ne pouvait plus sortir que par vos propres efforts? Comment lui avez-vous refusé les dons gratuits qu'il vous demandait? Comment avez-vous refusé l'accroissement des contributions que vos déprédations lui avaient rendues indispensables? Qu'ont fait pour lui les notables? Qu'a fait le clergé? Qu'a fait la noblesse? Qui a provoqué les états-généraux? Qui a mis toute la France en insurrection? Et, lorsque la revolution a été commencée, qui est-ce qui s'est trouvé capable d'en arrêter le torrent? Si vous le pouviez, pourquoi ne l'avez-vous pas fait? Si vous ne le pouviez pas, pourquoi reprochez-vous aux autres de ne l'avoir point arrêté? — Louis XVI, dites-vous, fut le meilleur des rois, le père de ses

sujets: eh bien? Qu'avez-vous fait pour le sauver ce père, ce meilleur des rois? Ne l'avez-vous pas lâchement abandonné, quand vous l'avez vu dans le péril où vous l'aviez précipité? N'était-ce pas votre devoir de lui faire un rempart de vos corps? N'était-ce pas le serment que vous lui aviez fait de le défendre jusqu'à la dernière goutte de votre sang? S'il était le père de ses sujets, n'étiez-vous pas ses enfans de prédilection? N'était-ce pas pour vous qu'il s'était obéré? N'était-ce pas pour satisfaire à votre capacité qu'il s'était aliéné l'amour de ses autres enfans? Et vous le laissez seul à la merci de ceux que vous aviez irrités contre lui! Etait-ce aux républicains de le défendre avec des paroles dans une tribune, celui, que vous n'aviez pas osé défendre avec votre épée? Quel point d'appui restait-il à ceux de ces républicains qui, contre leurs propres intérêts, auraient voulu sauver le roi; lorsque vous, ses défenseurs naturels et obligés, vous veniez de fuir? N'est-il pas clair qu'ils se seraient eux-mêmes immolés inutilement avec lui et qu'ils eussent tous été les victimes d'un mouvement populaire? Vous exigez des autres une vertu plus qu'humaine, tandis que vous donnez l'exemple de la désertion et de la félonie. Les autres ont pu tomber dans l'erreur: c'est une question; mais votre trahison n'en est pas une, etc. Vieles andere iſt von gleicher Stärke und Wahrheit. Sehr ſchön iſt die Wahrnehmung des tieferen Weſens der Geſchichte in der durchgängig angedeuteten Vorausſetzung, daß die Revolution wie eine höhere Macht, eine unwiderſtehliche Entwickelung früh vorbereiteter Ge-

bilde, über die Menſchen herabgekommen ſei, und das Bewußtſein und der Wille ſie weder ganz hemmen noch ganz fördern gekonnt, ſondern außer allen einzelnen Kräften der ſämmtlichen Theilnehmer auch noch etwas anderes gewaltet habe, wodurch jene vereint und fortgeriſſen worden, gleichſam ein chemiſcher Prozeß, der, wenn einmal die verſchiedenen Stoffe in Berührung gekommen, nun brauſend vor ſich gehen muß. Was daraus entſtehe, wenn die Regierung zwiſchen den alten Partheien einen Unterſchied mache, und in Frankreich etwas anderes ſehe, als bloß Franzoſen, ſchildert Carnot mit kühnen Worten. Nachdem er den Zuſtand der öffentlichen Meinung, das ewig von dem Volke an den Beſitz der Gewalt geknüpfte Gefühl von Recht und Rechtmäßigkeit, den hohen volksthümlichen Werth eines glänzend errungenen Kriegsruhms, und die allgemeine Verſtimmung der ächten Franzoſen (ils n'entendent pas qu'on touche à leurs lauriers, sinon pour les partager fraternellement, si l'on s'en croit digne, mais non pour les flétrir), die im Vaterlande zurückgeblieben und deſſen Schickſale getheilt haben, über die von der Regierung gegen dieſe ganze Vergangenheit fortdauernd ausgeübte Feindſchaft, einigermaßen dargelegt hat: entläßt er die übermüthigen Rathgeber der Regierung mit folgenden drohenden Worten: Mais cet état de malaise ne saurait subsister. C'est un aveuglement bien déplorable que celui d'un parti presqu'imperceptible, qui, admis à partager une gloire que rien ne saurait effacer, affecte de dégrader tout ce qui la constitue, et semble n'être rentré dans le sein de la mère patrie que pour l'avilir après l'avoir si long-temps dé-

chirée: mais cette puissante nation sera bientôt revenue de l'étourdissement qu'a dû produire chez elle l'apparition subite d'une coalition sans exemple, et qui ne peut se renouveller: elle a déja repris le sentiment de ses forces. Ceux qu'on a crus anéantis, ne sont que dispersés, une poignée de transfuges qui étaient tombés dans l'oubli, et qui n'ont reparu que pour recueillir les fruits d'une victoire à laquelle ils n'avaient point pris de part, qui, déja, n'ont plus le soutien de cette ligne qui a vaincu pour eux, et qui se trouvent comme perdus au milieu d'une immense population imbue d'idées libérales, ne peut en imposer long-temps; et ce serait un mauvais calcul que de laisser appercevoir des prétentions dominatrices. Croient-ils nous ramener à l'époque de 1789, comme si la raison pouvait rétrograder? L'extinction de tous les partis est la seule chose qui convienne, et qui convienne à tout le monde cet.

Wir haben geglaubt, daß wir den Werth der Schrift bei Seite ſetzen, und auf den Werth des Mannes und ſeiner Anſicht deſto dringender hinweiſen müßten, als gerade ſeine Gegner, und am meiſten die Gegner, die er unter ſeinen eignen Landsleuten hat, ſich ausdrücklich anſtellen, als wüßten ſie weiter nichts, als was ihnen jedesmal geſagt wird, und daher alles, was Carnot noch hätte ſagen, und aus viel beſſeren Gründen hätte darthun können, trefflich widerlegt glauben, wenn auch ſie es nun ſchweigend übergehen. In Staatsſachen gilt nicht, wie bei den Erzeugniſſen der Kunſt wohl gelten muß, die Neuheit, Urſprünglichkeit und Schönheit des Geſagten, ſondern die Geſinnung und der Augenblick,

und der ſo recht eigentliche, grobe Inhalt deſſen, was der Sprechende gemeint hat; und ſo hat unſer Verfaſſer zu ſeinen großen Verdienſten um Frankreich ein neues hinzugefügt, die Wahrheit auch diesmal wieder mit edelm Freiſinn emporgehalten zu haben; und das Lob, welches ihm als Schriftſteller nicht gebührt, muß ihm als Staatsbürger reichlich zu Theil werden. —

Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France. Francfort sur le Mein, Wilmans. 1816. 58 p. 8.

So lange uns ein Parlament, eine Nationalverſammlung, oder ſonſt ein bevollmächtigter Verein, wo wir frei und öffentlich reden können, in Deutſchland noch fehlt, müſſen einzelne Schriften von der Art, wie die vorliegende, den Mangel einer großen vaterländiſchen Anſtalt, durch welche Volk und Miniſter in heilſamem Verkehr erhalten werden, ſo gut als möglich erſetzen. Ein furchtbarer Krieg iſt geführt worden, die Völker haben die ungeheuerſten Anſtrengungen gemacht, und mit freiwilligem Eifer mehr zum Opfer gebracht und geleiſtet, als jemals ein Fürſt von bloßer Unterthanenpflicht, welche Begriffe er auch von derſelben haben möchte, verlangen könnte; auch iſt mit vielem Blute der ſchwere Sieg ruhmvoll erkauft, und mit ihm die Rückkehr des Friedens, da kein Feind mehr vorhanden iſt, der den Krieg fortſetzen wollte: und nun ſollten mit einemmale

dieſe Völker, die den Krieg mitgefochten, aber natürlicher Weiſe den Frieden nicht mitverhandelt haben, nicht das Recht beſitzen, zu fragen, ob und auf welche Weiſe ihr Beſtes wahrgenommen, ihr Verluſt erſetzt, ihr gerechter Anſpruch erfüllt, ihre Zukunft geſichert worden, ſo weit es möglich war? Dies alles ſollte dem Gutdünken und der Laune einiger Miniſter, die mit dem Vertrauen ihrer Souveraine ſchalten, und unter einander einig geworden, überlaſſen bleiben, ohne daß ſich jemand darum zu bekümmern hätte, die Sache nachunterſuchen und Erläuterung und Rechenſchaft fordern dürfte? Allerdings ſcheint dieſes vieler Orten die Meinung zu ſein, und ſelbſt die brittiſchen Miniſter, die ſich im Parlamente den Fragen der Volksvertreter gehörig ſtellen, und manchen Streich vertragen müſſen, mögen ungern genug ſich einem Verhältniß unterwerfen, deſſen ſie ihre Mitbrüder auf dem feſten Lande mit ſeufzendem Neide ledig erblicken. Deſto verdienſtlicher iſt es, daß zu einer Zeit, wo auf der einen Seite den Schriftſtellern, die bei den wichtigſten Angelegenheiten des Volks und des Vaterlandes dem gemeinen Weſen nicht fehlen wollen, das Maul geſtopft, mit vornehmer Geheimnißthuerei und wichtiger Diplomatenmiene Anderen verſichert wird, ſie ſeien nicht gehörig eingeweiht, und könnten daher nicht mitſprechen — als wenn jetzt irgend ein Diplomat etwas wiſſen könnte, das nicht gleich darauf jedem Zeitungsleſer zugänglich wäre! — daß zu einer ſolchen Zeit, ſagen wir, ein angeſehener Staatsmann ſelbſt mit ſeinem Beitrag vor das Publikum tritt, um daſſelbe in den Stand ſetzen zu helfen, die Verhandlungen und den Standpunkt derjenigen, denen ſie anvertraut waren, einzuſehen und

zu beurtheilen. Die vorliegende Schrift ist nämlich von dem niederländischen Minister Freiherrn von Gagern, einem dem deutschen Vaterlande auch in seinen jetzigen Verhältnissen auf alle Weise angehörenden Manne, der auch gegenwärtig wieder, als Gesandter zum deutschen Bundestage bestimmt, in den deutschen Angelegenheiten eine bedeutende Thätigkeit für seinen edlen Eifer eröffnet sieht. Sie enthält in zweckmäßiger Auswahl und Zusammenstellung folgende einzelne Stücke, die ein recht merkwürdiges Geschichtsbild aus dem Ganzen der Pariser Verhandlungen herausheben, ein Bild, in welchem die vorzüglichen Eigenheiten der Schule, aus der es herstammt, sich nicht verkennen lassen. Die Stücke sind: 1) Bases de l'arrangement définitif, proposé à la France dans la conférence du 20. Septembre. 2) Réponse française du 21. Septembre. 3) Réplique des Alliés du 22. Septembre. 4) Lettre du Baron de Gagern, ministre plénipotentiaire des Pays-Bas, à Lord Castlereagh, du 24. Octobre. 5) Discours du Duc de Richelieu dans la séance des députés du 25. Novembre.

Die rechte Mitte dieser Gruppe ist eigentlich Nr. 4., von woher die anderen Glieder ihre Beleuchtung erhalten. Merkwürdig ist hiebei gleich der Umstand, daß es nur ein bloßer Brief, keine amtliche Note oder Erklärung ist, worin hier Grundsätze und Wahrheiten ausgesprochen werden, die man in jenen zu suchen berechtigt sein sollte. Lord Castlereagh hatte dem Freiherrn von Gagern die Antwort der französischen Minister auf die von Seiten der Verbündeten geschehenen Eröffnungen mitgetheilt, und dieser beeifert sich, mit seinem Danke Seiner Herrlichkeit zugleich seine aufrichtige Meinung über diese Antwort,

und über die wahre ſtaatsrechtliche Lage der Dinge zu offenbaren. Die Franzoſen haben, ſagt er, nur die eine Seite hervorgehoben, von der anderen aber klüglich geſchwiegen, und überhaupt dialektiſche Kunſt nicht geſpart; allein wir wollen ihre Kunſt, die wir anerkennen, nicht unbeſtritten laſſen, und ſehen, ob ſie etwas Haltbares geliefert hat. Das franzöſiſche Miniſterium, um konſequent zu ſeinen Schlußſätzen zu gelangen, mußte folgende Punkte als entſchiedene Dinge aufſtellen: 1) daß ungeachtet der Schlachten von Ligny und Belle-Alliance kein rechter Krieg Statt gefunden; 2) daß man dieſen Krieg nur gegen Napoleon Bonaparte geführt, daß man nur gegen dieſen gerüſtet habe; 3) daß Ludwig der Achtzehnte auch zu Gent im Beſitz von Frankreich geweſen; und 4) daß die vereinigten Mächte Europa's ein perſönliches Bündniß mit dieſem Fürſten, abgeſondert von der Nation, und nur allein zum Beſten dieſes Fürſten, geſchloſſen haben: lauter außerordentliche, gewagte Behauptungen, die den Begriffen alles bisherigen Staatsrechts und der augenſcheinlichen Thatſache widerſprechen, ſobald man die ſchönen Redensarten und Zierrathen ein wenig fallen läßt. Der Verfaſſer nimmt ſodann von dem Räſonnement der franzöſiſchen Miniſter zu folgenden Bemerkungen Anlaß. In der Unterſuchung über die Souveränität, und wo ſie eigentlich ſitze, verliert man ſich, ohne je etwas Ueberzeugendes herauszubringen. Die geſcheidten Staatsmänner ſind ſo ziemlich darin einig, dieſe verwickelte Frage lieber ganz fahren zu laſſen; ſoviel jedoch iſt gewiß, daß die Souveränität ohne die wirkliche oberſte Macht gar keinen Sinn hat. Wiefern ein König mit Recht ſagen könne, er beſitze ſein Königreich, möchte

ſelbſt der entſchiedenſte Ultra-Royaliſt zweifelhaft ſein zu ſagen. „Meinen Sie, Mylord, ruft unſer Verfaſſer aus, daß Georg der Dritte, oder der Prinz-Regent Großbritannien beſitzen? Ich ſelbſt, würde ich von meinem Könige ſagen, er beſitze die Niederlande? Ferdinand der Siebente, beſaß er, beſitzt er Spanien? und möchte Ludwig der Achtzehnte für ſeine Perſon daſſelbe von Frankreich ſagen? Ludwig der Achtzehnte beſaß Frankreich in Gent um nichts mehr, als er es in Mietau oder Hartwell beſaß; in beiden Fällen mögen Tauſende von Franzoſen mit den Augen und Herzen zu ihm gewendet geweſen ſein, davon iſt hier die Rede nicht! Die Völker ſind es, die ſich einander den Krieg machen, die Völker ſind es, die, wenn auch oft gegen ihren Willen, den nöthigen Kraftaufwand geben, auf ſie fallen die guten und böſen Erfolge zurück; im Namen der Völker ſchließt man Bündniſſe, in ihrem Namen ſetzt man feſt, erwirbt man, entſagt man, im Namen der Völker heißen die Oberhäupter Kaiſer, Könige, Senatoren oder Landammänner. Deßhalb vermeiden wir in neuen Zeiten bei Verträgen die Könige zu nennen, und ſagen Mächte. Dieſe Macht, dieſe oberſte Gewalt, dieſe Souveränität, kann nicht mehr in den Händen desjenigen ſein, der von ſeinem Volke geſchieden, der verbannt worden iſt, oder ſich ſelbſt verbannt hat; das wäre eine reine Fiction; er kann für ſein Volk, das ihm nicht gehorcht, nichts abmachen; er kann keine Verpflichtungen eingehen, weil er keine zu erfüllen vermag. Ueber dieſen Punkt ſind alle älteren und neueren Rechtslehrer einig, und Hugo Grotius eigene Worte mögen ſtatt aller übrigen zeugen. Was will der Aufſtand in der Vendée, der gute Wille

in der Bretagne hier bedeuten? Sie beweiſen nichts, als daß der König noch Anhänger in Frankreich hatte, aber dieſe Provinzen würden, wenn Napoleon die Schlacht von Belle-Alliance gewonnen hätte, nur allzu bald doch wieder nur für ſeine Macht ihre Kräfte beigetragen haben. Und, ſeien wir ehrlich, man ſpricht uns bloß von dem meineidigen Kriegsheer, als ſei das Volk dem Könige treu geblieben: aber dieſes Heer hatte Väter und Mütter, Geſchwiſter, Freunde, Geliebte durch das ganze Volk hin; haben wir eine große Bewegung geſehen in dieſem ſo lebhaften und geiſtreichen Volke, eine entſchiedene Stimmung, einen gewaltigen Abſcheu, ein Losſagen und Verfluchen? Was thaten die Nationalgarden? und Paris ſelbſt — — was halfen uns Seufzer und Klagen? Cäſar und Hannibal waren zu ihren Landsleuten, den Römern und Karthaginenſern, in ähnlichem Verhältniß, wie Napoleon nach ſeiner Wiederkehr zu den Franzoſen, nämlich einem großen Theile verhaßt und für unrechtmäßig geltend. Auch die Karthaginenſer, wie jetzt die Franzoſen, wollten dem Sieger einreden, er habe nur ihren eigenen Feind in Hannibal überwunden, senatui ac populo Carthaginiensi, si quis vere existimet, foedus ad eam diem inviolatum esse cum Romanis (Livius XXX, 22); aber gegen alle Kraft Karthago's hatte Rom viele Jahre lang in ſchwerem Kampfe gerungen, wie hätte es ſich irren können, welches ſein Feind geweſen? Und hätte Arioviſt nicht mit gleichem Rechte die Römer verlacht, wenn ihm der Sieg über Cäſar den Weg nach Rom geöffnet hätte?"

Die Folgerungen, die aus dieſen Sätzen unſeres Verfaſſers hervorgehen, ſind leicht zu machen; er hat nicht

einmal für nöthig erachtet, ſie in ihrem ganzen Umfang auszuſprechen; da die Hauptbedingungen des neuen mit Frankreich abzuſchließenden Friedens ſchon anfänglich auf die, beſonders in Rückſicht der Gebietsabtretungen allzu mäßigen Forderungen herabgeſetzt waren, ſo kam es jetzt nur noch darauf an, die Franzoſen gebührend zurecht zu weiſen, die, weit entfernt, mit der über alle Erwartung gelinden Anwendung jener Grundſätze, auch noch die Statthaftigkeit dieſer Grundſätze ſelbſt zu beſtreiten ſuchten.

Nach allen ernſten und folgereichen Betrachtungen und Gedanken, zu welchen den deutſchen Leſer die in Obigem angefangenen Schlußreihen endlich auch für die Stellung ſeines Urtheils über das ganze Friedenswerk nothwendig leiten müſſen, wird nun Nr. 5. der mitgetheilten Stücke, die Rede des Herzogs von Richelieu in der Deputirtenkammer, das Gemüth gehörig vorbereitet finden, und ihre Wirkung nicht verfehlen! Wir heben die folgende Stelle aus, die wir uns aber nicht getrauen zu überſetzen, ſie iſt und bleibt franzöſiſch! Es iſt von den Anſtrengungen der Verbündeten die Rede: man höre! Sans doute, un tel appareil de forces *n'était pas nécessaire* pour abattre un parti qui était loin, comme on le pensait au dehors, d'être secondé en France par le voeu national, par l'assentiment de l'opinion publique, et il ne nous est que trop permis de dire aux nations étrangères *qu'elles ont été dans l'erreur sur la vraie mesure des forces qu'elles avaient à combattre*, et que, dans le moment même où la faction faisait éclater ses fureurs, le peuple français était uni par ses voeux à son légitime souverain; mais ses efforts ont été paralysés

par la perversité de ceux qui l'ont trahi; et les hommes généreux qui, de tous les points de la monarchie, préparaient la ruine du pouvoir usurpé, n'ayant pu commencer leurs mouvemens avant ceux des armées alliées (???), ni agir avec la même promptitude et la même efficacité, *elles ont considéré la chute du tyran comme l'effet immédiat de leur victoire*; et la France, par cette combinaison de circonstances malheureuses, se voit ainsi exposée à répondre de tous les sacrifices, des pertes et des dommages éprouvés; *bien qu'ils puissent être le résultat d'une alarme exagérée.* So werden in dieſer ganzen Vertheidigungs- und Entſchuldigungs-Rede, die der franzöſiſche Miniſter für den Friedensſchluß nöthig glaubte, unſere Anſtrengungen bedauért, unſere Siege für überflüſſig, unſere Beſorgniſſe für übertrieben ausgegeben! Sehr weiſe hat unſer Verfaſſer dieſe Rede den früheren Aktenſtücken beigeſellt; neben ſeinem Briefe an Lord Caſtlereagh beſonders kann ſie nicht anders als ſehr pikant erſcheinen, und muß auf Kombinationen bringen, die für die politiſche Bildung der Deutſchen endlich fruchtbar werden können, ja die es ſchon längſt wären, wenn ein Parlament der freien Unterſuchung bei uns offene Bahn gewährte! Schwerlich würde alsdann eine Verſammlung von ſtaatskundigen und volksthümlichen Männern ſich ſo leicht abfinden laſſen, wie Herr von Gentz vor kurzem in einer Diatribe gegen ein öffentliches Blatt das deutſche Publikum abzufinden gemeint, durch eine Vertheidigungs- und Entſchuldigungs-Rede, die in ihrer Art ſo einzig, wie jene des Herzogs von Richelieu in der ihrigen iſt. Mit ſolchen Redekünſten kann man nur die ganz Einfältigen und ganz Unkun-

digen täuſchen, und fragen, die niemals einen Blick hinter den Vorhang gethan, die bei den diesjährigen Behauptungen und Anſichten der Diplomaten alle vorjährigen rein vergeſſen, und, mit Einem Wort, nie etwas anderes geglaubt haben, als was man ihnen eben ſagt. Nun iſt zwar ſattſam bekannt, daß der Einfältigen und Unkundigen eine ungeheuere Zahl iſt; aber auch der ſo ganz Einfältigen und ſo ganz Unkundigen? Wir zweifeln. Schwerlich würde beſonders eine ſo offenliegende, und unbegreiflicherweiſe zum eigenen Nachtheil erſonnene Unwahrheit Eingang finden, daß die Verbündeten in Betreff der Friedensbedingungen nicht die verſchiedenſten Meinungen aufgeſtellt, und ſtreitend gegen einander verfolgt, nicht Oeſterreichs und Preußens Politik ganz von Englands und Rußlands Planen abweichende Reſultate gewollt, und nur eben, um ſich nicht in ein unabſehbares Feld unzuberechnender Streitigkeiten zu verlieren, die diplomatiſche Geſtalt politiſcher Einigkeit nach außen behauptet. Das iſt eben das Verdienſt, welches das deutſche Volk den öſterreichiſchen und preußiſchen Miniſtern ewig anrechnen wird, daß ſie die gerechten Anſprüche der Deutſchen auf keine Weiſe vernachläſſigt, und nur dann erſt aufgegeben haben, als der zu hoffende Vortheil für den Augenblick an überwiegende Nachtheile geknüpft erſchien. — Plectuntur Achivi.

Die Uebergabe der Addreſſe der Stadt Koblenz und der Landſchaft an Se. Majeſtät den König in öffentlicher Audienz bei Se. Durchl. dem Fürſten Staatskanzler am 12. Januar 1818. Als Bericht für die Theilnehmer. 1818. 60 S. 8.

Unter dieſem Titel hat der Profeſſor Görres ſehr verſchiedenartige Beſtandtheile zu einer Schrift vereinigt, welche nebſt dem Vorgange, den ſie zunächſt betrifft, in Deutſchland das allgemeinſte Aufſehen gemacht hat. Die Schrift ſelber hat ſo große Verbreitung gefunden, die Tagesblätter und Zeitſchriften haben ſo viele Auszüge und Beurtheilungen derſelben geliefert, daß unſere gegenwärtige Anzeige ſich füglich auf einige Geſichtspunkte beſchränken kann, die wir beſonders hervorzuheben wünſchen.

Der Verfaſſer ſpricht zuerſt von dem Entſtehen der Addreſſe, wozu die Feier des achtzehnten Oktobers im vorigen Jahre die gutgewählte Gelegenheit gab. Die Feier war matt geworden, ein kurzer Zeitraum hatte den begeiſterten Antheil für jene große Begebenheit in dem Gefühle der Deutſchen ſo herabſtimmen können, daß die Schlacht von Leipzig faſt wie die Hermannsſchlacht entlegen ſchien, und Uhland, Liebenſtein und Rückert an dem vaterländiſchen Gegenſtande ſo gut wie Klopſtock faſt nur die dichteriſche Wirkung übrig fanden! Nur durch neue That feiert man würdig das Andenken der alten; wo nicht neuer Lebensreiz ſich der Erinnerung anſchließt, Vorſatz und Thätigkeit ſich an derſelben immer wieder entzündet, da findet keine wahrhafte Feier Statt. Daß aber der achtzehnte Oktober noch nicht

ganz aufhören mag, den Deutschen ein Feiertag zu sein, das zeigt uns insbesondere auch das Beginnen am Rhein. Auf Görres Betrieb — Thätigkeit und Richtung gingen unverkennbar von ihm aus — rührt von diesem Tage die Addresse her, deren Wortinhalt uns zwar nicht mitgetheilt, deren Ueberreichung aber in dramatischer Fülle eines großen Nationalschauspiels uns vor Augen gerückt wird. Alles, was an der Sache wirklich Handlung ist, zeugt auch in der That von wahrer Meisterschaft, dieser Verein von Klugheit, Talent und Muth, beweist einen Mann, der auf jedem Schauplatze seines Benehmens sicher und großen Aufgaben gewachsen ist. Weniger können die Worte auf allgemeinen Beifall Anspruch machen.

Mit Recht ist die ruhige Ordnung und gesetzliche Form hervorgehoben, die bei dem Hergange beobachtet worden. Es war für die beabsichtigte Wirkung höchst nothwendig, daß die Unternehmung keinem gegründeten Vorwurfe Raum ließe, daß keine tadelnswürdige Seite zum Vorwande einer ungünstigen Aufnahme dienen könnte. Je schwerer oft bei solchen Dingen diese Reinheit zu behaupten sein mag: desto billiger sei der Werth zugestanden, der auf das Gelingen hier gelegt wird. Die Addresse wurde ohne Lärm und Unruhe, aber mit freier Oeffentlichkeit, in Koblenz und in den Landgemeinden zur Unterschrift herumgegeben, und über fünftausend der angesehensten Einwohner sprachen auf diese Weise gemeinsam ihre Wünsche aus. Der Stadtrath von Koblenz wurde ersucht, die Ueberreichung an den Staatskanzler, dessen nahe Ankunft am Rhein verkündigt war, zu übernehmen. Der Stadtrath lehnte die ihm

zugedachte Ehre ab, und dieser Umstand hatte auf die weitere Entwicklung der Sache den bedeutendsten Einfluß. Wäre die Addresse durch den Stadtrath übergeben worden: so hätte sie das gewöhnliche Schicksal so vieler Schriften gehabt, die, so lange man will, todte Buchstaben bleiben. Allein die Weigerung des Stadtraths warf die Sache auf sich selber zurück, und ihrer eigenen Kraft frei überlassen, trat sie gleich mit einem anderen Gesicht in's Leben, als selbst die kühnsten Theilnehmer hatten erwarten können. Es wurde die Zusammensetzung einer Deputation beschlossen, als deren Haupt von selbst Görres dastand, welcher, zum Sprecher gewählt, und nun auch zur Ausführung bei seinem Werke bleibend, alle Kraft seiner Genialität, alles Feuer seines muthigen Herzens, daran wenden konnte, um in Deutschland ein großes nie gesehenes Beispiel aufzustellen, dessen mächtige Wirkung in der That keine Macht der Welt wieder zurückzunehmen vermag!

Bei der Zusammensetzung dieser Deputation wurde auf eigene Weise verfahren; sie sollte zahlreich und aus allen Ständen sein, deren Unterschied nach folgender Grundlage angenommen wurde. „Allen Bildungen in der Gesellschaft", sagt Görres, „liegt eine Zahl von politischen Elementen zum Grunde, die, wo die Form durch Revolutionen gewaltsam, oder durch Veralten im natürlichen Lauf der Dinge zerstört wird, immer unverwüstlich dieselben übrig bleiben, und kaum ausgeschieden, sich sogleich wieder in neue Gestaltung zusammenfügen. Diese Elemente sind die verschiedenen Stände in der Gesellschaft, und die entgegengesetzten Interessen, die sie bedingen. Bei dem Entstehen aller Staatsverfassung tritt der

Gegensatz von Lehr-, Wehr- und Nährstand als ein uranfänglicher hervor, und die stärkste Umwälzung, die alles bis zum Grunde zerstört, muß doch endlich diese Wurzeln als unzerlegbar anerkennen, und es wird ihr nicht gelingen, sie auszutilgen."

In dieser Bahn von Schlußfolgen fortschreitend, wählte man demnach Geistliche und Gelehrte, Adliche, Landwehrmänner und Richter, Kaufleute, Fabrikanten, Besitzer und Schöffen vom Lande zu Mitgliedern einer Deputation, die in ihren Bestandtheilen schon das Abbild einer Ständeversammlung im Kleinen geben sollte. Hier glauben wir nun in einer schwachen und willkürlichen Ansicht den Ursprung einer falschen Richtung aufdecken zu müssen, die im Verfolg unwillkommen an's Licht trat, und die verderblichsten Irrthümer zu bestärken drohte, eine Richtung, welche auch den volltönigeren und unbedingteren Beifall für diese Sache unter den Deutschen zurückhielt, und großentheils den Eifer schwächte, den sonst alle ächten Freiheitsfreunde noch thätiger dafür bewiesen hätten. Die aufgestellte Ansicht ist weder philosophisch aus dem Wesen der Gesellschaft, noch historisch aus den Gestaltungen derselben zu begründen; sie beruht auf den erweislichsten Irrthümern. Der Gegensatz der angeführten dreifachen Ständescheidung ist so wenig ein uranfänglicher und unzerstörbarer, daß sein Dasein vielmehr nur vorübergehend einem beschränkten Zeitraume angehört hat, und vor und nach diesem Zeitraume gleicherweise fehlt. Die früheste Zeit germanischer Einrichtungen hat bestimmt keine Spur dieses Gegensatzes, unser neuester Zustand ist unläugbar aus dessen Vertilgung hervorgegangen; seine ganze Bedeutung bezieht sich auf

die Stufe unſerer Entwicklung, wo die herrſchenden Elemente der Geſellſchaft in der Form von Geiſtlichkeit und Adel ſich einſeitig aus dem Ganzen zu ſolcher Größe herausgeſteigert hatten, um ſich dieſem, das als verkümmerter Inbegriff der Geſammtheit unter dem Namen dritter Stand zurückblieb, mit abtrünniger Anmaßung als erſter und zweiter Stand an die Seite zu ſtellen, ein unnatürliches Verhältniß, das in Deutſchland ſchon der Geiſt der Reformation brach, in Frankreich aber die Kraft der Revolution endigte, welche den dritten Stand wieder als Geſammtheit gegen die uſurpatoriſche Wucherbildung ihrer einzelnen Zweige in das rechte Verhältniß zurückführte.

Die deutſche Reformation aber und die franzöſiſche Revolution ſelbſt ſind nur einzelne Erſcheinungen des großen Ganges, den die Geiſtesentwickelung der europäiſchen Menſchheit in den letzten Jahrhunderten genommen, und durch ihn den ganzen Lebenszuſtand der Welt verändert hat. Die Mittel und die Ergebniſſe des Denkens, des Wiſſens und Könnens haben ſich wie eine allgemeine Fluth unter die Menſchen ergoſſen, gegen welche kein Damm, auch der ſtärkſte der Hierarchie und der Deſpotie nicht, halten gekonnt, aber aus welcher jedermann ſchöpfen, welche jeder befahren kann, wie Luſt und Kühnheit es ihm eingeben.

Die Art und der Grad unſerer Bildung haben die ſtarren Geſtalten der Vergangenheit längſt aufgelöſt, und auch die Gränzen ihrer Stände dem Weſen nach gänzlich verzehrt, wenn auch noch manche Maſſengebilde derſelben zufällig fortbeſtehen. Die Gleichheit der Menſchen war ſchon als geiſtige Thatſache vorhanden, ehe ſie als poli-

tiſcher Grundſatz mit ſo vielem Lärmen ausgeſprochen worden; ſie hat nicht aufgehört, ſich ſtärker und ausgebreiteter zu offenbaren, und iſt jetzt am wenigſten einem Rückſchritte ausgeſetzt, wo in den meiſten Staaten nicht bloß dem inneren Geiſte nach, ſondern auch zufolge äußeren Rechtes, in jenem höheren Auflöſungsmittel alles Allen zugänglich und erreichbar geworden, und nicht nur Einzelnes für jeden, ſondern auch Mannichfaches und alles zugleich, und nicht bloß für die Wahl des Lebens, ſondern auch für die Neigung des Augenblicks; ſo daß es ſchlechterdings nicht mehr zu beſtimmen iſt, wo ein Stand anfängt und ein andrer aufhört.

Statt der Stände giebt es nur noch Beſchäftigungen, und auch dieſe nicht als feſtſtehende, ſondern in tauſendfältigen Kombinationen veränderliche, daß der trennende Verſtand, welcher für neue Gränzſcheidungen ſichere Kennzeichen ſucht, nur unauflöslicher Verwirrung begegnet. Die Wiſſenſchaft iſt in das ganze Getriebe menſchlicher Thätigkeiten eingedrungen; von der abſtrakteſten Spekulation bis zur Leitung des unterſten Gewerbes ſind nur Uebergänge, keine Gränzen mehr, zu finden; ſelbſt die Kirche beſteht nicht abgeſondert mehr in ihren ehemaligen Formen, und der Lehrſtand ſucht die ſeinigen vergebens in eine Klaſſe zuſammenzubringen, da wo ein Kriegsmann Philoſophie, ein Bauer Religion, ein Fabrikant Staatswirthſchaft, ein Gärtner Naturkunde nach Belieben lernt und lehrt, und der Liebhaber häufigſt den Mann vom Fache übertrifft!

Und wenn jeder Staatsbürger ohne Ausnahme zum Kriegsdienſte nicht nur verpflichtet iſt, ſondern ſogar wirklich gehört, wie in der Landwehr, wenn Bauer,

Handwerker, Kaufmann, Gelehrter, Staatsbeamter, ohne Unterschied mitgefochten hat und ferner mitfechten soll: was bleibt da für den Wehrstand absonderlich? Welchen Begriff endlich sollen wir uns von der Eigenthümlichkeit eines besonderen Nährstandes machen, wenn der adliche Getraide- und Wollhändler, der freiherrliche Wechsler und Fabcikant, der sogenannte Krautjunker und Schlachtschütz, unwidersprechlich alles mit dem Bürger und Bauern gemein haben, nur nicht, nach jenen Begriffen, den Stand?

Nein, nirgends hält diese altfränkische Vorstellungsart mehr Stich, noch taugt sie irgend zu einer brauchbaren Nutzanwendung, und es ist nur unbegreiflich, daß ein Mann wie Görres an solchem Zeuge noch Gefallen finden mag! Uebrigens ist er freilich willkürlich genug damit umgegangen, und wenn uns die alte Vorstellung und Eintheilung nun einmal als eine Art Nationalschatz überliefert werden soll, aus dem wir unsere Nothdurft noch jetzt vollkommen zu bestreiten im Stande wären: so fragen wir nach dem Rechte der damit eigenmächtig vorgenommenen Aenderungen und Umwerfungen? Dem Lehrstande werden die Gelehrten und Schriftsteller zugerechnet, dem Wehrstande die Richter, dem Nährstande die Kaufleute und Handwerker, welches alles der alten Vorstellungsweise fremd ist, da nach dieser bloß „die Kirche lehrt, der Kaiser wehrt und der Bauer nährt."

Uns scheint Görres keine glückliche Hand an die abgetragenen Hadern der Vergangenheit gelegt, und sie durch den versuchten neuen Zuschnitt nicht brauchbar gemacht zu haben.

Nicht weniger aber als dies unzeitige Erinnern an

die Vorzeit, ist ein Vergessen der Gegenwart zu rügen, dessen sich Görres gleicherweise schuldig zeigt. Ihm scheint nämlich ganz entfallen, daß es auf dem linken Rheinufer keinen Adel mehr giebt, und daß, wenn ein solcher als Bestandtheil der Gesellschaft dort genannt wird, niemand verstehen kann, was damit gemeint sein soll. Der Adel aus der Zeit des deutschen Reichs ist dort gesetzlich abgeschafft, und die Fortführung oder Wiederaufnahme der daher stammenden Titel bei Strafe verboten; der Adel aus dem französischen Kaiserthum ist durch die neue Regierung nicht bestätigt, noch ein neuer preußischer eingeführt worden: daß eins von diesen dreien nöthig wäre, um einen Adel in jenen Ländern darzustellen, leuchtet nicht nur aus der Natur der Sache, sondern auch aus dem nachbarlichen Beispiele Frankreichs ein, wo der König bedacht war, durch die Verfassungsurkunde sowohl die Beibehaltung des neuen als auch das Wiedergelten des alten Adels bestimmt auszusprechen.

Wäre aber auch wirklich ein Adel auf dem linken Rheinufer, wie doch nicht ist, gesetzlich vorhanden: so ist nicht abzusehen, wodurch er aus der allgemeinen Eigenschaft des Staatsbürgers als besonderer Körper hervortreten, warum in der Volksvertretung eine eigene Stelle haben sollte? Der wesentliche Unterschied, der zwischen dem alten landständischen und dem neueren repräsentativen Systeme Statt findet, tritt hier deutlich heraus; jenes hat Vertreter der Stände, Körperschaften, Zünfte, mit verschiedenartigen entgegengesetzten Interessen, die sich in das Uebrige des Staates bestens zu theilen suchen, und das wünschenswertheste Ergebniß höchstens dann liefern, wenn sie im möglichsten Gleichgewichte sich

gegenseitig hindern, ein einzelnes Standesinteresse zum Zwecke des Gemeinwesens zu erheben: das repräsentative System hat Vertreter des Volks, mit einstimmigen gleichem Interesse für das Gemeinwohl, an welchem jedes andere Interesse seinen Antheil hat, innerhalb dessen es seine besondere Bahn mit Freiheit bestimmen und verfolgen kann.

Beide Systeme hat man lange nicht unterschieden, und auch jetzt noch vermengt man sie täglich, bald das Wort Stände von Volksvertretung, bald diesen letzteren Ausdruck von Landständen gebrauchend. Wenn aber der 13. Artikel der deutschen Bundesakte von landständischen Verfassungen spricht: so kann er nur Volksvertretungen meinen; und meinte es auch der Wiener Kongreß nach seiner besonderen Stimmung anders, so meint es doch der thatsächliche Zustand der Welt, die unwiderstehliche Richtung des Zeitgeistes so.

Was soll daher der Adel, mag er übrigens bestehen wie und wo er wolle, auf einem Felde, wo durchaus keine Stelle für ihn ist, wo seine Vorrechte, möchten sie übrigens noch so vielartig sein, am wenigsten zulässig sind? Es giebt keine wahren Volksvertreter, als die durch freie Wahl des Volks dazu bestellt sind, diese Wahl darf nur durch allgemeine gesetzliche Eigenschaften der Wählenden und Wählbaren bedingt sein; sie an Stände oder Klassen besonders binden zu wollen, ist darum nicht weniger ungerecht und thöricht, weil es schon oft so angeordnet worden, und wahrscheinlich noch oft so angeordnet werden wird! Wir sehen nicht ein, wieso die Versammlung durch die Bedingung, daß eine gewisse Zahl der Mitglieder von oder aus einem gewissen Stande

gewählt ſein ſoll, gehaltvoller, weiſer, kräftiger daſtünde, als wenn das öffentliche Zutrauen ſie ohne Unterſchied aus der Allgemeinheit der Staatsbürger erkoren hätte.

Ein merkwürdiges Beiſpiel, wie unnütz und fruchtlos es iſt, die Volksvertretung nach dem Vorbilde der Geſellſchaftstheile — ſofern deren auch richtigere und beſtandvollere, als die jetzigen, aufzufaſſen wären — in nachahmenden Verhältnißſätzen aufzuſtellen, giebt gleich die gegenwärtige Deputation. Zuſammengeſetzt nach dieſer Regel, und ſelbſt eine Ständeverſammlung im Kleinen, wie Görres ſagt, zeigt ſie dem unpartheiiſchen Beobachter die Vertretung aller verſchiedenen Ständeintereſſen doch auf den einzigen Sprecher übertragen, in welchem geiſtig alle belebt ſind, und dem das leibliche Daſtehn der anderen Mitglieder nur zu beſſerem verſönlichen Anſchein dient. Der Abgeordnete, der als Vertreter des Adels das beſondere Intereſſe dieſes Standes mit beredter Zunge hervorheben wollte, darf wohl nicht zum Einwurfe dienen, da es wohl ausgemacht iſt, daß ſein Reden in obigem Sinne noch ſchlimmer als Schweigen war.

Wir kehren von dieſer Abſchweifung zurück. Der Staatskanzler war inzwiſchen angekommen, und hatte alle rechtlichen und unterrichteten Einwohner zu freimüthiger Mittheilung ihrer Klagen und Erwartungen auffordern laſſen. Die Koblenzer Deputation erſuchte demnach um Gehör, und erhielt dies ſogleich ohne Schwierigkeit; ſie erſchien am 12. Januar vor dem Fürſten von Hardenberg, und Görres führte das Wort. Seine Anrede war ſo unbefangen als angemeſſen, mit kräftiger Gelaſſenheit und einfachem Ernſte, welche ihres Eindrucks am rechten Orte nie verfehlen. Der Staats-

kanzler antwortete mit der einnehmendsten Verbindlichkeit, und ließ sich über die nachgesuchte ständische Vertretung — den Hauptgegenstand der Bittschrift — in mancherlei Betrachtungen ein, wie sie von einem Staatsmanne an seinem Platze zu erwarten waren; er erwähnte der Vorarbeiten, die das Werk einer allgemeinen Ständeversammlung in Preußen erfordre, die jedoch schon angefangen und so weit gediehen seien, um zur Errichtung provinzieller Vertretungen, mit denen man den Anfang machen wolle, nahe Aussicht zu geben. Görres nahm Anlaß, hierauf zu bemerken, daß am Rheine dieses Vorhaben schon große Reife und Gelehrigkeit finde, und sich die alte trierische Ständeverfassung hiezu als gute Grundlage biete. Der Landtag habe in der Gemeinschaft der drei Stände bestanden aus dem Domkapitel, 18 Aebten, den Komthuren der Ordensballeien, den Prioren der Karthausen, 12 Abgesandten von weiblichen Klöstern, 18 Stiftsdekanen, 17 Landdechanten, 14 Grafen, 71 Edelleuten, 28 Städten und Flecken und 26 Amtleuten, welche insgesammt gemeinschaftlich zu berathen, aber nach Ständen zu stimmen gehabt. Nach diesem Ueberblicke, der allerdings keinem Einsichtsvollen das alte Machwerk für jetzige Anwendbarkeit zu empfehlen geeignet war, möchte man beinahe vermuthen, der Sprecher habe gerade den Zweck gehabt, dem Staatskanzler eine bündige Abweisung dieser altmodischen Unform zu entlocken; wenigstens stimmte er den triftigen Einwürfen desselben gegen die Angemessenheit dieser Verfassung für die jetzigen Zeiten sogleich bei, und unterstützte sie durch die Bemerkung, daß in der That von jener geistlichen Vertretung nur die Landdechanten gewissermaßen noch übrig,

von den 71 landtagsfähigen Adelsgeſchlechtern aber nicht 10 mehr vorhanden ſeien. Die Stände, bemerkt er weiter, hätten ſich in veränderter Richtung ausgebildet, und neue Glieder nähmen die Stelle von abgegangenen alten ein; hierauf ſei auch bei Zuſammenſetzung der gegenwärtigen Deputation Rückſicht genommen, und ſie vereinigte, ſo viel es möglich, alle mannigfaltigen Intereſſen des Rheinlandes, deren einzelne Vernehmung hiedurch dem Staatskanzler dargeboten und von den Abgeordneten eifrigſt gewünſcht würde. Der Staatskanzler erklärte ſich geneigt, die einzelnen Vorträge anzuhören, und es begann nun die merkwürdigſte Erörterung.

Dieſe Wendung der Sache iſt gleichſam der entſcheidende Punkt, wo ſich die außerordentliche Führung von einer gewöhnlichen trennend zu erkennen giebt. Jedem Andern wäre hier die Aufgabe der Deputation erreicht, ſie ſelbſt zu Ende geweſen, und das ganze Werk hätte Allen ein glücklich vollbrachtes, immer noch vor manchem ähnlichen ausgezeichnetes, gedünkt; für Görres fing es nun erſt recht an, und, ſogleich feſten Fuß gefaßt auf dem glücklich gewonnenen Boden, breitete er in raſcher Entwickelung ſeine gerüſtete Macht dergeſtalt aus, daß die ganze Handlung weniger die Uebergabe einer Bittſchrift als der Auftritt einer Parlamentsverſammlung ſchien. Zeigte ſich Görres hier in ſeinem ganzen Talente als politiſcher Anführer: ſo brauchte doch der Staatskanzler ihm gegenüber das Zuſammentreffen auch nicht zu ſcheuen, dieſer würdige Staatsmann erſchien an liberaler Geſinnung, an Feſtigkeit der Anſicht, an Gewandtheit des Benehmens und treffendem Ausdruck dieſem

Auftritte nicht nur völlig gewachsen, sondern auch überlegen, und wo mancher Andere im Gedränge gewesen wäre, wußte er ohne Gefahr die siegende Haltung zu behaupten.

Zuerst führte Görres die Geistlichkeit mit ihren Interessen und Erwartungen heran; er forderte für sie vorzüglich Grundbesitz, damit sie selbstständig sei, und nicht von dem Willen der Regierung und von allen Zufälligkeiten der Ereignisse abhängig bleibe: eine Forderung, die ziemlich allgemein als gültig anerkannt wird — ob mit Recht, sei hier dahingestellt — und die auch von dem Staatskanzler nicht ungünstig aufgenommen wurde. Schwieriger schien der Punkt wegen der Befreiung vom Kriegsdienste für diejenigen, die sich dem geistlichen Stande widmen wollen, weil die Waffen mit der geistlichen Bestimmung unverträglich seien, besonders bei'm katholischen Klerus, wie Görres behauptet, obgleich die Geschichte uns hundert katholische Bischöfe und Erzbischöfe als Heerführer — selbst noch den Kardinal Richelieu als Generalissimus, und neulichst iu Spanien Mönche als Soldaten — aber keine protestantischen Geistlichen als Krieger zeigt! Für die Gelehrten nahm der Sprecher nun vor allem anderen die Preßfreiheit in Anspruch, dann eine Universität am Rhein und Verbesserung des Schulwesens; mehrmalige Rede und Gegenrede belebte besonders die Verhandlung der Preßfreiheit, die sich dabei in ziemlich guter Stellung erhielt. Dann fing Görres im Namen des Adels seine Rede mit dem Lobe desselben an, daß er zu einsichtig und zu kundig der bestehenden Verhältnisse sei, um, im Widerspruche mit dem Zeitgeiste, Privilegien und Vorzüge reklamiren zu

wollen, die, einmal vernichtet, ſich nicht ohne Verletzung beſtehender Rechtsverhältniſſe wiederherſtellen ließen; daß der Adel keine Trennung von dem Volke wolle, und daher ſelbſt eine Trennung in Kammern, wenn ſie auch ſonſt ausführbar wäre, keineswegs wünſchenswerth halte. Hier fiel ein adliches Mitglied der Deputation, wahrſcheinlich aufgemuntert durch das Beiſpiel, daß das Reden ſo leicht und die Sache ſo gut ging, dem Sprecher in's Wort, und trat nun ſelbſt für den Adel auf, deſſen Verluſte und Anſprüche ergiebig aufzählend, und in etwas anderem Sinne, als es eben geſchehen war, auf die Privilegien zurückblickend, deren Verluſt noch nicht ſo ſehr verſchmerzt erſchien.

Dies unerwartete Zwiſchenſpiel wurde jedoch durch den Staatskanzler mit folgenden trefflichen Worten würdig geendigt: „er habe mit Vergnügen bei mehreren Gelegenheiten die Stimmung des Adels in dieſen Provinzen vernommen, der mit weiſer Reſignation das Unabwendbare hinnehmend, in Eintracht mit den übrigen Ständen ſich erhalte. Nach fünfundzwanzigjährigen Stürmen, nach einer Revolution, die alle Verhältniſſe umgekehrt, hätten ſich neue Beziehungen gebildet, die allerdings in ihrem Entſtehen ältere Rechte gekränkt, aber gegenwärtig verjährt, ſich ſo befeſtigt hätten, daß Se. Majeſtät der König ſie nicht antaſten könnten, ohne den Rechtsbeſtand zu verletzen, und größere Nachtheile herbeizuführen. Darum werde der Adel nicht wollen, daß ſolche Privilegien hergeſtellt würden, welche die Rechte der anderen Stände beeinträchtigen müßten, und die, einmal aufgegeben, keine menſchliche Macht wieder herzuſtellen vermöge, er werde nur auf die Auszeichnung

Anspruch machen können, die mit dem Wohl des Ganzen verträglich u. s. w."

Die Rede ging nun zu dem eigentlichen Wehrstande über, und lieferte zweckmäßige Bemerkungen, jedoch weniger für die allgemeinere und entscheidendere Theilnahme geeignet, welche darauf durch die Berührung des Gerichtswesens erweckt wurde, in welchem die Rheinländer das öffentliche und mündliche Rechtsverfahren, das Gericht durch Geschworene und besonders auch die wohlthätigen Friedensgerichte eifrigst beibehalten wünschten. Der Staatskanzler antwortete auch diesem Vortrage mit begünstigender Zweckmäßigkeit, und verwies auf die schon getroffenen Einleitungen zu näheren Arbeiten über diesen Gegenstand. Für den dritten Stand führte der Sprecher zuletzt in ausführlicher Erörterung die mannigfachen Interessen vor, welche in dem ausgedehnten Kreise jener Benennung zusammenkommen. Der Wunsch nach einer guten unverkümmerten Städteordnung, mit freier Wahl städtischer Beamten, das Bedürfniß einer vorsorgenden, doch nicht freitheitbeschränkenden Gewerbeordnung, die Angelegenheiten des Handels und der Fabriken, die Sicherung des Bauernstandes bei seinen jetzigen angemessenen Verhältnissen, und dessen ferneres Gedeihen, wie sein Mitstehen in der Volksvertretung, alles dies wurde der Reihe nach vorgetragen, und besonders das Handelsinteresse nach seinen örtlichen Bedingungen mit genauer Sachkenntniß auseinandergelegt. Wir begnügen uns hier, die wichtige Erklärung des Staatskanzlers anzuführen, daß die Freiheit des Handels als ein allgemeiner Gegenstand der Nation am Bundestage zur Sprache kommen, und Preußen dabei den Grundsatz ganz freien Handels

unter den deutſchen Staaten und vergeltungsrechtlicher Maßregeln gegen die Nachbarn aufſtellen werde. Ueber den Bauernſtand äußerte der Staatskanzler die beruhigende Verſicherung, daß demſelben das Recht einer eignen Vertretung zugedacht, und ſein Gleichſtehen mit dem Bürgerſtande in dieſer Provinz vollkommen erhalten werde. — Noch vieles Andere konnte Stoff und Gelegenheit zu weiterem Vortrage geben, allein die Audienz, bemerkt unſer Verfaſſer, hatte weit über eine Stunde ſchon gedauert, Se. Durchlaucht hatte mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit ohne das geringſte Zeichen von Ungeduld den verſchiedenen Vorträgen ſich hingegeben, die Deputation mußte ſich ſcheuen, von einer ſo verbindlichen Hingebung einigen Mißbrauch zu machen, mehrere andere Geſchäfte warteten des Fürſten, und Görres glaubte daher hier abbrechen zu müſſen, indem er noch Einmal alles Geſagte dem Fürſten an's Herz legte, und eine baldige Erfüllung der gemachten Zuſage erbat; der Fürſt verſicherte, auf alles den möglichſten Bedacht nehmen zu wollen, und entließ die Deputation mit freundlichen, wohlwollenden Abſchiedsworten.

So endigte eine öffentliche Handlung, die in Deutſchland wohl noch ohne Beiſpiel geweſen, und die der allgemeinen Betrachtung bei reiferem Nachdenken immer mehr als eine Begebenheit erſcheinen muß, in welcher der Zeitgeiſt ſeine mächtigen Schwingen entfaltet, und für das Erkennen der Gegenwart und Zukunft bedeutungsvolle Zeichen offenbart hat. Worüber lange geſtritten und berathen, wovon die Möglichkeit bezweifelt und entfernt gehalten wird, das ſteht plötzlich in heller Geſtalt als Wirklichkeit vor Augen, aus der Nacht am

frühen Morgen hervorgetreten, und alles wundert sich, wie und woher es gekommen! In sich selbst überlassener Entwickelung, mit unwiderstehlicher und doch kaum in ihrem Fluge bemerkbarer Steigerung, lenkt eine Bittschrift zu einer Magna Charta, eine Audienz zu einer Parlamentshandlung ein! — —

Zwei Drittheile der Schrift sind abgethan; ein Drittheil derselben ist noch zurück, merkwürdig und wichtig an und für sich, aber in der Verbindung mit dem Vorhergehenden am bedeutungsvollsten und staunenswürdigsten! Görres hält seinem Werke eine Nachrede, die den Geist, der jenes hervorgerufen, für diejenigen, die nur ein todtes Gerüste darin sehen möchten, in brennenden Flammenzügen erscheinen läßt. Alles, was die Wahrheitskraft des furchtlosesten Muthes und die siegende Gabe der Begeisterung vermögen, ist hier zu vollem Erguſse der Beredsamkeit vereint. Nie hat Burke, nie ein anderer Redner, etwas Entschiedeneres geleistet. Görres betrachtet die Lage der Dinge, wie sie aus dem großen Umschwunge der letzten Jahre hervorgegangen, das Schicksal und den Geist des Rheinlandes und Preußens, das gegenseitige Verhältniß beider. Schonungslos sagt er dem einen wie dem anderen, worin es gefehlt und was ihm mangelt, gerecht erkennend, was es besitzt, versöhnend und hoffnungsreich, was dem Ganzen frommt. Er zeigt, wie zuerst ein freudiges Entgegenkommen die Preußen am Rheine wie in ganz Deutschland emporgehoben, aber eine unglückliche Reaktion das ganze keimende und schon wohlbefestigte Einverständniß auf lange hin getrübt und zerstört habe, als einige Menschen, die nicht länger mehr die Schande zu tragen wußten, die

ſie in der Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft wie glühende Kohlen auf ihr Haupt geſammelt, die Lüge einer geheimen Geſellſchaft, die den Staat bedrohe, erſonnen hatten, woraus unberechenbares Unheil gefloſſen; wie Preußen in dieſer Umkehr ſein innerſtes Weſen und den ganzen Grund ſeines Daſeins verkannt, und, weit entfernt, dem alten Erſtorbenen in träger Ruhe zu fröhnen, am meiſten die Meinung zu behaupten habe, und immer, wie ſein Feldherr geſagt, der beſten Verfaſſung, des beſten Heers und der beſten Talente bedarf, daß der dritte Stand ſeine ganze Kraft, der Geiſt der Zeit das einzige Licht ſeiner Zukunft iſt. „Mag eine weltkluge Meinung bereden wollen, die Zeit werde ſobald nicht wiederkommen, wo man des Volkes bedürfte; die Zeit iſt wirklich da, und die Regierungen können ſeiner nie, am wenigſten in dieſen Konjunkturen, entbehren. — Wohl iſt es ſträfliche Thorheit, mit Revolutionen zu drohen: die Völker haben andere Mittel, als die plumpe Gewalt, gelernt, ihre Rechte zu wahren; gegen ihren Haß mag ſich z. B. wohl noch eine Regierung eine Zeit lang halten, gegen ihre Verachtung auf die Länge nimmermehr.“ Vergebens würde man verſuchen, fährt er fort, mit leerem Schein und argliſtigem Betruge das Volk zu täuſchen, und den Geiſt der Zeit zu beſchwichtigen; die ſind thöricht, die da wähnen, er werde mit ſo viel wachen Kräften am hellen lichten Tage ſich gähnend zur Ruhe geben; in ſo fruchtloſem Harren iſt ſchon viele Zeit unnütz verdorben, und viel Nothwendiges und Gutes unterlaſſen worden; nur allzuviel von dem Kapital von Ehre und Vertrauen, das Begeiſterung und Krieg und Sieg erworben, iſt auf dieſem Wege verſchleudert worden,

es ist wohl Zeit, daß mit dem Reste räthlich hausgehalten werde. „Diese Ansichten der Dinge — heißt es — haben die besseren Staatsmänner Preußens längst gehegt, aber es kämpfen in diesem Lande zwei Sterne harten Kampf: der Unstern, der bei Jena geleuchtet, und der Glücksstern, der über Leipzig und Bellealliance gestanden. Doch mögen die Partheien in eitlen Versuchen sich abmühen, gegen das Unmögliche kann Niemand an; wie sie sich sträubend stemmen, sie müssen mit zum Werke hülfreiche Hand reichen. Was wir verdienen, wird uns zu Theil werden, und was die Zeit versprochen, wird sie zu halten wissen."

Wir schließen unsere Anzeige mit dem Schlusse der Schrift selbst: „Der Staatskanzler steht auf der Höhe, wo die Massen und die großen Verhältnisse um ihn ausgebreitet liegen; er weiß, welche Stunde die große Weltuhr ausgeschlagen; er versteht, was Preußen gebührt und ziemt, wo die Gefahren drohen, und wo die Mittel, sie zu beschwören, liegen. Er weiß, daß ein Thron, wie jener des Propheten, der auf vier Rädern ruht, deren jedes nach einer anderen Weltgegend sich bewegt, nicht von der Stelle rückt, wenn ihn nicht ein Gott bestiegen. Er wird sich überzeugen, daß, nachdem die Erwägung überreif geworden, ein Thun und ein Lassen dringend gefordert sind. Die That allein kann die tiefgesunkene Hoffnung von Neuem beleben, und den entblätterten Baum des Vertrauens wieder frisch und grünend machen. Er ist auch zur glücklichen Zeit gekommen, wo es zu einem ruhigen Augenblick gediehen, weil der Widerspruch sich in etwas abgekämpft. Darum wird seine Herkunft nicht ohne Segen bleiben, und er wird

ſich am Rheine ein Denkmal ſeines Hierſeins gründen. Wie wir ihm unſer salve sis! an der Schwelle zugerufen: ſo wird ein dankbares Lebewohl ihn zurück begleiten.“

Kritiſche Tagesworte.

1820.

1. Lord Byron.

Ein vornehmer, genialer Engländer, zu reich, um zu arbeiten, zu frei, um zu dienen, zu überdrüſſig, um bloß empfindend zu genießen, zu geiſtvoll, um ein Narr zu ſein, zu unruhig, um nichts zu thun — er dichtet. Die Poeſie iſt ihm, wie einſt dem Grafen Alfieri, ein Surrogat des Lebens, daher, bei allen großen Vorzügen ſeines Genies, nicht glückliche Befriedigung, ſondern trüber Behelf des zerriſſenen Innern. Die Fluth des Tages trägt ſeine Werke, wie die Meereswogen die Schätze ſeiner Landsleute, auf den ſeemächtigſten Schiffen, unter der günſtigſten Flagge.

2. Lady Morgan.

Als Miß Owenſon zeigte ſie früh in ihren Romanen tiefe Gluth des Herzens, hohen Adel der Seele, geiſtvolle Weltkenntniß, großen Naturſinn. Als Lady Morgan reizte ſie manche Feindſchaft durch die Freiheit ihrer Denkart und die Offenheit ihrer Aeußerungen. Liebe für ihr Volk und Land — ſie iſt eine Irländerin

— heißer Antheil bei deſſen Unglück und Bedrückung, beſeelt ohne Ausnahme alle ihre Schriften. Ihr darſtellendes Talent ragt weit vor dem ihrer Rivalen empor, an Wärme, an Raſchheit, an Tiefe und Wahrheit des Sinnes.

3. Walter Scott.

Walter Scott verſteht das dichteriſche Handwerk, und gefällt ſich darin; daher ſeine breite, einzelne Ausführung. Seine Romane ſind auseinander gezogene, mit wohlgearbeiteten Verzierungen überladene Novellen. Er würde aus jeder Novelle des Cervantes, wenn ihm der Stoff zur Bearbeitung vorgelegen hätte, drei Bände gemacht haben. Er macht ſeine Beſchreibungen, weil er will, und weil er ſeine Bilder für ſich ſelbſt, ſtatt durch innere Züge im Geiſte, erſt durch äußere auf dem Papiere gewinnt und feſthält. Er iſt nicht durch den Stoff ſelbſt genöthigt zu einer Schilderung, ſondern nur immer gemüßigt. Das eigentliche Leben der dichtenden Kunſt fehlt ihm; und wie nahe er daran hinſtreifen möge, die kleinſte Scheidelinie bleibt hier unerfüllbar tiefe Kluft.

4. Génie du Christianisme.

Der Verfaſſer iſt ein Dichter in allen Lebens- und Geiſtesrichtungen, mit Ausnahme der — Dichtkunſt. Das Buch iſt das unfrömmſte und unchriſtlichſte von der Welt. Das ganze Chriſtenthum iſt darin nur als eine Vorrathskammer von Zierrath und Prunk angeſehen, den man im Leben noch nicht ſo nutzbar angewandt, noch nicht ſo ergötzlich vorgezeigt habe, als es

hier nun durch den neuen Konservateur und Küster dieser alten Schätze mit glänzendster Rede und modernstem Geschmacke zur Schau gestellt werden soll! Ihm sind Kirche, Hof, Große, Künstler, Gelehrte und Priester, alles zusammen nur poetische Motive, die seit einiger Zeit zu sehr vernachlässigt werden. Er führt das Christenthum gleichsam in Gala vor, ein Anblick, der den Weltmann ergötzen kann, aber den Frommen, der von dem Wesen des Evangeliums erfüllt ist, beleidigend zurückschrecken muß.

5. Fouqué.

Er hatte ein schönes Talent für Lied, Romanze, Nachbildung; als letztere gelang ihm selbst das dramatische Heldengedicht einmal, im Sigurd dem Schlangentödter. Aber selbst Undine hätte keine Erzählung, sondern nur eine Romanze werden sollen. Vom Uebrigen schweigen wir. Die Poesie will nicht als gespenstische Wache auf die öden Trümmer des Ritterthumes sich bannen lassen.

6. Hoffmann.

Auch der geistreichste Witz, soll er nicht allzu bald sich verflüchtigen, muß von Gefühls-Innigkeit gebunden sein. Darum ist Hoffmann nicht Jean Paul. Aber gerade an diesem gefällt Vielen das Sentimentale nicht, sondern bloß das Komische. Nun gut, hier haben sie ihr herausgesondertes Theil, mit vielen neuen originellen Zügen und Gebilden derselben Art, aber, wie gesagt, es verflüchtigt sich allzu bald.

7. Clemens Brentano.

So Mancher will ein Dichter sein, und kann nicht; hier ist Einer, der alles dazu hat, sogar die schon fertigen Gedichte, und nicht will, — ein Fall, der selten vorkommen wird! Brentano verdirbt seine Dichtungen durch Uebermuth, und die er nicht verdirbt, hält er zurück.

8. Schul-Aufgabe.

Was ist Accent und was ist Quantität? Was ist Höhe und Tiefe der Silben? Welches sind die Gesetze der klassischen und der romantischen Versbildungen? Wie bestehen beide Gattungen, durch angemessene Milderung der strengsten Regel in beiden, in unserer Sprache glücklich neben einander? Bei der fast allgemeinen Wirrniß, die heutiges Tages in diesen Punkten unsere lautredenden Kunstrichter in öffentlichen Blättern oft auf die lächerlichsten Abwege gerathen läßt, mag der Gegenstand dieser wenigen Fragen den Dichtern und Kritikern dringend empfohlen sein. So leicht ist die Sache übrigens nicht!

9. Kunstwerk.

Wer aus lebendigem Geiste dichtet, giebt Leben, und wo dieses ist, ist eine Unendlichkeit der Beziehungen aufgethan, die der Dichter nicht beabsichtigt, nicht berechnet hat, sondern geschaffen. Daher man Jahrtausende hindurch an diesen Beziehungen Neues forschen, deuten, finden, verstehen kann — was der Urheber nie gedacht oder gemeint hat — ohne das Werk zu erschöpfen oder zu überladen. Shakspeare, Cervantes, Goethe, wachsen mit den nachlebenden Geschlechtern und durch deren geistige Miteiferung und Betrachtung immer schöner zu ihrer vollständigen Größe empor.

10. Ludwig Uhland.

Sein Lied ist reich und kühn, voll großer Gesinnung in reinster Kunst. Sein Fühlen und sein Schauen sind gleichzeitig und ebenmäßig, übereinstimmend in Wahrheit und Schönheit; dies ist sein besonderer Vorzug!

11. Grillparzer.

Wahres und Schönes umfaßt seine tiefempfindende Seele; in glücklichen Formen dringen seine edlen Anlagen hervor. Seine „Sappho" ist ächte Poesie. Aber die Schwingen sind ihm geschwächt, bevor der Grimm des Lebens und Trotz und Gewalt der Erde ihm noch recht unterthan geworden. Zum tragischen Dichter hätte er vielleicht anderswo geboren werden sollen.

12. Rückert.

Frische Sangesstimme auf froher Wanderschaft! Er dringt in das Dickigt der Wälder, auf die kahlen Felshäupter der Berge; er besucht liebliche Auen und öde Sandflächen. Er weiß, was er will, und wenn er einmal im Finstern tappt, so ist's, weil er auch einmal im Finstern tappen will. Ihr braucht ihn dann nicht ängstlich zurecht zu rufen, als verirre er sich; er weiß recht gut, wo er ist, und wohin er zurückkehren muß.

13. Jouy.

Seine Lebensschilderungen sind ein Spiegel, in welchem Alles sich getreu und heiter abbildet. Als Sittenmaler hat er richtige Zeichnung, kräftige Farbe, glückliche Komposition. Er ist für das Stillleben, was

Walter Scott für das Heroiſche, eben ſo getreu und genau, nur glücklicher Weiſe minder breit.

14. Frau von Genlis.

Sie iſt in der Konvenienz bis zur Natürlichkeit gekommen. Ihren Figuren ſind die Kleider dieſer Konvenienz wieder zu einer Art Haut geworden; ſie würden noch nackt ſcheinen, wenn ſie nicht neue Bedeckung erhielten. Aber an Einſicht fehlte es dieſer Schriftſtellerin nicht, an Kenntniß nicht, an Geſchmack nicht, am wenigſten an Talent; ſie ſchreibt rein und klar im ſchönſten Fluſſe der Rede. Was ihr fehlt? Anfängliche Wahrheit, und Freiheitsmuth.

15. Arnim.

Golderz, aber voll Schlacken; ſolches Metall, wie edel und ächt, hat keinen Kours im Leben, aber man kann Reichthümer darin beſitzen.

16. Johann Heinrich Voß.

Die Sprache ſeufzt auf dem Ambos unter ſeinen Hammerſchlägen; aber ſie dankt ihm Ausbildung, die lange dauern und deren Gewinn noch ſpäten Nachlebenden zu Gute kommen wird.

17. Friedrich Auguſt Wolf.

Luſtwandelnd gelegentlich durch die Werkſtätte deutſcher Proſa und deutſcher Verskunſt ordnet er neue Gebilde des größten Stils und der feinſten Verhältniſſe aus den der Meiſterhand ſtets unerſchöpften Vorräthen!

18. Ludwig Börne.

Wie nahverwandt der Kritiker dem Künſtler, beweiſt Börne durch ſeine Kunſtbeurtheilungen; ſie ſind ſelber Kunſtgebilde. Weich und milde weiß er ſich ſeinem Gegenſtande, dieſen befeſtigend, anzuſchmiegen, und ſcharf und ſchneidend in ihn einzudringen, um ihn bis in das Innerſte zu zerlegen.

19. Tieck.

Er iſt ein Dichter; und der einzige, der bei uns neben Goethe jetzt ſtehen darf!

20. Verbindung.

Der Geſchichtſchreiber ſteht dem Dichter ganz nahe; wo ſie ſich berühren, ſcheint jeder den andern entbehrlich zu machen. Herodot iſt auch Dichter, Shakſpeare auch Geſchichtſchreiber. Geſchichtſchreibung iſt Krieg mit der Gemeinheit der Meinungen der Gegenwart, Dichtung iſt ihre Veredlung. Wer Dichtung und Wahrheit nur in Widerſtreit ſieht, kennt weder Dichtung noch Wahrheit.

21. Sprachmeiſterei.

Wenn kümmerliche Schriftgelehrte unſren ſchöpferiſchen Geiſtern ihre bewußten Kühnheiten und Neuerungen in Sprache und Verskunſt als ungeſchickte Verſtöße gegen die Regel oder unerlaubte Erdreiſtungen vorhalten, ſo iſt dies nicht beſſer, als wenn Diener und Aufſeher in die ihnen verbotenen Gemächer nun auch ihre gebietenden Herren und Meiſter nicht einlaſſen wollten!

22. Deutſchthum, wahres.

Die Aufgabe, welche Goethe'n geſtellt war, um das zu werden, was er geworden, war größer und ſchwieriger, als die dem Cervantes oder Shakſpeare beſchiedene. Alle drei ſind Schriftſteller, in welchen und um welche das geiſtige Leben ihrer Nation ſich verſammelte. Aber die Bildung der deutſchen Nation iſt nicht ſo einfach und offen zu erfaſſen, nicht ſo alleinherrſchend und abgemeſſen zu verwalten, wie die Bildung der ſpaniſchen oder engliſchen es erlaubte. Umfaßt nicht nur und verwaltet, auch geſteigert mußte dieſe Bildung von dem Dichter werden, wenn er ein Licht der Gegenwart und Zukunft dieſer Nation ſein ſollte, wie jene Dichter es den ihrigen geworden.

Als die Bildſäulen der Generale von Scharnhorſt und Grafen Bülow von Dennewitz errichtet wurden. Ode. Berlin, 1822. 4.

Den Bildſäulen der Generale Scharnhorſt und Bülow — beide durch Entwurf und That hellglänzend in den Reihen preußiſcher Helden — war der Jahrestag von Bellealliance zum Weihfeſte beſchieden. Beſſer als jede angeordnete Ceremonie, als jede vorbereitete Rede es vermocht hätte, ſprach die einfache Thatſache dieſes Gedächtnißtages den bedeutungsvollen Inhalt des Vorgangs aus, und die am frühen Morgen enthüllten, weißglänzenden, marmornen Standbilder, an dieſem Tage,

an ſolcher Stelle und mit dieſen Attributen, führten ihr eigenes Wort ohne Predigt und Feierlichkeit. Außerordentlich bezeigte ſich der Antheil des Publikums, in allen Klaſſen ſchien das Gefühl belebt, daß hier mehr als eitler Prunk und willkürliches Spiel, daß hier der Ernſt und die Kraft einer Nationalſache walte, die jeden Preußen, ja jeden Deutſchen angehn dürfe. Aus den Gruppen des Volks und der Soldaten, welche beſonders in den erſten Tagen den Platz erfüllten, gingen bei dieſer Gelegenheit Urtheile und Bemerkungen hervor, die geſammelt ein originelles Gemählde der im Volke lebenden Bildungsſtoffe und Meinungsrichtungen liefern würden. Nicht minder lebhaft äußerte ſich die Theilnahme im höheren Geiſteskreiſe den edleren Eindrücken der Kunſt und des vaterländiſchen Gegenſtandes zwiefach eröffnet. Die Dichtkunſt verſäumte ſolch willkommenen Anlaß nicht. Vor Allen war der vaterländiſche Dichter der herrlichen Kriegsgeſänge, deren Heldenſtimme einſt mit kühnem Muth unter größten Gefahren raſtlos zum Kampfe rief, und dann mit Siegesfreude alle Schlachten, alle Gefechte verherrlichend begleitet, vor Allen war dieſer berufen, ein Ereigniß zu feiern, welches den Inhalt ſeiner Geſänge ſo lebhaft aufregt, und dieſe ſelbſt wetteifernd wecken muß. Der Geheime Staatsrath von Stägemann iſt auch diesmal ſeinem Rufe gefolgt, und hat dem Anlaß eine Ode gewidmet, die in jedem Betracht ſelbſt eine merkwürdige Erſcheinung der Zeit iſt. Die Gedankenfülle, die Kühnheit und Eigenheit der Bilder, das Feuer der Geſinnung, welche die Lieder dieſes Tyrtäiſchen Dichters auszeichnen, ſind längſt gewürdigt und anerkannt. Aber damit iſt es noch nicht genug, ein Dichter ſolcher

Art muß nicht nur mit ſtets friſcher Poeſie, ſondern auch mit ſtets friſchem Muth erſcheinen, und dieſer iſt's, der auch vor allen dieſe Zeilen wieder beſeelt! Da das Gedicht zwar gedruckt, aber nur in wenigen Abdrücken als Manuſcript für Freunde ausgetheilt worden, und nicht in's Publikum gekommen iſt, ſo verſprechen wir uns Dank bei dieſem, wenn wir eine ausführlichere Nachricht davon hier mittheilen.

Das Gedicht iſt den beiden Staatsminiſtern von Beyme und von Boyen zugeeignet; edle, gefeierte Namen, die ſogleich in das Gebiet des Verdienſtes und der Vaterlandsliebe verſetzen, und den Kreis der Geſinnung bezeichnen, innerhalb deren das Ganze verweilen will.

Wie man aus tiefen Schachten und Brunnen heraufblickend auch am Tage die Sterne wahrnimmt, die ſonſt nur die Nacht erblicken läßt, ſo erhebt der Dichter aus der Tiefe des Geiſtes ſein Auge in das Reich hoher Ahndungen, und forſcht in Sternenſchrift, von andern minder aus der Tiefe Blickenden unwahrgenommen, die Zukunft der Völker, zunächſt des Vaterlandes,

Str. 3.

Der Brennenheimath auch, ein arkadiſches
Stillleben nicht, kein blühender Myrthenhain,
Ach, eine Landſchaft, Ungewitters
Voll und der Schlachten mit Sturm und Schiffbruch!

Der Blick in die Zukunft aber, wenn er nicht im Geſtaltloſen ſchweifen ſoll, muß die Gebilde der Gegenwart hinübertragen; indem er nun dieſe erfaßt, durchdringt ihn die Fülle großer Hoffnungen mit tiefer Rührung, die Schätze der Empfindung, die Pracht der Blüthen und den Segen der Früchte in gleichem Bilde vereinend;

Str. 5.

Dann hängt das Aug' in schimmernden Tropfen, nennt
Sie Thränen, nennt sie Perlen verschloßner Brust,
An jedem Zweig des Knospenmonats,
Jedem verheißenden Halm Demeters.

Aber selbst der Seher wird hier ungewiß. Wo bricht die neue Knospe auf, wo ist die frische Saat ausgestreut? fragt er. Keine Gewähr ist hierüber dem Sterblichen gegönnt. Die sorgliche Bekümmerniß möglichen Mangels wird jedoch gemäßigt durch den Blick auf den Reichthum der Garben, die aus der Aernte großer Vergangenheit überschwänglich in die Zukunft reichen. Das Land ist gesichert, denn

Str. 8.

Wer wagt die Faust, Pechfackeln entzündend, wer
An Friedrichs Thron? Gränzhüter, in Fels gehaun,
Entsteigt ein Heldenpaar dem Schatten=
Thal in der Ehren verherrlicht Weichbild.

Diese rasche Wendung hat uns zur Sache des Tages geführt. Die beiden Feldherren, von denen heute die Rede ist, werden in ihrer Eigenthümlichkeit geschildert. Zuerst Scharnhorst, dessen Verdienst hauptsächlich den Entwurf betrifft, dann Bülow, vom Glücke in entscheidender Ausführung begünstigt.

Als Preußens Aar von Galliens Geier — itzt
Nur fabelhaft — verwundet in Hasses Kampf,
Die Schwingen mühsam jüngst zum Abend=
Strahle des sinkenden Ruhms emporhob:

Da blickte Scharnhorst heiter zu Sternen auf,
Da sann er früh Kriegsmärsche zu Waffentanz,
Den Morgenstrahl willkommen heißend,
Als er die brennenden Augen aufschlug:

Da zuckten fern erſt, aber doch Flamme ſchon,
Durch ſtill Gemüth die Träume der Geiſterwelt.
Das war ein heftig Wetterleuchten
Deiner ſich nahenden Donner, Bülow!

Doch die Helden auch bedürfen leitender Ordnung, die höhere Macht geſetzlichen Anſehns muß ihren Beruf weihen.

Str. 12.

Da ſchlug der König ſtark an den Brennenſchild,
An ſeiner Jugend kriegeriſch Heldenherz.
Sie kam, ſie ſah den Feind, ſie warf ihm
Siege zu Füßen, zerpflückten Lorbeer.

Wie damals zum Streite, ſo ruft der König jetzt ſein jugendliches Volk zum Dankgebete, mit dem er die Denkbilder des Heldenthums errichtet, als Edelahnen künftiger, doch ſchwerlich größerer, Thaten. Denn Kriegsweſen blühte auch früher in Preußen, zahlreich ſind ſeine Heere und Feldherren auf der Bahn unſterblichen Ruhmes vorangegangen; diesmal aber wurde Volksbewaffnung alles künftigen Kriegesſturmes Vorbild. Hier, in dieſen neu aufgerichteten Bildern, iſt ihr Entſtehn, ihre Anwendung, ihr Sieg verherrlicht. Dieſe Betrachtung ſcheint der Dichter im Sinne zu haben, wenn er plötzlich ausruft:

Str. 16.

Hier ſei der Landwehr Bundesaltar! allhier,
Im Sternenlicht vollendeter Brüder, hier,
Jedwedem Erbfeind unverſöhnlich,
Schwöre ſie Kampf bis zum letzten Pulsſchlag.

Die Landwehr giebt das einleuchtendſte Bild gerechten und nothwendigen Kampfes, darum wird ſie beſonders

genannt; ihre Antriebe werden aufgezählt, sie sind nur edler Art; die Stürme der Geschichte haben mit andrer Schmach und Rohheit endlich auch die Unwürde des Kriegers hinweggetilgt; der Kampf der Landwehr ist

Str. 17.

Des Glaubens Kampf, der Ehre, der Treue, nicht
Um Knechtes Brosam, welchen ein Wolkenbruch
Des Erdenschicksals neben Foltern,
Mönchen und Heulen des Wolfs zurückließ.

Allein was trübt plötzlich das Auge des Dichters, welches dunkle Bild ungewisser Ereignisse schwebt ihm vor?

Str. 18.

Nicht immer schmückt die Krone des Irdischen
Das schöne Ziel der heiligen Märtyrer;
Nicht jederzeit grünt aus vergoßnem
Blute der Tapfern die Saat der Freiheit.

Selbst ein so edler Kampf, wie der bezeichnete, kann traurig ausgehn, und seine Helden ohne Denkmal ersterben lassen.

Str. 19.

Ein dunkler Geist, voll Sturmes die Flügel, weht
Den dürren Meersand über den Rasen auch,
Wo Helden ruhn, und ihres Lorbeers
Spitzen begräbt die erstorbne Wildniß.

Schon hat sich des Dichters Blick von der frohen Betrachtung des siegprangenden Vaterlandes erweitert zum Ueberschauen andrer Volksgeschicke, naher und ferner; die Geschichte zeigt die Unvollendung der evangelischen Glaubensreinigung, und so vielleicht auch jetzt wieder bereitet

sie den Sieg der Barbarei über versuchten edleren Aufschwung!

Str. 20.

Viel Weltgerichte warnen, der Heldenzeit
Geschlechte viel, der untergegangenen.
Das Schwert zerschlug den Kelch; des Lebens
Fackeln erstickten im Rauche Böheims.

Der Mensch vermag die Rathschlüsse des Himmels nicht zu durchforschen; er wandelt hienieden im Dunkel.

Str. 21.

Dort, sonnenjenseit, waltet der Tag, nur dort,
Allwo des Lichts lebendige Quelle strömt.
Die Zeit, des Todes ungeheurer
Schatten, verfinstert die Bahnen diesseit.

Selbst in diesem Dunkel aber ist er nicht ganz verlassen, ihm bleiben Zuflucht und Trost im Heiligthume des Innern.

Str. 22.

Doch wehen diesseit kühlende Palmen auch,
Wohin der Strahl des Tages die siegenden
Genossen sendet, tapfre Streiter,
Licht der Gedanken, der Herzen Inbrunst.

In dieser Richtung, zu diesem Ziele, findet der Dichter sogleich sich als Preuße wieder, und als solcher mit freudiger Zuversicht jedem Zweifel enthoben. Er ist der letzten Siegeskämpfe, aus denen zwei Helden ihm hier vor Augen, wieder eingedenk.

Str. 23.

Zum Licht' empor! Dies Banner entschied, als wir
Die Felsenburg des Glücklichen stürmten, der
Nachtwandelnd jüngst des Augenblickes
Winken gebot und der Macht des Zufalls.

Wie in der zunächſt vergangenen Weltwendung, ſo auch in der nächſtkünftigen ſieht er dieſem Zeichen vertrauend Preußens Geſchick in allen Verwickelungen glorreich bewahrt.

Str. 24.

Das Banner Friedrichs, Brennen, geleitet euch,
Wenn einſt die ſtummgeborne Verkünderin
Der Schrecken, einſt gewitterſchwüle
Stille, den Athem in Blitzen aushaucht:

Solcher heimſuchenden Welterſchütterung müſſen die Völker auch ja fernerhin gewärtig ſein,

Str. 25.

Wenn einſt der Blutſchuld Richter den Arm erhebt,
Den Brudermord zu ſtrafen, zu welchem jetzt
Der Menſchenwitz, der keinen Gott glaubt,
Feigen Barbaren den Stahl geſchärft hat.

Dies bedarf hier keiner weiteren Deutung. Der Blick des Dichters lieſt aus der Tiefe des Geiſtes hervor in der Sternenſchrift die Schickungen der Völker. —

Dieſe erläuternde Nachweiſung des Ganges, den der Dichter in ſeiner lyriſchen Betrachtungsweiſe genommen, wünſcht nur den Genuß eines Gedichtes allgemeiner zu machen, welches im Schwunge erhabenen Ausdrucks die großartigſte Geſinnung darlegt, an deren vaterländiſcher Flamme jede höhere Angelegenheit der Menſchheit ſich entzündet. Solcher Geiſt, ſolche Geſinnung mögen unſrer Heimath nie erlöſchen!

Pierre Schlémihl. Paris, chez Ladvocat. 1822. 12.

(Kurze Zeit vor seinem Tode besuchte mich Chamisso, und da die Rede auf sein allerliebstes Mährchen kam, fragte er fast klagend, warum ich ein ehmals darüber von mir gesagtes Wort aus meiner Sammlung kritischer Aufsätze weggelassen? Ich hatte das Blatt nicht mehr gehabt; er sandte es mir, und gemäß dem Wunsche des theuern, zu früh geschiedenen Freundes sei dasselbe hier nun zu seinem Andenken eingereiht.)

Herrn Peter Schlemihl kennen wir Alle; sein entsetzliches Unglück, die grausame Folge eines allzu schnellen Handels, hat unser Aller innigste Theilnahme erweckt. Wer bei uns hat ihn auf seinen Wanderungen nicht mitleidsvoll in seinem Jammer gesehn, den armen Schattenlosen, dem das Tageslicht Verderben ist, und nur die Dämmerung, die Nacht einigen Schutz gewährt? Der Mangel eines unwesentlichen Guts — schien es — eines Undings, kaum der Rede Werth, gleichgültig und unbeachtet bei Tausenden, die es besitzen, brachte ihn zu diesem grenzenlosen Elend! Ja gewiß, dieser ist das Urbild aller Schlemihle, und ihm gebührt die Ehre, seinen Namen auf alle Schicksals-Genossen solcher Art zu vererben! Ihm hilft nicht, was er so überschwenglich voraus hat, nicht sein guter Wille, nicht seine wohlthätigen Handlungen, seine schönen Eigenschaften aller Art, sein unermeßlicher Reichthum, seine noch gerettete Seele, nichts vermag ihm zu helfen, denn der Unglückliche hat keinen Schatten! Wie so gerade ihm dieser zu seinem Glücke nöthig sein mußte? — ach! wer die Geschichte gelesen hat, wird nicht so fragen! Wäre der Zusammenhang aller Geschicke uns sichtbar, wäre ihre Noth-

wendigkeit begreiflich, wie viel geringer würde die Laſt, die wir in ihnen tragen! Das Unbegrefliche der Verknüpfungen, das Unvermuthete der Wirkungen, das erſt begründet recht unſer Unglück, und Schlemihl wäre minder zu beklagen, wenn ſein Leid erklärlicher erſchiene. Ein unbewachter Augenblick raubt ihm, was ein ganzes Leben voll angeſtrengter Sorge ihm nicht erſetzen kann! — Dieſer Schlemihl, in Deutſchland geboren und aufgewachſen, umher getrieben gleich ſeinem Vetter, dem ewig wandernden Ahasverus, verſucht ſich nunmehr auch in Frankreich; ein bedenklicher Boden für ihn, wo er einer guten Aufnahme keinesweges ſo ſicher iſt, wie bei uns! Man wird nicht glauben wollen, daß er ohne verſteckte Abſicht, daß er ein harmlos Reiſender ſei! — Wirklich geberden die Franzoſen ſich gar ſeltſam bei dieſer Erſcheinung; am meiſten ſetzt es ſie in Wunder und Unruhe, daß der Verfaſſer des Büchleins ſelbſt ein Franzoſe iſt, ein Franzoſe, der, als deutſcher Schriftſteller auftretend, in Deutſchland vollen Beifall geerntet, und nun ſeinen eigentlichen Landsleuten erſt in Ueberſetzung bekannt wird. Sie wiſſen nicht recht, was ſie dazu ſagen ſollen, und betrachten die Sache von hüben und von drüben. Sie können die Gattung noch nicht beſtimmen, zu der das Werkchen gehört, und ſehen darin für's erſte bloß die allgemeine Wunderlichkeit der deutſchen Litteratur, die ſich wiederum ſo leicht nicht beſtimmen laſſen will. Dem Einfalle ſelbſt, der dem Ganzen zum Grunde liegt, wollen ſie gern zugeſtehen, daß er einer der ſeltſamſten und außerordentlichſten ſei, der jemals von menſchlicher Einbildungskraft erfaßt worden. Am glücklichſten iſt noch der Ausſpruch gerathen, welcher die Erzählung als

ein angenehmes Mährchen für Kinder eines jeden Alters bezeichnet, und ihre Bedeutung nur in der Einfalt des Vortrags und in dem Reize der mährchenhaften Natur-Anschaulichkeit suchen heißt. Andere aber urtheilen anders, bringen ihre Parthei-Ansicht gleich mit, sprechen frischweg nach dem Anschein, machen sich aus ein Paar Schnitzern kein Gewissen, und haben die Freude, daß ihnen deutsche Blätter getrost nachschwatzen! — Dieses Dichtungsgebiet, wo die Willkür des Mährchenhaften in ihrem Eigensinn eine neue Natur-Nothwendigkeit hervor zaubert, und dem Spiele wissenschaftlicher Forschung und metaphysischen Tiefsinns gleichsam eine neue Fabellehre schafft, ist allerdings den Franzosen ziemlich fremd geblieben. Das Beste, was sie in dieser Art besitzen, gehört ihnen nur halb, oder ist nicht ausgearbeitet genug; „Der verliebte Teufel", von Cazotte, ist offenbar dem Spanischen nachgebildet; „Das Krokodill", von Saint-Martin, eine der seltsamsten und wildesten Schöpfungen dieses hochfliegenden Geistes, ist nur ein unförmlicher Entwurf; beide lassen mit dem Schlemihl keine Vergleichung zu. Aber auch im Deutschen ist des Verfehlten in dieser Art mehr als des Gelungenen; neben Novalis und Tieck ist wenig zu nennen, Hoffmann aber hat die Sache eigentlich recht verdorben, indem er, statt das Willkürliche sinnlich zu behandeln, sich unwillkürlich oft in's Absurde verliert. Der Schlemihl bleibt ein ziemlich allein stehendes Kleinod. — Unser Freund, Doktor Adelbert von Chamisso, hat es diesem Büchlein, das bekanntlich hier in der Mark und in gutem Deutsch geschrieben worden, nicht an örtlichen und persönlichen Lebensbeziehungen fehlen lassen, er hat Wahrheit darin

verarbeitet; die Perſonen, die hier vorkommen, haben wir zum Theil gekannt; in den Schilderungen entdecken ſich täglich neue Züge und Winke, die auf das wirkliche Leben anſpielen; die Reiſe um die Welt, die er ſelber nachher gemacht, die naturwiſſenſchaftliche Thätigkeit, der er ſich gewidmet, alles findet ſich im Schlemihl angedeutet und vorbereitet; das Büchlein iſt inſofern zugleich hiſtoriſch und prophetiſch, rückwärts und vorwärts gekehrt, und große Schätze mögen in Laufe der Zeiten ſich noch darin enthüllen. Wir ſelbſt haben vieles darin gefunden, was wir bei anderer Gelegenheit einmal mitzutheilen gedenken, über Schatten und Licht, über den Teufel und ſeine Bemühungen, über Gemüthsarten und Sinnesweiſen, über die öffentliche Meinung, über den Weltlauf, beſonders auch über Geld und Geldeswerth, über die zweckmäßige Einrichtung eines Schlemihliums, und was ſolcher wichtigen Materien mehr ſind, die ſich nicht gleich in jedem, und noch dazu ſo kleinen Buche, zuſammen finden. Begünſtigt durch perſönliche Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer konnten wir in viele Geheimniſſe dringen, die der gewöhnlichen Leſewelt verborgen bleiben. Wir ſehen uns jedoch in unſerer deutſchen Ehrlichkeit hierbei zu einem Bekenntniſſe verpflichtet, welches unter ſolchen Umſtänden nicht ohne Beſchämung, ja nicht ohne Verdruß abzulegen iſt, zu dem Bekenntniſſe nämlich: daß, ungeachtet aller angeführten allgemeinen und perſönlichen Vortheile, doch nicht uns, ſondern einem Ausländer, einem Unbekannten, einem Ungelehrten, mit einem Wort, dem Buchhändler Ladvocat, Verleger der franzöſiſchen Ueberſetzung, die Ehre vorbehalten war, den wahren Aufſchluß über den eigentlichen Zweck des Büch-

leins zu geben, indem er der Erste ist, der nun auch die Moral davon in einer eben so neuen als treffenden Bemerkung glücklich an den Tag gebracht hat! — Der Verfasser scheint die Uebersetzung durchgesehen und gebilligt zu haben; sie liest sich leicht und angenehm, doch mag in der Druckerei hinterher ohne seine Billigung noch ein und der andere Ausdruck geändert worden sein. Dem sei nun wie ihm wolle, in jedem Fall bleibt uns der Vorzug, das Original zu besitzen, und wir wollen dem Schlemihl, dem zu seiner Einführung in Frankreich, laut der Vorrede, drei Uebersetzungen zugleich bereit standen, in der Fremde gern alles Gute wünschen, was ihm hier in der Heimath schon längst widerfahren ist, und für alle Zukunft gesichert bleiben soll.

Beiträge zur Poesie, mit besondere Hinweisung auf Goethe. Von Johann Peter Eckermann. Stuttgart, bei Cotta, 1824.

Von diesem Buche müssen wir ein Wort sagen. Der Verfasser hat eine gelassene, ruhige Einsicht in die Poesie und Kritik, und ist ein feiner, kundiger Leser der Goethe'schen Schriften, zu deren Verständniß und Würdigung er nach seiner Weise redlich beiträgt. Mit den klassischen Alten scheint er wohlvertraut, wenigstens hinlänglich, um durch ihren Geist die Scheu empfangen zu haben, ihren großen Gestaltungen nicht mit modernem Dünkel abentheuerliche Phantasmen unterzuschieben. Un-

ter den Neuern ist ihm wie billig Shakspeare hochgeehrt, unter den Neuesten unser geist- und lebensvoller Jean Paul Richter. Uns haben diese wohlgemeinten Blätter mehr zugesagt, als manche der gerühmten, aber doch nur fastidiosen Wunderlichkeiten, die über Goethe in kritischen Bänden an den Tag gekommen sind. Ohne Anspruch auf blendende Blitzschläge oder gewaltiges Wetterleuchten in seinem ästhetischen Bemühen, giebt Herr Eckermann meist nur einfache Sätze, gleichsam die Elemente des Dichter-Verständnisses, stillkräftige Wahrheiten, verkannt oft genug und außer Acht gesetzt, aber dennoch festbestehend und unentbehrlich, wie die Lehrsätze der Grammatik, auf die auch der beste Redner zuweilen verwiesen werden muß. — Das Buch wird eröffnet durch einzelne Gedanken und Ansichten, in denen sehr viel Schönes und Treffendes vorkommt. Ueber Natur und Kunst in der Poesie, über poetische Karaktere, über die Ausbildung der sinnlichen Anschauung, über den poetischen Stoff und die poetische Form, über die Wahl der letztern z. B. bei dem deutschen Trauerspiel, und über andere Gegenstände dieser Art verbreiten sich die folgende Aufsätze. Die ausführlichen Bemerkungen über die „Wahlverwandtschaften" machen dem sicheren, durch keine Schwäche der Gewöhnlichkeit geängsteten Kunstsinne des Verfassers, so wie seiner liebevollen Aufmerksamkeit für dieses Goethe'sche Meisterwerk, alle Ehre; doch ließe sich für die Ansicht des Ganzen auch wohl noch ein andrer Gesichtspunkt festhalten, als der hier gewählte, und wir möchten, nicht zum Schaden der tiefen Dichtung, wohl das gerade Gegentheil der von dem Verfasser aufgestellten Ergebnisse ausführen! — Höchst merkwürdig

iſt die Richtung, in welcher der Verfaſſer die Poeſie, nachdem ihre Unabhängigkeit von moraliſchen Zwecken im Einzelnen nun wohl hinreichend bei den kritiſchen Richterſtühlen feſtſteht, dennoch im Ganzen wieder auf ein höchſtes ſittliches Gebiet zurückleitet, und dieſe ſittliche Beziehung in allen Abſtufungen ſinnreich durch Goethe's Gedichte verfolgt. — Sehr treffend und beachtenswerth ſind die Bemerkungen über den Zuſtand und den Einfluß unſerer heutigen Kritik-Verwaltung, beſonders in den Tagesblättern, und wie nöthig oder doch wenigſtens wünſchenswerth es ſei, daß eine litterariſche Erſcheinung nicht bloß durch den Verlauf der Zeit allmählig, ſondern augenblicklich und gleichzeitig in lebendiger Berührung durch ächte Kritikworte zu ihrer gebührenden Würdigung gelange. — Wir glauben, daß nicht nur jeder ſinnvolle Leſer deutſcher Dichtungswerke manche Befriedigung, ſondern auch insbeſondere jeder Genoſſe der zahlreichen Schaar, die an unſerem Parnaß aufzuklimmen bemüht iſt, manche gute Belehrung aus dieſem Büchlein ſchöpfen kann!

Helene von Tournon. Erzählung von Amalia von Helvig, geborne Freiin von Imhof. Berlin, 1824. 12.

Die ſchöne Erzählung, welche die geiſtreiche Verfaſſerin uns hier ſchenkt, gehört der beliebten Gattung an, die das Geſchichtliche mit dem Dichteriſchen verwebt, und unter den Händen der berühmteſten Schriftſteller in

unſern Tagen ſo großes Glück gemacht hat. Der Stoff iſt aus den Memoiren der Königin Margaretha von Valois genommen und eben ſo anmuthig als rührend; ſchon früher hat die Hand einer franzöſiſchen Schriftſtellerin von Ruf, der Frau von Souza, ſich daran verſucht; die gegenwärtige Bearbeitung aber iſt ganz unabhängig von jener entſtanden. Wir wollen dem Genuſſe der Leſer durch Mittheilung des Ganges und der Hauptzüge der Geſchichte nicht vorgreifen; wir begnügen uns bloß, unſere Meinung auszuſprechen, daß die Behandlung eben ſo gelungen, als die Wahl des Stoffes glücklich iſt. Die Pracht des Hoflebens, die feine Sitte damaliger Bildung, die tiefſte Liebesinnigkeit erregter Herzen, wie ſie in dieſen Formen ſich zu geſtalten und zu entwickeln hat, alles dies hat hier eine würdige, mit den Gegenſtänden vertraute, in beiden Sphären, jenes äußeren und dieſes inneren Lebens, einheimiſche Feder gefunden. Frau von Helvig, an Stärke und Schönheit des Talents wie an Reinheit und Sicherheit der Richtung gewiß eine der erſten unſerer jetztlebenden deutſchen Dichterinnen, hat ihre reiche Gabe der Darſtellung wie im lyriſchen Fache, ſo auch im epiſchen ſchon früh bewährt. Schiller ſelbſt war es, der die Erſtlinge ihrer zarten Jugendmuſe, das liebliche Epos: „Die Schweſtern von Lesbos" in die Litteratur einführte. „Die Sagen vom Wolfsbrunnen", ein ſpäteres Erzeugniß, in welchem nordiſche Dichtung an die Oertlichkeit von Heidelberg glücklich angeſchloſſen worden, bewies, daß die Dichterin nicht minder in ſchöner Proſa als in wohllautenden Hexametern zu ſchalten vermag. In gegenwärtiger Novelle aber zeigt ſie ſich als Meiſterin von

mehr als einer Kunst. Viele der schönen dichterischen Züge verrathen zugleich das Auge und die Hand, die mit der Kunst der Mahlerei innig befreundet sind. Mit Leichtigkeit stellen sich die einzelnen Auftritte ihrer Erzählung dem Leser sichtbar vor Augen, und wie die Einbildungskraft kann auch sogleich der Griffel ihrem Vortrage folgen. Dabei weiß sie die beschreibende Ausmahlung todter Einzelheiten, welche Walter Scott's Romane so sehr dehnen und belasten, zu vermeiden, vielmehr ist alles hier fortschreitend und lebendig, und nirgends ein Uebermaß, das in dem Umfange des kleinen Werkes von anderthalbhundert Seiten stören würde. In das Ganze ist ein eigenthümlicher geistiger Reiz verflochten, der die Begebenheit in dem Lichte einer reichen Vorstellungsweise und festen Denkart erscheinen läßt. Man sieht, daß die Verfasserin über die Loose der Welt, die Schickungen des Lebens und die edleren Bezüge desselben, mit Ernst und Wärme tief gedacht hat, und daß die Ergebnisse dieser Gedanken, auch wenn die letzteren nicht ausdrücklich hingestellt sind, jedem Gegenstande zu gute kommen, der in die Sphäre dieser Behandlung tritt. Der Quelle, aus welcher der Stoff diesmal geschöpft ist, mag es zum Theil zuzuschreiben sein, daß der Ton der Erzählung, besonders im Anfang, etwas alterthümlich gehalten worden, welches jedoch die meisten Leser nicht einmal tadeln werden. — Das artige kleine Buch, dem eine entsprechende Ausstattung besonders auch durch eine Zeichnung von Cornelius gegeben worden, ist der hohen deutschen Fürstin, Prinzessin Wilhelm Königliche Hoheit, in sechs schönen Stanzen zugeeignet, und verdient allgemein die günstige Auf-

nahme, die ihm in dieſem höchſten Kreiſe noch vor der öffentlichen Bekanntwerdung ſo reich zu Theil geworden iſt.

Immermann.

1.

Trauerſpiele von Karl Immermann, Hamm und Münſter, 1822. — Dieſer Trauerſpiele ſind drei: „Das Thal von Ronceval"; „Edwin"; „Petrarca". — Unſere jungen Dichter pflegen zuerſt mit leichteren Fahrzeugen die See der Litteratur zu verſuchen, oft nur in kleinen Nachen lange daſſelbe Ufer zu berudern; mit großem Schiffe gleich in das hohe Meer geſchieht die erſte Ausflucht ſchon ſelten, aber gleich mit einer ganzen Flotte am ſeltenſten. Hier iſt letzteres der Fall; wir hören den Dichternamen Karl Immermann zum erſtenmal, aber gleich in achtbarer Stärke, welche die Aufmerkſamkeit nicht erbittet, ſondern herausfordert. — Shakſpeare und Goethe ragen bei uns in ihrer Geiſtesverbündung als eine entſchiedene Macht hervor, deren dichteriſche, gebietende und befruchtende Wirkung jedes andere Anſehen überwiegt, obgleich ſie — dem deutſchen Gemeinweſen gemäß, das nun einmal, zum Heil oder auch zum Unheil, in allen Beziehungen zerſplittert iſt — viele andere, verwandte, befreundete, ja auch ganz entgegengeſetzte und feindliche poetiſche und unpoetiſche

Mächte neben ſich duldet und gewähren läßt. An jene Macht nun und an ihre Richtung ſchließt ſich unläugbar unſer Verfaſſer an, und das müſſen wir für ſehr gut erklären, da man mit den Mächtigſten und Reichſten immer auch am ſicherſten und wohlhabendſten iſt; gerade in dieſem Gebiet, und das iſt ein Hauptvorzug, iſt auch der künſtlichen Täuſchung und des bethörenden Prunkes am wenigſten möglich; hier gilt es vor allem Wahrheit und Kraft, und der innere Gehalt muß hier zuletzt denn doch für die äußere Form einſtehen. Schiller, Calderon, Tieck, gewähren ihren Anhängern und Folgern in dieſem Betreff nicht ſo vortheilhafte Selbſtſtändigkeit, wie Shakſpeare und Goethe den ihrigen; man kann bei dieſen nicht ſo ſehr Nachahmer ſein, als bei jenen, die Art und Weiſe taugt weniger dazu. — Nun aber fragt es ſich, in welchem Grad und Range, zu welchem Beruf und mit welchen Kräften gehört der Verfaſſer dieſem Reiche an? Man kann in einem Heere vielerlei ſein zwiſchen dem Feldhauptmann und Gemeinen! Hier finden ſich für unſere Beurtheilung allerlei Schwierigkeiten. Es fragt ſich nicht nur, was Einer jetzt iſt, ſondern hauptſächlich, was einer nächſtens werden wird, und ein Fähnrich, der den Oberſten ſchon in ſich trägt, iſt ohne Zweifel mehr werth, als ein Hauptmann, der lebenslang Hauptmann zu bleiben hat. Iſt unſer Verfaſſer zwanzig Jahr alt, und ſchreitet fort, ſo haben wir in ihm unſerem Vaterlande einen neuen ächten Dichter zu preiſen; iſt er vierzig Jahr alt, und bleibt ſtehen, ſo iſt in ihm ein ſchönes Talent zu beklagen, das eines höheren Zieles würdig ſchien, ohne daſſelbe erreicht zu haben. — Wir können wirklich über die vor-

liegenden Trauerſpiele kein vollſtändiges Urtheil aus-ſprechen. Sie ſind nicht das Vortrefflichſte, was wir kennen; ſie ſind weit entfernt von dem Schlechteſten; dabei ſind ſie aber auch durchaus nicht mittelmäßig. Man ſieht, der Platz iſt ſchwierig für ſie zu beſtimmen; vielleicht wäre unſere Verlegenheit gehoben, wenn wir uns entſchlöſſen, ihnen verhältnißmäßigen Antheil an jedem Platze zuzugeſtehen. Die Unbilligkeit, die dadurch an dem Dichter dennoch ausgeübt würde, hält uns aber wieder zurück. Seine Dichtungen ſind Erſcheinungen, die bedeutend anregen und vielfach befriedigen, aber in der Befriedigung ſelbſt doch zumeiſt nur wieder anregen: ſie ſind Glieder aus einer Reihe, die in noch größerer Folge überſchaut ſein will, um erkennen zu laſſen, ob die Richtung zum Höchſten, die ſich unzweifelhaft offen-bart, in Anfang und Ende dieſelbe bleibt, und alle etwan abweichenden Seitenrichtungen entweder frühzeitig verläßt, oder zuletzt noch wieder aufnimmt. Es ſind Stellen von größter Schönheit darin, eigenthümliche Züge voll Tiefe und Wahrheit, wir hoffen, dieſe Seite werde nur immer zunehmen.

Eine Hauptfrage, ob dieſe Dichtwerke die Eigen-ſchaft, auf die es hier vor allem ankommt, beſitzen, ob ſie den Vorzug haben, wahrhaft dramatiſch zu ſein, müſſen wir nach einigem Bedenken denn doch bejahen. Beſonders kommt dieſer Name dem Trauerſpiele „Pe-trarca" zu, worin das Geſchick eines Dichters, nach Goethe's „Taſſo" wahrlich kühn und neu und glücklich genug in dieſer Geſtalt, mit tragiſcher Lebensfülle dar-geſtellt wird. „Das Thal von Nonceval" ſteht dieſem zunächſt an dramatiſchem Verdienſt, zuletzt „Edwin",

welches der Entstehung nach leicht das erste sein dürfte. Wenn wir die Frage nach dem Dramatischen nur nach einigem Bedenken bejahten, so mag daran das störende Verhältniß Schuld sein, in welchem die Elemente dieser Gattung des romantischen Trauerspiels hier noch zu einander stehen. Sie durchdringen einander nicht, sie walten zu sehr neben einander. Das Komische, bei sehr guten, ja bei ganz vortrefflichen Einzelheiten, ist im Ganzen nicht reif, und mit dem Ernste noch nicht zum wahren Humor verknüpft, daher manche Theile und Gestalten sich zu viel herausnehmen, und dadurch andere Theile und Gestalten zu sehr in das Epische niederdrücken. Wir haben so viele äußerlich dramatische Werke, die es innerlich nicht sind, die bloß Romanzen bleiben wollten, oder Idyllen. Vor solcher Gefahr, welcher selbst Oehlenschläger nicht ganz und Fouqué am wenigsten entgangen, ist unser Verfasser, der gutes Muths auf diese ausgezeichneten Beispiele blicken darf, denn doch zu warnen! Er vergesse nicht, daß das Drama, nach des Meisters Ausspruch, Karaktere und Thaten will, den Konflikt der Nothwendigkeit und der Freiheit, die strenge Entwickelung äußerer Handlung aus inneren Bedingnissen, und er wird sich, von starkem Bewußtsein geleitet, fester und sicherer in seinen Anordnungen auf dem erwählten Gebiete des Dramatischen, ja des Theatralischen — welches nicht getrennt werden sollte von jenem — behaupten. Den Lockungen der Scherzgebilde gebe er sich nicht allzu leicht hin! Die Gesinnung, welche die neuere altdeutsche und altnordische Ritterthümelei verhöhnt, ist bei einem jungen Dichter gewiß ein gutes Zeichen; aber die Ausfälle gegen Fouqué sind

in dem altengliſchen Trauerſpiele nicht wohl angebracht, und in Betreff des Sigurd noch dazu höchſt ungerecht. — In Sprach- und Versbildung hat der Verfaſſer vielleicht nicht ſowohl mehr zu lernen, als nur mehr zu wollen. Er wird in ſtrengeren, ausgebildeteren Tönen und Wendungen nur um ſo eigenthümlicher ſein. Maß und Ernſt werden ihm, da es ihm an Naturkraft nicht fehlt, mehr zuſagen, werden ihn mehr fördern, als Ungebundenheit und Eigenmacht; an Freiheit und Laune wird es ihm deßhalb nicht mangeln: je weniger ſie abgeſondert vorkommen, deſto ſchöner kommen ſie dem Ganzen zu gut; auch in dieſer Beziehung iſt „Petrarca" das vorzüglichſte unter den gegebenen Stücken.

2.

Brief an einen Freund über die falſchen Wanderjahre Wilhelm Meiſter's. Von Karl Immermann. Münſter, 1823. — Dieſe Erſcheinung iſt in einer Zeit, wo das Bedürfniß ächter Kritik auf allen Seiten ſo dringend gefühlt, und ihre Einwirkung in allen Zweigen der Litteratur doch ſo ängſtlich vermißt wird, als kein geringer Gewinn zu rechnen. In der That iſt der Mangel an ächter Kritik auffallend, bei ſeltſamen Reichthümern in allen übrigen, ſind wir in dieſem Fache verwaiſt und verarmt. Wenn wir die gelegentlichen Sprüche Goethe's — die goldenen Worte z. B. über Calderon und Shakſpeare, über Lukrez, Byron, Manzoni, in den Heften von Kunſt und Alterthum — nicht ausdrücklich anrechnen, ſo bleibt im weiten Umfange deutſcher Lande jetzt, nachdem die bedeutenden Stimmen von A. W. und Fr. Schlegel, von Tieck, von

Humboldt, und einigen Andern dieſes Ranges, verſtummt ſind, nur der einzige Börne zu nennen, welcher Einſicht, Geiſt, Witz und Kraft in dem Maße vereint, um ein Kritiker im höheren Sinne zu heißen. Als würdiger Genoſſe tritt jetzt Immermann auf. Aus dieſer erſten kleinen Schrift iſt ſein ganzer Beruf zu erkennen. Auch hat er ſich gleich einen Gegenſtand von großem Inhalt erwählt, um ſeine erſte Kraft daran zu verſuchen. Dieſer Gegenſtand fordert nicht weniger, als die muthige Erörterung des auch in der Aeſthetik waltenden Urſtreites zwiſchen Licht und Finſterniß, die entſchiedene Sonderung des Guten uud Schlechten, der Wahrheit und der Lüge; alle Täuſchung, Heuchelei, Verlarvung und Entartung des äſthetiſchen Sinnes mußte zur Sprache kommen. Der Verfaſſer hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt. Das frevle Beginnen, welches von dem Troſſe der Litteratur mit Jubelgeſchrei empfangen wurde, auch hin und wieder einige beſſere, doch ſchwachmüthige Seelen verwirrte, hat bei den Einſichtigen durch ſeine Geringfügigkeit nur Mitleid, durch ſeinen ſchlechten Zweck nur Entrüſtung, durch ſeine ſittlich-äſthetiſche Verkehrtheit nur Ekel erwecken können. Nicht einmal die geringe Erfindung der ganzen Unterlage ſeines Buches gehört dem Verfaſſer der „falſchen Wanderjahre“ eigen an. Der Einfall, Wilhelm Meiſter'n mit dem Markeſe auf Wanderſchaft zu ſchicken und über Goethe'n ſchwatzen zu laſſen, kommt ſchon in dem Buche: „Die Verſuche und Hinderniſſe Karls, Berlin 1808“, doch nur in Kürze, ohne böſsliche Abſicht, als vorübergehender Scherz vor, der aber ſchon damals harten Tadel erfuhr, und hier keineswegs vertheidigt werden ſoll. Aus dieſen paar Seiten iſt nun

eine ganze Reihe von Büchern hervor geſponnen! — In ſolchem Falle war es ſchwer, inmitten der gerechten Empörung nicht leidenſchaftlich zu werden, und da nur immer aus Gründen fort zu ſprechen, wo dieſen im voraus bösliche Willkür entgegentritt. Deſto lobenswerther iſt hier Immermann's Verfahren. Er ſagt zwar ſelbſt im Verfolge ſeines Briefes, er verlaſſe den Standpunkt der Unpartheilichkeit, und ſchlage ſich ganz auf die Seite Goethe's: aber welcher Richter thut dies nicht am Ende durch ſeinen Urtheilsſpruch? Die Unterſuchung aber führt er völlig partheilos; er verläugnet ſich ſein vorausgeahndetes Ergebniß ſo lange, bis er es auch auf dem Wege der Erörterung wirklich gefunden hat. Er theilt ſich ſeine Sache ordentlich ein, und nimmt ſie Punkt für Punkt vor; kein Scheingrund iſt ihm zu gering, um ihn ungehört zu verwerfen, keine Ausflucht zu abſchweifend, um ſie unverfolgt zu laſſen. Er iſt dabei weder pedantiſch ausgeſponnen, noch vornehm breit, ſondern gedrängt und feſt beiſammen, und obwohl in abkürzender Zeiterſparung, giebt er die Unterſuchung doch vollſtändig und mit allen Belegen. Er hat eben ſo klare als tiefe Anſchauungen von dem Weſen der Poeſie und ihren Verhältniſſen. Eine edle, treue Geſinnung — und nicht bloß in dichteriſchen Dingen — reife Einſicht und ſicheres Bewußtſein, mit allen Waffen des Talents ausgerüſtet, ſind in dieſen Blättern unverkennbar. Die Quellen, aus denen ein dichteriſches Kunſtwerk entſteht, die Art und Weiſe, wie es ſich hervorbildet, die Beziehungen, in welche es tritt — dieſe zarten, wichtigen, oft berührten, immer wieder abhanden kommenden Geheimniſſe ſind hier in bündiger Wahrheit zu Tage gelegt.

Ueber die Beziehung der Dichtkunst zum Christenthum ist ein köstliches Wort ausgesprochen, wie es bisher noch nicht gehört war! Sehr neue und auffallende Sätze sprach der Verfasser mit so sicherem Urtheil, in so begründeter Gestalt aus, daß man sich täuschen könnte und meinen, er sage Bekanntes. Manche einfache Bemerkungen und Ausdrücke, die fast unscheinbar im Redefluſſe dahingehen, konnten nicht ohne Wegräumung ganzer Massen von Irrthümern diese freie Bahn finden. Ueber Schiller sagt er unvergleichliche Sachen, treffliche Wahrheiten, durch Vorurtheil und Feigheit auch in erweckteren Gemüthern bisher fast erstickt. Ueber den Karakter des Zeitalters, Goethe's, über die Eigenheiten seiner Poesie, dann einzeln über den Faust, den Egmont, die Iphigenia, Eugenia — lauter goldene Worte, und darunter solche, die vorher noch nicht gesagt worden! Nur ein großer Sinn ist solcher Auffassung fähig. — Sehr treffend hat der Verfasser in dieser Schrift selbst den Grund angegeben, weßhalb in verschiedenen Zeitaltern auch der Dichter in verschiedener Beschaffenheit dasteht. Unser Zeitalter hat mit seiner ganzen Bildung auch die Dichtkunst offenbar zu der Höhe geführt, wo die gesonderten Gebiete des Geistes in Verbindung treten, sich vermischen und durchdringen. Unsere Dichter sind nicht die des Mittelalters, wo heitere Naturgabe dem glücklichen Minnesänger sein fertiges Fach anwies, innerhalb dessen er zufrieden wirkte und ruhte; unsere Dichter müssen außer jener Gabe noch manche andere besitzen; sie dürfen nicht nur, sie müssen sogar, in gewissem Betracht, als Dichter zugleich Philosophie, Religion, Natur- und Geschichtskunde, Gelehrtheit und Kritik ver-

einigen, weil dieſe insgeſammt jetzt ein Theil des Lebensſtoffes geworden ſind, den für jene Zeit die Einrichtungen und Abentheuer der Welt allein ausmachten. Unſere Dichter ſind unſere Lehrer zugleich und unſere Weiſen. Seit Leſſing hat dieſer Karakter in unſerer Litteratur ſich immer reicher entwickelt; Herder, Jean Paul, Schiller, die beiden Schlegel, Tieck, und Goethe ſelbſt, ſind leuchtende Beiſpiele. Hiermit iſt denn auch genug erklärt, wie wir denſelben Schriftſteller, den wir kürzlich als wacker aufſtrebenden Dichter angerühmt, dieſem unbeſchadet nun auch als ächten Kritiker preiſen dürfen, und wir wünſchen, daß beide Richtungen, in wechſelſeitiger Erhellung, ſich in dieſem edlen Geiſte, zur Freude vieler Gleichgeſinnten, immer herrlicher entfalten mögen.

3.

Cardenio und Celinde. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Karl Immermann. Berlin, 1826. Ein in jedem Betracht höchſt ausgezeichnetes Werk, ein Erzeugniß, dem unverkennbar ſein Gepräge aufgedrückt iſt! Der Verfaſſer, welcher vor fünf Jahren mit drei Trauerſpielen ſeine dichteriſche Laufbahn ſehr bedeutend begann, und ſeitdem durch mehrere würdige Werke fortſchreitend auszeichnete, hat in dieſem neueſten einen abermaligen Fortſchritt beurkundet, der ihn entſchieden auf eine Stufe ſtellt, welche keiner der vielen gleichaltrigen Mitſtrebenden in dieſem dramatiſchen Fache bis jetzt erreicht hat. Dieſe Anpreiſung geben wir um ſo zuverſichtlicher und unpartheiiſcher, als gerade das gegenwärtige Trauerſpiel, welches ſie veranlaßt, uns auch zu nicht geringem Tadel nöthigt. Unſer Dichter verbindet mit

Kraft und Fülle der Dichtung eine Eigenthümlichkeit derſelben, welche durch Annäherung an große Muſter keineswegs gefährdet iſt in Nachahmung überzugehen. Im Gegentheil, ſie hat ſich mehr zu hüten, daß ſie nicht, durch übergroßes Feſthalten an ſich ſelber, ihre urſprünglich freie Geſtalt verliere, und in Eigenſinn ausarte. Der Dichter bedarf, wie jeder im Leben wahrhaft Thätige, zu ſeiner größeren Selbſtſtändigkeit einer fortwährenden Hingebung derſelben, und nur in dem ſteten Wechſel beider Richtungen wird in der Poeſie wie im Leben wahrhaft Großes vollbracht. Wer nichts hinzugeben hat, als ganz und immer ſich ſelbſt, der iſt zum Nachahmer verdammt, und gehört in aller Weiſe der Maſſe an; wer aber zu ſehr zurückhält und beharrt, der vereinſamt; beide ſcheiden aus dem Kreiſe des eigenthümlichen Lebens und Wirkens ab. Die Eigenthümlichkeit muß ſich hervortretend gleichſam mit der Welt ausgleichen, mit dem umgebenden Leben in Harmonie ſetzen, erſt dann iſt ſie gelungen ſie ſelbſt. Hierin nun, glauben wir, hat Immermann durch das vorliegende Trauerſpiel einen großen Erfolg dargethan; auf dieſen gründet ſich unſer entſchiedenes Lob; wo der Erfolg noch unvollſtändig erſcheint, darf ſich verhältnißmäßig unſer Tadel anknüpfen. — Der gewählte Stoff iſt einer der ſchönſten und glücklichſten für die tragiſche Behandlung. Wir können hier nicht in die Vergleichung eingehen, wiefern Immermann von ſeinen Vorgängern, die den nämlichen Stoff behandelt haben, abweicht, oder mit ihnen zuſammenſtimmt. Andere Blätter haben hierüber bereits Einiges beigebracht. Uns genüge hier im Ganzen die kraftvolle, ſichere Haltung anzuerkennen, welche ſowohl den Fort-

ſchritt der Begebenheit als die Entwickelung der Karaktere in dem Immermann'ſchen Werke vortheilhaft bezeichnet. Durch eine weiſe Oekonomie, die von großer Selbſtbeherrſchung zeugt, iſt in der Fülle hier ein ſeltenes Maß beobachtet, deſſen Gränzen in den meiſten Fällen weder Ueppigkeit überſchreitet, noch zu enge Zuſammenziehung des Nothwendigen unerfüllt läßt. In der Handlung iſt raſcher Fortgang, nirgends müßige Hemmung, und die Karaktere bedürfen zu ihrer völligen Entwickelung keiner andern Hülfsmittel, als der in der Handlung begründeten Thätigkeit. Die Karakterzeichnung Cardenio's, des dunkelglühenden Spaniers, iſt meiſterhaft; dann Celinde's, der reizenden Selbſtſtändigkeit in Liebeshuld; ferner Olympia's und Lyſander's, an welchen beiden einer minder kundigen Hand viel mißlingen konnte. Auch die übrigen Karaktere ſind gut gehalten, und gemäß ihrer verſchiedenen Betheiligung gebührend hervorgehoben. Durch die warme, ja glühende Farbengebung des dichteriſchen Ausdrucks iſt gleichwohl der Konflikt herber Gegenſätze in heitere Gemeinſchaft zuſammengefaßt. So wird der Leſer, angezogen von dem Inhalt und von der Darſtellung, durch den Wechſel der Scenen und Akte von Anfang bis zu Ende von ſtets belebter Theilnahme begleitet, und kommt erſt mit dem Schluſſe wieder zu Athem, und mag alsdann erſt überlegen und prüfen, was ihm denn eigentlich dargeboten worden. Von wenig Büchern läßt ſich dergleichen rühmen! — Betrachten wir aber nun näher die organiſchen Beſtandtheile, auf welche das Gegebene ſich in dieſer Bearbeitung zurückführen läßt, ſo unterſcheiden wir zunächſt vierfachen Gehalt, der ſich zu dem Gemählde gruppirt.

Zuerſt die Liebesgeſchichte in ihrer einfachſten Auffaſſung, der eigentliche Kern des Ganzen; dann die Univerſität, welche den Schauplatz liefert; hierauf die Zauberei, die als Einwirkendes bedeutend wird; endlich im Hintergrunde die Schlacht von Lepanto, gleichſam den Anfang und das Ende verſöhnt zuſammenſchlingend. Von dieſen vier Hauptſtücken finden wir die Liebesgeſchichte durchaus gelungen, den Hintergrund trefflich benutzt und an das Weſentliche glücklich angeſchloſſen, die Univerſität größtentheils mit Wirkung aufgeführt, beſonders auch zuletzt, wo die Worte des Kanzlers ernſt und würdig das Tragiſche zu höherer Beziehung aufſchließen:

„Der Weisheit Schüler, die ihr mich umſteht,
Seht hier des Todes grauſe Majeſtät!
Im Schoß der alma mater, die gegründet
Auf Frieden, hat ſich Krieg entzündet.
Es ſoll der Hörſaal heut geſchloſſen ſein,
Ein jeder kehre prüfend bei ſich ein;
Denn tiefre Lehren, als des Lehrers Mund
Zu geben weiß, macht dies Verhängniß kund.“

Dagegen können wir dem, was in der Univerſität ſich als Studentenweſen, und, zum Gegenſatz deſſelben, aus dem Bürgerleben als Philiſterei darſtellt, nicht vollen Beifall geben; es finden ſich glückliche Umriſſe eines ächten Humors, einzelne treffende Züge, aber das Ganze läßt unbefriedigt, man fühlt darin ein Zuwenig, und doch zugleich ein Zuviel, woraus man ſchließen muß, daß hier das rechte Maß noch nicht vorhanden. Völlig tadelhaft aber dünkt uns die Art, wie der vierte jener Beſtandtheile, die Zauberei, den übrigen beigemiſcht

worden. Sie erſcheint uns gar nicht dramatiſch, ſondern macht den an ſich ganz dramatiſchen Stoff durch ihre Beimiſchung novellenartig. Das Geiſterreich wird bei Shakſpeare auf ganz andere Weiſe in's Spiel gebracht, als Bild und Ausdruck für das Menſchlich-Wirkliche, nicht aber an deſſen Statt; wir ſprechen natürlich nicht von denjenigen Stücken, wo das Feenhafte als eine eigene Welt in willkürlicher Selbſtſtändigkeit auftritt, ſondern von Hamlet, Macbeth u. ſ. w. Aber in der That iſt in dem Immermann'ſchen Trauerſpiele die Zauberei nicht nur ſtörend, ſondern auch überflüſſig, und es müßte dem Dichter ein Leichtes ſein, durch wenige Züge die Hexe Tyche aus dem novellenartigen Karakter in den ächt dramatiſchen herüberzuführen. Die Geſichtspunkte, aus welchen dieſer Tadel ſich ergiebt, laſſen ſich hier nicht ausführlich begründen. Gehen wir von dem Ganzen auf das Einzelne zurück, ſo finden wir in dieſem neuen Stücke Immermann's den reichſten Schmuck poetiſcher Züge, den wir ſchon ſeinen früheren Erzeugniſſen nachrühmen konnten, in nur noch größerer Gediegenheit wieder. Nicht nur einzelne Stellen in großer Anzahl, ſondern ganze Auftritte ließen ſich zum Beweis anführen. Meiſterhaft iſt z. B. das Geſpräch Cardenio's mit Celinde'n, wo dieſe ihren Widerwillen gegen die Ehe, ſelbſt gegen die Ehe mit dem Geliebten, kund giebt, und wo der Dichter das größte Lob verdient, dieſen zum vollen Laufe ſo verführenden Stoff in dem Maße ſo weniger feſten Schritte gehalten zu haben. Wir ſchließen unſere Anzeige mit lebhaftem Dank für den Dichter, mit neuen Erwartungen von ihm, und mit dem guten Vertrauen, daß ſeine dramatiſchen Erzeugniſſe

künftig nicht nur dem Leser aus dem Buche, sondern auch dem Zuschauer und Hörer von der Bühne herab zum Genusse gereichen werden.

Das Leben der Frau von La Mothe-Guyon, von ihr selbst beschrieben. Aus dem Französischen übersetzt von Henriette von Montenglaut, geb. von Cronstain. Drei Theile. Berlin, Sander, 1826. 8.

Wie man auch urtheilen mag über die Denk- und Gefühlsweise, welche in diesem Buche herrschen, soviel kann als ausgemacht gelten, daß dasselbe zu den merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erzeugnissen der litterarischen Welt gehört. Sehen wir auf den wahren Ertrag eines Buches, auf die Stimmung, welche nach dem Lesen zurückbleibt, auf den geistigen und sittlichen Gewinn, der in jener Stimmung sich zu erkennen giebt, so giebt es kaum eine Gattung, welche in diesem Betreff mehr leisten und wirken kann, als wohlgeschriebene Selbstbiographieen. Die verschiedensten Arten der Behandlung, des Stoffes und des Talents erreichen auf dieser Bahn dasselbe Ziel. Jedes ächt und wahrhaft aufgezeichnete Menschenleben ist ein Spiegel, in welchem jedes andere sich beschauen kann; im Innern der Seele, in den geheimsten Eindrücken, Wünschungen und Begierden ist das Geschick des Menschen gleich, das verschiedene Maß der Zutheilung, die verschiedene Aeußerungsweise der Bildung, ja die verschiedenen Verhältnisse

ſelbſt, unter welchen jedes Leben auftritt, erſcheinen nur als ſo viele verſchiedene Beleuchtungen deſſelben Gegenſtandes, des immer anziehenden und hauptſächlich wichtigen, des Menſchendaſeins überhaupt. Sei es Benvenuto Cellini oder Rouſſeau, Jung-Stilling oder Retif de la Bretonne, Alfieri oder Goethe, der uns ſeine Lebensgeſchichte erzählt, immer wird ſich ein hohes Intereſſe und eine reiche Belehrung damit verknüpfen, freilich verſchieden nach dem Maße der Welt, die ſich darbietet, und des Geiſtes, der ſie umfaßt. Wenn ſich mit Rouſſeau und Goethe in dieſer Hinſicht ſchwerlich ein dritter Autor gleichſtellen läßt, ſo gebührt doch der Frau von Guyon unter den Andern unbeſtreitbar ein erſter Platz; ſelbſt der treffliche Jung-Stilling muß ihr an geiſtiger Eigenheit und einem ſeltſamen Reize weit nachſtehn, obwohl er mehr äußeres Leben mit darſtellt. Dieſe wunderbare Frau, in deren Daſein alles, was im Menſchen leibt und lebt, ſich vergeiſtigte, deren Sinne, nach innen gewandt, dort alles wiederfanden, was ſonſt nur die Außenwelt zu geben pflegt, deren Gemüth durch Ueberreizung ſeine zarteſten Anlagen bis zur Heldenſtärke trieb, iſt ein leuchtendes Meteor im Gebiete des frommen Enthuſiasmus. In dieſem Gebiete, wo wir leider ſo oft Schwächlichkeit und Albernheit ihr trübes Unweſen treiben ſehn, erſcheint ſie mit Licht und Kraft, mit philoſophiſchem Scharfſinn und ächter Begeiſterung, nicht als verdrehte, unſichre Kopfhängerin, ſondern als kühne, freie Virtuoſin, geliebt und verehrt von dem edlen Erzbiſchof von Cambray, dem herrlichen Fenelon, befehdet und verfolgt von dem gewaltigen Biſchof von Meaux, dem großen Boſſuet; auch Frau von Maintenon und

Ludwig der Vierzehnte ſelbſt nehmen an dieſen Dingen nahen Antheil, es entwickelt ſich ein großer Kampf der innerlichen Geiſtesgewalt mit den äußerlichen Mächten der Kirche und des Staats. Die ſüße Liebesinnigkeit, welche die edle Frau beſeelt, ihre Herzenskraft, welche jene in ſeltſamen Bildern und Worten hervortreibt, werden jetzt leichteres Verſtändniß finden, als damals, wo allgemeine Einſicht und umſchauende Geiſtesbildung ungewöhnlich waren, und jedes Gebiet gleichſam nur von ſeinem beſonderen Wiſſen und Wollen erfüllt war. Jetzt wird niemand den reinen und hohen Verhältniſſen mit dem Pater Lacombe eine rohe Mißdeutung geben wollen; im Gegentheil, wir werden die Umgeſtaltung, welche hier die unteren Seelenkräfte in höhere erfahren, mit Bewunderung anerkennen, und dem philoſophiſchen Gehalt nachforſchen, der dieſen ſogenannten Schwärmereien inwohnt und in ihnen fortwirkt. Solche Myſtiker, licht und kraftvoll, dürfen uns willkommen ſein, auch wenn wir ihrer Richtung nicht angehören können noch wollen; ſie ſtärken uns allenfalls auch in der unſrigen. Wir empfehlen daher mit gutem Gewiſſen dieſes Buch allen und jeden Leſern und Leſerinnen, denen die Betrachtung innerer Zuſtände und der Einblick in merkwürdige Entwickelung eines hochbegabten Menſchen nicht ohne Reiz iſt, und welche Unterhaltung und Belehrung und Erbauung ſich gern vereinen. Das franzöſiſche Original iſt äußerſt ſelten, daher die Ueberſetzung daſſelbe nicht bloß in Hinſicht der Sprache vertritt, ſondern auch denjenigen willkommen ſein muß, die das Buch ſonſt wohl franzöſiſch zu leſen vorzögen. Die Uebertragung des Werkes der Frau von Guyon, welches ſie „die Ströme"

(les Torrens) genannt hat, von Koſegarten, iſt mit Beifall aufgenommen worden; das eigentliche Hauptwerk unſerer fruchtbaren Verfaſſerin, dieſe Lebensbeſchreibung, darf nicht minderen erwarten. Wir ſchließen dieſe Anzeige mit ein paar karakteriſtiſchen Worten, welche uns über Frau von Guyon von guter Frauenhand zugekommen ſind. „Madame Guyon" — heißt es in einem uns vorliegenden Fragment — „konnte nicht ohne Bild leben, im gleichen Fall mit allen Menſchen, — und wollte doch mit der Welt nichts zu thun haben; hatte ein erregbares Gemüth und philoſophiſchen Geiſt. Sie dachte mit großer Kraft in's Leere hinein, und bildete, weil ihr Herz Nahrung bedurfte, die ganz beſtimmte, erzählte Geſchichte von Chriſtus noch einmal nach. Sie führte gleichſam ſein Leben in ſich auf: lebte es noch Einmal, wurde zum Chriſtuskinde; weil ſie ſich nicht erlaubte, ein anderes Leben zu führen." Noch iſt zu bemerken, daß die Ueberſetzerin auch einige der zahlreichen Gedichte der Frau von Guyon in deutſchen Verſen wiedergegeben hat. Jedoch finden wir die Auswahl nicht vortheilhaft; die kleinen lyriſchen Stücke wären vorzuziehen geweſen, es giebt darunter Sachen von großer Originalität und Kraft, wie z. B. dieſe Zeilen:

Venez, amour divin, et faites sur mon âme
L'essai de vos rigueurs et l'essai de ma flâme;
Brisez, brûlez,
Broyez, et l'écrasez,
N'épargnez pas les coups,
Sondez, sondez, si mon coeur est à vous!

Sangbare Lieblichkeit iſt in folgenden:

Qui se plaint de ta rigueur,
Ne t'aime guère;
Qui se plaint de ta rigueur
Ne t'a pas donné son coeur;
Il veut un autre salaire
Que l'amour de son sauveur.
Qui se plaint de ta rigueur,
Ne t'aime guère.

Ein andermal forderte ſie geradezu, Gott wolle doch nicht ſo lang Geduld haben, da er ja die Herzen ändern könne. Solche Stücke wünſchen wir überſetzt zu ſehen, ſo wie das herrliche Lied von Fenelon: „Adieu vaine prudence, je ne te dois plus rien“, welches ganz im Geiſt und Andenken der Guyon gedichtet iſt, und an edler, kindlicher Einfalt, bei ſo erhabenen Gedanken, wenig ſeines Gleichen hat.

Das Mädchen von Andros, eine Komödie des Terentius, in den Versmaßen des Originals, überſetzt von F. M. B. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. W. L. Heyſe. Berlin, 1826. 4.

Es iſt ein glückliches Zeichen der Bildung, ſowohl bei Nationen als bei Individuen, wenn ihnen, neben eigenthümlicher, ſelbſtgeſchaffener Geiſtes- und Kunſtwelt, die klaſſiſche Litteratur der Griechen und Römer in rechten Ehren und guter Uebung bleibt. Der Werth

der unſterblichen Hervorbringungen des Alterthums beruht, außer den Vorzügen einer in ſich ſelbſt vollendeten, ihrer Art unerreichbaren Meiſterſchaft, für uns noch beſonders auch darauf, daß ſie uns eine andere, eine abgeſchloſſene Welt darbieten, eine Vergleichung für die unſrige, einen neuen Standpunkt für dieſelbe, und ſomit alle die Beziehungen und Verbindungen, Anregungen und Thätigkeiten, durch welche zu wahrhafter, freier Bildung der Geiſt emporringt. Dieſes Vortheils wird ſchon jeder inne, der nur zwei oder mehrere Sprach- und Litteraturgebiete, wenn auch nur moderner und nahverwandter, verbindet und umfaßt, um wie viel mehr aber derjenige, dem die ganze Macht und Herrlichkeit der antiken Welt in die moderne herüberſtrahlt! Wir Deutſche haben es uns von jeher angelegen ſein laſſen, die klaſſiſche Litteratur ämſig zu pflegen, ihren Geiſt und ihre Werke uns treulichſt anzueignen, und die ausgezeichnetſten, fruchtbarſten Erfolge haben dieſe Bemühungen gekrönt. Der eigentlichen philologiſchen Arbeiten zu geſchweigen, ſo ſind in unſrer eignen Litteratur, binnen etwa ſiebenzig Jahren, in jener Richtung Ergebniſſe hervorgebracht worden, dergleichen in ſo kurzem Zeitraume die ganze Litteraturgeſchichte kaum noch ein Beiſpiel aufweiſen kann. Unſre Sprache iſt eine andere geworden, eine ganz neue Dichtung hat ſich erhoben, eine neue Ueberſetzungskunſt, die ſich auch für moderne Sprachen und Formen ergiebig beweiſt. Die Arbeiten Klopſtock's, Ramler's, Voß's, Goethe's, Schlegel's, Wolf's und Anderer, die in ſolcher Weiſe das klaſſiſche Alterthum unter uns gepflegt und angeſiedelt, ſtellen ſich als ein Nationalverdienſt dar, dem wir die wichtigſte

geiſtigſte Eroberung verdanken. Noch ſind wir indeß keineswegs in genügendem Beſitz, wir haben noch vieles zu gewinnen und anders wiederholt zu befeſtigen; immer neu will dieſer Boden bearbeitet ſein. Nicht erfreulich wäre daher, wenn der litterariſche Eifer, durch ſo mancherlei andere Gegenſtände und Reize angezogen, in jener Hinſicht geſchwächt erſchiene oder minder fruchtbar; dennoch war dies in den letztern Jahren einigermaßen der Fall; der von Voß, von Humboldt und Wolf gebahnte Weg zeigt ſich weniger befolgt als in früherer Zeit. Um ſo freundlicher begrüßen wir eine Erſcheinung, welche, wie die hier anzuzeigende, eben ſo beſcheiden als verdienſtlich und werthvoll, in der feſten Bahn jener Vorgänger einen neuen Preis zu verdienen wagt; neu auch in Betreff des Gegenſtandes, denn Terentius erſcheint uns hier zum erſtenmal in dieſer ſeiner eigentlichen Geſtalt. Der Ueberſetzer hat ſich ſeine Aufgabe mit Einſicht und Strenge geſtellt, und ſie im Ganzen mit Treu und Gewandtheit gelöſt. Die Bedingungen dieſer noch wenig behandelten Versmaße mußten um ſo ſchwieriger zu erfüllen ſein, als auch die Sprachweiſe ſelbſt, in welcher die römiſche Komödie ſich deutſch vernehmen laſſen ſoll, hier neu zu geſtalten oder zu wählen war, denn nichts Anerkanntes konnte zum Vorbilde dienen. Die Leichtigkeit des Ausdrucks, die Natürlichkeit und Anmuth des Redefluſſes ſind hinwieder um ſo lobenswerther, je mehr ſie mit der metriſchen Genauigkeit und Ausbildung, die oft nur auf Koſten jener ſich erreichen zu laſſen ſcheint, gleichen Schrittes zuſammengeht. Der Ueberſetzer hat in beiden, in der Leichtigkeit wie in der

Strenge, alles geleiſtet, was von glücklichem Takt und bewährter Geſchicklichkeit zu verlangen ſteht. Durch ſeine gelungene Arbeit, in welcher ſich überhaupt ein lebhafter, auffaſſender und anſprechender Geiſt regt, iſt uns nicht nur ein ſchätzenswerthes metriſches Gebild in unſerer Sprache mehr geworden, ſondern auch nur für jeden Laien, deſſen Verlangen das fremde Idiom entgegenſtand, die Möglichkeit eröffnet, eine Komödie des Terentius in deſſen eigenſtem Geiſt und eigenſter Geſtalt deutſch anzuſchauen und zu genießen. Hierzu hat der Herausgeber durch ſeine zweckmäßigen Anmerkungen beſtens beigetragen. Die Vorrede ſpricht mit gründlicher Einſicht und treffendem Urtheil von der Ueberſetzungskunſt und deren verſchiedenen Arten, ihren Schranken und Abwegen. Die Einleitung handelt von den Versmaßen; die genaue und klare Darſtellung zeigt den mit dem Gegenſtande völlig vertrauten Meiſter. Möchten ſolche metriſche Studien, deren Werth nur derjenige vollkommen würdigen kann, der ihre Tiefen erdringt, von unſern jungen Dichtern nicht ſo ſehr vernachläſſigt werden, als gewöhnlich zu geſchehen pflegt! Dieſe ſcheinbar geringfügigen Einſichten und Uebungen hängen doch zuletzt mit den höchſten Erſcheinungen und Wirkungen der Kunſtſchönheit zuſammen, ſie bilden ſchon für ſich allein einen weſentlichen Zweig der Dichtkunſt und Sprachkunde. Den Schluß des Buches macht die Ueberſetzung einer Satire des Horatius (I, 9) vom Herausgeber, zu deren Lobe wir nur zu ſagen brauchen, daß ſie dem von Friedrich Auguſt Wolf in dieſer Art aufgeſtellten Muſter würdig zur Seite ſteht. Der Anlaß, welchen wir in Betreff manches Einzelnen, ſowohl bei dieſer als bei

der erstern Uebersetzung, noch zu besondern Bemerkungen nehmen könnten, möge billig andern Blättern, welche derlei näher angeht, zur Benutzung verbleiben.

Magnus Gottfried Lichtwer's Schriften. Herausgegeben von seinem Enkel Ernst Magnus Ludwig von Pott. Mit einer Vorrede und Biographie Lichtwer's, von Friedrich Cramer. Halberstadt, 1828. 12.

Lichtwer ist unseres Wissens der einzige deutsche Dichter, der aus Gottsched's verrufener Schule sich in der nachfolgenden litterarischen Periode mit Ruhm behauptet, ja den dort begonnenen hier noch ansehnlich gesteigert hat. Dieser Umstand allein verbürgt schon ein besonderes Verdienst, einen gediegenen Gehalt, eine gelungene Form seiner Gedichte. Und so verhält es sich in der That. Seine Fabeln vorzüglich sind es, die ihm unter den bessern deutschen Schriftstellern einen ehrenvollen Rang sichern, und noch jetzt leben viele derselben im Munde der Jugend fort, gleich denen von Gellert und Gleim, die man noch immer nicht, wie sehr auch in dieser Beziehung alles Mögliche schon versucht worden, durch Angemesseneres und Gebildeteres hat verdrängen können. Um nur bei Lichtwer stehen zu bleiben, wem von uns wären nicht „die seltsamen Menschen" und „der kleine Töffel" wohlbekannt und in angenehmer Erinnerung? Die hier dargebotene Sammlung der sämmtlichen Schriften dieses wackern Dichters fehlte bisher unserer Litte-

ratur, wir begrüßen ſie als eine dankenswerthe Gabe. In einem kleinen Duodez-Bande, bequem in die Taſche zu ſtecken, hübſch und rein gedruckt, findet ſich alles beiſammen, was von Lichtwer noch vorhanden iſt, vier Bücher Fabeln, ein Lehrgedicht: „Das Recht der Vernunft" in fünf Büchern, und vermiſchte Gedichte. Unter den letztern ſind einige ganz vorzügliche, und laſſen bedauern, daß deren nicht mehrere aufzufinden geweſen. Der Autor war, wie man ſieht, nicht ſonderlich fruchtbar, er dichtete nicht Tag für Tag, noch für Honorar; nicht auf Beſtellung, ſondern in Stunden der Muße, neben großer Geſchäftsthätigkeit, zu ſeiner eigenen Freude, und für ein ſtätiges, ausdauerndes Publikum. Von ſeinen Lebensumſtänden erhalten wir durch die vorausgeſandte, ſehr wohlgeſchriebene Biographie ausreichende Nachricht. Er gehörte einer Familie an, welche, wiewohl bürgerlich, von ihren Vorfahren weit zurück eine zuverläſſige Kenntniß bewahrte, und ſich immerfort in ehrenvollen und anſehnlichen Verhältniſſen erhalten hatte. In Sachſen 1719 geboren, machte er ſeine Studien in Wurzen und Leipzig, und dachte ſich in Wittenberg dem akademiſchen Lehramte zu widmen; allein günſtige Umſtände brachten ihn in preußiſchen Staatsdienſt und er wurde in Halberſtadt bei der Juſtiz angeſtellt. Das preußiſche Verhältniß übte diejenige Anziehung, welche demſelben von jeher eigen war und ſich fortdauernd herrlich bewährt: Fremdes ſo in ſich aufzunehmen und zu geſtalten, als ob es ſchon längſt einheimiſch geweſen, auch auf Lichwer aus; er wurde mit ganzer Seele preußiſch, und ſelbſt in den ſchweren Kriegszeiten, da Sachſen auf der Gegenſeite ſtand, vermochten die alten

Erinnerungen an dortige vieljährige Begründung seiner Familie den frischen Eindrücken der Gegenwart keinen Eintrag zu thun. Der Geist und die Kraft, welche Preußen zeigte, und die Bewunderung des großen Königs, zu welcher man hingerissen war, bildeten den Grund zu einem höchsten Patriotismus, den auch Lichtwer heiß empfand. Auch genoß er in seinem neuen Verhältnisse bald Anerkennung, Beförderung, litterarisches Ansehn und geistige Befreundung in reichem Maße. Dennoch mußte er am Abend eines so ausgezeichneten und glücklichen Lebens eine Kränkung erfahren, die er nicht stark genug war zu verwinden. Der Großkanzler von Carmer machte eine Besichtigungs-Reise durch die Provinzen, um den Zustand der Justizbehörden näher einzusehen. Er kam auch nach Halberstadt, und wohnte einer Sitzung der dortigen Regierung bei. Lichtwer hatte den Vortrag einer sehr verwickelten Sache und wurde dabei ungewöhnlich weitschweifig. Der Großkanzler legte deutlich Ungeduld an den Tag; Lichtwer wollte dieses nicht bemerken, sondern fuhr fort im nicht lichtvollen, breiten Vortrage, welcher ohnehin keine Annehmlichkeit hatte und durch manche Gewohnheiten, so wie durch den sächsischen Dialekt, dem nicht daran Gewöhnten auffallen mußte. Als er endlich zum Schlusse gekommen, hielt der Großkanzler seinen Unwillen nicht zurück; er machte Lichtwer'n Vorwürfe über die Weitschweifigkeit und sagte ihm, daß er sich bei'm Vortrage doch der einfach klaren Kürze, welche alle Welt in seinen Fabeln bewundere, befleißigen möchte. Der Dichter hätte sich geschmeichelt fühlen können, aber der Geschäftsmann, der bisher eines nicht geringeren Ruhmes genossen, war

tödtlich verletzt; er zog es sich zu Herzen und starb kurze Zeit nachher, im Juli 1783. „Das Denkmal der Unsterblichkeit", so schließt sein Biograph, errichtete Lichtwer sich selbst: in keiner Galerie deutscher Nationaldichter fehlt sein Name. Ein schönes National-Eigenthum des Vaterlandes sind seine Dichtungen, welche von Geschlechtern zu Geschlechtern, Eltern dem Kinde, Lehrer dem Schüler übergeben zur Erheiterung des Geistes, zur Erweckung der Tugend und zur Pflege des Schönen!" Ein guter Kupferstich, das Bild Lichtwer's und seine Unterschrift gebend, ist der hübschen Ausgabe beigefügt.

Rußland in der neuesten Zeit. Ein Skizze, von E. Pabel. Dresden und Leipzig, 1830. 8.

Einer Schrift, welche dreist auftritt, und schon dadurch bei einem Theile des Publikums Ansehn gewinnen möchte, dabei einen Gegenstand betrifft, von welchem die gehörige Kunde und Ansicht zu haben, dem Gelehrten wie dem Geschäftsmanne wichtig sein muß, einer solchen Schrift, gleich der vorliegenden über Rußland, darf wohl ein kurzes Wort, welches sie auf ihre wahre Geltung zurücksetzt, hier gewidmet seyn.

Der Verfasser will unsern Blicken Rußland in seiner neuesten Gestalt und in deren bedeutendsten Haupttheilen kürzlich vorzeigen. Er hat, seiner Versicherung nach, lange Jahre in Rußland gelebt, und ohne Zwei-

fel vieles dort näher kennen gelernt, was dem Fernstehenden entweder gar nicht, oder doch nur unsicher kund wird. Soll indeß dieser Umstand den Vortheil, welchen er für den bestimmten Zweck wohl verheißen kann, auch wirklich leisten, so müssen noch viel höhere Bedingungen eingeräumt und erfüllt werden. Eine Schilderung Rußlands! Wen dürfte diese Aufgabe nicht erschrecken, in welcher so unermeßlicher Stoff der seltensten Auffassung und der schwierigsten Erforschung sich zusammenhäuft! Die Masse von Ländern und Völkerschaften, von Einrichtungen und Zuständen, von Staats- und Volksleben, von altem Geschichtsboden und neuen Willenskräften, wodurch das russische Reich die mannigfachsten und äußersten Gegensätze, wie sie bei andern Nationen nur in der Aufeinanderfolge vieler Jahrhunderte wiederzufinden sind, als gleichzeitige darstellt, diese Fülle von Beziehungen, welche hier sich durchkreuzen, in einen Gesammtabriß zu fassen, erfordert einen Mann, der mit gründlicher Geschichtskunde und heller Einsicht in die Getriebe alles Volks- und Staatslebens, mit dem geläuterten Wissen so vieles unentbehrlichen Einzelnen, zugleich hochragenden Geist und großartigen Ueberblick vereinigt, und bei solchen Eigenschaften auch allenfalls nur kürzere Zeit an Ort und Stelle gewesen sein dürfte. Der Verfasser verräth die Lust, auf alles dies Anspruch zu machen, so bestimmt und fertig bespricht er seinen Gegenstand nach allen Rubriken, als würden diese durch seine Nachrichten und Behauptungen wirklich erledigt, da er doch im Grunde nichts liefert, als was jedem Fremden von nur nicht verschlossenem Sinn ein gelegentliches Sehen und Hören auch bei kürzerem

Aufenthalte von ſelber zuſpielt. Nur ſolche zufällige Ergebniſſe, und zum Theil ſchon ganz allgemein bekannte, zum Theil einſeitige und mangelhafte, ſind hier zu finden, nicht die eines gründlichen, auf eine vollſtändige Durchdringung gerichteten Studiums, noch die eines genialen Wahrnehmungsſinnes.

Die geſchichtliche Einleitung iſt dürftig. Der Verfaſſer ſieht in dem Geſchehenen nur das Aeußere; die große Folge von Gräueln, welche in der ruſſiſchen Geſchichte freilich nicht fehlen, läßt ihn dieſe als eine barbariſche tief herabſetzen, wobei er nicht bedenken mag, daß auch die höchſtgebildeten Völker, Franzoſen, Engländer und Italiäner, und ſelbſt Griechen und Römer, hierin den Ruſſen ziemlich gleichſtehen, und daß alſo der Werth und der Gehalt der Geſchichte wohl in andern Bezügen müſſe zu ſuchen ſein, als in dieſen. Was der Verfaſſer behauptet, daß „das ruſſiſche Volk mit ſeiner eignen Geſchichte bekannt zu machen bisher den Abſichten ſeiner Herrſcher geradezu entgegen geweſen," wird ihm niemand glauben, der aus der großen Reihe forſchender, von der Regierung veranlaßter und unterſtützter Arbeiten über die ruſſiſche Geſchichte auch nur die von Schlözer und Ewers kennt. Der Ausſpruch, Karamſin's Werk ſei mehr ein hiſtoriſcher Roman, iſt dadurch noch nicht begründet, daß in demſelben einige politiſche Rückſichten beobachtet worden, von welchen, auch ohne den Einfluß einer nöthigenden Behörde, ſelbſt ein Hume und Johannes Müller nicht frei ſind, deren Schriften unter die Romane deßhalb zu verſetzen niemand berechtigt iſt.

Die abſprechend rauhe Behandlungsart, welche in

dieſer erſten Abtheilung auffällt, ſchimmert auch in den folgenden durch, wo die innere Staatsverwaltung, die verſchiedenen Stände, der Adel, der Bürger, die Geiſtlichkeit, der Bauer, darauf die Juden, dann noch insbeſondere Eſthland und Liefland, und ſeltſam genug auch die Moldau und Wallachei, durch allerlei Ausſprüche und beiſpielartige Hiſtörchen beleuchtet werden ſollen. Ueber das Heer werden die einſeitigſten Aeußerungen vorgebracht. Manches über neuere Ereigniſſe Geſagte iſt durch die Zeitungen bekannt, andres entſchieden falſch, z. B. daß der Kaiſer Alexander dem Grafen Roſtopſchin die Vernichtung Moskau's anbefohlen habe. Einiger Vorgänge und Verhältniſſe, die allerdings für den Geſchichtforſcher des Stoffes und Reizes überviel haben, gedenkt der Verfaſſer auf eine Weiſe, die freimüthig ſein ſoll, bei der aber in Ermangelung hinreichender Aufſchlüſſe doch nichts herauskommt, als bei dem ernſten Leſer etwa die Meinung, daß es beſſer geweſen wäre, die Sachen lieber gar nicht, als ſo zu berühren.

Im Verfolge der Schrift muß der Verfaſſer denn doch mit gerechtem Sinne die vielen Segnungen, welche ſeit den letzten Regierungen über das ruſſiſche Reich ausgegangen ſind, huldigend auerkennen. Er thut es mit ausdrucksvollem Eifer, der aber doch gegen den andern Inhalt in einem unangenehmen Mißklange bleibt, ſo daß man zweierlei Richtungen zu ſehen glaubt, die getrennt nebeneinander laufen, und ſich nicht vereinigen wollen, weil der höhere Standpunkt fehlt, in welchem die Widerſprüche ſich löſen könnten.

Die Darſtellung des ruſſiſchen Reichs in ſeinen vielgeſtalteten inneren und äußeren Beziehungen harrt eines

Schriftſtellers von ſtärkerem Beruf, eines Werkes von andrer Geſtalt. Die wahre Würdigung des koloſſalen Stoffes, der ſich dorten aufthut, und der eben ſo koloſſalen Kulturbewegung, zu welcher ihn mehr und mehr die Zeit emporhebt, müßte, wir ſind es überzeugt, gerade jetzt für Europa von höchſtem Intereſſe ſein, und ſtatt der ſo oft mit aller Uebertreibung vorgeſpiegelten Gefahr vielmehr die größten Erwartungen dorther verkünden, welchen in der That die Erfüllung ſtets nur mächtiger entgegenkommt! Solche Maſſen und Kräfte, dem Strome der Bildung, des Völkerwohls, des Rechtes und der Ordnung unwiderruflich zugeführt, haben nur ſelten ſich der Weltgeſchichte in ſolch bündigem Werkzeuge zum gedeihlichen Dienſte dargeboten, als wie in dieſem, auf den vielfachſten Wegen gleichzeitig begonnenen Fortſchreiten des ruſſiſchen Reichs. —

Nachträge zu den Reiſebildern von H. Heine. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1831. 8.

Heine's Art und Weiſe iſt bekannt. Freunde und Feinde haben für und gegen ihn längſt Parthei genommen, die geſammte Leſewelt iſt in ſeinem Betreff ſcharf nach zwei Seiten geſpalten; und ſelbſt die Unſichern und Wankelmüthigen, welche, geſchreckt, ſeine Seite verlaſſen, oder, angezogen, zu ihr übergehen, verändern in dem Ganzen dieſer zwiefachen Stellung nichts.

Schonungsloſe und oft unnöthige Schärfe, unerhörte Dreiſtigkeit, äußerſte Wagniſſe ſowol hinſichtlich der Sachen als auch des Wortausdrucks, haben auch die Freunde Heine's ihm bisher nicht ungerügt gelaſſen; eigenthümlicher Sinn, ungemeiner Geiſt und außerordentlicher Witz, dabei große Empfindung und ſüße Anmuth der Sprache ſind ihm auch von ſeinen Feinden nicht abgeſtritten worden.

Alles dies findet ſich auch in dem vorliegenden Bändchen wieder, das, wie uns ſcheint, als ein Abſchluß für dieſe Reihe von Darſtellungen gelten ſoll. Die beiden ſehr verſchiedenen Hälften: „Die Stadt Lucca" und „Engliſche Fragmente", ſind durch eine „Nachſchrift vom November 1830" verbunden; und wenn man finden muß, daß in jener Abtheilung die ſinnliche, ja man darf ſagen weltlich und geiſtlich frevelhafte Keckheit eines italiäniſchen Genußlebens athmet, in der zweiten Abtheilung hingegen die gebildete Grobheit und barbariſche Gehäſſigkeit eines engliſchen Partheiſinnes herrſcht, ſo läßt ſich in der verbindenden Nachſchrift der Hauch und die Farbe des franzöſiſchen Geiſtes nicht verkennen, wie er ſich in der bezeichneten Epoche kundgethan hat.

Bei ſolchem Inhalte fordert indeß das Buch um ſo mehr unſere Schonung, als demſelben, wie wir hören, gleich nach ſeinem Erſcheinen ein widriges Geſchick begegnet iſt. Wer mit den Behörden verunfriedet iſt, wer gleichſam ſchon vor Gericht gezogen ſteht, den darf kein unbefangener Zuſchauer noch mehr bedrücken und anklagen, ſondern hält lieber zurück, was er etwa ſchon Hartes gegen den Leidenden auf der Zunge hatte.

Man findet das Buch irreligiös und revolutionair.

Wir geben zu, daß die Worte darin nur allzu oft dieſe beiden Färbungen haben. Doch möchte vieles fehlen, daß auch der Sinn durchaus einer ſolchen Richtung angehörte. Denn abgeſehen, daß mehr als andere Gegenſtände gerade Religion und Staat, wenn ſie die rechten ſind, auch etwas müſſen vertragen können und gar nicht bei jedem ſcheinbaren Angriffe ſo leicht gefährdet werden, ſo ſind hier in der That manche Angriffe nur ſcheinbar und gehen aus der beſten Geſinnung hervor, welche die Religion von der Heuchelei, den Staat von den philiſterhaften und burſchikoſen Zerrbildern, die ſich immer für das Wahre und Aechte ausgeben wollen, ſorgfältig trennt und das Heilige nur um ſo reiner verehrt.

Ueberhaupt aber möchten wir ein Buch, welches, wie dieſes, weder in der Sprache des Volks geſchrieben iſt, noch zu den Volksleidenſchaften ſpricht, das ohne ſentimentale Wärme und gleißneriſche Süßigkeit nur immer in Witz und Bitterkeit verkehrt, das ſeiner Natur nach nur auf gebildete und vornehme Leſer berechnet iſt, ein ſolches Buch möchten wir niemals ein gefährliches nennen. Die vornehme Welt iſt es ja, die mit dergleichen Stoffen und Geſtaltungen ohnehin ſtets erfüllt iſt, dergleichen Gift immerfort erzeugt und verzehrt, ſich damit unterhält und vergnügt, ja ihr Geſchäft daran hat, und welche doch die ihr ſelbſt damit zumeiſt gedrohte Schädlichkeit am wenigſten darin finden will. In der höchſten Sphäre der Geſellſchaft ſind Spott und Witz über die höchſten Gegenſtände am meiſten gäng und gäbe, man zerreißt dort am ſchonungsloſeſten den Nimbus, der ſie umgiebt, und man ſucht und verſchafft ſich, wo der nächſte Kreis nicht genug Stoff oder Freiheit für dieſen Trieb

darbietet, aus den entlegenſten die anſtößige Waare; die ſchlüpfrigen Romane, die verläumderiſchen Pamphlets, die giftigen Lieder und Blätter, die erſchrecklichſten und bedenklichſten Karikaturen, läßt man aus Frankreich und England kommen, und hat dabei ſein größtes und, wir wollen es dreiſt behaupten, in den meiſten Fällen wirklich ſein harmloſes Ergötzen und Behagen. Was ſoll daher in dieſem Kreiſe, der mit ſolcherlei ſchon von jeher ſicher und vergnügt umgeht, für den das Arge ſich neutraliſirt, das Verbotene faſt wieder erlaubt wird, was ſoll da Heine's Buch ſchaden?

Es iſt aber nicht bloß vermuthende Vorausſetzung, es iſt beſtimmte Thatſache, die wir vielfältig erfahren haben, daß Heine gerade in der vornehmen Welt am meiſten geleſen, geſchätzt und geprieſen wird, wo doch ein großer Theil ſeiner Sätze unſtreitig dem ſtärkſten Widerſpruch bloßſtehen muß! Wenn, wie behauptet wird, das große, treffende und zu verdienter Celebrität gekommene Witzwort vom Hofdemagogen urſprünglich Heine'n angehört, ſo dürfte die Spitze dieſes eindringlichen Wortes rückwärtsgebogen nun faſt ihn ſelbſt verwunden, indem man ihn, ſeiner Art und ſeiner Wirkung nach, allenfalls einen Salonrevolutionair nennen könnte, der das Spiel — aber nur das Spiel, witzig und beißig — der revolutionair genannten Anſichten und Ausdrücke zur Unterhaltung der vornehmen Welt darſtellt. Ihn ſelbſt deßhalb revolutionairer Geſinnungen und Abſichten zu beſchuldigen, wäre ebenſo ungerecht, als jemanden, der Beranger's Lieder überſetzt oder ſingt, für deren Inhalt verantwortlich zu machen, oder den berühmten Publiziſten, der uns den Gipfel der engliſchen Preßfreiheit

in den überſetzten Junius-Briefen durch die Wiener „Jahrbücher" vorgelegt hat, für einen Theilhaber der darin ausgedrückten Schmähreden zu erklären!

Aber man wehklagt über das Aergerniß in der deutſchen Litteratur! Es iſt wahr, das Aergerniß kann nicht geläugnet werden. Aber wie viel ſind wir deſſen nicht ſchon gewohnt, über wie vieles glücklich hinausgekommen! Man gedenke der „Xenien", der „Ehrenpforte", der „Lucinde", des „Athenäums"; das Geſchrei war entſetzlich, aber es iſt verhallt und das Tüchtige in jenen Schriften beſteht. So auch wird das Geiſtige und Gediegene in Heine's Arbeiten trotz ihrer zufälligen Unarten beſtehen, und wir halten uns ſchon jetzt an jenes, nicht an dieſe!

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geſchichte des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, von Friedrch von Raumer. Leipzig, bei Brockhaus, 1831. Zwei Theile. 8.

Der berühmte Geſchichtſchreiber der Hohenſtaufen hat der litterariſchen Welt durch dieſe neuen Mittheilungen ein ſehr dankenswerthes Geſchenk dargebracht. Daſſelbe enthält den Ertrag ſeiner gelehrten Forſchungen, während eines fünfmonatlichen Aufenthaltes in Paris, wo die Königliche Bibliothek und andere öffentliche Sammlungen einen Schatz von noch unbenutzten Handſchriften aufbewahren, der auf lange Zeiten hin dem Forſcher noch ſtets neue Ausbeute und den Geſchichtsereigniſſen

die mannigfachſte Aufhellung verheißen darf. In fleißiger und glücklicher Benutzung dieſes reichen Vorrathes wird Herr von Raumer von ſeinen Nachfolgern nicht leicht übertroffen werden, wenn man die Kürze der Zeit und die Schwierigkeit des Geſchäfts in gehörigen Anſchlag bringt. Sein Fleiß erſcheint um ſo größer, als in jenen fünf Monaten, wie in dem Einleitungs-Briefe an Ludwig Tieck angemerkt wird, nicht nur die Wichtigkeit der Tagesgeſchichte und überhaupt die Anſchauung jenes lebenvollen Schauplatzes mächtig reizen mußte, ſondern auch eine ſchwere Krankheit zum unglücklichen Hinderniß wurde, das jedoch die Kräfte nicht allzulang hemmte. Indeß wäre der Fleiß allein kein hinreichender Bürge eines ſolchen Ertrages geweſen, wie der vorliegende iſt; es mußte gutes Glück hinzutreten, um in der Maſſe höchſt ungleicher, noch undurchforſchter, immer mühſam und ſchwierig zu leſender, oft kaum zu entziffernder Schriften vorzugsweiſe auf das Bedeutende zu führen, das Wichtige und Anziehende herausfinden zu laſſen! Dieſes guten Glücks rühmt ſich der Verfaſſer mit Recht, und welche Grundlage von vielſeitiger und genauer Geſchichtskunde; welche durch Uebung geſchärfte Fertigkeit des Blickes und der Hand dazu gehört, um ein ſolches gutes Glück haben und benutzen zu können, wird der Kundige nicht ungewürdigt laſſen.

Herr von Raumer iſt als geſchichtlicher Darſteller anerkannt. Für ihn mußte die Verſuchung groß ſein, den neuen Gewinnſt nach und nach in großen Gemählden, mit Herbeiziehung und Verarbeitung des ſchon bekannten Stoffes, vor Augen zu bringen. Allein er zog es vor, anſtatt ſolcher weitausſehenden Arbeiten, lieber

gleich und vollständig seine gesammelte Materialien dem allgemeinen Gebrauch öffentlich hinzustellen. Zu diesem Zwecke hat er seinen Vorrath in schickliche Gruppen nach Ländern und Zeiten vertheilt und ihm die bequeme Form von Briefen an seinen Freund gegeben. Hierbei ist er einerseits bedacht gewesen, sich seinen Quellen immer mit möglichster Treue anzuschließen und deren ursprünglichen Ausdruck, so oft ihn dies nöthig dünkte, gewissenhaft beizubehalten oder wiederzugeben, andrerseits aber hat er die Mühe nicht gescheut, als Bearbeiter seiner Quellen zwischen diese und den Leser zu treten und durch Ausziehung des Wesentlichen, Weglassung des Unnützen, Abkürzung des Weitläufigen, so wie durch erläuternde kurze Bemerkungen, das Ganze genießbarer zu machen. Der Vortheil dieses Verfahrens leuchtet ein; dem gelehrten Geschichtsforscher bleibt auf diese Weise für anderweitigen Bedarf und Zweck das Mitgetheilte hinreichend gewährleistet, und zu gleicher Zeit wird für den Freund geschichtlicher Unterhaltung die belebteste Galerie der köstlichsten Karakterstücke aufgeschlossen.

Wir müssen uns die genauere Angabe des Einzelnen hier versagen und bemerken nur, daß besonders die deutsche, englische, französische, italiänische, spanische und niederländische Geschichte, theilweise auch die noch andrer Länder, nicht selten überraschend beleuchtet, zuweilen in einer von der bisher angenommenen sehr abweichenden Gestalt gezeigt, öfters auch in jener schon bekannten merkwürdig bestätigt wird. Die Namen Karls des Fünften und Franz des Ersten, Philipps des Zweiten und seines Sohnes Don Carlos, Granvella's und Alba's, Oraniens und Egmonts, Sixtus des Fünften,

Heinrichs des Dritten und der Guiſen, Heinrichs des Vierten, Eliſabeth's, Maria Stuart's, Jakobs des Erſten, Karls des Erſten und Cromwell's, Maſaniello's und vieler Andern, an welchen in der Geſchichte gleichſam ein dramatiſches Intereſſe vorzugsweiſe haftet, laſſen genugſam ahnden, was für Erwartungen der Leſer und Forſcher hier haben darf. Neben dem Wichtigen findet freilich auch das bloß Merkwürdige Platz, wodurch das Vorhandene ergänzt oder näher beſtimmt wird, neben dem Merkwürdigen auch das bloß Aergerliche, welches allerdings nur zu oft nicht bloß merkwürdig, ſondern auch wichtig wird; wo das Anſtößige aber zu ſtark hervordrang, hat der Verfaſſer ihm klüglich den Schleier der fremden Sprache gelaſſen oder ſogar geliehen. Daß hier jede Art lebendigen Antheils ein weites Feld der Befriedigung findet und in dem warmen Eifer des Bearbeiters die allgemein menſchlichen Intereſſen nicht zurückſtehen, wird derjenige gern glauben, der ſchon weiß, daß Herr von Raumer nicht zu den herz- und blutloſen Hiſtorikern gehört, die bei den Ereigniſſen der Geſchichte nichts denken oder fühlen, als wiefern ſie daraus ein Machwerk hohler Einbildungen ſtützen oder ihre traurigen Regiſtraturen vermehren können.

Eine Bemerkung dürfen wir zum Schluſſe noch beibringen. Der Verfaſſer hat ſeine Nachrichten vorzüglich aus alten Geſandtſchaftsberichten geſchöpft, und es ſcheint uns faſt, daß man dieſen, als Zeugniſſen für die Geſchichte, im Allgemeinen jetzt einen zu hohen Werth beilegen wolle. Es iſt aber mit dieſen, wie mit allen anderen Geſchichtsquellen; ihre Glaubwürdigkeit beruht nicht auf ihrer Gattung, ſondern auf ihrem individuellen,

durch die Eigenschaften der Person und durch die Stellung der Verhältnisse bestimmten, Werthe, der jedesmal kritisch geprüft und festgestellt werden muß. Zu geschweigen, daß eine Menge von Thatsachen und Beziehungen Statt finden können, ohne daß ihrer in gleichzeitigen amtlichen Schriften jemals erwähnt würde, so kommen Unwahrheiten, Entstellungen, Mährchen und Thorheiten in jenen Mittheilungen eben so leicht wie in anderen vor; die Eile, mit der sie verfaßt zu werden pflegen, die augenblickliche Wirkung, zu der sie bestimmt sind, geben ihnen sogar mehr noch als anderen Ueberlieferungen den bequemen Raum für Sünden der Nachlässigkeit oder der Absicht, ja die Unwissenheit oder Unfähigkeit verstecken sich gerade hier am leichtesten, weil die Kontrolle der Oeffentlichkeit oft erst nach Jahrhunderten eintritt und die in der Stille des Geschäftskabinets darüber gefällten Urtheile und angewandten Berichtigungen meist keine Spur zurückgelassen haben. In jedem einzelnen Falle, bei jeder Sammlung und jedem Individuum, wird demnach der Forscher und Benutzer in diesem Kreise wie in jedem anderen immer zunächst auf die Gewissenhaftigkeit und auf den Verstand, als auf die ersten Garantieen, daß ein fester Boden gegeben sei, zu sehen haben. Herr von Raumer hat es auch hierzu an Fingerzeigen nicht fehlen lassen, wiewohl in dieser Untersuchung vieles noch zu thun bleibt.

Eine sehr angenehme Zugabe zu dem auch äußerlich von dem Verleger wohl ausgestatteten Buche sind die vielen Facsimile von Unterschriften bedeutender Personen aus dem genannten Zeitraum; sie sind auf einer Reihe von lithographirten Tafeln sorgfältig ausgeführt.

Wanderung durch Vaterhaus, Kriegslager und Akademie zur Kirche. Mittheilungen aus dem bewegten Leben eines evangelischen Geistlichen. Magdeburg, 1832. 8.

Die Geschichtschreibung liefert uns von großen Begebenheiten und Thaten gewöhnlich nur ein unvollständiges Bild, das wir durch anderweitige Mittheilungen, wie Poesie, Romane, Memoiren, Briefe und sonstige zufällige Schriften sie darbieten, zu einem lebendigen Gemählde ergänzen müssen. Wir sehen an den Zeiten, für welche uns diese Art von Ueberlieferungen ganz fehlen oder doch nur ungenügend vorhanden sind, wie vieles uns ohne sie dunkel und in unsicherem Zweifel bleibt. Wären aber auch die großen Gestalten und Ergebnisse für die geschichtliche Anschauung des fortschreitenden Menschengeschlechts allein hinreichend, so würde doch der menschliche Antheil, der auch das persönliche Leben, die kleinen, das tägliche Dasein ausmachenden Umstände erkennen will, sich nicht abweisen lassen. Welchen Reiz würde nicht für jeden Historiker das Tagebuch eines fränkischen Kriegers aus der Zeit Karls des Großen haben, oder jedes Bruchstück von Denkwürdigkeiten eines Mönchs, der mit dem heiligen Anno von Köln gelebt hätte! Welchen Preis würden wir nicht für irgend solche Ueberlieferungen aus der Zeit des großen Kaisers Heinrichs des Voglers gern hingeben! Wir Deutschen wissen den Werth des stillkräftigen Einzellebens wohl zu schätzen, die eigenthümliche Tüchtigkeit auch des Untergeordneten anzuerkennen und ausbildend zu erhöhen; aber Denkmale desselben haben wir weniger als andere Nationen aufzuzeigen, wir haben sie weniger hervorgebracht oder doch weniger bewahrt und gesammelt. Unsere

neueſte Zeit indeß verſpricht, dieſen Vorwurf etwas zu mindern, und bietet uns ſchon manche geglückte Schilderung des mittleren und unteren Volkslebens dar. Die von Goethe herausgebene Reihe von Lebensläufen und Kriegsgeſchichten, des Deutſchen Gil Blas, des Feldjägers und ſeiner Kammeraden, ferner Nettelbeck's Leben und noch andere Schriften ſolcher Art bezeugen den Werth dieſer Richtung.

In einer ſchon höheren und gebildeteren Sphäre, aber durchaus eben ſo auf dem Boden des Perſönlichen und Privaten und eben ſo im Gewande ſchlichter Natürlichkeit und liebenswürdiger Offenheit, bewegt ſich der Inhalt des kleinen wohlgeſchriebenen Buches, welches wir gegenwärtig zur Anzeige bringen. Der Verfaſſer, geboren 1797 zu Mühlhauſen, Sohn eines trefflichen Predigers, deſſen Ernſt und Redlichkeit er mit wahrer Pietät rühmt, erzählt ſeine im Elternhauſe und auf der Schule verlebte Kindheit und Jugend mit allen den kleinen, aber dem inneren Menſchen wichtigen Zügen und Begebenheiten, welche die erſten Lebenserfahrungen bilden und hierdurch den Karakter begründen helfen. Im Jahre 1815 wird er, dem Rufe des Königs folgend, was ihm in den früheren Kriegsjahren bei ſeiner großen Jugend der Wille des Vaters verſagt hatte, preußiſcher Jäger, macht die Schlacht von Ligny mit, wird verwundet und kehrt, nach mannigfachem ferneren Wechſel des Kriegslebens, endlich in das älterliche Haus zurück. Nun bezieht er die Univerſität, zuerſt Halle, dann Jena, und auch hier bringt das allgemeine Leben der Zeit noch mächtig genug auf ihn ein. Das theologiſche Studium führt ihn ſodann ruhig den vorgezeichneten Weg, er wird

Kandidat und hierauf Prediger in dem Kreiſe des lieben Heimathlandes. Seinem Berufe mit pflichtmäßiger Treue und Thätigkeit folgend, bleibt er raſtlos bemüht, auch die weltlichen Verhältniſſe überall aufmerkſam zu betrachten und, ſo viel er vermag, zum Guten hinzulenken. Sein Wirken erweitert ſich fruchtbar, die in ihm durch die erlebten Ereigniſſe geweckten Geiſtes- und Gemüthskräfte finden des Stoffes genug in der nächſten Umgebung, den Sinn und die That eines tüchtigen, wohlgeſinnten, ſeinem Könige und Lande innig anhänglichen Mannes darzuthun. Als durch die Ereigniſſe des Jahres 1830 neue Unruhe über die Völker kommt und auch ſein geliebtes Vaterland einen Augenblick neuer Kriegsgefahr ausgeſetzt ſcheint, vereint all ſein Denken und Trachten ſich in dem hohen Gedanken, für den geliebten König und das wohlgeordnete Vaterland jede Kraft anzuſtrengen. Aus ſeiner Denkart und ſeinen Verhältniſſen ging eine kleine volksmäßige Schrift hervor: „Ueber die nothwendigen Eigenſchaften eines tüchtigen Schulzen oder erſten Orts-Vorſtehers", worin dieſer Gegenſtand mit praktiſcher Kenntniß und in einer löblichen Geſinnung frommer Nächſtenliebe und redlicher Pflichttreue gründlich erörtert iſt. Die kurze Lebensbeſchreibung iſt gleichfalls ein Erzeugniß der Erholungsſtunden dieſer Zeit und nicht minder mit praktiſchen Bemerkungen aus dem bürgerlichen und amtlichen Leben angemeſſen durchflochten.

Was nun aber unſeren wackeren Verfaſſer vor Anderen auszeichnet, mit denen wir ihn litterariſch zuſammenſtellen dürften, das iſt die nicht abentheuerliche und zufällige, ſondern feſte und unwandelbare innere Rich-

tung, die durch die beſten und reinſten Antriebe gleichmäßig begründet bleibt. Er iſt ein ſchönes Beiſpiel derjenigen Bildung, Vaterlandsliebe, Unterthanentreue, die wir im deutſchen Mittelſtande gern überall verbreitet und wirkſam wünſchen, und die namentlich unſerem Vaterlande als eine tiefe Kraft inwohnen, auf welche in Zeiten des Dranges immer zu zählen ſein wird. Mit Recht begrüßen wir daher eine Erſcheinung, die in ihrer Anſpruchsloſigkeit uns gleichwohl ein erfreuliches Zeichen iſt, und die wir als ein ſolches jedem Leſer empfehlen.

Notice sur Goethe. Genève, 1832. 8.

Einige hin und wieder durchblickende Zeichen laſſen mit Sicherheit als den Verfaſſer dieſes ſchätzbaren Aufſatzes Herrn Soret erkennen, welcher den edlen und reichen Stoff, der für uns bereits ſo glücklich durch den Kanzler Friedrich von Müller bearbeitet worden, mit geſchickter, taktvoller Hand abermals aufgenommen, und von neuem Standpunkt aus für einen beſondern Leſekreis eigenthümlich dargelegt hat. Die Genfer Bibliothèque universelle, für welche der Verfaſſer zunächſt ſchrieb, bezeichnet in der That ein eignes Gebiet, das nicht mehr das Deutſche, und noch nicht das Franzöſiſche iſt, aber aus ſeiner Zwiſchenſtellung nicht nur in dieſe beiden, ſondern vorzüglich auch nach England und Italien ſtark einwirkt, und es war ſehr zweckmäßig, auch

von ſolchem Orte her ein gehaltreiches und verſtändigendes Wort über den Mann auszuſprechen, deſſen Größe weit über ſeine dichteriſchen Eigenſchaften hinausgeht, und noch immer zu neuen Enthüllungen Anlaß giebt. Dem Bedürfniſſe ſeiner Leſer gemäß, verſucht der Verfaſſer einen raſchen gedrängten Abriß von Goethe's Lebensumſtänden mit eben ſolchen kurzen und feſten Hauptzügen der inneren Geſchichte deſſelben zu verbinden, und auf ſolche Weiſe ein vollſtändiges, klares Bild dieſer perſönlichen und geiſtigen Krafterſcheinung hervorzurufen. Dies iſt ihm vortrefflich gelungen, durch ruhige, milde Anreihung von Thatſachen, durch heitre, partheiloſe Erörterung, durch einfache, lichtgebende Ausdrucksweiſe. Sehr natürlich kann für uns nicht alles neu ſein, was der Verfaſſer mittheilt, weder in den Sachen, noch in den Urtheilen und Betrachtungen, die ſich damit verbinden, allein auch das Bekannte gewinnt in ſo gebildeter Hand einen neuen Reiz, und man vernimmt gern eine ſolche Wiederholung, die denn doch in ihrem Zuſchnitt und Zweck eigenthümlich iſt, und neue Verknüpfungen theils giebt, theils veranlaßt. So empfängt in dieſer Darſtellung alles, was Goethe's wiſſenſchaftlichen Geiſt und Gang betrifft, eine beſonders helle Beleuchtung, wie es ſich von dem Verfaſſer allerdings erwarten ließ, der ſich als ſinnvoller und thätiger Gefährte ſeines hohen Freundes in manchen Wegen jener Richtung bereits öffentlich dargethan hat. Auch nach andrer Seite jedoch überraſcht uns dieſe Schrift mit unerwarteten und bedeutenden Neuigkeiten. Einige Nachrichten, die Verbindung Goethe's mit Lilli betreffend, müſſen wir als vorläufige Aufſchlüſſe, die uns auf weitere vorbereiten, ſehr

willkommen heißen. Eben ſo die merkwürdigen Aeußerungen über Mirabeau's angefochtene Selbſtgröße und Urſprünglichkeit, auf Anlaß der neuerlich von Dumont herausgegebenen Erinnerungen an dieſen Revolutionshelden; ſogar ein Streiflicht aus den Memoiren des Fürſten von Talleyrand blitzt hier auf, wodurch zum erſtenmal das bisher zweifelhafte Daſein ächter Denkſchriften des Erzdiplomaten unſrer Zeit durch ein unbeſtreitbares Zeugniß erwieſen wird. Die noch ſonſt aus Goethe's Geſprächen beigebrachten Urtheile und Bemerkungen ſind wichtig und anmuthig, und regen, wie alles von ihm, das eigne Nachdenken ſtill und mächtig auf. Ueberhaupt wird Goethe's Wort, wie ſehr ſich die Menge der theils ſchon alten verſtockten, theils noch jungen verwahrloſten Kinder der Zeit dagegen ſträubt, noch weithinaus das wirkſamſte und mächtigſte in unſrer Nation verbleiben, und auch die Gegner werden ſich wider Willen vorzugsweiſe mit ihm beſchäftigen müſſen, und gerade an ihm ihre gefährlichſten Proben beſtehen. Sind doch diejenigen, welche ſo ſehr über Mangel an Religion in ihm klagen, durch den liebloſer Eifer, den ſie bei dieſer Gelegenheit zeigen, mit ihrer eignen Frömmigkeit ſchon im zweideutigſten Lichte! und machen doch ebenſo diejenigen, welche wohl noch den früheren Goethe gelten laſſen, aber den ſpäteren für ſchwach geworden erklären, nur gefährlich aufmerkſam auf die Schwäche, in der ſie ſelber längſt haben ſtill ſtehen müſſen, und den ungeſtört und kräftig Fortſchreitenden weder aufzuhalten noch zu begleiten vermochten! Denn in Wahrheit, wer von ſeinen jetzigen lauten oder heimlichen Verunglimpfern dürfte ſich rühmen, an lebendigem Antheil, an vielſeitiger Thätig-

keit und frischer, stets neuer und wechselnder Produktivität bis in das hohe Alter hinein mit Goethe gleichen Schritt gehalten zu haben? Unser Verfasser kann von dem Greise, dessen letzte Lebenszeiten er mit angesehen, mit vollem Rechte sagen: „Son esprit était resté créateur, observateur et productif jusqu'à la fin, et ne s'arrêtait dans son action que là où s'arrêtaient les forces physiques; celles-ci étaient tout ce qu'elles pouvaient être à cet âge. Non, Goethe n'a point eu le douloureux avertissement de sa fin prochaine par le sentiment du declin de ses facultés; mais il l'a pressentie en supputant le nombre des ses années, et à la vue des vides cruels qui se formaient autour de lui.“ —

Hier sei zum Schlusse noch des artigen schlimmen Streiches gedacht, der den Widersachern Goethe's neulich von einer Seite gespielt worden, woher sie ihn am wenigsten erwarten mochten. Heine trat aus den Reihen, wohin man ihn schon sicher zählte, plötzlich hervor, und erklärte, die Triebfedern der Andern zur Feindschaft gegen Goethe kenne er nicht, von sich selbst aber wisse und gestehe er, daß ihn der Neid getrieben; durch welches schalkhafte Bekenntniß nun gleichsam von selbst die umgekehrte Probe von Cendrillon's Pantoffel erfolgt, denn dem feinen gewandten Fuße, welcher den plumpen schmierigen Stiefel unter die Menge geschleudert, kann dieser nimmermehr passen und angehören, aber die vielen Andern — mögen zusehen, wie sie das Anprobiren vermeiden! —

Ueber Goethe's Faust, als Einleitung zu Vorträgen darüber. Von Dr. K. E. Schubarth. Hirschberg, 1833. 4.

Wir dürfen diese kleine Schrift nicht mit Stillschweigen übergehen, obgleich der Anlaß, ihren Inhalt vollständig zu beleuchten, hier nicht dringend genug ist. Herr Schubarth hat sich bisher durch Schriften ausgezeichnet, welche ein eigenthümliches kritisches Talent kund geben, das aber in einer gewissen Einsamkeit verharrt. Diese Einsamkeit besteht indeß nicht darin, daß er in öde, noch kaum besuchte Orte vordringt, und hier einen mühsamen, dankenswerthen Anbau versucht: nein, er verkehrt auf den belebtesten Plätzen unsrer Kritik, behandelt deren schon am meisten bearbeitete Gegenstände, und gründet und stützt sich auf alle besten Vorarbeiten. Das Eigenthümliche und Einsame, das Reizvolle und Ungenügende, welches in seinem Streben verbunden ist, gründet sich auf die besondere Richtung, die er sich gegen das Vorhandene gewählt hat. Diese Richtung schneidet quer durch über alle bisherigen Wege, und indem er, ohne andern Ausgangspunkt, als den einer ziemlich willkürlichen Wendung, und ohne rechtes Ziel, jener Richtung folgt, ist er in kurzen Zwischenräumen immer wieder auf den gangbaren Straßen, welche Lessing, die Schlegel, Tieck und Andere gebaut und geschmückt haben, aber auch dazwischen auf ödem Feld und mühsamem Gestein. Hierbei fehlt es nicht an scharfen Wahrnehmungen, geistreichen Ueberblicken, feinsinnigen Einzelheiten. Aber eine sichre, feste Grundlage, die zugleich für Nachfolgende brauchbar wäre, mangelt überall. Diese Kritik ist für eine philosophische nicht philosophisch ge-

nug, für eine hiſtoriſche nicht genug hiſtoriſch, auf eine dieſer Seiten aber muß jede äſthetiſche Kritik ſich wahrhaft gründen, wenn ſie nicht bloß eine humoriſtiſche, ſondern eine wiſſenſchaftliche ſein will; und die geniale wird ſogar beide vereinen. Sollten wir den Verfaſſer mit einem ſchon bekannten Schriftſteller vergleichen, ſo müßte es mit Adam Müller geſchehen, der eine ähnliche Erſcheinung war, und eigentlich durch die bloße Stellung, welche er querein gegen die vorhandenen Richtungen nahm, — indem er dieſe ſämmtlich benutzte, — alles Glänzende, Geiſtreiche, Wirkſame gewann, worin ſeine ſchönen Gaben auftraten. Dabei hat unſer Verfaſſer zwar nicht den eleganten Schwung verführeriſcher Beredſamkeit, aber ſtatt deren mehr Ernſt und Tiefe der Betrachtung ſelbſt. Die kritiſchen Andeutungen Adam Müller's über manche Stücke Shakſpeare's, und die Standpunkte, welche er ſich für Goethe'ſche Werke zu wählen pflegt, dürfen hier der Erinnerung im Ganzen nicht abzulehnen ſein.

Zuvörderſt will der Verfaſſer den Karakter der Deutſchen in ihrer geiſtigen Entwickelung, ſodann die Stellung Goethe's in dieſer nach ſeinen vorzüglichſten Erzeugniſſen, endlich ihn als Dichter des Fauſt betrachten. Die Art, wie er zu erſterem Behufe mit Hermann, Theodorich, Karl dem Großen, ſodann mit Luther gebart, kann unmöglich befriedigen, ja kaum läßlich hinhalten; auch die Verſuche, aus der Lage und den Bedingungen des Allgemeinen die Nothwendigkeiten der Geſtalt Goethe's begriffsmäßig zu konſtruiren, entbehren des feſten Grundes, auf welchem ſicher aufzutreten iſt, man eilt darüber hin, wie über ein noch zu

dünnes Eis, dem man nicht trauen kann. Mit den Annahmen über Roman und Drama kommt es nicht auf's Reine, dieſe Formen der Poeſie wollen ſich ſo nicht einfangen laſſen, hier wird Walter Scott ohne Fug und Recht mit eingepackt, dort bleibt Cervantes vergeſſen liegen, und da fällt der ganze Byron aus dem Netze heraus! Jemehr der Verfaſſer ſeine gegenſätzigen Schemata verläßt, und auf das Einzelne kommt, deſto fruchtbarer und gehaltvoller wird er. Die Bemerkungen über Shakſpeare'ſche Karaktere ſind in ihrer Einzelheit ſchätzbar, eröffnen weitern Einblick und Nachdenken. Dagegen verleitet ihn ſein Schema zu völligem Mißkennen der Iphigenia und des Taſſo, in denen er alle tragiſchen Mächte verabſchiedet meint! Ueber den Werther ſagt er Treffendes, Tiefeindringendes. Wir erwähnen herbei vor allem eines wichtig-ſonderbaren Umſtandes mit den eignen Worten des Verfaſſers: „Aus mündlicher Mittheilung — ſagt er — erinnere ich mich, wie Goethe erzählte, Napoleon ſei der einzige geweſen, der ihn, den Dichter, auf ein Mißverhältniß in Werther aufmerkſam gemacht, das bis dahin den ſchärfſten, kritiſchen Blicken entgangen, weil er es allerdings ſo künſtlich verſteckt, wie der Schneider ſeine künſtliche Naht anzubringe pflege, wenn ihm durch ein Unglück in ein ganzes Stück Tuch irgendwo ein Riß kommt. Als ich um nähern Aufſchuß bat, erwiederte er mir, ich ſei durch das, was ich über Werther in meiner Beurtheilung bereits geſagt, auf beſtem Wege es ſelbſt zu finden; er wolle mir daher nicht vorgreifen.“ Sollte hiermit das von dem Verfaſſer kurz vorher Angemerkte gemeint ſein, daß es auffallen müſſe, wie Werther ſo

ganz und gar nichts dafür thut, in den Beſitz Lottens zu gelangen, da es doch möglich und erlaubt, und ſie noch durch kein entſchiedenes Band ihm entzogen war, ſo könnten wir dies doch nicht unbeſtritten gelten laſſen, und müßten, wenn darin wirklich Napoleon's von Goethe zugeſtandene Bemerkung beſtehen ſollte, auch dieſen beiden Autoritäten fürerſt noch zweifelnd gegenüber bleiben. Auch über die Wahlverwandtſchaften ſagt der Verfaſſer Würdiges und Klares, woran viel albernes Geſchrei, das man noch heutiges Tages über das angeblich Unſittliche dieſes Romans verführt, völlig zerſchellen muß. In Wilhelm Meiſter's Lehrjahren eine Verlaufsähnlichkeit mit dem Alten Teſtamente zu finden, wo denn für die Wanderjahre, was zwar nicht ausdrücklich geſagt iſt, das Neue Teſtament zur Vergleichung ſich von ſelbſt bietet, iſt wenigſtens neu und ſeltſam genug; der Verfaſſer wird uns erlauben, erſt mehrmals Athem zu holen, ehe wir über einen ſolchen Gegenſtand mitreden. Das verfehlteſte Wort ſcheint uns das über Eugenien, mit welcher eine Art Apologie der mittlern Stände gemeint ſein ſoll.

Ueber den Fauſt, den eigentlichen Gegenſtand der Schrift, finden wir unter vielem andern Gutgedachten die Kernbemerkung, der Dichter lege in dieſem Werke nicht das Geſtändniß ab: ſo ſei der Menſch, weil er ſo ſein müſſe; ſondern habe nur ſagen wollen: ſo ſei der Menſch, weil er die Freiheit ſich nimmt, es zu ſein, ohne zu müſſen. Doch wird jetzt, da das vollendete Gedicht unſern Augen und unſerm Nachdenken eröffnet liegt, die Kritik dieſes koloſſalen Werkes einen ganz neuen Aufſchwung zu nehmen

haben, und ſchon iſt dazu in dieſen Blättern ein ſo gründlicher als geiſtreicher Anfang gemacht worden, wie er in ſo frühem Augenblick nur irgend zu erwarten ſein konnte.

Der Verfaſſer ſchließt damit, daß die neidloſe, wahrhafte Anerkennung unſeres Dichters in ſeiner ganzen Größe, Herrlichkeit und Einzigkeit auch eine Art ſittlichen Problems ſei, und übergiebt die in Widerſpruch und Verneinung verharrenden Gegner ihrer eignen, troſtloſen Verdammniß.

Eine wichtige Angabe iſt der von Goethe ſelbſt entworfene Plan zu einem zweiten Theile von Pandora's Wiederkunft, wo man über den Reichthum, welchen der Dichter in dieſer großartigen Dichtung noch entfalten und ordnen wollte, mit Recht erſtaunen muß. —

Memoiren eines deutſchen Staatsmannes aus den Jahren 1788 bis 1816. Leipzig, 1833. 8.

Ein wirkliches Leben, das ſich während eines wichtigen Zeitraums in großer Welt und Staatsſachen hinreichend umgethan hat, liegt dieſen Memoiren zum Grunde; die Perſon, an welcher ſich die Erlebniſſe aufreihen, iſt nicht ſchwer zu errathen, und wir finden es glaublich genug, daß der Text, der vor uns liegt, größtentheils aus des Mannes eignen Aufzeichnungen ſtamme. Nach dieſen vorausgeſchickten Angaben ſollte

man nun meinen, daß eine für Unterhaltung und Belehrung ergiebige Ausbeute erfolgen müßte. Das ist aber nicht der Fall. Zwar langweilig kann man diese Memoiren nicht nennen, es wird immerfort rasch erzählt, und auf jeder Seite stehen einige Thatsachen, so daß man so viele Mannigfaltigkeiten sich nicht eben verdrießen läßt. Aber im Ganzen ist doch die Bearbeitung gar zu oberflächlich, und die wichtigsten Ereignisse und merkwürdigsten Personen werden aufgenommen und entlassen, ohne daß etwas Sonderliches dabei gewonnen würde, weder allgemeine Schilderungen, noch einzelne Züge, wodurch eine hellere Beleuchtung der Gegenstände und eine bestimmtere Einsicht in ihre Beschaffenheit und ihren Zusammenhang hervorginge. Eben so, wo gesellige Verhältnisse berührt und die kleinen Geheimnisse des Privatlebens enthüllt sind, erkennt man zwar genugsam den Stoff, der durch Aergerliches und Beißendes ergötzen könnte, aber aus Mangel gehöriger Behandlung bleibt dieser Stoff größtentheils ohne Wirkung, und man genießt ihn ohne rechten Geschmack und Dank. Der Verfasser hat es doch sogar für einen bloßen Weltmann etwas zu leicht genommen, sowohl mit dem Aufschreiben, als auch, wie es scheint, mit dem Leben selbst, das wenig Eigenthümliches zeigt, sondern fast nur ein gewöhnliches Mitmachen dessen, was die Verhältnisse des Tages dem Tage auswerfen. Dabei können wir große Gesinnungen und tiefe Gedanken allenfalls missen, aber irgend eine Feinheit der Beobachtung, irgend eine Anmuth des Beschreibens haben wir dafür von dem gebildeten Weltmann zu fordern, es müßte denn sein, daß er uns anderen Statt das noch seltnere Geschenk einer im verfei-

nertſten Lebenselement bewahrten Unbefangenheit des Sinnes und Naivetät des Ausdrucks brächte! Von dem allen aber iſt hier nichts. Unſer Graf von Schlitz geht durch ſeine Bahn, wie ein Handwerksgeſell durch die ſeine, er läßt das Meiſte dahingeſtellt oder vorausgeſetzt, und bemerkt nur das nothdürftigſte Nächſte. Dies letztere bei den Handwerksgeſellen kennen zu lernen, hat noch ſeinen Reiz, eben weil es uns nicht ſo nahe liegt, und etwas Eigenes ſich darin abſpiegeln kann, aber bei dem Grafen iſt es nur das gleichgültige Alltägliche, dem erſt ein Intereſſe durch beſondere Ereigniſſe oder durch geiſtige Verarbeitung herzukommen müßte. In Frankreich würde der Verfaſſer ſelbſt, oder auch ein Freund, ein Gehülfe, der Herausgeber, ja nöthigenfalls der Buchhändler ſogar, dieſe Materialien, welche doch einmal eine gute Grundlage bilden, mit einigen Händen voll Salz beſtreut haben, und es wären höchſt genießbare Memoiren geworden; bei uns ſind ſie in ihrer ungewürzten Bereitung aufgetiſcht, und ſie ſchmecken weniger, und nähren gar nicht. Dazu kommt noch der große Uebelſtand, daß die meiſten Namen, an die ſich irgend ein vorübergehender Reiz knüpfen will, faſt immer nur mit Buchſtaben und Sternchen angedeutet ſind, für den nicht ſchon unterrichteten Leſer eine wahre Qual, denn hundert Vorſtellungen und Beziehungen, die er mit dem wirklichen Leben allenfalls verbinden und dadurch das Erzählte beleben und erhöhen könnte, müſſen nun unterbleiben, und er bewegt ſich zwiſchen Masken und Räthſeln fort, deren Löſung ihm aus dem Buche allein nicht werden kann. Zu rügen iſt daneben noch die Ungenauigkeit in Beſchreibung der wirklich mitgetheilten Namen;

auf der ersten Seite wird des Grafen Hofmeister irrig Leisering genannt; er hieß aber Leuchsenring, ein schon aus Goethe's Leben und aus Jacobi's Briefwechsel sehr bekannter Name, und es hätte sich über den Mann, der als ein sentimentaler Ordensstifter aus dem Reich nach Berlin kam, von da den Baron Labes (nachherigen Grafen von Schlitz) auf Reisen begleitete, nachher eine Hofdame heirathete, und mit dieser aus Liebe zum Jakobinerthum nach Paris ging, wo er unter der Kaiserregierung und Restauration ein herbes dunkles Leben führte, und im Jahre 1827 starb, noch viel Merkwürdiges sagen lassen, so daß der Leser gleich anfangs auf den interessantesten Boden gestellt gewesen wäre. Aus dem Gebiete der eigentlichen Staatssachen ist uns nichts vorgekommen, was als erheblich und neu zu bemerken wäre; einige Anekdoten aus dieser Sphäre mögen doch beides vielleicht für manche Leser sein. Die Nachrichten über den diplomatischen Gang der Verhandlungen wegen Sachsen auf dem Wiener Kongresse konnten im Augenblicke, als der Verfasser sie schrieb, ein gutes Zeugniß für seine diplomatische Gegenwart und Aufmerksamkeit abgeben; seitdem ist die Neugier in diesem Betreff vollständiger befriedigt worden, oder auch unbefriedigt erloschen. Der Verfasser hat es auch eigentlich mehr auf seine persönliche Geschichte angelegt, und da finden sich freilich Andeutungen und Bekenntnisse genug, die aber nicht zu gehöriger Reife kommen, und sowohl Verwicklungen als Aufschlüsse auf halbem Wege stehen lassen. Wenn man auf so bedenkliche Sachen hinweisen mag, wie S. 80 in den ersten Zeilen, so sollte man mit andren Dingen nicht mehr so große Umstände machen.

Die litterarische Gestalt und vielleicht auch der historische Werth des Buches würde allerdings gewonnen haben, wenn die darin unläugbare Richtung zum Aergerniß- und Verfänglichen noch etwas mehr wäre ausgebildet worden; und daß der moralische Werth dabei noch ungefähr eben so gut zu stehen käme, als bei der jetzigen halben Zurückhaltung, ist ganz außer Zweifel. —

Memoiren eines preußischen Offiziers. Herausgegeben von C. Herloßsohn. Leipzig, 1833. Zwei Theile. 12.

Der Herausgeber deutet in dem Vorworte mit verständiger Einsicht den nicht zu verkennenden Werth solcher Denkschriften an, welche auf untern Stufen des Lebens und der Bildung dennoch ein eignes und in seiner ächten Wirklichkeit stets betrachtungswürdiges Dasein abspiegeln, und selbst den größeren Geschichtsereignissen im Widerscheine der persönlichen und örtlichen Einzelheiten oft eine ganz neue und überraschende Färbung leihen, die den Gang und Gehalt des Geschehenen nicht selten besser einsehen läßt, als manches weitausholende Darlegen und Erklären in's Allgemeine hin. Aus diesem Gesichtspunkte zeigen wir dieses kleine Buch gern als eine Vermehrung der schon bekannten Familie der Feldjäger, des deutschen Gil-Blas u. s. w. an, um welche sich Goethe fast zuerst ein so großes Verdienst erworben.

An der Aechtheit dieſer Memoiren haben wir keinen Zweifel; als Dichtung wären ſie das größte Beiſpiel von Enthaltſamkeit, das ein Autor je geben könnte, denn überall herrſcht darin das Wirkliche nur als ſolches, und verſchmäht jeden Zuſatz von Abentheuerlichem und Reizendem, das nicht ſchon in jenem läge; auch bleibt das geiſtige Auffaſſen der Dinge fortwährend im gleichmäßigen Verhältniſſe mit dieſen ſelbſt, und ſo macht das Ganze den ruhigen Eindruck einer natürlichen, ihrem angewieſenen Kreiſe treu verbleibenden Unbefangenheit. Das Buch iſt bei dieſer Beſchaffenheit für geſchichtliches Intereſſe wie für bloße Unterhaltung am rechten Orte und zu ſeiner Zeit empfehlenswerth genug, und möge mit vielen Brüdern, die auch nichts Ueberſchwengliches bringen und anſprechen, unverkümmert dahingehen.

Der Sohn eines Bürgermeiſters von Neuſtadt bei Neiße in Schleſien iſt es, der hier ſeine Lebensgeſchichte erzählt; im Jahre 1770 geboren, ſah er noch die letzten Ereigniſſe der Regierung Friedrichs des Großen, wurde durch jugendliche Unbeſonnenheit frühzeitig dem Kriegsdienſte zugeführt, und durfte in Berlin mit guten Ausſichten bei der Artillerie eintreten. Hier hatte er einen Vetter, den Mahler Rode, deſſen Hausweſen und Künſtlerart geſchildert wird. Als Bombardier zog unſer Autor mit nach Polen, wo die unglücklichen Verhältniſſe des Landes und der Einwohner den guten Sinn des Mannes nicht gleichgültig ließen, auch eine ordentliche Liebſchaft an- und abſpann, alles aber in Maß und Schranken blieb, ohne Abentheuer und Kataſtrophe. Der Krieg gegen Frankreich bricht aus, und führt uns zuerſt in die Champagne, ſpäter, nach dem fürchterlichen Rück-

zug, zur Belagerung von Mainz, und, nachdem dieſe Feſtung erobert worden, kehrt alles im Frieden zur Heimath. Unſer Autor, der inzwiſchen Offizier geworden, wird in Schleſien angeſtellt, und leiſtet daſelbſt bei dem Einbruche der Truppen Napoleon's in den Jahren 1806 und 1807 treffliche Dienſte, beſonders bei der Vertheidigung der Feſtung Silberberg, die auch von dem Feinde nicht erobert wird. Mit dem Frieden von Tilſit hören die Denkſchriften auf, obwohl der Verfaſſer erſt viel ſpäter geſtorben zu ſein ſcheint.

Ein wackres Gemüth, von keinen ausgezeichneten Fähigkeiten, aber von gutem leichten Sinn und thätiger Lebhaftigkeit getragen, bildet hier eine Art mäßigen deutſchen Karakters, wie er uns in den mittlern Regionen des Lebens oft und leidlich genug zu begegnen pflegt. Auch ſein Mittheilungstrieb gehört ganz in dieſe Sphäre, und wird in ſeinem einfachen Zuge nur bisweilen geſtört durch etwas geſteigerte, koſtbare oder auch geſchmacklos muntre Ausdrucksweiſen, die theils noch von der Schule Zeugniß geben, theils als zufällige Beute aus dem Weltverkehr aufgehaſcht ſind. Die Betrachtungen, die unſer Verfaſſer häufig anſtellt, wollen ſich gern erheben, und ſind meiſtens gut und brav, ohne doch ihren Flug ſonderlich auszudehnen. Seltſam aber nimmt ſich ein Abriß der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte aus, den er in aller Kürze nach damaligen flüchtigen Auffaſſungen mittheilt. Man ſieht wenigſtens, welche Thatſachen zumeiſt, und in welcher Geſtalt dieſe ſich im Publikum feſtgeſetzt hatten. Die meiſten Namen ſind dabei grauſam verſtümmelt, welches der Herausgeber wohl mit ganzem Recht ſo gelaſſen hat. Nur an ein paar Stellen wird

eine spätere Handanlegung sichtbar, z. B. wo im Revolutionskriege ein Großherzog von Baden genannt wird, und nur ein Prinz von Baden gemeint sein kann. Manche Anführungen aus dem Kriegszug in der Champagne könnten fast aus Goethe entlehnt scheinen, wenn nicht die Uebereinstimmung weit besser noch sich daraus erklärte, daß gleichzeitig und unter gleichen Umständen von derselben Sache geredet wird.

Die höchsten Punkte des Büchleins sind gleich im Anfange das persönliche Erscheinen Friedrichs des Großen — wo dieser Namen vorkommt, fühlt man gleich eine stärkende Luft, — und späterhin die tapfre Gesinnung und der treue Eifer für die Sache Preußens. Man möchte wünschen, die glänzenden Ereignisse der nachfolgenden Kriege gleichfalls diesem Leben zu Gute kommen zu sehen.

Wir rechnen es dem Herausgeber zum Verdienst, daß er diese Blätter, zu welchen er in dem Vorworte seine eignen Gefühle und Empfindungen nicht ganz übereinstimmend andeutet, dennoch mit Billigkeit gewürdigt und litterarisch gefördert hat. —

Biographische Nachrichten von der Gräfin Maria Aurora Königsmarck. Erzählt von Dr. Friedrich Cramer. Mit einem Facsimile. Quedlinburg und Leipzig, 1833. 8.

Die Staats- und Kriegsgeschichten aus den Zeiten des Ablaufes des siebzehnten Jahrhunderts und des Ein-

und Vorschreitens des achtzehnten sind uns hinlänglich bekannt. Auch das Privatleben aus jenem Zeitraum kennen wir bei den Franzosen sehr reichlich und vielartig, wenig aber das der Deutschen, und auch da fast nur denjenigen Theil, der sich als Nachahmung des französischen Lebens darstellt, und in französischer Sprache überliefert worden ist. Die damalige Stufe der Gesellschaftsausbildung in Deutschland, wie die der deutschen Sprachentwicklung verwiesen das augenblickliche Lebensbedürfniß nothwendig auf die Hülfsmittel des Auslandes, welches sie bequem und schmeichelnd darbot. Für die Schilderung der deutschen Höfe und der höheren Gesellschaft, ihrer Tagesverhältnisse, Vergnügungen, Liebschaften, Geistesarten, Beschränkungen und Freiheiten war die Thätigkeit des Baron Pöllnitz überall voran, und fast ohne Mitbewerber, das ganze Fach in seinen verschiedenen Unterabtheilungen versah er fast allein; er schrieb ernste Denkschriften der Regierungs- und Hofgeschichten, leichte Reisenachrichten zur launigen Unterhaltung, und die Herzens- und Liebes-Geschichten wußte er in ein romanenhaftes Bild angenehm zusammenzufassen, in dem berühmten Buche, das unter dem Titel la Saxe galante unsere Vorfahren einst allgemein anzog und bezauberte, und noch bis in die späte Zeit hinein gern gelesen wurde. Die Geliebte des Kurfürsten von Sachsen, Augusts des Starken, die schöne und geistreiche Gräfin Aurora von Königsmarck, trat in dieser Darstellung besonders anmuthig und bedeutend hervor, weit über den Kreis der gewöhnlichen Maitressen hervor, und gab ein Gegenbild zu den berühmten französischen Frauen dieser Art, denen der Historiker nicht umhin kann, wie sehr es ihn auch

verdrießen möge, eine große und anhaltende Aufmerkſamkeit zu widmen. In Auroren ſchien ſogar die zweifache Rolle einer la Vallière und einer Maintenon einigermaßen verbunden zu ſein, und die Mutter des tapfern Grafen von Sachſen ſchien auch den Ruhm einer Monteſpan ſich aneignen zu dürfen, ſo daß die drei Hauptmaitreſſen Ludwigs XIV. gleichſam hier in Einem Bilde vereinigt ſcheinen dürften. Dieſes Bild fand ungemeine Gunſt, und ſelbſt unter den Deutſchen, wo die Sittenſtrenge, auch wenn die That ihr gar oft wie anderwärts entſchlüpft, doch öffentlich gern und ſtark das Wort führt, iſt Aurora faſt immer mit beſonderer Milde und Nachſicht beurtheilt worden; man glaubte für ſie faſt eine Ausnahme zuläſſig. — Indeß hat dieſe Gunſt ihr bisher keinen eignen Geſchichtſchreiber wecken können, ihre merkwürdigen Schickſale und Verhältniſſe blieben in dem Helldunkel, in welches Pöllnitz ſie geſtellt hatte, auf welchen, als einzigen Gewährsmann der gäng und gäben Nachrichten, man ſich gläubig verließ. Erſt jetzt verkündet ſich ein ganz neues Licht über dieſes bewegte Leben, ſeitdem ein glücklicher Zufall viele wichtige und ausführliche Denkſchriften, die Familie Königsmarck betreffend, in die Hände des Dr. Cramer gebracht hat, dem als ſorgfältigen Erforſcher und Mittheiler hiſtoriſcher Denkmale wir ſchon für mehrere wichtige Gaben Dank ſchuldig geworden ſind. Von dieſen ſchätzbaren Urkunden empfangen wir in vorliegender kleinen Schrift vorläufig im Auszuge den weſentlichen Ertrag, und wir ſehen daraus, daß die Erzählungen von Pöllnitz durchaus ohne feſte Grundlage, theils willkürlich erſonnen, theils unzuverläſſig aufgegriffen ſind, und faſt in allen Beziehungen weſent-

liche Berichtigung erfahren. Das Merkwürdige, Bedeutende und Romanhafte verschwindet deßhalb aber keineswegs aus dieser Lebensbeschreibung, im Gegentheil, sie gewinnt fast eben so an Reiz wie an Gehalt, und die Wahrheit der Geschichte ist hier so phantasiereich wie nur die erdichtete Fabel es sein mochte. Durch den abentheuerlichen Ausgang ihres Bruders, der in Hannover plötzlich verschwand und nie wieder zum Vorschein kam, wird Aurorens eignes Schicksal mitbedingt, und die gesammte Familie erscheint in Ereignissen und Karakter als ein zusammengehöriges Ganze. Im Interesse der Geschichtskenntniß jener Zeit und Verhältnisse können wir daher nur eifrigst wünschen, daß der Verfasser die umständlichen Königsmarckischen Denkwürdigkeiten, auf welche diese Schrift zurückweist, baldigst herausgeben möge, in der Gestalt und Bearbeitung, wie es die Sache erfordert. Die gegenwärtigen Blätter beweisen zur Genüge, daß der Verfasser sorgfältige Forschung und eindringende Kritik in gefälligen Vortrag glücklich zu verflößen weiß; doch würde man immer von den urkundlichen Schriften selbst eine nicht allzu sparsame Mittheilung wünschen dürfen. —

Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. Leipzig, Brockhaus. 1833. 8.

In dem anmuthigen Gewand eines leichtfaßlichen Romans empfangen wir durch dieses Buch eine inhaltschwere Mittheilung. Die Angabe „aus den Papieren

eines Diplomaten" könnte der Form nach erdichtet sein, und sie dürfte dem Wesen nach gleichwohl richtig bleiben, denn diese Blätter beurkunden ihren Verfasser als einen klugen und eindringenden Beobachter der vornehmen Geselligkeits- und Staatswelt, die sich seinem Anschauen darbot, und nicht alle Diplomaten dürften im Stande sein, so wesentliche Verhältnisse gleich herauszufinden und sicher auszusprechen, als hier in Betreff Rußlands vielfältig geschehen ist. Daß ein Augenzeuge spricht, läßt sich nicht bezweifeln, und seinen höheren Standpunkt bezeichnen die milde Ruhe, der bei aller Strenge mancher Urtheile doch freundliche Sinn, wir möchten sagen die sittliche Zartheit, die durch das Ganze verbreitet sind. Wenn uns jemand versicherte, eine Frauenhand habe bei'm Niederschreiben dieser Papiere die Feder geführt, so hätten wir dagegen nichts einzuwenden, und der männliche Gehalt wäre deßhalb nicht geringer anzuschlagen.

Die Schilderungen der vornehmen Welt finden in allen Ländern so ziemlich denselben Stoff, und müssen auch großentheils dieselben Resultate liefern; allein neben dem Allgemeinen bildet sich überall doch immer ein eigenthümliches Besondere aus, das hier als russisch, oder genauer zu reden, als Petersburgisch, genug hervorgehoben wird. Die äußersten Spitzen dieser Erscheinung werden uns gezeigt, und zugleich ihr tiefster Grund enthüllt. Ueber einige Verhältnisse, an welchen das russische Staats- und Einzelleben noch leidet, wird mit großer Unbefangenheit die schlichte Wahrheit ausgesprochen, wie man sie selten findet.

Als eigentliche Mitte des Ganzen und als Haupt-

figur dieſer beweglichen Gruppen erſcheint die edle, feſte Geſtalt des Generals von Klinger, der redend und handelnd eingeführt wird. Dieſer ehrenwerthe Landsmann, welcher den Ruhm deutſcher Redlichkeit und Treue während eines langen Lebens durch ſein ſtrahlendes Beiſpiel im unſichern Auslande herrlich bewährt hat, iſt unſres Wiſſens noch nie ſo gründlich geſchildert, ſo ganz in ſeinem tiefſten Weſen erfaßt und erklärt worden. Unſer Autor muß den trefflichen Mann genau gekannt haben, von deſſen Geiſt und Anſichten gewiß manches in dieſe Blätter übergegangen iſt. Nicht minder anziehend und wichtig iſt die Karakterzeichnung, welche uns in das reiche Gemüth des Kaiſers Alexander blicken läßt, und uns mit der innigſten Theilnahme für den wahrhaft edlen und liebenswürdigen Monarchen erfüllt, dem ein höheres Streben entſchieden inwohnte, und gerade deßhalb perſönliches Glück in ſeiner hohen Stellung verſagt blieb. Der Geſchichtsforſcher empfängt hier wichtige Aufſchlüſſe über die zum Theil widerſprechenden Richtungen, die ſich in Alexanders Regierung gezeigt haben. Ueber das Verhältniß zur Frau von Krüdener wird hier mehreres mitgetheilt, was wir der Wahrheit gemäß glauben dürfen, und dabei noch nirgend ſonſt ausgeſprochen wiſſen. Daß Frau von Krüdener zum Behuf ihrer Wirkſamkeit allerlei Hülfsmittel nicht verſchmähte, die ſich auf keine Weiſe entſchuldigen laſſen, hat ſogar ihr Freund Bergaſſe ihr vorgeworfen, der mit im Geheimniß war, als die berüchtigte Gaukelei mit der Seele Labédoyère's angeſtellt wurde, und ſpäterhin von dieſem Auftritt im Vertrauen bekannte, er habe ſich ordentlich geſchämt, ein ſo plumpes Spiel mitzumachen! Eine

Notiz, daß der Fürſt Hardenberg in Paris die erſte Kenntniß von der Stiftung der Heiligen Allianz durch ſeinen Leibarzt Doctor Koreff empfangen habe, ſcheint uns nicht ohne näheren Erweis anzunehmen. —

Die Anſichten des Verfaſſers über Welt und Leben zeugen von einem redlichen, wahrheitsliebenden Sinn, der weit um ſich ſchaut in ſeiner Zeitumgebung, und doch eben ſo gern, wie Geſellſchaft und Staat, die Angelegenheiten des Gemüths und des Herzens zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen nimmt. Manches wird in fremder Perſon ausgeſprochen, z. B. die ziemlich Saint-Simoniſtiſche Anſicht über den Vorzug andrer Auszeichnung und Größe vor der kriegeriſchen. In einigen Urtheilen fehlt es nicht an Kühnheit, die überall zu vertreten ſchwer ſein möchte. Zuweilen finden wir auch Mißgriffe, wie z. B. die Parallele der Entführung des Herzogs von Enghien mit einem neuern Vorgange, der in allen Motiven, Umſtänden und Folgen eine gänzlich verſchiedene Bewandtniß hatte, und unſres Wiſſens auch im geringſten nicht von der Einwirkung geweſen iſt, die ihm hier beigemeſſen wird.

Als einen artigen Gedanken, deſſen Ausführung gar nicht übel wäre, führen wir folgende Stelle an: „Ich möchte wohl, daß zur Rechtfertigung des jetzigen, ſo ſehr verrufenen Zeitgeiſtes, jemand eine Sammlung der Ideen veranſtaltete, die vor fünfzig Jahren als frech, gottlos, neu und kühn verrufen und wie Kontrebande nur mit Gefahr für den Verbreiter in Umlauf gebracht wurden, und jetzt als Gemeingut durch alle Klaſſen der Geſellſchaft bekannt und verbreitet ſind. Ein ſolches Buch würde viel zu denken geben, und nach fünfzig

Jahren würde ſich ein zweiter Theil dazu ſchreiben laſſen, von deſſen Inhalt wir jetzt vielleicht nur träumen dürfen.“ —

Die von allgemeinen Schilderungen und Betrachtungen durchflochtene Liebesgeſchichte iſt in möglichſt einfachen, ohne geſuchte Abentheuerlichkeit herbeigeführten Auftritten und Entwicklungen glücklich zu einem befriedigenden Ende gebracht. In den als handelnd oder ſprechend mitwirkenden Figuren beſtimmte Perſonen zu vermuthen, dürfen wir uns nicht erlauben, ſondern nehmen vielmehr als gewiß an, daß dieſer Theil des intereſſanten und lebenvollen Buches ausſchließlich Dichtung iſt.

Erzählungen, Skizzen und Gedichte von Ludwig Rellſtab. Berlin, Dunker und Humblot, 1833. Drei Theile. 8.

Oft genug hat der Kritiker, wenn er tadelte, die Forderung hören müſſen, er ſolle es beſſer machen. Dieſe Zumuthung iſt in neuerer Zeit als eine unbegründete und ganz unbillige mit großem Erfolg abgewieſen worden, und ſie kommt nur ſelten noch vor. Wir wollen ſie nicht wieder aufleben laſſen, glauben aber doch, daß man den Kritiker in Betreff des Machens ſeitdem etwas zu ſehr freigeſprochen hat. Die Verpflichtung des Beſſermachens kann ihm freilich nicht auferlegt werden, aber die des Auchmachens darf ihm ſchwerlich erlaſſen ſein; wie ſoll er ſonſt den Beweis liefern, daß er wirklich alle Bedingungen, Gränzen, Vortheile und Schwierig-

keiten des Kunstgebietes kenne, über dessen Erzeugnisse er urtheilt, daß er seine Forderungen nicht schrankenlos ausdehne, und ein erreichtes Wirkliche nach erträumten Möglichkeiten abmesse? In der That haben unsre besten Kritiker von jeher auch durch eigne Kunstschöpfungen sich hervorgethan, und wir finden fast immer, daß der Werth von diesen mit dem ihrer Kritiken gleichen Schritt hält, von Lessing an gerechnet bis auf A. W. von Schlegel herab. Unsre Bemerkung wird auch durch die vorliegende Sammlung bekräftigt.

Der Verfasser, als ein scharfer, und dabei scharfsinniger und nicht ungründlicher, rüstiger Kritiker vortheilhaft bekannt, nimmt durch diese Dichtungen auch im Gebiete des Selbstmachens die Stelle ein, welche der Stufe, worauf er in jenem Gebiete steht, nicht nur entspricht, sondern ihn auf ihr auch bestätigt. Eine große Mannigfaltigkeit von Gebilden und Ausdrucksweisen, die Form der Novelle, des Liedes, des Reiseberichts, der Romanze, der launigen und der strengen Kritik, sind hier vereinigt, und geben von der vielseitigen Gewandtheit des Verfassers das beste Zeugniß. Sollen wir die innern Vorzüge dieser Arbeiten kürzlich aufzählen, so haben wir zuvörderst entschiedene Richtung zum Schönen, Klarheit der Auffassung und des Stils, Lebhaftigkeit, Witz, Humor, mannigfache Anmuth und viele ästhetische und sittliche Feinheit namhaft zu machen. Als Humorist verdient der Verfasser auch alles Lob wegen des Maßes, das er beobachtet, und worin er fast immer die Schranken einer harmlosen Munterkeit hält, ohne in gewaltsame Absprünge und verzwickte Unformen zu gerathen; wiewohl wir gern zugeben, daß ihm selber hierin noch

eine glückliche Fortbildung und Läuterung offen stehe. Anerkennen müssen wir auch die Sicherheit und Anschaulichkeit in Darstellung des nach Ort und Zeit eigenthümlichen Stoffes, z. B. der Vorgänge in schweizerischer Gebirgslandschaft, und des Kostüms englischer Verhältnisse, welches alles leicht und treffend, und ohne ängstliche Pedanterei vollkommen genügend, dem Leser vor Augen gerückt wird. Die Freunde der Erzählungsweise von Leopold Schefer werden hier bisweilen einige Aehnlichkeit finden; doch ist Rellstab im Ganzen rascher und leichter, wobei die Umstände, unter welchen beide Autoren schreiben, sehr in Betracht kommen mögen: indem Schefer mit einer durch große Reisen genährten Weltanschauung in einsamer Ruhe still zurückgezogen behaglichen Fleißes arbeitet, unser Autor dagegen über unruhige Lebenswirbel und die Treibhauseile des dringenden Augenblickes klagt. Auch hat er bei vielem Wohlmeinen mehr Galle, als Schefer, so wie hingegen bei vieler Schärfe weniger, als Börne, mit welchem Ausspruche wohl jeder der Genannten zufrieden sein wird!

Unter den Erzählungen müssen wird diejenigen besonders auszeichnen, worin ein idyllisches Element vorwaltet, z. B. im zweiten Theile „James Skey" und „Die Gemsjäger", auch „Die Gewerke" im ersten Theile, wo ein Gegenstand, der sehr zur Ueberladung verleiten konnte, mit Glück durch jenes Element gemäßigt worden. In beiden letztern Novellen hat der Verfasser mit besonderer Zuneigung den Schwindel behandelt, und ist dabei seinen Vorgängern Baggesen und Schefer nichts schuldig geworden, ja sich selber nicht einmal, denn nachdem er die Aufgabe vom Thurme herab in lauter städtischer

Umgebung und Bedingung glücklich gelöst, variirt er das Thema so neu als treffend in der ganz verschiedenen Gestalt, welche Gebirgshöhen und freie Natur dafür bedingen.

Sehr anziehend sind die Nachrichten über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers mit Karl Maria von Weber, welchem Komponisten er besonders huldigt. Seine sonstigen musikalischen Zu- und Abneigungen können wir hier weder vertreten noch tadeln. Indessen dünkt uns, daß in diesem Kunstgebiete es immer schwerer wird, einen wirklich freien Standpunkt und einen großartigen Ueberblick zu fassen, jemehr die technischen Kenntnisse sich vervielfachen, und in Verbindung mit mancherlei der Musik an sich ganz fremden, aber im Zeitgeiste wuchernden einseitigen Vorstellungen sich für die wahre Kunstansicht ausgeben.

Unter den Gedichten, welche jedem Bändchen zum Schlusse beigefügt sind, findet sich manche lyrische Blüthe, die den vollen Beruf des Verfassers in dieser Gattung darthut. Wir bemerken schließlich, daß ein Werk, welches alle die hier so mannigfach zusammengestellten Einzelheiten zu einem Ganzen vereinigte, in solcher reichen Ausstattung noch vortheilhafter erscheinen müßte, als die jetzige Sammlung, und daß wir dem Verfasser alle Muße und Ruhe zu solcher größern Hervorbringung wünschen, für welche gewiß kein inneres Erforderniß ihm mangelt. —

Die Xenien aus Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797. Geschichte, Abdruck und Erläuterung derselben. Danzig, 1833. 12.

Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797 hat in der deutschen Litteratur Epoche gemacht, wie kein andrer vorher oder nachher. Die demselben angefügten zahlreichen Epigramme, Xenien genannt, das gemeinsame Erzeugniß Goethe's und Schiller's, brechen wie ein plötzliches Strafgericht in das verwilderte und verschwächte Treiben, welches sich in dem Gebiete der Geistesbildung üppig eingenistet hatte. Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes, der Angst, des Ingrimms und der Gegenwehr erschallte bei diesen Streichen, man rief Himmel und Erde zu Zeugen an, daß dergleichen Gewalt ganz unerhört sei, man hoffte die Friedensstörer ihren Frevel büßen und die gefeierten Dichter als beschämte Buben heimkehren zu sehen. Was die Schwäche und Gemeinheit sich angemaßt hatte, sollte als richtiger Besitz, ein dünkelhaftes Behagen als unverletzlicher Zustand gelten, und von der Gesammtheit geschützt werden. Aber man hatte vergessen, daß in der Litteratur das Faustrecht besteht, und kein Besitz und Stand gilt, als der mit den Waffen in der Hand behauptet und jeden Tag erneut wird. Der Erfolg bewährte das gute Recht der aufgetretenen Ritter, die Geschlagenen und Gestraften mußten weichen, der Raum wurde freier, und manche besudelte Stelle glücklich gereinigt. Die Helden hatten ihre eigne Sache geführt, aber nicht für sich allein, sie überließen den größten Theil der Eroberung einem bessern Geschlecht neuer Ansiedler, die jenen Führern in ge-

wiſſem Sinn folgſam blieben, ohne ſich geradezu pflichtig noch allzu dankbar gegen ſie zu verhalten. Die Xenien aber haben vollkommen geſiegt, und ihr Feldzug wird in den Jahrbüchern litterariſchen Ruhmes ehrenvoll mitgezählt.

Man hat früh das Bedürfniß empfunden, einem ſchon zweiten und dritten Geſchlecht, das auf die Zeitgenoſſen dieſer denkwürdigen Ereigniſſe gefolgt iſt, den Zuſammenhang und das Einzelne der damaligen Kriegsthaten zu überliefern, und die zum Theil dunkle und räthſelhafte Haupturkunde verſtändlich zu machen. Aber es war ſchwer und mißlich, dieſem Bedürfniſſe zu entſprechen. Eine von Goethe beabſichtigte Prachtausgabe des Textes, den ein reicher Kommentar begleiten ſollte, unterblieb. Ein in Breslau vor mehreren Jahren veranſtalteter Privatabdruck gab nur den unerläuterten Text. Erſt durch Erſcheinung des Briefwechſels zwiſchen Goethe und Schiller ergab ſich mit vielen neuen Aufſchlüſſen die geſteigerte Anregung, dieſes wunderbare Gemeingut unſrer beiden großen Dichter hellbeleuchtet aufzuſtellen. Die vorliegende kleine Ausgabe leiſtet in dieſem Betreff die nöthigſte Vorarbeit. Wir können aber keineswegs ſagen, daß damit ſchon alles gethan ſei. Die ſorgfältige Zuſammenſtellung der in dem erwähnten Briefwechſel enthaltenen Aufſchlüſſe, die richtige Entzifferung der abgekürzten oder ſonſt verſteckten Bezeichnungen, die genaue Angabe der perſönlichen Bezüge und Umſtände, alles dies iſt verdienſtlich und dankenswerth. Allein wir hätten gewünſcht, daß der Herausgeber, der ſich in allem Betracht ſo kundig erweiſt, in die geiſtigen Richtungen dieſes höchſt wichtigen, mit allen Angelegenheiten unſrer

Geiſtesbildung tief verflochtenen und noch immer nicht ausgekämpften großen Kampfes auch geiſtig mehr einzugehen, und ſeine wahre Bedeutung zu enthüllen verſucht hätte.

Die deutſche Litteratur hat vor den Xenien und auch nachher Kämpfe und Strafgerichte genug gehabt, perſönliche und einzelne zu jeder Zeit überviel, in beſondern Richtungen manche bedeutende, ganz allgemeine doch ſelten. Die Xenien, einen Ritterzug der letztern Art darſtellend, werden lange Zeit noch unübertroffen bleiben, ſie bilden für alles Nachfolgende gleichſam ein Homeriſches Zeitalter, in welchem ſich das Vorangegangene reſumirt, und wohin das Spätere ſich nothwendig zurückbezieht. Sie haben auch mit den Homeriſchen Erzeugniſſen das nicht leicht wieder zu erneuende Verdienſt gemein, mit einer naturkräftigen Urſprünglichkeit auch den vollen Reiz einer gebildeten Form zu vereinigen. Goethe und Schiller ſind hier ritterliche Helden, neben der Strenge fein und anmuthig, ſie ſchlagen das feindliche Geſindel aus dem Felde, aber laſſen es dann laufen, ohne es zu Schmach und Marter einzufangen, und nach dem Kriege noch erſt einem hochnothpeinlichen Halsgericht zu übergeben. In den ſpätern Zeiten haben wir leider die letztere Erſcheinung vorwalten, und in der Litteratur wahre Hinrichtungen und Torquirungen anſehen müſſen, ſtatt der Ritter die Scharfrichter in Thätigkeit! Es mag ſein, daß Zeiten und Umſtände das Geſchäft des Scharfrichters nöthig machen, auch mag dieſer wohl nur vollziehen, was wirklich Rechtens iſt, und in der Litteratur kann manches Opfer fallen müſſen, das in der bürgerlichen Welt jede Achtung verdient, und

vielleicht hundertmal beſſer iſt, als ſeine Richter und Quäler; aber einen Autor, hinter dem doch zuletzt der Menſch in jedem Falle ſteht, unter kaltberechneten Martern ſterben zu laſſen, giebt immer einen widerlichen Anblick, und gern wendet man ſich von ihm zu der heitern und edlen Jagdfreude der Xenien zurück, in welcher der Geiſt und die Laune nur zur Milderung der unerläßlichen Geißelhiebe dienen, nicht aber aufgewendet werden, den Schmerz und die Qual zu mehren! —

Abendſtunden, herausgegeben von Dr. Franz Theremin. Berlin, 1833. Duncker und Humblot. 8.

Bei dieſem kleinen Buche, worin ein angeſehener Theolog und Kanzelredner für ſeine Mittheilungen die Form heitrer Kunſt gewählt hat, mögen uns zuvörderſt einige allgemeine Bemerkungen erlaubt ſein.

Die tiefſten und heiligſten Wahrheiten, welche den Geiſt ergreifen und das Gemüth erfüllen, bedürfen ganz gewiß keines Schmuckes, wie ihn die Kunſt aus ihren reichen Schatzkammern allem Erſcheinenden darbietet. Die höchſten Ergebniſſe des Denkens, die reinſten Ueberzeugungen der Religion, wirken unmittelbar durch ihr eigenſtes Weſen, ohne Beimiſchung künſtlichen Vortrags, der das einfache ſtarke Licht durch die Mannigfaltigkeit bunter Farben in vielen Fällen ſogar verdunkeln würde. Die Kunſt hinwieder weiß jene Wahrheiten, mit denen ſie im tiefſten Einverſtändniſſe lebt, eben ſo wenig für

ſich als Schmuck und Hülfe zu benutzen; und ein Bund der Kirche mit den Künſten, den man zu ſolchem Behufe wechſelſeitigen Leiſtens oft genug verkehrterweiſe hat ſchließen wollen, iſt immer ein unfruchtbarer geblieben. Doch wird eine Vereinigung beider Gebiete deßhalb nicht entbehrt, ſondern nur in andrer Art, als jener aushülflichen, bewirkt, indem keines derſelben ſich an das andre veräußert, ſondern beide ſelbſtſtändig in dem reinſten menſchlichen Antriebe zuſammenfließen. Der Weiſe, der ein Künſtler, der Fromme, der ein Dichter iſt, wie ſollten ſie, ihrem höchſten Berufe folgend, aufhören dieſe Begabten zu ſein? wie dürften ſie jemals dieſe edlen Gaben verwerfen oder verläugnen, ohne das ganze Gewebe der ihnen verliehenen Eigenſchaften zu zerreißen? Wo dieſe Gaben wahrhaft vorhanden ſind, da müſſen ſie den Geiſt überall begleiten, und es wird immer ein erfreuender Anblick ſein, die höchſte Bildung der Kunſt, die Anmuth und Lieblichkeit des Vortrags, den Zauber der Poeſie, ſich den ſchmuckloſen Ergebniſſen der Wiſſenſchaft und Religion anſchmiegen, dieſe zu jenen einkehren zu ſehen. Auf beiden Seiten bleibt das Weſen dabei unverändert, und die Verbindung iſt nur in der perſönlichen Begabung, ohne auf die Sachen ſelbſt überzugehen.

An ſolchen glücklichen Talenten hat es niemals gefehlt, und wie im Alterthum die philoſophiſche, ſo iſt in neuerer Zeit die religiöſe Wahrheit öfters in ſchönem Kunſtgebilde aufgetreten. Sehen wir jedoch näher an, was beſonders die ſpätere Zeit bisher in dieſer Richtung geleiſtet hat, ſo fällt uns ſehr auf, daß der eben bezeichnete Verein ſich im proteſtantiſchen Bereiche noch

ſelten, und im Ganzen auf einer minderen Stufe zeigt, als im katholiſchen. Eine kleine Auswahl von geiſtlichen Liedern, und eine vielleicht nicht ſtärkere von Predigten, abgerechnet, ſteht die dichteriſche und redneriſche Bildung in jenem Gebiete ſehr zurück, und auch das Beſte davon dürfte ſchwerlich die Lieder eines Spee und Angelus oder die Reden eines Boſſuet und Maſſillon übertreffen. Der Meſſias von Klopſtock iſt bei großen Schönheiten des Einzelnen im Ganzen ein verfehltes Werk. Von andern poetiſchen Geſtaltungen der Frömmigkeit läßt ſich auch das Einzelne nicht rühmen. Spätere Schriften über Religion, mit großem Anſpruch an theoretiſches Verdienſt abgefaßt, tragen gerade deſſen Mangel zur Schau, und chriſtliche Gegenſtände platoniſch zu dialogiſiren iſt bisher auch nur immer mißrathen.

Um ſo erfreulicher erſcheint nun dieſes kleine Buch, von deſſen Verfaſſer man mit Recht ſagen kann, daß er den ächten Künſtlerberuf in ſich trägt, wie denn auch ſeine mannigfachen Schriften bisher ſeine Dichter- und Rednergabe vielſeitig dargelegt haben. Der Inhalt theilt ſich in zwei Abſchnitte, von welchen der erſte, „Der Kirchhof“ überſchrieben, aus einer Reihe von Gedichten beſteht, die bei ſehr wechſelnder Form in derſelben Gemüthsſtimmung und Gedankenrichtung verweilen. Ein wehmüthiger Schmerz und ein inniges Vertrauen athmen in dieſer Poeſie, die in den ſchönſten und klarſten Bildern ſich bewegt; und beſonders in den Sonetten iſt ein melodiſches Auf- und Niederwogen, wie es der Hauch Petrarcha's ſelber nicht ſchöner erregen könnte; die ſchwierige poetiſche Form erſcheint hier nur als der natürliche Ausdruck der in frommer Liebe emporgeſchwungenen

Seele. Den Empfindungen zarter Innigkeit und treuer Sehnsucht gesellen sich auch Gefühle erhabenen Schmerzes und Unwillens, wie in folgendem Sonett, das wir als Probe hier einrücken:

„Auf allen Gräbern thronet das Vergessen,
Das stumm den Finger an die Lippen drücket,
Das alle Blumen von dem Rasen pflücket,
Und welken läßt die traurenden Cypressen.

Ihr meinet, daß um euch noch Thränen flössen,
Daß die noch weinten, die ihr sonst beglücket?
Ihr irrt, ihr Todten! Neue Lieb' entzücket
Die schwachen Herzen, die ihr einst besessen.

Wohlan, so laßt uns schweigen von den Todten!
Ein Todter aber hat uns Heil erworben,
Und dessen Name müsse stets erschallen.

Allein auch hier wird Schweigen uns geboten.
Vergessen ist ein jeder, der gestorben,
Und Er ist der Vergessenste von Allen."

Auf diese Gedichte folgen „Drei Gespräche", worin die sinnige Kunst des Verfassers sich auch auf diesem bisher so wenig, und fast immer unglücklich, angebauten Felde des Dialogs im größten Vortheil zeigt. Sie sind von sehr verschiedenem Inhalt und Ton. In dem ersten wird das Erwachen eines Verstorbenen in den Gefilden des Himmels und sein steigendes Gewahrwerden des neuen Ortes und Zustandes dargestellt. Jedermann sieht das Bedenkliche einer solchen Schilderung ein, wobei der Einbildungskraft ein reiches und gleichwohl nicht überfülltes Bild zu geben ist, das ihr weithin zur Thätigkeit

Anreiz und doch zugleich Beruhigung geben muß, das beſonders aber den reingeiſtig chriſtlichen Karakter nicht verläugnen, noch dieſen unter ſinnlicher Fülle verdecken darf. Das Bedenkliche wird zum Wagniß, wenn die Ausführung in ſchlichter Proſa, und ſo zu ſagen im Tone einer ſtillen Lebensſcene geſchehen ſoll. Dieſe Aufgabe nun iſt hier mit großer Meiſterſchaft behandelt, und zu dieſer rechnen wir auch den Takt und das Maß, mit denen zu rechter Zeit abgebrochen wird. Aus ganz einfachen, ja gewöhnlichen Zügen entwickelt ſich eine geiſtige Wendung, der eine ſchmerzſtillende Süßigkeit entquillt, und die das Geſpräch eröffnende, vielleicht von manchem Leſer belächelte Frage: „Du haſt gut geſchlafen?“ führt unvermerkt zu ſchauerlich ergreifenden Andeutungen, deren Bild man zerbrechen kann, ohne den Eindruck, den es gegeben hat, zu verlieren. Das zweite Geſpräch: „Die geiſtliche Beredſamkeit“, verhüllt ſeinen tiefernſten Gehalt in einem faſt ſcherzhaften Gewande, das aber in der Verhandlung ſelbſt mehr und mehr zerriſſen wird, und abfällt, um wichtige Wahrheiten in klarer Geſtalt erſchauen zu laſſen. Der Verfaſſer bewegt ſich in dieſem Geſpräche mit vollkommener Freiheit und Leichtigkeit, und wenn er größere Stoffe ausführlich in dieſer Art durcharbeiten wollte, ſo wäre ihm ein Erfolg zu verſprechen, der unter uns Deutſchen noch niemandem, bei unſern franzöſiſchen Nachbarn vielleicht nur Einem, den wir aber hier nicht gerade nennen mögen, zu Theil geworden iſt. Lebhafte Laune iſt auch in dem dritten Geſpräch: „Der Ritter von der traurigen Geſtalt“; doch ſcheint uns dieſes weniger gelungen, und der Grund-

gedanke mit der humoriſtiſchen Begleitung in einigem Mißtone geblieben.

Die dritte Abtheilung, faſt die Hälfte der ganzen Schrift, iſt ein Verſuch: „Von dem Weſen der myſtiſchen Theologie.“ In dieſem Aufſatze verläßt der Verfaſſer die Form des eigentlichen Kunſtgebildes, und ſpricht im ſchlichten Vortrag der erörternden Unterſuchung. Das Verdienſt ſeiner Künſtlerſchaft zeigt ſich aber auch hier in der klaren Beſonnenheit, mit der er, ohne redneriſche Erhebung und Abſchweifung, aber gleichwohl mit innerer Wärme, ſeinen Weg forſchend dahinſchreitet, und bei jedem Schritte das Ziel feſt im Auge behält. Er nimmt in der Theologie eine dreifache Richtung an, die hiſtoriſche, die philoſophiſche und die myſtiſche, deren jede ihren eigenen Grund haben, und neben den andern wirkſam beſtehen, ja ihnen zur Vervollſtändigung dienen ſoll. Nachdem er die Gränzen einer jeden dieſer Richtungen beſtimmt, wobei doch der philoſophiſchen, wie uns dünkt, ihr Standpunkt nicht ganz nach Gebühr geworden, unterſucht er näher das Weſen der myſtiſchen Theologie, für welche er den beſſer bezeichnenden Namen „Theologie der unmittelbaren Anſchauung“ vorſchlägt, ſondert deren Abwege und Verirrungen von der geraden und ſichern Bahn, auf welcher Johann Gerſon und Fenelon gewandelt, und zeigt, daß dieſe mit den Wegen der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Theologie in völliger Uebereinſtimmung zu demſelben Ziele gelangt, und ihr Daſein auch den beiden andern Richtungen hülfreich, ja in gewiſſem Sinn unentbehrlich iſt. Die wiſſenſchaftliche Prüfung dieſer Begriffe, wie ſie der Verfaſſer feſtgeſtellt hat, und die Erörterung dieſes Gegenſtandes überhaupt

kann in dieſer Anzeige keinen Raum finden. Wir wollen hier nur dem Verfaſſer zum Ruhme bemerken, daß ſeine Anerkennung einer philoſophiſchen Religionswiſſenſchaft und ſeine Vertheidigung der myſtiſchen Theologie ihn vor vielen heutigen Theologen auszeichnen, die ſich in beſchränkteren, für jede freie Umſicht verſchloſſenen Standpunkten ſicherer wähnen! Der ganze Aufſatz iſt übrigens in friedlichſtem Geiſte zur Verſöhnung und zur Vereinigung geſchrieben, und der Verfaſſer bekennt in der Vorrede, daß, wenn er bei dieſem Gegenſtande, über den ſo weniges feſtſtehe, geirrt habe, er gern eines Beſſern ſich belehrt ſehen werde.

Die ganze Stimmung dieſer „Abendſtunden", der Zug gemeinſamer Gedanken und Empfindungen, der ſich durch die verſchiedenen Aufſätze windet, die geiſtig milde Anregung, die über dem Ganzen ſchwebt, alles dieſes muß der Hoffnung des Verfaſſers, „daß auch nach Abſonderung deſſen, was der Eigenthümlichkeit der Form angehört, etwas allgemein Lehrreiches und vielleicht Erbauliches übrig bleiben werde", zur beſten Gewähr ſein, und ſie wird ſich gewiß reichlich erfüllt ſehen. —

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Vierter Theil. Nemo contra deum nisi deus ipse. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1833. 12.

Ein Zeitraum von zwanzig Jahren liegt zwiſchen dem Erſcheinen der früheren Theile von Goethe's Lebensbekenntniſſen und der Herausgabe dieſes vierten, mit

welchem nun das Ganze leider schon sich abschließt. Diese Zwischenzeit hat uns sonstige Mittheilungen aus Goethe's Leben, gehalt- und anmuthvolle Berichte von Reisen, Feldzügen, litterarischen und gesellschaftlichen Thätigkeiten aller Art, reichlich zukommen lassen; doch konnte keine dieser Gaben uns für den abgebrochenen Erzählungsfaden schadlos halten, den wir so lange vergebens hofften in dem zusammenhängenden und ausgearbeiteten Vortrage von „Dichtung und Wahrheit" fortgeführt zu sehen. Nun sind diese Hoffnungen erfüllt, und schöner und größer, als wir es denken konnten; dieses kleine Bändchen, dessen fünf Bücher kaum die Hälfte des Raums einnehmen, welchen die gleiche Zahl solcher Abtheilungen früher abmaß, erweist sich als ein Juwel, das im geringsten Umfange den größten Werth zusammenfaßt. Frühere Worte, je das Erscheinen der einzelnen Theile dieses Werkes nah begleitend, haben die seltnen und eignen Vorzüge desselben für die damaligen Leser anzudeuten gesucht, und wenigstens den heißen Dank und Eifer ausgesprochen, mit welchen der Eindruck und Gewinn eines solchen Buches ein zustimmendes Gemüth erfüllt hatte. Nach so langjähriger Unterbrechung vermag nun noch immer die nämliche Berichterstattung, die dem schon weit entlegenen Anfange sich beigesellte, auch den Schluß aufzunehmen, und wie der große Zwischenraum den Sinn und die Gestalt des Autors noch unverändert als dieselben hervorgehen läßt, so nimmt auch noch jetzt unverändert derselbe Antheil und Eifer das Wort, und darf in diesem Falle gleich zuvörderst die Gunst bemerklich machen, welche mit der Treue der Gesinnungen hier

zugleich die der äußerlichen Umstände so weithin hat bewahren mögen.

Ein kurzes Vorwort erinnert den Leser an die Nothwendigkeit, in welcher sich der Autor bei seiner Betrachtungsweise befindet, die Zeitfolge der äußerlichen Ereignisse bisweilen einem höheren Zusammenhange der geistigen Bestandtheile unterzuordnen, und so macht er auch gleich bemerklich, daß die hier fortgesetzte Erzählung nicht gerade das Ende des vorigen Buches, sondern vielmehr dessen Hauptfäden sämmtlich nach und nach wieder aufnehmen und weiterweben soll. Hierauf eröffnet sich der eigentliche Vortrag mit einem heiteren Blick auf die glücklichen Verhältnisse und Einflüsse, welche für den jungen Mann zuletzt dahin zusammengewirkt, nach manchen Kämpfen und Zweifeln, einen äußeren und inneren Frieden hervorzubringen. Solche Ruhepunkte sind die Höhen, die Haftungs- und Kräftigungsmomente des Lebens, das aber seiner Natur nach in ihnen am wenigsten zu weilen vermag, und so sehen wir auch hier diesen Frieden, kaum angedeutet, sogleich wieder zu wachsender Bewegung übergehen. Schon das philosophische Nachdenken, welches sich den Büchern und der Lehre des Spinoza widmet, und hiebei Beruhigung und Klarheit findet, vermag in diesem Kreise der Spekulation nicht lange auszudauern, sondern eilt, den Ertrag und die Gestalten desselben dichterisch anzuwenden. Was hier über Spinoza so schön als tief aus unmittelbarer Lebenserfahrung ausgesprochen ist, wird für jede künftige Betrachtung dieses gegen die Welt in immer von Zeit zu Zeit erneutes Mißverständniß untertauchenden Philosophen ein unverlöschbares, willkommenes Licht bleiben, und darf

einigermaßen dafür tröſten, daß uns die Ausführung des ſo reizend als erhaben zu denkenden dichteriſchen Gebildes von einem Beſuche des ewigen Juden bei Spinoza hat entgehen müſſen. Die innige Verknüpfung, welche bei Goethe alles und jedes mit ſeinem produktiven Talente hat, führt ihn mit leichter Wendung aus den dunkeln und ſchauerlichen Tiefen wieder auf die heitre Bahn ſeines dichteriſchen Treibens, wo ſich aber auch ſogleich, durch fremdes Eingreifen in ſein Autorrecht, durch unbefugtes Herausgeben und Nachdrucken ſeiner Schriften, ein widerwärtiger Zwieſpalt öffnet, den er zwar für diesmal durch ein lieblich-kräftiges Gedicht wohlgemuth abthut, deſſen Grund aber auch in der Folgezeit noch oft in wechſelnden Mißverhältniſſen ſtörend fortgewirkt hat.

Nach Erwähnung von ein paar muntern, den Geiſt und Anblick Goethiſcher Jugend leicht und lebhaft bezeichnenden Vorgängen, finden wir uns zu glänzender Geſellſchaft eingeführt, und hier einem holden Weſen gegenübergeſtellt, deſſen Lieblichkeit uns feſſelnd anleuchtet, noch ehe wir durch den Namen Lilli erfahren, welch ſchon bekanntes Gebiet anmuthiger Bezauberung uns aufgenommen. Nun kann wohl von höchſtem Lebensgefühl, von reichſtem Gewinn der Tage, von Glück und Segen die Rede ſein, aber an jenen äußeren und inneren Frieden, welcher ſich anfangs verkündigen wollte, iſt nicht mehr zu denken, und an ſeiner Statt waltet die erregteſte Leidenſchaft, von allem Wechſel begleitet, den ſie erſt im innern Leben entzündet, und dann unaufhaltſam auch in das äußere hinaustreibt. Bevor wir aber in dieſen Zauberkreis völlig eingehen, doch ſchon mit dem erſten guten Eindruck deſſelben, läßt uns der Autor noch ſchnell die

düſtern und ſehr betrübenden Verhältniſſe zurücklegen, in welchen Jung-Stilling uns hier wiederbegegnen muß. Mit dieſen ſchweren, durch die angeknüpften Betrachtungen des Dichters zu den wichtigſten Bezügen erhobenen, und ſogar im eignen Stoffe noch erheiterten Drangſalen ſchließt das ſechszehnte Buch.

In dem ſiebzehnten Buche blüht, leuchtet und athmet ganz das Verhältniß zu Lilli. Wir haben den Dichter von den frühſten Empfindungen, für welche das unſchuldige Gretchen ihm Gegenſtand ſein mußte, mit Antheil und Mitgefühl zu den höheren Stufen begleitet, die nach und nach ſeine Neigung erſtieg, und wir ſind durch Friederikens liebliche Erſcheinung mitſchuldig der Unbeſtändigkeit geworden, die man dem Erlöſchen oder Aufgeben früherer Neigung zum Vorwurfe zu machen pflegt. Nicht ganz ſo hell, und alſo minder gerechtfertigt, zeigten ſich die ungenannten und, wie es ſcheint, in einiger Miſchung durcheinander wogenden Leidenſchaften, gegen welche Friederikens Bild zurückweichen mußte, und aus denen die Werther'ſchen Stimmungen ſich nährten. Dagegen tritt nunmehr dieſe neue Leidenſchaft in allem Glanz und in aller Kraft ihres vollen Uebergewichts und ihrer ureigenen Berechtigung auf. Wie gegen die aufhebende Sonne der ſchönſte Stern, ſo muß gegen Lilli ſelbſt Friederike dahinſchwinden, und da von Pflichten und Verbindlichkeiten, welche ſchon außerhalb des Gebietes der Neigung liegen und dann oft unglücklich genug bedingend zurückwirken, hier glücklicherweiſe keine Rede iſt, ſo darf der getroffene Sinn frei und froh dem neuen Lichte folgen. Daß jede neue Regung in dem Dichter einen Fortſchritt bezeichnet, immer nur einen höheren

Gegenstand auch mit erhöhtem Gemüth erfaßt, dies thut ihn dar als der Liebe treu und der Wahrheit, in ihrer menschlich möglichen und gebotenen Entwickelung, welches eine höhere Treue ist, als die gewöhnlich dafür geltende äußere Beharrlichkeit bei einem zufällig ersten Begegniß. Das Verhältniß zu Lilli zeigt sich aber nicht nur reicher, tiefer und schöner, als alle früheren, sondern in der Reihe der Jugendneigungen auch als das höchste und letzte; ihm folgt kein ähnliches; was weiterhin von Neigungen und Leidenschaften „unseres Freundes" sichtbar wird, und größtentheils in Dichtungsgestalt für alle Zeiten zu verehrender, sinnender, lehrreicher Betrachtung dasteht, gehört einer neuen Folge an, worin andre Richtungen und Bezüge hervortreten, nicht geringeren Werthes, als die bisher dargelegten, aber von einem ganz verschiedenen Karakter, und daher mit jenem dargebotenen höchsten Lebensglücke, wofür Goethe selbst es erklärt hat, nicht zu vergleichen noch zu messen.

Der Verlauf dieser Liebesgeschichte, von dem ersten Sehen und Kennenlernen bis zur Verlobung, wohin diesmal die Sache wirklich gelangt, ist ein ununterbrochenes Gedicht, das den reizendsten und bedeutendsten Stoff in den schönsten Formen und Massen mittheilt, und gleichsam die beiden Endpunkte der Poesie zusammenschlingt; denn der Stoff ist ganz in dem Elemente seiner ursprünglichen Naivetät und Unschuld, seiner idyllischen und lyrischen Naturfrische verblieben, und zugleich ist die Darstellung mit aller Kraft und Ueberlegenheit der höchsten, bewußten und reifen Kunstschöpfung ausgerüstet. Achtzigjährige Weisheit und Uebersicht und fünfundzwanzigjähriges Feuer der Empfindung und des

Geiſtes ſind hier in lieblicher Gemeinſchaft gegenwärtig, und beleben einander wechſelſeitig. Dieſe ſo zarten als gediegenen Blätter bilden in dieſer Art ein Kleinod, das wahrhaft als einzig zu ſchätzen iſt, dem keine Litteratur etwas Gleiches zur Seite zu ſtellen hat. An Schönheit und Macht der Schilderung ſolcher innigen, lebenvollen und dabei flüchtigen Zuſtände können nur einige der herrlichſten Blätter von J. J. Rouſſeau neben dieſen noch zu nennen ſein, aber an Geiſt und Reife ſchon nicht. Die Feier des Geburtstages von Lilli, die träumeriſche Wandernacht Goethe's und andre ſolche Vorgänge, ſind beinah ſceniſche Idyllen mit plaſtiſcher und muſikaliſcher Ausſtattung geworden, und jeder Umſtand und Bezug dieſer glücklichen Tage iſt in den goldnen Worten des Dichters zu einem ſelbſtſtändigen kleinen Kunſtwerk ausgeprägt. Die ſchon bekannten Lieder erſcheinen faſt neu, ſo ſehr gewinnen ſie ſelbſt durch den Ort, wo ſie nun ſtehen, und ſo ſehr ſtreuen ſie Licht und Wärme auf ihre Umgebung aus.

Die Gunſt der Wirklichkeit kann aber auch ſelten für dichteriſches Erforderniß ſo glücklich gefunden werden, wie hier der Fall iſt. Die Lage von Offenbach, ſo nah bei Frankfurt, und doch abſeits von dem gedrängten ſtörenden Stadtleben, dabei ſelber im ſtädtiſchen Werden begriffen, und ſchon in dieſer Art geſellig, bei noch ländlichem Zuſchnitt; die glückliche Miſchung der Perſonen, ihr guter Zuſammenhang, ihre nicht zu große Zahl, welche gerade hinreicht, um den Schauplatz zu beleben, ohne ihn zu überdrängen; die eifrige Thätigkeit des heitern Muſikers André, die antheilvolle Genoſſenſchaft eines würdigen Ehepaars, des Pfarrers Ewald und ſeiner

Frau; endlich die beiden Hauptgeſtalten ſelbſt, die reizende Lilli und der ſchöne Jüngling Goethe, beide zu freier Entfaltung ihres reichen begabten Innern gegenſeitig angezogen, und wenigſtens eine Zeit lang allen Aeußerlichkeiten überlegen: dieſe Aufzählung allein ſchon läßt das beinah fertige Gedicht erblicken! Und doch iſt es hier nur die wirkliche Wahrheit, welche zur Dichtung geworden, ohne ihre eigenſte Geſtalt aufzugeben. Wir haben hiefür ein beſondres Zeugniß beizubringen, das bei dieſer Gelegenheit ausgeſprochen ſei. Vor vielen Jahren, als dieſer Theil von Goethe's Leben noch nicht geſchrieben war, pflegte der nun verſtorbene Pfarrer Ewald, als Theilnehmer und Vertrauter jener Verhältniſſe, uns ſeine Erinnerungen aus der glücklichen Zeit, die er als die ſchönſte und belebteſte ſeiner eignen Jugend mit froher Innigkeit gern zurückrief, vielfältig und umſtändlich vorzutragen, und ſeine Erzählungen, die ſich bis zu den kleinſten Zügen und Bemerkungen verliefen, wie er denn auch die mannigfachen Gedichte an Lilli mit dem Ton und Ausdruck ihrer frühſten Recitation behalten hatte, bewirkten dem eifrigen und aufmerkſamen Hörer durchaus denſelben Eindruck, welchen er jetzt aus der von Goethe ſelbſt gegebenen Darſtellung empfängt, und durch die Einzelheiten, deren er ſich aus jenen Erzählungen erinnert, werden ihm ſowohl die beſonderſten Züge als auch das Ganze dieſes neuen Bildes auf das vollſtändigſte und zuſtimmendſte beſtätigt. So daß alſo auch bei dieſem Theile von Goethe's Leben abermals das wichtige Wort Jacobi's gelten dürfte, der von den früheren in einem Briefe an Dohm ſagt: „Ich muß den Erzählungen Goethe's das Zeugniß geben (ich erlebte ja ſo vieles

mit!), daß ſie oft wahrhafter ſind, als die Wahrheit ſelbſt."

Die durch Erwiederung glückliche Liebe hatte anfangs keine Hinderniſſe, in ihrem Fortgange nur ſolche, die zu überwinden oder doch zu beſtehen waren, und nahm aus ihnen, durch Vermittlung einer beiderſeitigen Hausfreundin, Olle. Delf, deren ſelbſtwilliger Eifer in vorgeſetztem Handeln trefflich bezeichnet wird, bald den Aufſchwung zu der ſchönen Stufe, wo die Liebenden ihre Vereinigung gebilligt ſahen, und ſich als Braut und Bräutigam begrüßen durften. Hier jedoch entwickelt ſich in den Grundlagen der Verhältniſſe, die nun näher vor Augen kommen, ein ernſtlicher Widerſtreit, der die ſchon vergönnten Hoffnungen trüb umhüllen muß. Die Verſchiedenheit der Lebenskreiſe, Gewöhnungen und Anſprüche, die ſich vereinigen ſollen, tritt für die nähere Betrachtung ſcharf und beängſtigend hervor, und die Liebenden ſelbſt, obwohl ihrer Neigung verſichert, und ihr zu folgen entſchloſſen, fühlen es, daß ihr beſter Wille in den gegebenen Umſtänden wenig ausrichten könne, ſondern lieber, mit Verzichtung auf alles Uebertommene, einen ganz neuen Boden und Anfang des Lebens zu ſuchen habe. Dies führt den Autor zu einer überſichtlichen Betrachtung der ganzen damaligen Weltlage, ihrer großen politiſchen Beziehungen, der Geſtaltung der Standesunterſchiede, der von dieſen Bedingungen abhängigen Lebensausſichten, und insbeſondre der ihm perſönlich offenſtehenden, wobei ſeine zweifache Eigenſchaft, die litterariſche und bürgerliche, wiederholt zur Sprache kommt.

Es braucht nicht verſichert zu werden, daß dieſe

Schilderung durch Tiefe und Klarheit des Richtigeingesehenen und Treffendausgesprochenen abermals die ganze Meisterschaft darlegt, die wir in ähnlichen Ueberblicken der früheren Theile bewundert haben; die Biographie hat ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte nie schöner und gründlicher dargethan, und diese Abschnitte können als einzelne fertige Kapitel einer deutschen Nationalgeschichte gelten, deren Ganzes noch fehlt, und lange noch fehlen wird. Die Stellung Goethe's im bürgerlichen Leben erscheint zwar gleich anfangs vortheilhaft und befriedigend, indem die doch engen Schranken, von welchen sie umgeben ist, dem Einzelnen kaum fühlbar geworden; allein die Bedeutung, welche er durch das Uebergewicht geistiger Fähigkeiten in einem allgemeinen Kreise mehr und mehr gewinnt, entbehrt des entsprechenden Ausdrucks in den äußeren Verhältnissen; die Wege der Litteratur gingen damals noch durch ödes Gefild, nur der eine Klopstock war auf ihnen als Dichter zu einer leidlichen Lebensstellung gelangt, und dabei hatte noch der religiöse Gegenstand seiner Dichtkunst entscheidend eingewirkt; für Goethe war eine solche Begünstigung nicht abzusehen, und seine praktische Tüchtigkeit in Geschäften, wie fertig und fruchtbar sie auch erscheinen mochte, versprach dafür keinen nahen Ersatz. Seine eignen Ansprüche, wie die seiner Geliebten, waren willig, sich in's Enge zu ziehen, um ein bescheidenes Glück zu gewinnen, welches allerdings der größten Opfer werth schien. Allein im tiefsten Bewußtsein konnte man sich nicht verhehlen, daß die Richtungen und Bilder, welche man aufgeben wollte, schon im Gemüth und Sinn unberechenbar eingedrungen sein mußten, und auch jenseits des Weltmeeres,

wohin der Blick ſich gewendet hatte, unheimlich Störendes befürchten ließen. Die Ferne als ſolche lockte nicht, das Nächſte an und für ſich ſtieß nicht ab; die beiden Bahnen, welche einzeln jedem heiter und angemeſſen waren, wurden erſt durch ihre Vereinigung ſchwierig, und auch der Muth und das Selbſtvertrauen der Jugend konnten, durch die Bilder, welche ſich heran-drängten, beunruhigt werden. Dabei rief kein offner Widerſpruch die Geiſter des Trotzes und Eifers in den Kampf; ihrem eignen Gange war die Sache überlaſſen, nur wohlwollende Warnung und verſtändiger Rath wirkten ein. So konnte es geſchehen, daß die ſchon verlobten Liebenden, ohne ausdrücklichen Zwang und fremdes Hinderniß, durch die leiſe, aber mächtige Wirkung der gefühlten Unvereinbarkeit ihrer unreifen und nicht einander entſprechend ausgeſtatteten Zuſtände, ſich wieder trennen ließen, indem ſie wohl nicht in die Trennung willigten, aber ſie werden ſahen und anerkannten. Dieſer ganze Hergang, welcher im Weſentlichen für das Verſtändniß keine Dunkelheit behält, iſt gleichwohl von dem Autor in den einzelnen Zügen mit einem zarten Helldunkel behandelt, welches nur eben verhindert, auf das Einzelne zu ſcharf den Blick zu heften, und dieſen gerade im Hingleiten über das Ganze die Bedeutung zu ſuchen nöthigt. Merkwürdig ſind in dieſem Betreff die Worte Goethe's, die er mündlich gegen einen Freund geäußert, daß die Tiefe und Zartheit ſeines Gefühls für Lilli noch auf die Schreibart und den Ton ſeiner Erzählung gewirkt, und er den leidenſchaftlichen Gehalt dieſes Verhältniſſes keineswegs ausgeſprochen habe; was denn ins-

beſondere auch von dieſem wunderbaren Auseinandergehen gelten muß.

Die Empfindungen, welche den wiederkehrenden Kämpfen dieſer nur allmähligen und im Augenblicke niemals unwiderruflichen Entſagung angehören, haben durch den Dichter zum Theil ihren lyriſchen Ausdruck empfangen. Schmerz und Trauer ſind in dieſen Gedichten aber ſtets von dem Eindruck einer gegenwärtigen oder doch erreichbaren Anmuth und Lieblichkeit überwogen, und auch bittrer Verdruß wandelt ſich in wunderliche Laune, ſo daß das Glück und die Heiterkeit dieſes Verhältniſſes auch in dieſem Betreff hervorragend bleiben. Ueberhaupt aber zeigt ſich in Goethe's Poeſie eine kräftige Steigerung, und es iſt karakteriſtiſch, daß er, in deutſcher Vorzeit nach Anhalt und Beiſpiel umherblickend, nicht zu den Dichtern des Mittelalters zurückgeht, ſondern bei dem derben und tüchtigen Hans Sachs ſtehen bleibt, wofür denn auch die gültigſten Erklärungsgründe gegeben werden. Die Wirkung dieſes Meiſterſängers iſt bei Goethe, dem er doch mehr Liebling als Muſter ſein konnte, lebenslänglich merkbar geblieben, und ein weſentliches Element ſeines ächt-deutſchen Karakters. Wir können nur beklagen, daß gerade von dieſer Art ſo manches verloren iſt, andres nur in Andeutungen noch fortlebt, oder wenigſtens für jetzt nicht mitgetheilt werden ſoll. Wir dürfen nicht verkennen, daß auch das Grundgedicht des Goethe'ſchen Genius, welches keinem ſeiner Jahre und keiner der Epochen ſeiner Dichtung, ſondern geradezu allen angehört und ſie alle umfaßt, daß der Fauſt, wenigſtens in ſeinen Anfängen, aus jenem Element hervorgeht. Mit dieſem großen Gegenſtande finden wir den

Dichter auch in jener Zeit erfüllt, indem er lebhaft vermißt, daß die Gegenwart ihm weder die Stoffe noch die Formen anbietet, deren er bedarf, und die erst eine spätere Entwicklungsstufe bringen sollte.

Mitten in die mannigfachen Bewegungen jener Herzensunruhen und dieser dichterischen Angelegenheiten trifft der Besuch der beiden Grafen zu Stolberg, die mit dem Grafen von Haugwitz auf einem Ausfluge nach der Schweiz begriffen sind, und Goethe'n leicht zur Mitreise bereden. Ein lebendiges Bild wird uns von diesen in der Geschichte deutscher Geistesbildung höchst bedeutenden Männern gegeben; wenige Auftritte, kurz und schlicht erzählt, stellen uns ohne Mühe auf den Standpunkt, wo uns so viele spätere Verwirrungen und Mißverständnisse völlig begreiflich werden, mehr sagen uns ganze Bücher nicht, als diese wenigen Seiten klar machen. Goethe berichtigt und ergänzt die Anklageschriften von Voß, ohne daß er ihm eigentlich widerspräche. Wer die Zeiten und Zustände vergleichen will, mag zu lehrreichem Nachdenken veranlaßt sein, wenn er die Jünglingsgestalt betrachtet, in welcher die nachher so gesetzten und gesetzlichen und hochverehrten Männer damals jene Gegenden durchstürmen, wo doch ein regeres Lebensfeuer schon minder aufzufallen pflegt. Die vor einigen Jahren vernommene Erzählung des Grafen von Haugwitz von manchen Vorgängen jener Reise möge hier abermals für die Treue der Goethe'schen Darstellung als ein Zeugniß angeführt sein, indem sie, mit dieser sonst übereinstimmend, nur die geniale Persönlichkeit Goethe's heller leuchten ließ, als dessen eigne Nachrichten es wollen zu erkennen geben. Daß der Ungestüm der Gefährten von andrer Art war, als die

Genialität des auch nicht eben zaghaften Dichters, gesteht dieser selbst, wie auch, daß er nicht ungern, was der Scharfblick des Freundes Merck richtig vorausgesehen hatte, auf der weiteren Wanderung sich von ihnen trennte. Einiges Verwundern und Lächeln muß es hiernach wohl erwecken, wenn man gedenkt, daß, nur ein Jahr später, der gute Klopstock den jüngern Stolberg nicht wollte nach Weimar reisen lassen, weil er für ihn die dortige Lebensart fürchtete, und in wehmüthiger Besorgniß sich die Autorität nahm, den versprochenen Besuch desselben unglimpflich abzusagen. —

Merck, den wir eben genannt, erscheint ferner, wie in den früheren Theilen, als ein durch Karakter und Verstand eigenthümlich ausgezeichneter Mann, dessen Freundschaft und Denkart nicht ohne Einfluß auf Goethe bleibt. Sehr wäre zu wünschen, daß die zerstreuten Blätter und Nachrichten, welche von diesem Manne noch übrig sind, zu rechter Zeit gesammelt würden, da es doch immer denkwürdig sein wird, die wirklichen Züge näher zu betrachten, von welchen einige mit dem Faustischen Mephistopheles verglichen werden konnten. Nächst diesem alten Bekannten finden wir in diesem Theile auch Goethe's Schwester wieder, und zwar nicht mehr im älterlichen Hause, sondern als Schlosser's Gattin. Ihr Zustand in Emmendingen, das Verhältniß ihrer äußern und innern Bildung, die Wirksamkeit ihrer Eigenschaften, und besonders ihr Einfluß und ihre Macht über den Bruder, dem sie die Trennung von Lilli als unerläßlich einleuchten läßt, werden mit außerordentlichen Meisterstrichen hingezeichnet, und während der Autor fast verzichtet, das schwierige Bild zu vollbringen, so ist es ihm unter dem

Zweifel ſchon fertig geworden. In ſolchen Zeichnungen offenbart ſich der wahre Seher, deſſen Auge die tiefſten und abſonderlichſten Kombinationen, die ſich zu dem Weſen eines Menſchen vereinigen, durch ſein Hinblicken auch ſogleich für Andre ſichtbar macht. Eben ſo vollendet ſich uns auch das Bild Lavater's, der, allerdings ſchon ein andrer, als in dem dritten Theile, doch noch genug derſelbe iſt, um nicht einer ganz neuen Schilderung zu bedürfen. Liebenswürdig und ehrenwerth bleibt ſeine Perſon, dagegen erſcheint ſein phyſiognomiſches Talent in faſt dämoniſcher Macht, und ſein religiöſer Eifer überläßt ſich mehr und mehr der Ueppigkeit eines warmen und überſchwänglichen Dahinwallens, das ohne feſte Gedankentiefe, und ſelbſt ohne den erforderlichen Gehalt gelehrter Kenntniß, bei aller hineingelegter Gefühlsſtärke, ſich zuletzt doch nur in Schwäche verliert. Sehr wichtig und beziehungsreich iſt alles, was Goethe über die Lavater'ſche Phyſiognomik ſagt, und es wäre wohl der Mühe werth, jenes Werk und die ganze Richtung aus dem heutigen Standpunkte kritiſch zu beleuchten, wozu die Mittel in Hegel's Phänomenologie reichlich gegeben ſind. Die phyſiognomiſche Beſchreibung der beiden Stolberg iſt hier aus Lavater eingerückt, und mag den Reiz wecken, das Buch ſelber wieder zur Hand zu nehmen.

Von neuen Perſonen lernen wir in dieſem Theile, außer den bereits erwähnten, nicht viele kennen. Der alte Bodmer iſt mit billiger Achtung als ein guter Alter dargeſtellt. Goethe's Freund Paſſavant tritt nicht bedeutend hervor. Die Markgräflichen Herrſchaften in Karlsruhe werden nur im Vorübergehen, und daſelbſt auch der Herzog und die Herzogin von Weimar eben nur

erwähnt. Hingegen erscheint Dlle. Delf, die vermittelnde Hausfreundin, noch zuletzt ausführlich in der ganzen Thätigkeit ihres Karakters.

Die Schweizerreise ist eine der glücklichen Schilderungen, wie sie Goethe so einzig gelingen, in welchen Naturanschauung, äußerliche Begebenheiten und Zustände, und die tiefsten Geistes- und Gemüthsstimmungen zu dem lebendigsten Gesammteindruck sich verbinden. Die Neigung zu Lilli begleitet den Wandrer in diese Berge, haucht ihm süße Lieder ein, und reißt ihn zuletzt, da er schon im Begriff steht, nach Italien hinabzusteigen, gewaltsam in das heimische Mainthal zurück. Zwar weiß er schon, und hat mit dem Verstande schon zugegeben, daß die Geliebte nicht mehr ihm angehören soll, allein dem Herzen und den Augen gehört sie dennoch an, und der beglückende Umgang dauert fort, wenn auch unterbrochen und gestört. Der Kampf erhöht nur die Leidenschaft, sie ringt mit Möglichkeiten und Entschlüssen, sie strömt poetisches Leben aus, mit welchem sie auch das Störende sich unterordnet und aneignet; doch zwischen allen diesen wächst unaufhörlich die Trennung, bestärkt sich nur immer die Entsagung.

Wie schon mehrmals, nimmt auch jetzt den Bedrängten sein produktives Talent in Obhut; ein heitrer und fruchtbarer Zeichner Kraus regt die Kunstliebe nach dieser Seite zu praktischen Uebungen an und rückt durch seine Bilder nebenher die Weimarischen Verhältnisse nah und traulich vor den Sinn. Jedoch kann diese Lockung, da kein ächter Beruf ihr gesellt ist, nicht lange festhalten, und Goethe stürzt sich in sein eigentliches dichterisches Element; wir sehen den Egmont aus den Wogen empor-

ſteigen, und zwar aus dem tiefſten Grunde einer großen, erſchütternden Betrachtung über das Walten eines Dämoniſchen, das in Natur und Geſchichte ſich offenbart. Was über die Erforderniſſe und die nähere Behandlung dieſes großen dramatiſchen Stoffes erläuternd geſagt wird, muß jeden nachdenkenden Leſer willkommen anregen. Hier wird auch der dieſem Bändchen vorgeſetzte Spruch: Nemo contra deum nisi deus ipse als der Sache angehörig entwickelt und aufgeſtellt.

Nun aber wird dieſer vielfach erfüllte Zuſtand nicht länger haltbar, die höchſte Spannung drängt zu Entſcheidungen, zu Entſchlüſſen. Was aufzugeben ſei, ſteht feſt; wohin aber nun Sinn und Muth ſich wenden ſoll, darüber ſchwankt alles, und doch muß der nächſte Schritt die ganze Lebensfolge beſtimmen. Die Neigung iſt für Weimar entſchieden, wohin die dringendſten Einladungen, die günſtigſten Ausſichten locken, vor denen aber der Vater warnt, und bemüht iſt, das herrliche Bild Italiens vorzuſchieben. Dieſes Schwanken verlängert ſich durch nothgedrungenes Abwarten nicht gerechneter Zufälle, und ſetzt ſich ſogar in die genommenen Entſchlüſſe hinein unangenehm fort, die Leidenſchaft ſucht in dem Aufſchub noch einigen Gewinn zu faſſen, der aber ſchon entrückt iſt, und ſo erſcheint gleichſam im Schlußchor aller Elemente und Motive, welche dieſes Leben zuſammenbilden, die Hauptentwicklung deſſelben, wodurch, nach einem letzten Kampfe, der dem Spruche ahndungsvoller Neigung über alle Gegenrede warnender Verſtändigkeit und lockender Vorſtellungen den Sieg läßt, unſer Freund und Dichter endlich dem verheißungsvollen Weimar zugeführt wird,

wo ſich die größten und glücklichſten Schickungsloose für ihn erfüllen ſollten.

Auf dieſem Boden angelangt, bleibt uns der Dichter fortan in heitrem Tageslichte, von nun an wird ſeine Erſcheinung und ſeine Thätigkeit mehr und mehr öffentlich, der Nation angehörig, und kann nicht mehr in völliges Dunkel zurücktreten. So groß der Verluſt auch in aller Hinſicht ſein mag, daß ſeine Erzählung uns nicht auch in die reizenden, geſtaltenreichen und bewegten Anfänge dieſer neuen Lebensſtufe einführt, ſo können wir denſelben doch, was den Stoff anbelangt, eher verſchmerzen, als wenn uns eine der früheren Perioden fehlte; dieſe konnte nur Goethe ſelbſt mittheilen, für jene dürfen allenfalls auch andre Erzähler eintreten. Ueberhaupt mögen wir bei dem Abſchluſſe dieſer vier Theile von Wahrheit und Dichtung nicht zu ſehr trauern über das, was noch fehlt. Gleich im Beginne dieſes Werkes ſprach ſich die Meinung aus, für den wahren Vertrauten und Freund des Dichters bedürfe es dieſer Erläuterungen nicht, das eigentliche Leben deſſelben ſei vollſtändig in ſeinen Dichtungen, und Goethe ſelbſt hat in ſolchem Sinne geſagt, ſeine Denkſchriften ſeien ein Verſuch, ſeine poetiſche Konfeſſion zu ergänzen. Wenn wir aber auch nicht zu dem Stolze jener Meinung uns erheben, ſondern uns des Gegebenen ſehr bedürftig und durch ſolches unendlich bereichert eingeſtehen, ſo dürfen wir doch hinwieder uns dabei beruhigen, und allen dringendſten Forderungen genügt finden. In der That haben wir ein wenn auch nicht geendigtes, doch vollſtändiges Werk vor uns; die Grundlagen ſind unveränderlich, die Beſtandtheile nach allen Verhältniſſen beſtimmt, der Aufbau bis zu gewiſſer

Höhe durchgeführt; nun können weiter hinauf die Gebilde doch nur mit geringen Veränderungen sich wiederholen, und in diesem Sinne hätten wir, wäre die Stelle nicht schon besetzt, als Titelspruch dieses Theiles die eignen Goethe'schen Worte vorzuschlagen: „Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen." Wirklich könnte uns die Folge fast nichts anderes zeigen, und schon bisher mußte bemerklich sein, daß auch die größte Macht des Genius und die reichste Fülle des Lebens, welche den einzelnen Menschen bedeutend machen, im Grunde nur Variationen weniger einfachen Themen sind, zweier oder dreier tiefen Erschaue oder Empfindungen, mit welchen aller Reichthum der vielfachsten Erscheinungen bewirkt wird. —

Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie. Von Dr. F. Deycks. Koblenz, 1834. 8.

Gleich nach dem Erscheinen des zweiten Theils von Goethe's Faust gab Rosenkranz in diesen Jahrbüchern einen kritischen Ueberblick des neuen Werkes. Den ersten Worten, welche über diese Fortsetzung und diesen Abschluß des wunderbaren Gedichtes gesprochen wurden, das neben einer vielbekannten und vertrauten Seite plötzlich eine befremdende und überraschende zeigte, geziemte eine gewisse Zurückhaltung in dem Allgemeinen, welche jedoch nicht hinderte, daß der Inhalt scharfsinnig erfaßt, glücklich gedeutet und die reichen Gestaltungen und Bezüge

des Ganzen zu eindringlichem Verständniß eröffnet wurden. Seit zwei Jahren, daß wir den vollendeten Faust besitzen, ist keine andre Stimme laut geworden, welche mit gleicher Tiefe und Gründlichkeit darüber gesprochen hätte, und wir glauben, daß der erwähnte Aufsatz, den doch der Verfasser selbst nur als einen vorläufigen ansehen will, auf weithinaus die Grundlage und Richtung für alle gesunde Kritik des Faust wird bleiben müssen.

Jedoch läßt Rosenkranz, der es selber ausspricht, daß Jahre verschwinden werden, bevor der Sinn des weltumfassenden Gedichtes sich völlig entschleiert, dem kritischen Erforschen noch ein weites Feld, dessen Anbau nur durch Zusammenwirken der mannigfachsten Kräfte und der reifenden Zeit erfolgen kann. Wir freuen uns, dieses Feld von einem so trefflichen Führer, wie Herr Deycks uns in dieser Schrift erscheint, mit so hellem Sinn und rüstiger Kraft betreten zu sehen! Durchdrungen von Goethe'schem Geiste, mit wissenschaftlicher Kenntniß ausgestattet, und auf dem Standpunkte der Bildung fußend, wo sich Wahrheit und Schönheit in der höchsten Lebensbetrachtung vereinigen, schreitet unser Verfasser, obwohl von ganz andrer Seite herantretend, mit der von Rosenkranz eröffneten Bahn in größter Uebereinstimmung, und wo die Ansichten und Urtheile über das Einzelne von einander abweichen, liegt selbst in dieser Verschiedenheit mehr gemeinsames Bemühen, als trennende Streitigkeit. In der Anerkennung des Gegenstandes, in der Würdigung seines Werthes und seiner Bedeutung, in dem Urtheil über die hohe Vortrefflichkeit auch des zweiten Theils der Tragödie und über den tiefen

und nothwendigen Zuſammenhang deſſelben mit dem erſten ſind beide Kritiker durchaus einig.

Das Verhältniß der beiden Theile des Fauſt, und deren Gliederung in Akte und Scenen, ſo wie den Inhalt und die Form jedes dieſer Glieder insbeſondere, legt Herr Deycks durch die ſcharfſinnigſten Aufſchlüſſe uns klar vor Augen, und der Zuſammenhang des ganzen Gedichts, die Einheit und Feſtigkeit ſeines Ganges, die Tiefe der Abſicht des Dichters und die künſtleriſche Meiſterſchaft der ſpäteren wie der früheren Ausführung treten in ein ganz neues Licht. Er behauptet, mit vollem Rechte, das ganze Werk ſei das Erzeugniß derſelben ſchöpferiſchen Kraft, deſſelben Dichtergeiſtes, und in dieſem Betreff gleichartiger und zuſammenſtimmender, als man bisher noch habe gelten laſſen. Man wußte ja, daß Goethe zu hohen Jahren gekommen; man fand ſich mit dem früheren Fragment eingelebt; die ſpätere Ergänzung befremdet und beunruhigt; es war die bequemſte und ſcheinbar gültigſte Ablehnung, daß man ſagte, man ſpüre Kälte und Trockenheit des Alters, der zweite Theil habe nicht das Leben des erſten, ja kaum einen rechten Zuſammenhang mit ihm, man halte ſich an das Werk der Jugend. Selbſt Roſenkranz läßt dieſer, man kann ſagen faulen und heuchleriſchen Meinung, indem er ſolche zwar beſtreitet, noch zu viel Gewicht; ſie wird mit den Jahren immer mehr ſchwinden, bei jedem wiederholten Leſen nimmt ſie ab. Hier aber wird dies Verhältniß durch gründliche Nachweiſungen glücklich in's Klare gebracht; zuvörderſt durch den Inhalt und die Beziehungen der beſondern Scenen oder Gruppen; dann aber auch durch die Aufmerkſamkeit, welche der Verfaſſer der

gesammten Geistesentwicklung Goethe's zugewendet hat, und als deren Ertrag ihm alles sogleich zur Hand ist, was in den verschiedenen Schriften Goethe's, oft weit zerstreut, über die Absicht und Richtung, so wie über den Inhalt und Fortgang seines Faust gesagt worden. Wir sehen daraus, daß der Dichter in dem Plane des Ganzen niemals irr geworden, daß dabei die tiefsten Erschaue seines Geistes und die mächtigsten Lebenseindrücke ihn geleitet, daß jede Willkür und zwecklose Laune ihm fern geblieben, und daß er zwar im höchsten Alter noch das Werk dichtend ausgeführt, und die neuesten Vorfälle und Anregungen mit darin aufgenommen, allein daß zum Theil gerade diejenigen Scenen, die am spätesten bekannt geworden, und die man für das Erzeugniß seiner letzten Jahre, wohl gar als eine nothbehelfliche Auskunft für den doch endlich zu erzielenden Abschluß, gehalten hatte, daß gerade diese in der Zeit seines mittleren Lebens und seiner höchsten dichterischen Kraft entstanden sind!

Herr Deycks folgt dem Goethe'schen Gedichte Schritt für Schritt; indem er immerfort den Zusammenhang im Auge behält, beleuchtet er die einzelnen Gestalten. Sein deutlicher und angenehmer Vortrag, der niemals müßig abschweift oder unnütz verweilt, macht dem Leser diese Wanderung leicht, und gewährt ihm als Ertrag das reinere Verständniß, den unendlich gesteigerten Genuß des unabweislichen Gedichtes. Denn so steht Goethe's Faust in der Litteratur und dem Leben einmal fest, daß kein gebildeter Deutscher ihn lassen und aufgeben kann; ungern, mühsam, mit Widerwillen sogar mag er daran gehen, immer wird er gezwungen sein, ihn durch und durch zu kennen, die Sprüche desselben als nächste

Lebensbezeichnungen anzunehmen, und in dieſen wohlgelegten Geleiſen die Laſten des Tages und der Zukunft fortzubewegen!

Wir können hier in das Einzelne uns nicht verbreiten. Andre, und an andern Orten, werden das Geleiſtete dankbar aufnehmen und ausführlicher beſprechen. Nur zwei Punkte ſeien uns noch zu berühren erlaubt. Der eine iſt das ſeltſame und ſchauerliche Räthſel, welches der Dichter als „die Mütter" bezeichnet hat. Der Scharfſinn und die Gelehrſamkeit unſers Verfaſſers ſind darüber ſehr ergiebig, und wir können ſeine Erklärungen vollkommen gelten laſſen; allein aus jeder möglichen Erklärung, und wäre ſie uns von Goethe ſelbſt noch übrig, müſſen wir zuletzt zu der von Roſenkranz gegebenen aufſteigen, als bei welcher allein wir uns wahrhaft beruhigt finden; es iſt dies ein glücklicher Strahl kritiſcher Divination, dem der Dichter, falls auch ihm dadurch ein erhöhter Ausdruck ſeines Gebildes erſt geworden wäre, nur um ſo freudiger gedankt haben würde. Der zweite Punkt betrifft den ariſtophaniſch kecken Streich, wo der Teufel durch ſein auf die Engel gerichtetes Gelüſt um ſeine Beute kommt. Unſer Verfaſſer, der die Meiſterhand des Künſtlers auch hier anerkennt, geſteht den Wunſch, Goethe möchte dieſe den zarten Sinn verletzende Scene unterdrückt und die himmliſche Reinheit völlig außerhalb des teufliſchen Bereichs gelaſſen haben. Wir pflichten dieſer Meinung nicht bei. Dieſe Teufelei, worin die kühne Erfindungskraft Goethe's durch die noch bewahrte Anmuth und Heiterkeit ſich auf dem höchſten Gipfel der Meiſterſchaft zeigt, iſt der nothwendige Gegenſatz des erhabenen, innigen und heiligen Elements,

in deſſen Meer das Ganze verſchwimmen ſoll. Die Schilderung des Himmels ohne ſolchen Gegenſatz würde nur fade ſein können, wie auch Dante's Paradies ohne ſeine Hölle und ſein Fegefeuer nur eine ſchwächliche Dichtung ſein würde, ja poetiſch gar nicht zu ertragen wäre. —

Herr Deycks ſtellt einige der gangbaren Anklagen und Vorwürfe gegen Fauſt und gegen Goethe — beſonders die alberne Behauptung, Fauſt hätte ein Fragment bleiben müſſen, und habe als ſolches ſein großartigſtes Ende in Gretchens Verzweiflung gehabt, alles ſpäter Hinzugekommene aber ſei vom Uebel — in ihrer ganzen Blöße dar. Er widerlegt jedoch nicht eigentlich polemiſch, ſondern ſucht mehr durch freundliche Erweckung des Verſtändniſſes den Unverſtand zu entfernen. Ueberhaupt drückt er ſich ſtets mit Maß und Billigkeit aus und läßt ſogar allzu nachſichtig die von M. Enk in Wien erſchienenen Briefe über Goethe's Fauſt, in welchen doch nur ſehr geringe Anſichten zu Tage kommen, für ein achtbares Buch gelten. — Wir wünſchen unſerm Verfaſſer, deſſen Beruf, in höherer Geiſtesſphäre zu forſchen und zu bilden, durch ſeine gegenwärtige Schrift außer allem Zweifel ſteht, zu den trefflichen Eigenſchaften, welche er ſchon beſitzt, nur noch ſtrengere Abfertigung derjenigen Widerſacher, die nicht als würdige anzuerkennen ſind. Freilich bemerkt er am Schluſſe des Vorwortes, „daß er denjenigen, welche von vorn herein überzeugt ſind, es könne nicht das Werk eines Greiſes Dichtergluth, und der Erguß eines Naturverehrers Frömmigkeit enthalten, nichts zu ſagen habe.“ Und damit ſind wir denn auch zufrieden. —

Friedrichs des Zweiten Anti-Machiavel, nach einer Original-Handschrift herausgegeben. Hamburg, 1834. Friedrich Perthes. 8.

Anti-Machiavel ou examen du *Prince de Machiavel*. Corrigé pour la plus grande partie d'après le manuscrit original de *Frédéric* II. Avec une introduction et des notes historiques. Hambourg, chez Frédéric Perthes. 1834. 8.

Friedrich der Große, dessen Andenken und Wirkung eine Reihe von Jahren durch Weltereignisse, die sich zu ihm fremdartig stellten, für uns einigermaßen zurückgetreten schien, lebt auf's neue unter uns auf, in seiner alten Größe und Herrlichkeit, und nicht nur bei uns, sondern gleichzeitig im Auslande. In Frankreich, dem mit sich selbst so viel beschäftigten Frankreich, erschien vor wenig Jahren eine neue Lebensbeschreibung des großen Königs; gleiches ereignete sich in England. Bei uns hatte die Geschichte des siebenjährigen Krieges, bearbeitet von den Offizieren des Generalstabes, ein helles Licht auf die Ereignisse jener Zeit geworfen, wobei die Gestalt des Königs nur stets gewinnen mußte. Das Hauptwerk aber, worin alle Seiten Friedrichs zusammengefaßt werden, lieferte Herr Professor Preuß, der zuerst ein vollständiges Bild des Lebens und der Regierung des Königs gegeben, und die wahre Würdigung desselben zuerst möglich gemacht hat. Der erste Theil seines größeren Werkes, das er mit muthigem Eifer und langjährigem Fleiße, mit sorgfältiger Sachkunde und freisinniger Redlichkeit, ja man kann sagen, mit Selbstverläugnung, in patriotischem Sinn ausgearbeitet hat, erschien wie eine Wünschelruthe, welche

plötzlich an alle verborgenen Schätze der Erinnerung und der Denkmale anschlug, überall das Bild Friedrichs belebte, und für sein Andenken jede Thätigkeit aufregte. Dies Buch hat unläugbar, nicht nur für Friedrichs Staat und Land, für Preußen, ja für die Monarchie überhaupt, neuen Eifer und Anhang geworben. Bloßem Zufall ist diese gleichzeitige Wiederbelebung nicht beizumessen, sie steht in dem Gange der allgemeinen Entwickelung, in der Reife des Gegenstandes, in den Bedürfnissen und Aussichten des Zeitalters begründet. In den Kreis der neuerwachten löblichen Thätigkeiten gehört auch die aufmerksamere Sorgfalt für die Schriften des Königs, welche nur allzulange litterarisch verwahrlost worden, und deren vollständige, hergestellte, ergänzte und gereinigte Sammlung den Wünschen der Vaterlandsfreunde nicht vorenthalten bleiben wird! Allerdings wird ein solches Unternehmen nicht ohne Aufsicht und Hülfe der Staatsbehörde geschehen können.

Einstweilen aber bietet sich hier zu einem solchen, jedem Preußen und jedem Geschichtsfreunde wünschenswerthen öffentlichen Ehrenmale ein wichtiger Beitrag aus Privatmitteln dar. Herr Dr. Gottlieb Friedländer fand im Besitze seiner Familie die merkwürdige Handschrift eines der frühsten schriftstellerischen Versuche Friedrichs, der Prüfung und Widerlegung des berühmten Buches von Machiavelli, genannt vom Fürsten. Friedrich hatte diese Schrift bekanntlich noch als Kronprinz entworfen und an Voltaire gesandt, der sie in Holland zum Druck beförderte. Man wußte, daß Voltaire sich der ihm ertheilten Befugniß, an dem Buche zu feilen, wegzuschneiden, allenfalls auch hinzuzuthun, reichlich

bedient hatte. Der König selbst, der während des Druckes der Schrift auf den Thron gestiegen war, erklärt in einem Briefe an Voltaire, daß er in dem Gedruckten seine eigene Arbeit nicht mehr wiederfinde; doch ließ er den von Voltaire überarbeiteten Text in der Folge gelten, und die Berliner Zeitungen durften das Buch lobend anzeigen.

Für uns aber besteht freilich ein höheres Interesse, des Königs ursprüngliche Arbeit vor Augen zu haben. Denn was ein solcher Mann eigenthümlich will und ausdrückt, sei auch der Gegenstand nicht gerade der wichtigste, kann für seine durch Liebe und Bewunderung ihm angehörigen Freunde — und solche wird Friedrich wohl unter allen gebildeten Völkern bis ans Ende aller Zeiten haben — niemals gleichgültig werden, darf vielmehr allgemein für wissenswerth und belehrend gelten. Hier aber ist nichts Geringfügiges der Gegenstand unserer Nachfrage, es betrifft die geistige Form, worin ein großer König hinsichtlich seines Berufes als Volks- und Staatsführer seine wahren Ueberzeugungen niedergelegt hat, an deren freiem Ausdrucke sich seine spätere Handlungsweise messen läßt, wo dann leicht zu scheiden sein mag, was dem ungehemmten Geistesfluge und was dem bedingenden Drange der Welt zugerechnet werden müsse. Ein Theil dieser ursprünglichen Arbeit — leider nicht das Ganze, aber doch ein beträchtlicher, weit der größte Theil — tritt nun wirklich aus langer Verborgenheit an das Licht. Die Handschrift war in guter Hand bewahrt, sie kam in die beste zur Herausgabe. Mit gründlicher Sorgfalt, wie wir solche von dem deutschen Gelehrten stets erwarten dürfen, in klarer, bündiger

Sprache, giebt Hr. Friedländer uns kritiſche Nachricht von der Schrift des Königs, ihren Schickſalen, ihren Ausgaben; ſodann handelt er von der ihm überkommenen, vorher noch nie benutzten Handſchrift, ihrer Herkunft und Beſchaffenheit; wodurch denn der korrekte Wiederabdruck des ganzen Textes gehörig eingeleitet iſt. Das bisher im Druck ſchon bekannt Geweſene iſt beibehalten, ſofern nicht die Handſchrift eine ältere Abweichung darbietet; dieſe aber iſt jedesmal, ſo wie alle größeren und kleineren Zuſätze, welche aus ihr hergeſtellt worden, durch beſonderen Druck ausgezeichnet.

Bei der vergleichenden Ueberſicht, welche ſich nun ſehr leicht gewinnen läßt, findet ſich die Bemerkung des Königs freilich ſehr begründet, daß in jener Geſtalt das Buch ihm kaum noch das ſeine dünke. In der That hat Voltaire nicht nur die Schreibart im Einzelnen an hundert Stellen nachgebeſſert, ſondern auch ebenſo oft ganze Sätze und Ausführungen geradezu getilgt oder in's Kurze gezogen. Wir können deßhalb aber noch nicht in den Tadel einſtimmen, zu welchem ſowohl unſer Herausgeber, als bei gleichem Anlaſſe Hr. Prof. Preuß, gegen Voltaire uns allzu geneigt ſcheinen! In ſeinem Verfahren erkennen wir weder Dreiſtigkeit noch Anmaßung, denn Friedrich hatte ihn erſucht und ermächtigt, dem Buche vor dem Abdrucke jede kritiſche Nachhülfe zu ertheilen, die ihm zweckmäßig dünkte. Was er aber in dieſer Art ausgeübt, — mag es auch noch ſo viel ſein, und ſelbſt dem Könige einen Augenblick allzu viel gedünkt haben, — müſſen wir für den damaligen Zweck im Ganzen gutheißen und als dankenswerth achten, ja die außerordentliche Gewandtheit

und den ſichern Takt, durch welche er in ſeinen eigenen Schriften unübertroffen daſteht, auch hier bewundern! Damals kam es darauf an, dieſem merkwürdigen Buche, deſſen Urſprung nicht eingeſtanden werden ſollte, dem aber die doch eigentlich deutſche und noch dazu prinzliche Feder gar manche Rauhigkeit gelaſſen hatte, eine litterariſch glatte und minder auffällige Geſtalt zu geben. Dies hat Voltaire ſehr glücklich ausgeführt, und das Ganze, gereinigt von Sprachwidrigkeiten wie von Unfertigkeiten des Ausdrucks und der Behandlung, lesbar in die Welt geſchickt. Wir dürfen uns über die Wiedererlangung und Veröffentlichung des urſprünglichen Entwurfes freuen, weil wir ein ganz anderes Intereſſe bei der Sache haben; allein, von Voltaire unſern Geſichtspunkt zu fordern, den auch weder Friedrich noch die Leſewelt damals haben konnte, wäre ſehr ungerecht.

Unſer Herausgeber verweilt, wie es der Gegenſtand erheiſcht, auch bei dem weſentlichen Mißverſtande, in welchem ſowohl der große König als Voltaire hinſichtlich der Beurtheilung des Machiavelli mit dem größten Theile ihrer Zeitgenoſſen befangen waren. Sie hatten keine Ahndung, daß das Buch vom Fürſten, welches ihnen eine Unterweiſung in ſchändlichen Grundſätzen und im verderblichſten Sinne abgefaßt ſchien, jemals eine mildere Anſicht zulaſſen, und daß ſein Urheber als ein edler und freigeſinnter Mann gelten könnte. Es iſt das Verdienſt der deutſchen Geſchichtsforſcher, daß Machiavelli jetzt allgemein in günſtigerem Lichte betrachtet wird. Sie haben den Verſuch, ihn zu rechtfertigen, vielfältig unternommen, zum Theil freilich in ganz widerſprechender Weiſe; dennoch hat, nicht ſowohl Machiavelli, deſſen

Leben und Karakter jetzt offen genug daliegen, um niemanden mehr als ein moraliſches Ungeheuer erſcheinen zu können, wohl aber das Buch vom Fürſten, ungeachtet aller ſcharfſinnigen Erklärungen, geſchichtlichen Aufſchlüſſe und geiſtigen Vermittelungen, immer noch etwas Räthſelhaftes, was am Ende der gelehrten und ſinnreichen Unterſuchungen, aus welchen ſeine Unſchuld hervorgehen ſoll, unaufgelöſt übrig bleibt. Auch wir ſind der Meinung, daß das frühere unbedingte Verdammungsurtheil gegen das wunderliche Buch nicht beſtehen könne, und daß eine beſchwichtigende Auslegung für daſſelbe zu finden ſeyn müſſe. Allein wir glauben, daß das eigentliche Wort, durch welches jeder Zweifel gehoben und eine klare Einſicht begründet wäre, noch nicht geſprochen iſt. Auch der Folgezeit nach wird das Buch, ſo ſcheint es, immer wieder als Räthſel auftauchen und verſinken, je nachdem die Verſuche, ſich ſeiner zu bemächtigen, dem Gelingen näher treten oder abfallen.

Neben dieſem Räthſelhaften des Sinnes und Zweckes wird dann auch mit vielen Sätzen des Buches, man mag ſie nun als Ausſprüche des Thatſächlichen oder als wirkliche Lehren und Ermahnungen betrachten, immerfort ein tiefer Abſcheu ſich verknüpfen, zu welchem, offen oder geheim, das menſchliche Gefühl ſich jedesmal erregt findet, wenn das Gedeihen der Staaten wie der Einzelnen, anſtatt auf den Grundlagen der Gerechtigkeit und der Wahrheit, auf denen des Verbrechens und der Lüge ſich erheben ſoll. Und wir werden immer den Fürſten preiſen und ſegnen, der ſolche ſcheinbare Lehren zu widerlegen in früher Jugend die Feder ergriff, und

auf dem Thron ſein langes Leben hindurch das Vorbild eines klugen, tapfern, die Menſchheit ehrenden und ſein Volk beglückenden Herrſchers geblieben iſt!

Veranlaſſung und Geſchichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675. Nach Archivalien des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin u. ſ. w., bearbeitet von H. von Gansauge. Berlin, bei G. Reimer 1834. 8.

Die brandenburgiſch-preußiſche Geſchichte hat in neuerer Zeit vielfache Bearbeitungen erfahren, durch welche die große Schwierigkeit, dieſen merkwürdigen Zuſammenlauf von Begebenheiten in ſeiner wahren Lebensrichtung aufzufaſſen und in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt und Bewegung klar hinzuſtellen, nur immer deutlicher geworden iſt. Die Urſache der beſondern Schwierigkeit liegt in dem Entwicklungsgange ſelbſt, in der Macht der Fortſchritte, in dem ſtets hinausrückenden und noch von keinem forſchenden Auge zu ermeſſenden Umfange der Möglichkeiten künftiger Beſtimmung, zu welcher dieſes Staatsleben emporzuwachſen hat. Außerdem aber leidet die brandenburgiſch-preußiſche Geſchichte auch noch gar ſehr an Aufhellung und Feſtſetzung vieler Einzelheiten, wo die Angaben theils mangeln, theils ſich widerſprechen, und die kritiſche Unterſuchung noch kein ſicheres Ergebniß geliefert hat. Selbſt höchſt wichtige und glänzende unſrer vaterländiſchen Vorgänge ſchimmern bis jetzt in einem Lichte, welches wenn auch nicht

die Haupterscheinung, doch manche Nebenumstände unsicher läßt; und das Bedürfniß, die Geschichte nicht nur zu wissen, sondern auch lebendig anzuschauen, entbehrt sehr ungern solcher Einzelheiten, durch die nicht selten auch den Hauptsachen eine erhöhte Theilnahme zugewendet wird.

Zu den Vorgängen dieser Art gehört der Feldzug des großen Kurfürsten gegen die Schweden im Jahre 1675, die wichtigen Ereignisse von Rathenau und Fehrbellin, welche schon als Kriegsthaten und Beispiele muthiger Entschlossenheit einen selbstständigen Werth haben, aber durch die ihnen verknüpften Folgen nicht minder bedeutend sind. Die vorliegende Schrift behandelt diesen anziehenden Gegenstand, indem sie die vorhandenen Nachrichten sorgfältig zusammenstellt, durch Vergleichung unter einander prüft, und bisher unbenutzte handschriftliche Hülfsmittel mit heranbringt. Der Verfasser hat seiner Aufgabe großen Fleiß und Eifer gewidmet, und seine Darstellung bezeugt überall den treuen Sinn des redlichen Forschers, der, wie er es selber ausspricht, „ernstlich bemüht ist, der Wahrheit zu dienen.“ Sein Verdienst erscheint am größten und fruchtbarsten in genauer Ermittelung der eigentlichen militairischen Bezüge, der Anordnung der Märsche, des Laufs der Gefechte, der sichern Bestimmung der Zeit und Oertlichkeit. In letzterer Hinsicht kam dem Verfasser die gründliche Kenntniß der Landesgegend, welche der Schauplatz jener Kriegsereignisse war, zu Statten; er hat solche genau erforscht, den in ältern Zeiten von der heutigen Beschaffenheit verschiedenen Zustand hervorgehoben, und nach dieser zuverlässigen Leitung einer noch jetzt anschaulichen

Wirklichkeit die geſchichtliche Ueberlieferung auf ihre richtigen Punkte zurückgeführt. Die beigefügten Abbildungen geben eine willkommene Ueberſicht, und wir dürfen dieſe Unterſuchung, welche die Landesbeſchaffenheit überhaupt und das Terrain der einzelnen Kriegsvorfälle betrifft, und die ſchon in früherer Zeit durch einen Aufſatz des Freiherrn von Fouqué glücklich eingeleitet worden, durch die dankenswerthen Bemühungen des Verfaſſers nunmehr für vollſtändig abgeſchloſſen erachten.

Den ſonſtigen Ergebniſſen der hier ausgeübten hiſtoriſchen Kritik vermögen wir nicht immer beizutreten. Wir müſſen im Allgemeinen bemerken, daß in neurer Zeit, wo man mit beſonderem Eifer neuen handſchriftlichen Quellen nachſpürt, und aus dieſen die bisherige Kenntniß und Darſtellung der Geſchichte nicht zu ergänzen und aufzuhellen, ſondern auch wohl in ganze neue Geſtalt umzubilden unternimmt, dieſes Beſtreben ſehr oft eine bedenkliche Richtung genommen und neue Irrthümer veranlaßt hat. Der Anblick alter Urkunden und Schriften übt einen eignen Reiz, die Beſchäftigung mit ſolchen neu aufgefundenen und bisher wenig oder gar nicht benutzten Blättern erzeugt einen Hang, ſie zu überſchätzen, ſie zum einſeitigen Maßſtabe anzunehmen, und alles zu verwerfen, was nicht aus ihnen geſchöpft, oder mit ihnen nicht in Uebereinſtimmung iſt. Beſonders legt man auf das Schweigen ſolcher Zeugniſſe ein unverhältnißmäßiges Gewicht, und thatſächliche Angaben, die ſich in bisherigen Ueberlieferungen vorfinden, ſollen plötzlich nichts gelten, weil ihrer in beſtimmten Papieren, deren Vollſtändigkeit und Entſtehungsart noch erſt zu prüfen wäre, nicht gedacht worden iſt. So hat

man, auf Urkunden gestützt, deren Unzulänglichkeit gerade für den bestimmten Zweck offenbar am Tage liegt, den brandenburgischen Minister, Grafen von Schwarzenberg, gegen frühere Anschuldigungen zu rechtfertigen, den Herzog von Friedland alles Verrathes gegen den Kaiser freizusprechen gemeint, und die als Urtheil und Ansicht der mit- und nachlebenden Welt auf uns gekommenen Angaben durch bloße Verneinung aufzuheben geglaubt. Man wird aber Zeugnisse, die einmal bestehen, nicht so leicht verwerfen dürfen, wenn man nicht nachweisen kann, daß sie in der Sache selbst ihren Widerspruch finden, und wie, durch Irrthum oder Absicht, sie haben bestehen und sich behaupten können. So soll auch die Erzählung Friedrichs des Großen von dem Pferdetausche zwischen dem großen Kurfürsten und dem Stallmeister Froben, so wie die Nachrichten über den Vorgang mit dem Prinzen von Hessen-Homburg bei Fehrbellin, bloß deßhalb ungegründet sein, weil das Tagebuch des Kammerherrn von Buch und Pufendorf's Geschichte des großen Kurfürsten dieser Umstände nicht erwähnen. Unser Verfasser pflichtet den Kritikern eifrig bei, welche jene Angaben, die neben Friedrich dem Großen noch den Freiherrn von Pöllnitz für sich haben, durchaus bestreiten und verwerfen; nach unserer Meinung sehr mit Unrecht. Als die genannten Schriftsteller schrieben, war die lebendige Ueberlieferung jener früheren Zeiten noch nicht erloschen (sie ist es sogar noch jetzt nicht, wie selbst die vorliegende Schrift bezeugt), und beide lebten in Verhältnissen und Stellungen, wo eine wesentliche und bündige Kenntniß der jüngstvergangenen Vorfälle und Umstände sicher übertragen und

feſt bewahrt ſein konnte. Die Annahme, Pöllnitz habe jene Geſchichten erfunden, iſt höchſt willkürlich, und kann, ſo lange man nicht nachweiſt, daß er überhaupt Fabeln erſonnen, und zu dieſer einen beſondern Anlaß gehabt habe, nur als ein leeres Vorgeben erſcheinen. Das Schweigen Pufendorf's und Buch's (und obendrein auch der Leichenredner!) beweiſt gar nichts. Wie viele Ereigniſſe und Bezüge von Wichtigkeit werden gerade von Zeitgenoſſen übergangen, aus hundert Gründen und Zufälligkeiten, die hier nicht aufzuzählen ſind! Man muß dabei genau erwägen, was alles zu einer beſtimmten Zeit unbekannt oder im Gegentheil allzu bekannt ſein mochte, was bedeutend oder unwichtig erſchien, unangenehm oder bedenklich zu erwähnen war. Es giebt heutigen Tages Dinge, die jedermann weiß, aber ſchwerlich ſagt, und ſelbſt für ſich niederzuſchreiben Bedenken trägt; und eben ſo andre, deren Erwähnung aus Mißlaune oder Uebelwollen abſichtlich vernachläſſigt wird. Die beſtimmte Angabe Friedrichs und Pöllnitz'ens iſt durch zweifelnde Muthmaßung nicht zu beſeitigen, und wird in der geſchichtlichen Kunde einſtweilen noch ihre Stelle feſt behaupten. In der Sache ſelbſt iſt durchaus keine Unwahrſcheinlichkeit aufzuſtellen; ein beſtimmter Widerſpruch findet abſeiten der Erzähler, welche die erwähnten Umſtände verſchweigen, auch nicht Statt. Der Urheber all dieſes Zweifels iſt diesmal der als Sammler und Schriftſteller bekannte Ordensrath König, auf den ſich auch unſer Verfaſſer als auf den Gewährsmann beruft, der dieſe Sache ganz auf's Reine gebracht habe. Dieſer Mann war fleißig, aber ohne allen Geiſt und Ueberblick. Er gehörte zu den hiſtoriſchen Forſchern,

welche alles gethan zu haben glauben, wenn ſie Einzelnes an Einzelnes reihen, dies gegen einander halten, vergleichen und abwägen. Aber auf ſolche Weiſe gedeiht keine ächte hiſtoriſche Kritik; dieſe geht nur aus einer umfaſſenden Durcharbeitung großer hiſtoriſcher Stoffe, aus einer tiefern, auf Weltkenntniß und Lebenserfahrung gegründeten, und durch weitgreifende Studien allſeitig geübten Einſicht hervor, ohne welche die genaue Kunde und das ſorgfältige hin und her Wenden des beſonderen Falles ganz unfruchtbar bleiben muß.

Für die hier zu Sprache gekommene Streitſache tritt aber noch ein ganz eigner Umſtand ein! Unſer Verfaſſer ſtützt ſich in Betreff ſeiner gegen die erwähnte Geſchichte Froben's ausgeſprochenen Zweifel und Verneinung hauptſächlich auf den Ordensrath König: allein dieſer ſelbſt hat ſeine Zweifel ja ſpäterhin bereut und zurückgenommen! Warum iſt dies nicht beachtet? Wie ſchwer man, auch bei dem redlichſten Willen und ſtrengſten Eifer, in dergleichen Erörterungen und Zuſammenſtellungen die Gefahr vermeidet ſich in Irrungen zu verwickeln, beweiſt eine andre Stelle unſrer Schrift, wo es heißt: „Friedrich der Zweite macht ſein eignes Zeugniß zweifelhaft, da die ganze Erzählung aus den ſpäteren Ausgaben der Memoires, namentlich aus der von 1762, weggeblieben iſt. Nun iſt bekannt, daß der König eine Durchſicht und Verbeſſerung der erſten Auflage vor deren Wiederabdruck vornahm, um ſie von eingeſchlichenen Irrthümern zu reinigen.“ So ſteht es hier; aber die Sache verhält ſich umgekehrt; gerade in den früheren Ausgaben, namentlich in dem erſten Abdruck, in den Mémoires de l'Académie de Berlin, fehlt jene Erzählung,

und erſt in ſpätern iſt ſie hinzugefügt, mit den einleitenden Worten: „Il est digne de la majesté de l'histoire de rapporter la belle action que fit un écuyer de l'électeur dans ce combat.“ Auch iſt es ungenau, wenn dem Könige nachgeſagt wird, er zeige uns den Prinzen von Heſſen-Homburg, „als einen leidenſchaftlich Unverſtändigen“, der König ſpricht nur von bouillant courage und vivacité, und d'avoir exposé avec tant de légèreté la fortune de tout l'état, welche Ausdrücke von jener Bezeichnung noch ſehr verſchieden ſind. Einige Kleinigkeiten z. B. daß der Verfaſſer immer Dörfflinger ſchreibt, anſtatt Derfflinger, worüber die vorhandene Biographie von König ſichre Auskunft giebt, — ſind leicht zu berichtigen, und dürften in einer andern Schrift, wo nicht ſo gewiſſenhafte Genauigkeit in jeder Art angeſtrebt und geleiſtet wäre, kaum anzumerken ſein.

Le Monde comme il est; par le Marquis *de Custine*. Paris, chez Eugène Renduel. 1835. 2 Vols. 8.

Goethe nennt in einem Briefe an Zelter die neuſten franzöſiſchen Romane und verwandte Dichtungen eine Litteratur der Verzweiflung, und gerade das merkwürdigſte und eigenthümlichſte Werk aus dieſem Kreiſe, Victor Hugo's Notre-Dame de Paris, muß ihm hiefür als Beleg dienen. Wir dürften ſeiner ſcharfen, bis zum Unwillen geſteigerten Kritik dieſes Buches mit

gutem Grunde mancherlei entgegenſetzen; allein, auch zugegeben, daß jener bezeichnungsvolle Ausſpruch im Allgemeinen wohlgültig und treffend ſei, — wie denn Goethe nie etwas Leeres und bloß Eingebildetes oder Willkürliches ſagt, ſondern immer ein Wirkliches, Angeſchautes vor Augen hat, — ſo dünkt uns doch, der weltkundige Greis, der von ſeiner hohen Warte das ihn umwogende Leben mit ſeltner Einſicht und Klarheit beobachtet und beurtheilt, habe diesmal den Gegenſtand, der ihm ſo anſtößig und widrig erſcheint, in einer zu vereinzelten Betrachtung aufgefaßt. Die Litteratur ſteht nicht für ſich allein; ihre Geſtalt, ihr Glanz und ihre Verdunklung, ihr Stoff und ihre Richtung, hängen nicht von der Laune der Schriftſteller ab, ſondern von Volks- und Weltbezügen, die ſich in den Geiſteserzeugniſſen abdrücken, und mit denen ſie ſtets im lebendigen Zuſammenhange anzuſchauen ſind. Goethe hat dieſe Verhältniſſe der franzöſiſchen Litteratur, eben ſo wie deren innere Beſtandtheile, im gegenwärtigen Falle, wie uns ſcheint, mit zu eiligem Unmuth abgefertigt. Ihm werde das nicht verargt, er hat mehr als jeder Andere das Recht, auch eine Stimmung des Augenblicks abſchließend auszuſprechen, und er hat auch in ihr ein glückliches Wort geſagt, das bleiben wird: uns aber gebührt, daſſelbe anzuerkennen, ohne uns davon beſchränken zu laſſen.

So fällt uns bei jenem franzöſiſchen Romantismus alſobald der Bezug auf, welchen dieſe Anhäufung von Schreckniſſen und Ausſchweifungen, Abſonderlichkeiten und Verzerrungen, worin ſich die Schriftſteller überbieten, zu dem heutigen Lebenszuſtande hat, der ſolche

Bilder zum Vergnügen annimmt. Da finden wir denn, daß in dieſe Litteratur ſich alles Entſetzliche und Furchtbare gezogen hat, was ein Menſchenalter früher in zerſtörender Wirklichkeit wüthete; wir finden als Dichtung und zur Unterhaltung den Leſern in die Hände gegeben, was früher als grimmige Gewaltthat über ihren Köpfen ſchwebte, und blutig ihre Nacken traf; während jetzt ſogar bei den anerkannteſten Verbrechen die Todesſtrafe nur ſelten noch in Anwendung kommt! Dieſe Verwandlung jenes grauenvollen Zuſtandes, der politiſchen Terreur, an welche kein Franzoſe ohne tiefe Beſtürzung und Scham zurückzudenken vermag, in einen litterariſchen Nachklang, iſt ohne Zweifel ein nothwendiges und heilſames Mittelglied in den Uebergängen, zu welchen die jetzige Welt genöthigt iſt. Wenn aber, nach Geſetzen einer auch im Geiſtigen waltenden Naturentwicklung, dieſe romantiſche Terreur als eine Bürgſchaft daſtehen dürfte, daß die politiſche erſchöpft und ihre Wiederkehr ferner unmöglich iſt, ſo hätte man der Phantaſie wohl nur zu danken, und mit Befriedigung anzuerkennen, daß ſie den dämoniſchen Fluthen einen Raum eröffnet, in welchem ſie unſchädlicher hinſtrömen, und ihre Macht ſchon verloren haben. Wer würde reicher und fruchtbarer ſeine Betrachtungen hier angeknüpft haben, als eben Goethe, wäre ſein Blick in dieſer Richtung nur einen Moment feſtgehalten worden!

Aber auch für die innern Beſtandtheile ſelbſt, welche jene Litteratur bilden, ſcheint uns eine ſchärfere Unterſcheidung nöthig, als der allgemeine Spruch Goethe's zulaſſen will. An Gehalt wie an Darſtellung ſind die Schriften, welche hier zuſammengefaßt werden, höchſt

ungleich, und keineswegs in eine und dieſelbe Verdammniß zu werfen. Allerdings herrſcht in den meiſten eine verzweiflungsvolle Stimmung, eine troſtloſe Weltanſicht, und den vernichtenden Eindruck, den die Ausſchließung der Himmelsmächte aus den Schilderungen des jammervollen Irdiſchen im Gemüth hervorbringt, vermag keine Verſchwendung von Geiſt und Talent aufzuheben. Die Verzweiflung für ſich allein hört auf poetiſch zu ſeyn, ſie thut wie ein wirkliches Uebel weh, und dem Schmerze weicht man aus. Allein zu verbannen iſt ſie darum aus der Poeſie noch nicht, ſie iſt in ihr, wie im Leben ſelbſt, ein unabweisliches Element, und Goethe ſelber ſagt: „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben.“ Nur ſoll ſie in gehöriger Miſchung herantreten, und die entgegengeſetzten Elemente der Verſöhnung, des Troſtes, der Erhebung dürfen uns nicht fehlen. Dieſe nothwendige, mildernde und erweckende Beimiſchung mangelt aber ſo wenig dem berühmten Romane Victor Hugo's, als vielen andern Schriften derſelben Schule, wenn auch nicht immer durch ausdrückliche Formeln und Geſtalten dafür geſorgt iſt, jene Elemente ſo beſtimmt, wie die des Schauderhaften und Schrecklichen, hervorzuſtellen; ſie ſind in dem Ganzen oft nur als Auflöſung vorhanden, aber darum nicht minder lebendig, und ſie ſind es, welche ſolchen Schriften, die ſonſt den geſunden Sinn nur abſtoßen müßten, den mächtigen Reiz und die große Wirkung geben, die niemand ihnen abläugnen kann. Mag das höhere Leben in dieſen Dichtungen für den einzelnen Fall immerhin erliegen, dadurch entgeht es ihnen nicht; dies geſchieht nur da, wo daſſelbe ſchlechterdings geläugnet, oder deſſen

Weſenheit ſich dadurch aufhebt, daß alle Erſcheinungen deſſelben auf Gemeines und Todtes zurückgeführt werden. Von dieſer letztern Art ſind allerdings manche Erzeugniſſe der franzöſiſchen Romantiker, die wir in ihrer traurigen Menſchenfeindlichkeit und Gottentbehrung nur mit einigen Verſuchen der franzöſiſchen Metaphyſiker des achtzehnten Jahrhunderts, zum Beiſpiel mit dem verrufenen Système de la nature, vergleichen können. Allein die beſſern der heutigen Schriftſteller gehen unläugbar auf einer andern Bahn, und weit entfernt, dem Schrecklichen, das ſie darſtellen, als einer Allmacht zu huldigen, laſſen ſie über demſelben ein Höheres ahnden, bei welchem Zuflucht und Troſt gewährt ſind. Wir können hier neben Hugo namentlich auf Alfred de Vigny und Balzac hinweiſen, von denen freilich letzterer ſo ungleich in ſeinen Erzeugniſſen als fruchtbar iſt!

Seit kurzem indeß arbeitet ſich aus den Trümmern ſo vieles Zerſtörten, neben dem Nichtigen und Verworrenen, welches noch lange Zeit den Hauptbeſtandtheil der franzöſiſchen Romantik zu bilden beſtimmt ſcheint, ein neubelebender Geiſt in ganz entſchiedener Geſtalt hervor, und die bisher nur aufgelöſten Elemente eines troſtreichen Höheren erſcheinen in ausdrücklicher Selbſtſtändigkeit. Es iſt bekannt, daß die franzöſiſchen Romantiker ihrem politiſchen Karakter nach weſentlich dem alten Frankreich, dem legitimen und hierarchiſchen, angehören; im Gegenſatze der revolutionairen Schriftſteller, welche mit größerer Strenge auf die ſogenannten klaſſiſchen Formen ihrer früheren Litteratur halten; beide Partheien ſcheinen hiebei in Widerſpruch mit ſich ſelber zu gerathen, folgen aber mit richtigem Takte nur dem

Gebot ihres wahren Verhältniſſes. Die Republikaner bedürfen der trockenen Denkart und Verſtandesaufklärung, die vor der Revolution herrſchend waren; die Freunde des Königthums und der Kirche wenden ſich zu den Wunderkräften des Mittelalters. Die legitimiſtiſche Richtung iſt in der Politik zwar geſchlagen, aber in der Litteratur iſt ſie die Herrſcherin des Tages; ſie nimmt Theil an dem Sturme der Zerſtörung, den auch ſie nur fortſetzen muß, wenn ſie zu einem ihr gemäßen Ziele gelangen will; aber ſie darf auch ſchon den Geiſt und die Richtung zeigen, in denen ſie das wahre Leben zu finden hofft, ja zu beſitzen meint. Nach den letzten Stürmen mag es in Frankreich unmöglich ſein, das gefallene Königthum als Mitte eines höheren Lebens wiederaufzunehmen und anzupreiſen; die entſchiedenſten Anhänger verſuchen es nicht, dieſe politiſchen Seite ihrer Denkart durch äſthetiſche Behandlung geltend zu machen. Anders aber ſteht die religiöſe Seite, für dieſe iſt kein weſentlicher Halt verloren, ſie hat vielleicht durch Scheidung manches Unreinen nur gewonnen, ſie kann noch als ein feſter Mittelpunkt geſchildert und angeboten werden, und mit Eifer wird dieſes Element, die katholiſche Religion und Kirche, in den Kreis der äſthetiſchen Gebilde gezogen, die bisher eines ſolchen Beſtandtheiles meiſt entbehrten. Könnte es gelingen, dieſes Element in ſeiner Weſenheit wirklich zum Geiſte der dichteriſchen Erzeugniſſe und in dem Sinne der Leſer wurzeln zu machen, ſo würde gegen ein ſo mächtiges Poſitive alle Steigerung und Vielfachheit des Negativen nicht mehr aufkommen, und mit der Litteratur der Verzweiflung wäre es dann vorbei. Ob es je zu dieſem Ergebniß

kommen könne, und wie weit überhaupt in dieſer Richtung vorzudringen ſei, wollen wir nicht entſcheiden. Uns genügt hier, den Verſuch anzumerken, der gemacht wird, auf dieſe Weiſe dem trüben Wuſte zu entſteigen, und in der Zerſtörung und Nacht eine helle Zuflucht zu gewinnen. Mit großem Geiſt und Talent hat neuerlich Sainte-Beuve nicht nur die Kraft des katholiſchen Glaubens, ſondern ſogar die Formen des katholiſchen Prieſterthums in eine Novelle verwebt, welche zu den edelſten und ſchönſten dichteriſchen Erzeugniſſen gehören würde, wenn der Autor vermocht hätte, die unreinen Stoffe ſo würdig wie die reinen zu behandeln. Eine merkwürdige Erſcheinung in gleicher Hinſicht dünkt uns das Buch von Cuſtine, zu deſſen Anzeige wir dieſe Vorbetrachtungen nöthig hielten.

Der Marquis von Cuſtine iſt ein Enkel des berühmten Generals, verlor ſeinen Großvater und Vater durch das Beil der Guillotine, und gehörte, wie durch Geburt und Stand, ſo auch durch Sinn und Streben von jeher der royaliſtiſch-kirchlichen Denkart an. Zuerſt aufgetreten als Schriftſteller iſt er, unſres Wiſſens, durch eine Novelle „Aloys", in welcher höchſt eigenthümliche Lebensverwicklungen und innere Erfahrungen ſpielen, und endlich durch katholiſche Frömmigkeit abgeſchloſſen und beruhigt werden. Darauf gab er unter dem Titel Mémoires et voyages eine Reihe von Reiſebildern aus Italien und England, voll geiſtreicher Anſichten und Bemerkungen, die durch eine lebhafte und anmuthige Schreibart noch beſonders gehoben ſind. Der gegenwärtige Roman vereinigt die beiden Richtungen des Verfaſſers, welche bisher getrennt erſchienen waren, ſichre

Auffaſſung der äußern Welt, Schilderung der Natur und der Lebensverhältniſſe, und daneben Aufſchließung der inneren Gemüthswelt, leidenſchaftliches Weſen der Herzen, und Drang und Hinweiſung zum Religiöſen. Seiner Dichtung liegt unſtreitig Wahrheit zum Grunde, wir möchten die einzelnen Beſtandtheile, Bilder wie Gefühle, ſämmtlich aus dem Leben entlehnt glauben; nur die Anlage, durch welche ſich alles zu einem Ganzen reiht, iſt erfunden, und ſehr glücklich erfunden. Der Verfaſſer hat ein ganz neues und überaus reiches Triebwerk angewandt, wie daſſelbe noch in keinem Romane vorkommt. Der Held iſt ein junger Mann, der ſich auf den Wogen der Eitelkeit und des Genuſſes dahintragen läßt, die Gunſt des Augenblickes wahrnimmt, und als eine ſolche auch den Beſitz einer reichen Erbin betrachtet, die er ihres Vermögens wegen heirathen will, ungeachtet ſie ſehr häßlich iſt. Er bekennt ſeine Zwecke und Meinungen, iſt aber im Innern beſſer als dieſe, und er muß ſich in die Häßliche, die er nur zu heirathen dachte, leidenſchaftlich verlieben. Sie aber, die ihn ſchon liebte, als er ſich und ſie noch mißkannte, muß ihn verachten, da man ihr ſeine Denkart enthüllt; und dieſer Keim des Unheils entwickelt ſich nun fort und fort, unter ſtets erneuertem Verkennen und Leiden, zu unwiderruflicher Trennung, zum völligen Untergange. Der Verfaſſer hat von beiden Motiven, der ächten Liebe, welche das Herz eines ſich ſelbſt herzlos glaubenden Mannes ergreift, und dem Mißtrauen eines Mädchens, die das Erwünſchte in dem falſchen Scheine nicht zu erkennen vermag, allen reichſten Vortheil gezogen, und ein großes, tiefes, verhängnißvolles inneres Leben an

den Tag gestellt. Wo die äußere Welt der Geselligkeit, ihre Bewegungen und Ränke eingreifen, finden wir die Schilderung oft allzu grell, die Personen zu sehr in Träger bestimmter Richtungen und Eigenheiten verwandelt, aber die einzelnen Zustände wahr und lebendig, die Bilder der Zeit und ihrer Verhältnisse in sprechenden Zügen vortrefflich ausgedrückt. Von besonderem Werthe ist das Gemählde der Normandie, des landschaftlichen Karakters dieser Provinz, und der Art und Sitten ihrer Einwohner. Der Verfasser, für das alte Frankreich gestimmt, verläugnet keineswegs die traurige Rolle, welche dieses in der unreinen Vertretung spielt, die sich demselben im Gemisch und Kampfe der Neuerungen aufgedrängt hat. Er verehrt das Königthum, aber den Hof, wie er sich gestaltet hat, giebt er preis; die katholische Religion ist ihm heilig, aber in dem falschen Treiben ihrer unredlichen Diener sieht er nicht das Priesterthum; ebensowenig will er die beschränkte Gemeinheit des Volks und die Aristokratie in ihrer Entartung vertheidigen. Mit großer Geistesfreiheit sondert er die falschen und verdorbenen Formen von dem Wesen der Dinge, und hält sich an dies, indem er fallen läßt, was nicht bestehen kann. Er gewinnt auf diese Weise wirklich ein höheres Positive, das über den Trümmern der Lebenswirren siegreich schwebt. Das Höchste dieses Positiven ist ihm die katholische Kirche, seine letzte Zuflucht und Tröstung der katholische Priester, dessen Auftreten und Wirken allein die Stürme der Welt zu beruhigen vermag. Zwar in dem Verlaufe des Romans selber hat dieses Element keine Stelle gefunden, die Geschichtserzählung führt alles dem Verderben zu, und

ohne die Lehre und Warnung, welche der Verfaſſer als ſolcher eigends hinzugeſellt, wäre der Ausgang einer der verzweiflungsvollſten. Auf dieſe Weiſe jedoch, indem der Autor gleichſam neben ſeiner Darſtellung mitwandelt, und durch perſönliche Meinung ergänzt, was er als Dichter unvollſtändig läßt, nimmt das Buch eine ſeltſame Geſtalt; es iſt weniger als ein Kunſtwerk, und mehr; es iſt ein Buch voll wahren Lebensgehaltes, indem es die Erfahrungen, Gefühlsweiſen, Anſichten und Hoffnungen eines eigenthümlichen, reichbegabten, in der Fülle der Welt wie in den Tiefen der Seele heimiſchen Menſchen darlegt. Wenn zuweilen die ordnende Kunſt und die Maßverhältniſſe des Meiſters vermißt werden, — wie dies beſonders in dem allzu ſtarken Gebrauche des Zufalls häufig eintritt, — ſo fehlen doch Talent und Anmuth nicht, und das Ganze durchblitzen unzählige feine Züge der ſchärfſten Beobachtung, die treffendſten Bemerkungen, die geiſtreichſten und gewichtigſten Betrachtungen. Selbſt für die politiſche Beurtheilung des heutigen Frankreichs gewährt das Buch eine ſchätzenswerthe Ausbeute, und es iſt wohlthuend, dieſes Land nebſt ſeinen Zuſtänden einmal aus dem Standpunkt einer eigenthümlichen Gemüthsart betrachtet zu ſehen.

Hr. von Cuſtine kennt Deutſchland und ſeine Litteratur. An einer Stelle ſeines Buches werden die Wahlverwandtſchaften von Goethe angeführt, jedoch mit einem Mißverſtande, der freilich auch in Deutſchland noch oft genug vorkommt. Er meint nämlich, der Goethe'ſche Roman lehre die Auflöſung der Ehe und vernichte deren Heiligkeit. Dies iſt allerdings der Stoff des Buches;

aber nicht ſein Inhalt. Wann wird man dieſe Verwechslung aufhören ſehen? Wäre er richtig, wäre es erlaubt, den Inhalt lediglich nach dem Stoffe zu deuten, welches Verdammungsurtheil würde Hr. von Cuſtine gegen ſein eignes Buch auszuſprechen haben? Wir ſind weit entfernt, dieſem ſolche Mißdeutung zu geben, wie er ſie den Wahlverwandtſchaften giebt, über deren reinen und hohen Gehalt die Tagesmeinung irren konnte, die ſpäteren Leſer aber ſich mehr und mehr verſtändigen werden, und hierzu durch Weiße's und Göſchel's eindringende Erörterungen ſchon trefflichſt angeleitet ſind. —

Die drei Perioden der königlich preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, und: König Friedrich der Zweite als Geſchichtſchreiber. Zwei akademiſche Reden von Friedrich Wilken. Berlin, 1835. Bei Duncker und Humblot. 8.

Von der Bedeutung, dem Werthe und der zweckmäßigen Geſtalt der akademiſchen Beredſamkeit iſt ſchon früher, bei Gelegenheit einer trefflichen Rede Friedrichs von Roth, ausführlich geſprochen worden, und es wäre unnütz, das dort Geſagte zu wiederholen. Bei vorliegender kleinen Schrift dürfen wir uns um ſo mehr auf jenes Frühere beziehen, als die beiden hier mitgetheilten Vorträge den von uns dort genommenen Geſichtspunkten im vollſten Sinn entſprechen, und durch ihr ausgezeichnetes Beiſpiel unſre Andeutungen neuerdings beſtätigen.

Für den Kundigen verbürgt auch schon der Name des verehrten Verfassers alle wesentlichen Eigenschaften, welche man von dem Redner gewärtigt, der als gründlicher Gelehrter und wissenschaftlicher Forscher einen Gegenstand des höchsten vaterländischen Interesses erfaßt, und diesen mit reifster Sachkenntniß und klarer sowohl als gefälliger Behandlung für allgemeine Einsicht und Anregung darlegt.

Die erste der beiden Reden giebt eine gedrängte Uebersicht der wechselnden Gestaltung und Wirksamkeit der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wobei der geschichtkundige Meister besonders auch in der freien Billigkeit zu erkennen ist, womit er das, was einer jeden Zeit gemäß und in ihren Verhältnissen begründet ist, einsichtsvoll würdigt und gelten läßt, wenn auch für unsre Zeit längst andre und entgegengesetzte Forderungen eingetreten sind. Da diese Rede, so wie die folgende, eine eigentliche Festrede ist, so darf gleich hier für beide gemeinsam auch der würdigen Haltung gedacht werden, mit welcher das dem Anlasse Gebührende warm und eifrig geleistet, alles Ueberschwängliche dagegen vermieden worden.

Die zweite Rede ist durch ihren Gegenstand und Umfang die bedeutendere. Das Andenken Friedrichs des Großen lebt herrlich unter uns auf. Immer neue Strahlen beleuchten sein Bild, das immer schöner hervortritt, jemehr der Beschauer sich von dem Unächten und Zufälligen, das seinen Blick verwirren möchte, abwendet, und das Wahre und Wesentliche herauserkennt. Wir sind dahin gelangt, auf einer Stufe geistiger und politischer Entwicklung, die in den meisten Stücken zu

der von Friedrich gekannten und gehegten einen entschiednen Gegensatz bildet, den hohen eigenthümlichen Werth dieser letztern vollkommen anzuerkennen, und wenn wir nicht läugnen dürfen, daß das Gedeihen solcher freien Einsicht großentheils dem Geiste zu danken ist, welcher den König beseelte und von ihm ausging, so spricht die Anerkennung gerade unsrer Zeit für denselben wohl das größte Lob aus, das einem Fürsten dieser Art gezollt werden kann.

Als Feldherr, als Gesetzgeber, als landesväterlicher Walter, hat Friedrich durch die Ereignisse und Beispiele, welche nach ihm die Weltbühne erfüllten, so wie durch die gründlichen Forschungen, die in neuster Zeit über seine Thaten und Wirksamkeit von den Offizieren des Generalstabs, von Preuß und andern verdienten Männern angestellt worden, nur stets gewinnen müssen. Zweifelhafter durfte das Ergebniß dünken, wenn es darauf ankam, sein unmittelbar geistiges Einwirken als Schriftsteller zu betrachten. Die Sprache, das gelehrte Wissen, die Ansprüche an Darstellung, haben unermeßliche Fortschritte gemacht. Zwar die Poesieen des Königs, offenbar nur als anmuthige Spiele zur eignen Geisteserfrischung gemeint und gegeben, können wir außer Acht lassen, — wiewohl auch in ihnen viel Herrliches und Denkwürdiges für immer niedergelegt ist, — allein die geschichtlichen Arbeiten, welche wir von seiner Hand besitzen, haben einen zu wichtigen Zweck und sind durch Inhalt und Absicht zu bedeutend, als daß er für die Beurtheilung Friedrichs gleichgültig sein könnte, welchen selbstständigen Werth wir ihnen beizumessen haben.

Herr Geheimrath Wilken hat sich diese schöne Auf-

gabe geſtellt, und betrachtet Friedrich den Großen als Geſchichtſchreiber. Wie andre Zweige unſrer Gelehrſamkeit und Litteratur hat auch die Geſchichtſchreibung in neueren Zeiten einen gewaltigen Aufſchwung genommen, und bei vielem Großen und Dankenswerthen, das ſie geleiſtet, ihre Anſprüche doch bei weitem höher geſtellt, als ſie ſelber ſolche bisher noch zu erfüllen im Stande war. Denn, wenn wir genauer zuſehen und erwägen, ſo möchte, in Betreff der Darſtellung, nur ſehr wenig von den gerühmten Geſchichtsarbeiten unſrer Zeit denen des achtzehnten Jahrhunderts unbedingt vorzuziehen ſein. Gleichwohl haben Dünkel und Einbildung auch in dieſem Kreiſe dem Hange nicht widerſtanden, auf das Frühergeleiſtete, und namentlich auf die Geſchichtbücher Friedrichs, mit vornehmer Geringſchätzung herabzuſehen, und manche Gelehrte wollten dieſe Werke nur als Verſuche gelten laſſen, die man einer andern als der königlichen Hand kaum anrechnen würde. Johann von Müller ſprach allerdings den hohen Werth aus, welchen dieſe Schriften an und für ſich haben, und beſtand beſonders auch auf dem Bezuge, der hier den Schriftſteller und den König ganz unzertrennlich macht: allein Müller iſt hinſichtlich des Königs immer in einer gewiſſen Zweideutigkeit befangen geblieben, die auch ſeinen größten Lobſprüchen ſtets etwas Unheimliches läßt. Deſto erwünſchter vernehmen wir endlich den anerkannten Mann vom Fach, den gründlichen Geſchichtsgelehrten, der ſelber das Schätzbarſte geleiſtet, mit freiem unbefangenen Urtheil das Verdienſt Friedrichs auf dieſem Gebiet hervorheben und mit Sicherheit ausſprechen.

Der Verfaſſer zeigt, wie der König auch als Ge-

ſchichtſchreiber ſeinen hohen Königlichen Standpunkt nicht verläugnet, daß ihm die Wahrheit das Erſte und Höchſte geweſen, daß er nicht ſeinen Ruhm oder ſeine Rechtfertigung zur Abſicht gehabt, ſondern die Ehre des Vaterlandes, das Denkmal ſeiner Kampfgenoſſen, die Belehrung ſeines Volk. Wie Friedrich von dem Gefühle der Pflichterfüllung durchdrungen und beſeelt geweſen, tritt uns auch hier wieder lebhaft vor Augen, und geiſtreich wird mit dieſer Geſinnung „das ſo oft gemißbrauchte große Wort des Königs" verknüpft und aus ihr erklärt: „daß der Fürſt der erſte Diener des Staates ſei." Seine Geſchichtſchreibung ging aus derſelben Anſicht hervor, die ihm den Anti-Machiavell eingegeben hatte, von welchem Buche hier ſehr treffend bemerkt wird, daß es keinen eingebildeten Feind bekämpft, ſondern daß die Grundſätze, denen es entgegen tritt, doch wirklich in Machiavelli's Buche vom Fürſten, gleichviel in welchem Sinne, ausgeſprochen daſtehen, und nur durch Mühe und Kunſt der Inhalt und die Einkleidung auf eine für Machiavelli ehrenvolle Art ſich deuten laſſen.

Ueber das Verfahren Friedrichs in Betreff der Quellen, die er bei ſeinen Geſchichtbüchern benutzt hat, und über ſein kritiſches Eindringen in den Zuſammenhang der Ereigniſſe und Zuſtände, die er ſchildert, wird das Erforderliche ſehr zu ſeinem Lobe geſagt. Wenn ihm in Einzelheiten hin und wieder eine Unrichtigkeit nachgewieſen, irgend ein Mangel gerügt werden kann, ſo iſt unſer Verfaſſer ſo freiſinnig, darauf keinen zu großen Werth zu legen. In der That iſt zu ſolchen Rügen in des Königs Schriften ſeltner Gelegenheit, als man gewöhnlich glaubt, und er ſelbſt pflegt ſtrenger

und gewiſſenhafter in ſeinen Angaben zu ſein, als mancher ſogenannte gelehrte Geſchichtſchreiber, deſſen ganzer Stolz und ganzes Verdienſt in kleinlicher Genauigkeit beſteht, und wenn man ihm dieſe abſprechen muß, durchaus zuſammenfällt! In Friedrichs Geſchichtbüchern wird mit Recht als die Hauptſache geprieſen, daß der Autor in der Mitte der Begebenheiten geſtanden, als Feldherr und Staatslenker auch die in der Zeit entfernten Ereigniſſe ſcharf einzuſehen und richtig zu beurtheilen wußte, und überhaupt durch Stellung und Geiſt die größten Vorzüge vereinigte, die jemals einem Geſchichtſchreiber zu Theil werden können.

Es kann nicht verhehlt werden, daß die Darſtellung des Königs, zwar immer lebhaft und kernig, doch im Ton und Ausdruck ungleich iſt. Ein hoher edler Fluß der Rede iſt bei ihm oft durch beißende Scherze, durch flüchtige Wendungen unterbrochen. Es iſt ein König, der ſchreibt, nach Trieb und Laune, der im Schreiben zugleich ſich ſelber giebt und geben darf, nicht ein Schriftſteller, der ſich ängſtlich einer Regel fügt, und ſich ſelbſt verläugnen oder in angenommener Haltung zeigen muß. Doch darf der König nichtsdeſtoweniger auch durch Stil und Vortrag, im Ganzen betrachtet, noch immer den beſten Geſchichtſchreibern nicht bloß ſeiner Zeit, ſondern aller Zeiten, beigezählt werden, und in einzelnen Schilderungen verdient er, wie hier mit Recht behauptet wird, den größten Meiſtern des Alterthums, einem Thukydides und Polybios, einem Salluſtius und Tacitus, ehrenvoll zur Seite zu ſtehen. Wir danken es unſerm Verfaſſer, daß er dieſe gerechte Anerkennung auszuſprechen ſich nicht geſcheut, die aus eines Andern

Munde leicht als enthuſiaſtiſche Vorliebe gelten könnte, aus dem ſeinen aber ſich als eine auf Kenntniß und Einſicht gegründete Ueberzeugung verbürgt. —

Erinnerungen an Winckelmann. Abhandlung von A. Krech. Berlin, 1835. 4.

Wenn bisweilen bändereiche Schriften in unſern Anzeigen ohne Nachtheil für die Wiſſenſchaften übergangen werden dürfen, ſo haben wir dagegen um ihrer Bedeutung willen auch öfters kleine Schriften hervorzuheben, deren Erſcheinungsweiſe die allgemeine Aufmerkſamkeit ſonſt wenig in Anſpruch zu nehmen pflegt. Dies iſt der Fall bei dem trefflichen Aufſatze, deſſen wir hier gedenken. Als Einladungsſchrift zu einer Schulprüfung, — unter welcher Geſtalt im Preußiſchen oft die ausgezeichnetſten und werthvollſten Abhandlungen erſcheinen, oder vielmehr verborgen bleiben, — wird uns hier eine friſche und lebhafte Schilderung Winkelmann's dargeboten, in welcher einige Züge wo nicht völlig neu, doch mit beſonderer Kraft gezeichnet ſind. Was einen ſolchen Heros unſrer Bildung und Litteratur auf würdige Weiſe beſpricht, darf uns nicht gleichgültig ſein, es gehört nicht uns allein mehr an, ſondern der ganzen kunſtgelehrten Welt, die unſern großen Landsmann ſich angeeignet hat. Nach der meiſterhaften Darſtellung durch Goethe, der ſorgſamen Herausgabe der Werke durch J. Schulze und

Meyer, der Briefe durch Förſter, und manchem guten Worte von Gurlitt, Morgenſtern und Andern, iſt die Betrachtung Winckelmann's und ſeiner Schriften und Wirkſamkeit noch keineswegs abgeſchloſſen, ſondern eigentlich erſt gründlich angeregt, und wir freuen uns, hier einen ſchätzbaren Beitrag dazu mitgetheilt zu ſehen. Der Herr Verfaſſer giebt durch denſelben ein ſchönes Zeugniß geiſtvoller und eindringender Beſchäftigung mit einem ſo werthvollen Gegenſtande. Vier beſondere Karakterbezüge deſſelben ſind es, welche er diesmal hauptſächlich hervorhebt, und ſeinen Abſchnitten als Ueberſchriften ſetzt. Sie heißen: Religion, Unabhängigkeit, Darſtellung, Reiſeluſt. Dem Herrn Verfaſſer ſind Goethe's Anſichten und Ausſprüche wohlbekannt und in hohem Werthe: es iſt kein geringes Lob für die ſeinigen, daß ſie neben ſo Großem und Vollendeten ein ſelbſtſtändiges Verdienſt gar wohl behaupten können. Von beſonderer Wichtigkeit für die Einſicht in Winckelmann's Karakter erſcheint uns vorzüglich der erſte Abſchnitt, wo die Meinung Goethe's, daß in Winckelmann das Heidniſche eingeboren geweſen, beſtritten und dafür die Nachweiſung verſucht wird, er ſei im Herzen immerdar ein proteſtantiſcher Chriſt geblieben. Die Gründe und Zeugniſſe hiefür ſind allerdigs triftig, und die Vorliebe Winckelmann's für proteſtantiſche Lieder bleibt ein merkwürdiger und rührender Zug in ihm. Ob indeß die kindliche Gewöhnung an eine beſtimmte Kirchenform, beſonders wenn dieſe ſelbſt ſo mannigfache Denkweiſen in und neben ſich gedeihen läßt, wie damals die proteſtantiſche, einen wahren Glauben an deren dogmatiſchen Inhalt nothwendig vorausſetze, darüber dürfte uns wenigſtens einiger Zweifel bleiben. Uebrigens meint

der Herr Verfaſſer nicht, durch ſeine Deutung ein Lob für Winckelmann einzutauſchen, ſondern nur den Tadel, dem derſelbe auch ſo nicht entgehen kann, aus andrer Richtung herzuleiten. In den nachfolgenden Abſchnitten iſt gleicherweiſe viel Eigengeſchautes und glücklich Zuſammengeſtelltes, und das Ganze auch vortrefflich geſchrieben, welches einer Schrift über Winckelmann, der ſelber den größten Werth auf gut Schreiben legte und daſſelbe für „das ſchwerſte Menſchenwerk" erklärte, nur ein Merkmal mehr giebt, daß ſie ihres Gegenſtandes würdig ſei. Zu bemerken bleibt noch, daß dieſe Abhandlung zugleich die hundertjährige Feier des Tages bezeichnet, an welchem Winckelmann als Schüler in das Köllniſche Gymnaſium zu Berlin aufgenommen worden; dieſe Aufnahme geſchah am 18. März 1735.

Leben des königlichen preußiſchen Geheimen Rathes und Doctors der Arzneiwiſſenſchaft Ernſt Ludwig Heim. Aus hinterlaſſenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Georg Wilhelm Keßler. Leipzig, Brockhaus, 1835. Zwei Theile. 12.

Unſer Bericht wird hier auf wenige Worte ſich beſchränken dürfen. Der ganze Gehalt und Werth dieſes reichen Buches iſt nämlich innerhalb des bewegungsvollen, heitern und anziehenden Gebietes aufzufaſſen, wo die Wiſſenſchaft und das Leben zuſammenfließen, und ihre Vereinigung nach beiden Seiten erhöhten Gewinn

zurückwendet. Wenn aber ſonſt die Lebensbeſchreibungen der Gelehrten ihr hauptſächtliches Intereſſe doch meiſt nach dem beſonderen Fache hin behalten, dem dieſe gerade angehören, ja ſogar die Abfaſſung in den meiſten Fällen dies ausdrücklich bezweckt, ſo ſtellt dagegen das vorliegende Buch in dieſem Betreff ein andres Verhältniß auf. Auch hier findet ein nächſter Antheil und Reiz unſtreitig für die Arzneiwiſſenſchaft und deren Ausübung Statt, da es das Leben eines Arztes iſt, das erzählt wird; allein dieſe Seite hat hier, wie fruchtbar und glänzend ſie auch ſei, durchaus nicht das Uebergewicht, ſondern dieſes gehört entſchieden der andern Seite an, der des allgemeinen und perſönlichen Lebens, bei welchem die Bezüge der Wiſſenſchaft, innerhalb deren jenes ſich bewegt, nur noch als untergeordnete mitgehen.

Denn ſofern mit Recht ein Unterſchied anzunehmen iſt, ſolcher Menſchen, deren ganzes Daſein aus urſprünglicher, rein und voll ſtrömender, nie raſtender Quelle zu fließen ſcheint, und ſolcher, denen nur ein abgeleitetes, wechſelnd ſtockendes oder nur trüb und karg fließendes, verliehen ward, ſo muß der herrliche Mann, deſſen Andenken hier gefeiert wird, als eines der ſeltenſten und auserwählteſten Beiſpiele der erſtern Art gelten, als unmittelbar hervordringend aus dem klarſten und vollſten Strome des Daſeins, als ein fortwährender Lebensquell ſelber, der durch Geſtein und Felder ſeine ſegenvolle Fluth ergießt, und Friſche, Fruchtbarkeit und Heil ausbreitet, unermüdet im hellen Sonnenſchein wie im dämmernden Sternenſchimmer. Alles in und an ihm iſt Luſt und Muth des Lebens, Kraft und Thätigkeit. Genuß und Ertrag deſſelben; die ausgezeichnetſten Eigen-

ſchaften, die er beſitzt, die höchſten Verdienſte, die er erwirbt, alles ſteht und gedeiht in ſeiner heitern Lebendigkeit, als dem gemeinſamen Elemente, welches in ihm jedes andern Stoffes, der herandringt oder ausſcheidet, mächtig bleibt. Dieſe Lebendigkeit iſt der Grund, die Kraft und der Glanz ſeines ganzen Weſens.

Ernſt Ludwig Heim, geboren 1747 zu Solz im Herzogthum Meiningen, geſtorben zu Berlin 1834, war ein langes Leben hindurch, von der Univerſität an bis in ſeine letzten Tage, einer der thätigſten und glücklichſten Aerzte, die es jemals gegeben hat. Er war vorzugsweiſe dieſes, ein ausübender, hülfreicher Arzt, und alles andre, was er außerdem noch Ausgezeichnetes leiſtete, als Naturforſcher, als Lehrer, tritt gegen ſeine unmittelbar praktiſche Thätigkeit in den Hintergrund. Hiemit wäre nun ſchon die außerordentliche Bedeutung und Wirkſamkeit eines ſolchen Lebens genugſam ausgeſprochen; allein auch dieſe ordnen ſich, wie ſchon erwähnt worden, einer höheren Erſcheinung unter, die von ſeiner Perſönlichkeit ausgeht. Seine ärztliche Meiſterſchaft iſt von der liebenswürdigſten Eigenthümlichkeit begleitet, deren Grund unerſchütterlicher Gradſinn, kindliche Unſchuld und Treue, reines Gottvertrauen und heitre Pflichterfüllung ſind, und in unverſiegbarem Frohſinn, rüſtiger Thatkraft, kühnem Freimuth und launiger Munterkeit immer friſch und ſelbſtſtändig durch Welt- und Tagesgedränge die vorgezeichnete Bahn verfolgt. Seine kräftige Originalität vereinigte herrſcherliche und kriegeriſche Eigenſchaften, — letztere ſogar von der raſchen, bei anſcheinender Wildheit doch umſichtigen und klugen Art eines leichten Reiters, wie er ja auch im eigentlichen

Sinne mit größter Vorliebe war, — mit menſchenfreundlichen, liebevollen und zartſinnigen, die insgeſammt, zu jedem Dienſte bereit und jeder Aufopferung fähig, ganz wieder dem Arzte zu Gute kamen, ja ihn gewiſſermaßen ausmachten, denn die Wirkſamkeit ſeiner perſönlichen Erſcheinung war nicht minder troſtreich und heilſam, als die ſeiner ärztlichen Verordnungen.

Der Lebenseindruck eines ſolchen Mannes wird in der Hauptſtadt, wo er in allen Klaſſen, geringen und vornehmen, eine der namhafteſten, verehrteſten und geliebteſten Notabilitäten war, noch lange fortdauern; die Zeitgenoſſen erſchöpfen dieſen Schatz des Andenkens nicht, ſondern vererben ihn auf ein nachfolgendes Geſchlecht, das der eigenen Anſchauung entbehrt. Dieſem kommt nun das vorliegende Buch glücklich zu Hülfe, indem es die vorhandenen Ueberlieferungen in ein geordnetes Bild zuſammenfaßt, und jeder beſondern Erinnerung einen feſten Anhalt bietet, der auch viele hier bei dem großen Reichthum übergangene oder nicht ausdrücklich hervorgehobene Züge noch aufnehmen kann, z. B. den merkwürdigen Auftritt, wie Heim zum erſtenmale des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel anſichtig wurde, und manches Aehnliche, was wenigſtens für künftige Mittheilung aufzubewahren iſt.

Dieſes Buch in einem Auszuge zur Ueberſicht bringen zu wollen, wäre das undankbarſte und unnützeſte Geſchäft. Eine ſolche Gabe muß ganz und vollſtändig genoſſen werden, und niemand darf ſie ſich verkümmern laſſen. Die Schrift gleicht hierin dem Gegenſtande, den ſie behandelt; man darf nur auf ſie hinweiſen, ſie

empfiehlt ſich durch ſich ſelbſt, und belohnt den Leſer durch unmittelbare Einwirkung.

Lebensbeſchreibungen erfreuen gewöhnlich am meiſten durch ihren Anfang, wo noch die frühere Jugend, der Kampf der Bildung und der mit der Welt geſchildert wird; gelangt man in die mittlere Zeit, wo die Höhe erſtiegen iſt, die Bahn dann gleichförmig fortläuft, ſo ſchwindet größtentheils der Reiz; und gegen das Ende, wo vielleicht Ruhm und Ehre und Gewinn jeder Art am reichſten ſich mehren, aber die Kräfte abnehmen und das Alter allmählig dem gemeinſamen Schickſal entgegenſinkt, umdüſtern ſich die glänzendſten Lebensläufe, und laſſen oft nur einen ſchmerzlichen Eindruck zurück, den zu mildern bisweilen auch die geiſtige Ausſicht des Fortwirkens und Weiterlebens mangelt, wozu der Menſch ſo gern ſeine Zuflucht nimmt. Hier iſt dieſer Nachtheil kaum wahrzunehmen. Das Leben des thätigen und glücklichen Arztes ſcheint am wenigſten zu altern; Heim insbeſondere iſt kräftig und wirkſam bis in das höchſte Greiſenalter, iſt antheilvoll und vergnügt bis zum letzten Entſchlummern, und ſieht jenſeits deſſelben getroſt und heiter nur neue Anfänge und Entwicklungen.

Wir genießen des unſchätzbaren Vortheils, Heim in dieſer Lebensbeſchreibung großentheils durch ihn ſelbſt kennen zu lernen. Aus ſeinen zahlreichen Papieren, Briefen und Tagebüchern, ſind die meiſten Begegniſſe, Stimmungen nnd Verhältniſſe mit ſeinen eignen Worten erzählt und ausgedrückt. Kein andres Mittel konnte uns ſo in das ächte Weſen des Mannes blicken laſſen, ihn uns ſo ganz in ſeiner Reinheit, Redlichkeit und Herzensgüte zeigen. Die Auswahl und Verarbeitung ſolcher

Bruchstücke zu einem gelungenen Ganzen ist mit glücklicher Hand geschehen; nur der innigsten, verehrungsvollsten Liebe und dem kundigsten Takte konnte diese Behandlung in solchem Grade gelingen. Der Reichthum ist mit seltener Maßhaltung dargeboten, nicht zu wenig, aber auch nicht zu viel, denn da, wo ein Uebermaß zu befürchten sein konnte, tritt alsogleich der geistig zusammenfassende, wünschenswerth ergänzende, mit den Erfordernissen der Anschauung und Darstellung wohlvertraute Herausgeber ein. Wir müssen ihm danken, daß er uns Heim's Worte so gern giebt, und können hinwieder nur bedauern, wenn er nicht selbst das Wort führt, denn Schreibart, Ton, Haltung, sind immer vortrefflich. Gleich im Anfange des Buches, in Schilderung des Schauplatzes und der Vorgänge der Jugendzeit, sind Beispiele der klarsten und kernhaftesten Schilderung, wie nur eine Meisterhand sie geben kann.

Zum Schlusse sei noch eine Betrachtung erlaubt, welche sich unter dem Lesen das ganze Buch hindurch mehr und mehr hat erheben und bestärken wollen, daß nämlich in solchen Schriften unsre besten Denkwürdigkeiten zu erkennen sind, welche das innere Leben der Deutschen in seiner bescheidenen Weltlichkeit darlegen, und meist schon durch ihren Stoff, eben so aber auch durch die Richtung, in welcher sie ihn bewegen, einen trostreichen, erheiternden, ja erbaulichen Karakter darthun. Vergleicht man solche Lebensgeschichten, wie die gegenwärtige von Heim, und — um noch einige andre zu nennen — die von Meierotto durch Brunn, die Denkwürdigkeiten Erhard's, das Leben Fichte's durch seinen Sohn, die eigne Lebensbeschreibung Jung-Stil-

ling's, vergleicht man dieſe mit den hervorragenden Erzeugniſſen der Franzoſen im Fache der Memoiren, ſo giebt ſich ein ungeheurer Unterſchied zu erkennen, den wir wohl befugt ſein dürfen in folgenden Spruch zu faſſen: daß, wenn wir aus den franzöſiſchen Memoiren vorzugsweiſe begreifen lernen, wieſo die Welt in ſich zerfallen und zerbrechen muß, uns in den bezeichneten deutſchen Schriften wenigſtens einige der Fäden und Betriebe ſichtbar werden, wodurch ſie zuſammenhält.

Kavalier-Perſpektive. Von Chevalier de Lelly. Leipzig, 1836.

Dreierlei ergiebt ſich bei vorliegendem Buche auf den erſten Blick: daß der Verfaſſer ein Mann von Geiſt, daß er ein Mann von Welt iſt, und daß er eine ſchöne litterariſche Bildung beſitzt. Er führt von ſeiner Höhe herab, wo er einen freien Ueberblick genießt, angenehme Diskurſe mit den Untenſtehenden. Die Pedanten und die Philiſter ſind ihm am meiſten zuwider. Sein Humor, ſeine Satire ſelbſt, haben etwas Menſchenfreundliches, er möchte die Leute glücklich ſehen, ihnen die Welt zu Genuß und Freuden öffnen. Daß ihm die Verſchwender am Herzen liegen, darin zeigt er auch ſeinen guten Sinn, denn welche Klaſſe iſt in der geſellſchaftlich-bürgerlichen Welt wichtiger als dieſe? Wie viel hängt nicht davon ab, daß dieſe Klaſſe ihr Metier

mit Verſtand und Geſchmack ausübt! Ach heißt ja, die Leute zum guten Verſchwenden anleiten, ſie hintenherum doch nur auf Fleiß und Sparſamkeit hinführen: denn nur der Reiche kann verſchwenden, und reich iſt nur, wer immerfort erwirbt und anſammelt. So verſchwenden, daß man nichts mehr hat, und alſo zu verſchwenden aufhören muß, heißt ja nur das Verſchwenden zerſtören! Man ſieht, daß in dem Verfaſſer eine gute Biene ſteckt, auch aus den giftigen Blumen ſammelt er ſüßen Honig, — und der Stachel fehlt ihm auch nicht.

In litterariſcher Hinſicht bekennt er ſich zu Hoffmann, zu Pückler; höher hinauf zu Goethe, zu Shakeſpeare. Von den „Briefen eines Verſtorbenen" ſagt er: „Ich betrachte ſie als einen wahrhaften Fortſchritt zur Schaffung einer geſchmackvollen vaterländiſchen Unterhaltungslektüre. Unbezweifelt bekämpfen ſie die leider tief eingewurzelte Scheu vor der Darſtellung des Perſönlichen, von welcher unſere Nachbarn jenſeits des Rheins ſich längſt frei gemacht haben. Faſt alle ihre Notabilitäten ſtellten das Geſehene mehr oder minder lebhaft dar." Der vorurtheilsloſe, hochſinnige Verfaſſer möchte in dieſer Beziehung „ſogar gewiſſe zügelloſe Partheiſchriften der letzten Jahre in Schutz nehmen." Es iſt doch Leben und Welt darin, und inſofern hat er vollkommen Recht. Die Pedanten und Philiſter mögen ſchreien, ſie müſſen doch immer wieder perſönlich in's Licht, ſo oft ein höherer Geiſt ſie zur Beluſtigung braucht, oder um etwas an ihnen zu demonſtriren. — Schade, daß der Verfaſſer noch nicht die meiſterhaften Darſtellungen des Profeſſors Gans gekannt hat, die „Rückblicke auf Perſonen und Zuſtände", er würde einen neuen Fortſchritt

in obigem Sinn verkünden dürfen; ſelten, bei uns vielleicht noch nie, hat ein philoſophiſcher Tiefblick in ſo feiner, graziöſer Art, mit ſolchem Takt und Maß die inhaltreichſten Bilder beſeelt! — Unſer Verfaſſer hat ſich nicht genannt, ſein Buch aber „ſeinem lieben Freunde und Vetter Eugen Baron Vaerſt" zugeeignet; den er als ſeinen liebſten, wohlthätigſten, hülfreichſten, unwandelbarſten Freund rühmt. Wir hoffen, daß er außer dieſem noch andre hat! — Uebrigens ſcheint uns etwas Egoismus dabei, wenn wir ſolchen einzigen Freund ſo übermäßig loben. Jedoch ſei ferne von uns, daß wir durch dieſe Bemerkung die Innigkeit dieſes Verhältniſſes mindern wollten! — —

Briefwechſel zwiſchen Goethe und Schultz.

Bonn, 1836.

Der Briefe ſind nur wenige, und ſie beſchränken ſich auf einen engen Zeitraum; ihr Inhalt aber iſt bedeutend, und der Beitrag wichtig, den ſie zur perſönlichen Karakteriſtik liefern. In Betreff Goethe's iſt der letztere Gewinn leicht erfaßt, weil alles ſich an ſchon Bekanntes anſchließt; aber für den zweiten Namen bedarf es einiger näheren Angaben, um den ganzen Mann ſehen zu laſſen, von dem ſich in den Briefen gleichſam nur eine Fingerſpitze zeigt, oder höchſtens einmal die Hand vorſtreckt. Schultz aber war ein ſehr merkwürdiger, im Leben ſich kräftig umthuender und nachdrück-

licher Mann, der als Staatsrath, oder Geheimer Ober-Regierungsrath, wie der Titel ſpäterhin lautete, gar ſehr an ſeiner Stelle war, doch im Vaterlande die Bedingungen, wobei ſein ganzes Weſen zur vollſten Entwicklung gekommen wäre, glücklicherweiſe nicht finden konnte; wir ſagen glücklicherweiſe, denn dazu hätte es ſchwieriger Gewaltherrſchaft, heftiger Einſchreitungen und unnachſichtlicher Willensſtrenge bedurft, wie etwan ein Präfekt Napoleon's ſie in vielen Fällen ausüben mußte, zu welcher Stellung Schultz gewiß trefflich getaugt hätte wiewohl er in ſeiner gegebenen Laufbahn, durchaus deutſchgeſinnt und ſeinem Fürſten mit eifrigſter Treue zugethan, das Reich und den Herrſcher der Franzoſen mit glühendem Haſſe ſtets bekämpfte. In dem geordneten, auf milde Gerechtigkeit geſtützten und friedlich und erſchütterungslos auf ſtufenweiſe Fortbildung angewieſenen Staate war für die Kraftrichtung unſres Schultz keine Gelegenheit, und die Mißverhältniſſe, in die ſein Karakter ihn gerathen ließ, mußten ihn erdrücken.

Aus einer altpreußiſchen ehrbaren Bauernfamilie ſtammend hatte Schultz die ſtarre, trockne Unerſchütterlichkeit, welche den Landleuten ſo häufig eigen iſt, und auf ſolchem feſten Grunde war bei ihm, der durch Schul- und Univerſitätsſtudien ſich trefflich ausbildete, die feinſte und zarteſte Geiſtesbeweglichkeit hervorgewachſen, in welcher doch immer wieder, und oft im ganz unerwarteten Augenblick, der urſprüngliche Boden durchſchmeckte, und eine leiſe Biegung plötzlich zur eiſernen Feſtigkeit erſtarrte. Schultz war ein ſchöner Mann, von einnehmender Grazie, edel in ſeinen Triebfedern wie in ſeinen Gedanken, er ſtellte ſich von ſelbſt in die Reihe der

ſittlich- und geiſtig-Beſten. Zuerſt in den fränkiſchen Fürſtenthümern bei der Regierung angeſtellt, hatte er in dem Miniſter Freiherrn von Hardenberg ein ſchönes Vorbild einſichtiger und freundlicher Wirkſamkeit; auch gewann er durch das ſinnige und entſchloſſene Weſen, das in ihm durchblickte, die gute Meinung dieſes Staatsmannes, der ihn nicht wieder aus den Augen verlor.

Durch den Krieg nach Berlin zurückgeworfen, rang Schultz während der Unglücksjahre muthig gegen die Drangſale des Vaterlandes; er war einer der entſchiedenſten und heftigſten Franzoſenfeinde, hatte jedoch den guten Sinn, bei bittrem Deklamiren ſich nicht lange aufzuhalten, ſondern wandte ſeinen Geiſt wie ſeine Thätigkeit, wo für gemeinnützige Zwecke nichts unmittelbar zu leiſten war, alsbald auf höhere Gegenſtände der Wiſſenſchaft und der Kunſt, und ſchloß die mannigfachſten Wege in dieſen Gebieten für ſeinen Forſchungstrieb auf. Nach den Befreiungskriegen bekam er eine feſte Anſtellung in dem Kultusminiſterium. Hier wirkte er im Verein mit Hirt nachdrücklich zu dem Ankauf der Solly'ſchen Gemählde-ſammlung, ein Gegenſtand, an welchen noch viele Jahre hindurch ſich vielfacher Kampf und Widerſpruch leidenſchaftlich anknüpfte. Schultz war auch in den politiſchen Erörterungen, die darauf eine Zeit lang die Menſchen über Gebühr beſchäftigten, einer der heftigen Eiferer, und bildete mit Schleiermacher und Andern eine Art doktrinairer Parthei.

Als aber, in Folge der Karlsbader Beſchlüſſe, bei den Univerſitäten beſondere Aufſeher unter dem Namen Regierungsbevollmächtigte gemacht und Schultz zu dieſem wichtigen Amte für Berlin ernannt wurde, trennte

er ſich von ſeinen bisherigen Freunden, und entſagte nicht nur jeder Oppoſition, ſondern verfolgte ſie mit allem Nachdruck. Die ihm eröffnete außerordentliche Wirkſamkeit nahm ihn gänzlich hin, und der bisherige Liberale wurde zum grimmen Ultra. Die Demagogen, Bündler, Burſchenſchafter, und ihre Gönner und Unterſtützer, ſo wie die Schriftſteller, welche in der Oppoſition verharrten, bekamen in ihm den unerbittlichſten, beharrlichſten Feind; er wußte in ſeinem Eifer kein Maß, und achtete den Groll nicht, den er bei ſeinen ehmaligen Freunden durch ſeine nunmehrige Art erweckte. Sein Grimm, ſeine Starrheit, brachten ihn jedoch in Verwicklungen, wo er keinen Ausweg fand. In ſeinem Verdruſſe mißkannte er ſeine Stellung gegen höhere Staatsbehörden, er trotzte, beſchuldigte, klagte an, wo er nur hätte gehorchen und ſich fügen ſollen. Zum Glück für ihn war die höchſte Staatsverwaltung nicht ſo einſeitig ſtreng, ſo rückſichtslos hart, wie er ſie haben wollte, wie er in ſeinem Wirken ſie auszudrücken ſuchte; anſtatt entlaſſen zu werden, wie er von ſolchen Obern, die ihm geglichen hätten, müßte erwartet haben, wurde er bloß von ſeiner Amtswirkſamkeit entfernt, und mit dem Genuſſe ſeiner vollen Beſoldung zur Ruhe geſetzt. Er war ſich ſeiner Redlichkeit bewußt, und dieſe war in der That fleckenlos, er trotzte auf ſeine Unentbehrlichkeit, doch hierin täuſchte ſein Stolz ihn allzuſehr; genug, zürnend und grollend zog er ſich zurück, überzeugt, daß man ihn bald wieder rufen müſſe, und wählte ſich Wetzlar zum einſtweiligen Aufenthalt.

Hier warf er ſich, um ſeine ſelbſtauferlegte Bannmuße zu zerſtreuen, mit neuem Eifer auf wiſſenſchaft-

liche Forſchungen, und hier beginnt auch die Mittheilung ſeines Briefwechſels mit Goethe. Schon längere Zeit hatte er ſich dem Großmeiſter deutſchen Dichtens und Forſchens mit Liebe genaht, war in deſſen Angelegenheiten eingegangen, hatte der Farbenlehre deſſelben heftig zugeſtimmt, in Beobachtungen der Atmoſphäre, in Alterthums- und Kunſtſachen, ſich ihm angeſchloſſen, und nach ſeiner leidenſchaftlichen Art eine wahre Innigkeit der Verehrung und Liebe für Goethe'n huldigend an Tag gelegt. In der jetzigen Lage, rauh und düſter gegen die übrige Welt, wandte ſein Gemüth nur um ſo eifriger alle weiche Zärtlichkeit auf dieſes Verhältniß, das in der That keine geringe Geltung für die eigne Empfindung und die größte für die Außenwelt haben mußte.

Schultz hatte den Trieb, ſich mit abſonderlichen, ſchwierigen Gegenſtänden zu beſchäftigen, und die Macht ſeines Genius ſollte durchaus zu großen Reſultaten durchdringen. Der Zufall führte ihn auf römiſche Bauwerke, ſodann auf die römiſche Staatsverfaſſung. Unglücklicher konnte er ſeine Richtung nicht nehmen. In dieſen Gebieten, wo ein ungeheurer Vorrath durcharbeiteter Kenntniſſe nöthig iſt, können Scharfſinn und Divination ohne jene Grundlage wenig leiſten. Schultz war auf dieſem Boden ein dilettantiſcher Autodidakt, und ſein Eigendünkel ging bis zur Verwegenheit. Ohne eigentliche Geſchichts- und Antiquitäten-Kenntniß, ohne Griechiſch und mehr als oberflächlich Lateiniſch zu wiſſen, meinte er die vorgefundenen Anſichten umſtoßen, und ein ganz neues Licht anzünden zu können. In den Briefen an Goethe legt er ſeine erſten Verſuche dieſer

Art nieder. Er verwirft ohne weiteres die Authentie des Pomponius Mela, der ihm nicht in seine Vorstellungen paßt, und eben so die Authentie des Vitruvius. Er täuscht sich selber, und meint, indem er seinen Eigensinn und seine Willkür in Einzelheiten weiter ausbildet, dadurch gründlich zu sein. So weiß er bald ganz genau, daß der Pomponius Mela ein muthwilliges Jugendwerk des Boccaccio ist, der dabei wahrscheinlich eine im neunten oder zehnten Jahrhundert auf Monte Cassino kompilirte Skizze zum Grunde gelegt; so weiß er nicht minder, daß Vitruvius im zehnten Jahrhundert, wahrscheinlich von Pabst Sylvester II., als Abt Gerbert zu Bobbio, aus griechischen und römischen Nachrichten kompilirt worden, mit vielen andern genauen Vermuthungen, die sich ihm sogleich als Gewißheit feststellen. Ihm ist es ganz recht und lieb, mit der großen gelehrten Welt hier in offnen Widerspruch und Krieg zu treten; er zweifelt nicht, die größten Autoritäten unter seinen Scharfsinn zu beugen, sie seinem Genius zu unterwerfen!

Merkwürdig ist es, wie Goethe sich hiebei gegen den leidenschaftlichen Freund verhält! Er traut ihm Bedeutendes zu, er weiß, wie sehr die Männer vom Fach oft verblendet sind, wie bestritten und verlacht oft das Spätbewährte anfangs hat auftreten müssen; er muntert ihn daher auf, und stützt ihn, so weit er es vermag; allein er dringt mit Vorsicht auf strenge Gründlichkeit, und diese kann im vorliegenden Falle, bei dem Mangel an gelehrter Umsicht und Vollgültigkeit, nur in sächlich Positivem liegen. Auf dieses weiset daher Goethe gern zurück, auf die bestimmte römische Mauer, die vor

Augen iſt, auf den deutlichen Einzelbericht des Frontinus von Waſſerleitungen. In die Wagniſſe philologiſcher Kritik geht er nicht ein, nur den Weg freier Anſchauung wünſcht er für die Kritik offen zu erhalten.

Wir ſind unſrestheils überzeugt, daß Schultz nicht in bloßem Wahne gefaſelt, ſondern etwas Richtiges wahrgenommen, aber mit Haſt und Gewalt übel verarbeitet hat. Sein Karakter verübte hier in der Wiſſenſchaft, wie früher in der Amtswirkſamkeit, die eigenſinnigſten Verkehrtheiten, und wie ſchon hier, ſo mußte noch ſchneller dort ſein Verfahren in den größten Nachtheil für ihn ſelbſt umſchlagen. Sein ſpäteres Werk, über römiſche Verfaſſung, gegen Niebuhr, Savigny und Böckh gerichtet, kommt in dieſen Briefen noch nicht vor. Es iſt bekannt, wie er damit in der gelehrten Welt völlig verunglückt iſt; nicht einmal großen Lärm hat er damit bewirken können. Er ging an ſeiner Vermeſſenheit, an ſeinem Stolz und Eigenſinn, buchſtäblich zu Grunde; der Tod übereilte ihn im Groll ſeiner allſeitigen Zerwürfniß und Niederlage.

Schultz bleibt jedoch bei allen ſeinen Mängeln, an denen oft Andre leiden mußten, am meiſten aber er ſelbſt litt, ein Mann von höchſt achtbaren Seiten. Sein Karakter hatte Großartiges, und würde in Verhältniſſen, die ihm ganz entſprochen hätten, das Außerordentlichſte geleiſtet haben. Was er geiſtig zu Tage gefördert, laſſen wir als problematiſch auf ſich beruhen, gewiß aber iſt nicht alles geradehin zu verwerfen, und es bleibt immer ein Verdienſt, ſo rückſichtslos und muthig anzugehen, wie er gethan. Neben ſeiner Zankſucht und ſeinem Eigenſinn konnte er aber auch ſehr liebens-

würdig ſein, ächt liebevoll und liebebedürftig, wie diejenigen wohl erfahren, die ihn näher gekannt! Auch Goethe kannte ihn von dieſer Seite, und legte gern ſein inniges Herzensvertrauen in das empfängliche Gemüth ſeines Freundes und Anhängers nieder. Zeugniß davon giebt beſonders der Brief vom 10. Januar 1829, der über Goethe's Verhältniß zu ſeinen Werken und dieſer zu dem Publikum die gehaltvollſten Bekenntniſſe mittheilt. — In keinem Fall iſt der Briefwechſel hier ſchon vollſtändig mitgetheilt. Es fehlt der Anfang und der Schluß, die man nach dieſer Darlegung des Karakteriſtiſchen, welches an der Perſon haftet und von ihr auf die Briefblätter übergeht, nur mit deſto größerem Anreize begehren wird.

Facſimile von Handſchriften berühmter Männer und Frauen. Bekannt gemacht und mit hiſtoriſchen Erläuterungen begleitet von Dr. Wilhelm Dorow. Auf Stein geſchrieben im lithographiſchen Inſtitute des Verlegers. Erſtes Heft. Berlin, 1836. Verlag von L. Sachſe und Comp. 4.

Wir hatten kürzlich von einem talentvollen jungen Schriftſteller das behaglich-kecke Geſtändniß zu leſen, ihm ſei perſönliche Theilnahme und Verehrung für unſre großen Männer eigentlich fremd, wenigſtens nicht angeboren. Müßten wir dieſe Aeußerung als ein Zeichen der Zeit nehmen, worin ſich deren weitverbreitete Gleichgültigkeit zu erkennen gäbe, ſo fänden wir ſie für das

Allgemeine nicht weniger bedauernswerth, als ſie es ſchon für den Einzelnen iſt, der ſich damit der reinſten Quellen des Glückes und der Freude verluſtig bekennen will. Doch werden wir bei näherem Ueberblick unſern ſorglichen Unmuth leicht wieder beruhigen. Solcher unerfreulichen, und, wie uns dünkt, auch in jenem Worte noch keineswegs erhärteten Sinnesart widerſprechen von allen Seiten die thatſächlichen Beweiſe des lebhafteſten Antheils, der beſeelteſten Verehrung, welche mehr und mehr für unſre großen Namen ſich erheben. Die Bildſäulen, deren Errichtung im Werk oder im Vorſchlag iſt, die Denkwürdigkeiten und Briefwechſel, welche von Jahr zu Jahr den Schatz unſrer Lebenskunde mehren, beweiſen eine ganz entgegengeſetzte Richtung, welche den Ertrag und das Werk des Geiſtes nicht kalt abſondern und dahinnehmen, ſondern vielmehr den Zuſammenhang mit der Wärme und Friſche des perſönlichen Daſeins, aus dem ſie hervorgegangen ſind, eifrig bewahren will. Unter dieſen Geſichtspunkt dürfen wir auch das Unternehmen ſtellen, welches ſich in dem vorliegenden erſten Hefte glücklich ankündigt.

Der hohe Werth der Handſchrift, ihre unerſchöpfliche Verſchiedenheit und Eigenthümlichkeit, und ihre tiefen Bezüge auf eine darin offenbar und geheim ausgedrücktes Innere, ſtehen heutiges Tages in allgemeiner Anerkennung feſt. Nach dem Abbilde der Perſon ſelbſt, wie der Mahler oder der Bildhauer es giebt, ruft kein andres Mittel ſo unfehlbar und beſtimmt uns die Gegenwart eines Menſchen hervor, als ſein geſchriebenes Wort, worin der Ausdruck ſeines geiſtigen Weſens mit ſeiner leiblichen Eigenſchaft zuſammenfließt. Der Reichthum

ſinniger Unterhaltung und fruchtbarer Einſicht, welche durch den Anblick handſchriftlicher Denkmale hervorzurufen ſind, wird jedoch erſt recht klar, wenn größere Sammlungen mit vollſtändiger Wahl angeordnet und mit ſichrer Kenntniß erläutert werden. In neueren Zeiten hat eine hohe und edle Liebhaberei ſich vielfach dieſem Gegenſtande zugewendet; wir können Goethe und den Fürſten von Metternich als eifrige Sammler nennen, deren Lebensſtellung freilich auch für ſolchen Nebenzweck leicht einen Gewinn abwarf, der für nicht ſo Begünſtigte nur durch außerordentliche Glücksfälle erreichbar wird. Wenig aber iſt bisher in Deutſchland geſchehen, ſolche Schätze durch treue Nachbildung in Gemeingut zu verwandeln, ſie der Nation zu Genuß und Belehrung öffentlich anzubieten.

Wir müſſen dem Herausgeber der vorliegenden Probe aufrichtig danken, mit dieſem Unternehmen hervorzutreten. Durch eigne Lebensverhältniſſe voll reicher Beziehungen und ausgebreiteter Weltanſchauung, durch Eifer und Ausdauer, ſo wie durch beſondere Gunſt der Umſtände, welche demjenigen nicht zu fehlen pflegt, der mit Ernſt ein richtiges Ziel verfolgt, iſt Herr Hofrath Dorow gewiß vor vielen Andern befähigt, in dieſer Art etwas Vortreffliches zu leiſten. Dies iſt um ſo mehr gleich im Beginn anzuerkennen, als das ganze Geſchäft ſeine Schwierigkeiten und ſein Verdienſt hinter dem Gelingen ſelber gleichſam verbirgt, und ſeine Anſprüche auf den Dank des Publikums keineswegs zur Schau trägt. Die Eigenſchaften, deren ein Autor zur Ausſtattung eigner ſelbſtſtändiger Schriften bedarf, ſind hier ebenfalls unentbehrlich, um einer anſcheinend in Sam-

meln und Erläutern abgethanen Arbeit geiſtigen Halt und gutes Geſchick zu ſichern. Die Auswahl, ſowohl der Perſonen als der Blätter, die Sorgfalt in den begleitenden Angaben, die Geſichtspunkte, der Takt und das Maß in den erläuternden Bemerkungen, alles dies wird hier von entſcheidender Wichtigkeit.

In jedem Betracht dürfen wir dieſe begonnene Sammlung beſtens anempfehlen. Von dreißig berühmten Perſonen, die theils der Welt im Allgemeinen wichtig, theils vorzugsweiſe dem deutſchen Vaterlande werth und bedeutend ſind, empfangen wir fünfunddreißig handſchriftliche Zeugniſſe, welche meiſtens noch durch den beſondern Inhalt oder die eigenthümlichen Umſtände, unter denen ſie geſchrieben worden, ein erhöhtes Intereſſe haben. Die zwei Briefe des Fürſten von Hardenberg, die merkwürdigen Briefe von Gentz, Achim von Arnim, Friedrich Auguſt von Wolf, Fichte, Wilhelm von Humboldt, Heyne, Voltaire, Blücher, Thielmann, würden auch ohne das Bild der eigenthümlichen Handſchrift, in bloß gewöhnlichem Druck, eine willkommene Gabe ſeyn; um wie viel mehr ſind ſie es jetzt, da ſie die unmittelbaren Lebenszüge darſtellen! Die Handſchriften von Schleiermacher, Wieland, Bülow von Dennewitz, Ferdinand von Braunſchweig, Jean Jaques Rouſſeau, Katharina der Großen, Herder, Forſter, Kant, Borowsky, Gräfin Genlis, Iffland, Jung, Reichardt, Johann von Müller, Heinrich von Kleiſt, Hippel und Dumouriez, erfreuen das Auge und den Geiſt mit unendlichen Anregungen dieſer mannigfachen, in bunter Miſchung prächtig leuchtenden Lebensgeſtalten, welche der Herausgeber durch gedrängte biographiſche und kritiſche

Notizen dem Leſer noch vertraulicher nahe rückt. Ein ſehr karakteriſtiſches Bild von Gentz aus deſſen Jugend ziert das Titelblatt als Vignette.

Wir billigen es, daß keinerlei Reihefolge nach Rangordnung bei den mitgetheilten Artikeln beobachtet worden; jede zu wählende würde ihre Schwierigkeiten gehabt, und den Beginn und Fortgang des Werkes nur geſtört haben. Allein die Möglichkeit, die einzelnen Artikel nach Gutdünken und Eigenwahl zuſammenzuſtellen, hätten wir gern jedem Beſitzer bewahrt geſehen, und deßhalb wünſchten wir, daß jedem Artikel ein eignes Blatt beſtimmt und dieſem die nöthigen Erläuterungen ebenfalls ſelbſtſtändig beigegeben wären. Freilich würde das Ganze, welches jetzt auch durch ſeinen mäßigen Preis empfehlenswerth erſcheint, durch ſolche Einrichtung etwas vertheuert werden. Einige Ungenauigkeiten im Abdrucke des Textes würden zu rügen ſein, wüßten wir nicht, daß dergleichen in deutſchen Schriften, aller Sorgfalt ungeachtet, ſich faſt unvermeidlich einſchleichen!

Für das zu erwartende zweite Heft hoffen wir vor allem die Handſchrift Friedrichs des Großen, welche ſchon, wie wir vernehmen, dieſem erſten zugedacht war. Sodann möchten wir aber noch den Wunſch ausdrücken, daß der Herausgeber auch die Handſchriften Lebender nicht ausſchließen, ſondern im Gegentheil den Kreis gerade dieſer recht weit ausdehnen, und hierdurch auch das nächſte Intereſſe der Gegenwart an ihren eigenen Geſtalten berückſichtigen möge! —

History of Europe during the French Revolution 1789—1815. By Archibald *Alison* F. R. S. E. Advocate. London, 1833 — 1836. Vol. 1 – 5. gr. 8.

Das Bedürfniß der Geſchichtskunde iſt mit dem früheſten Streben menſchlicher Beſinnung und erwachender Bildung verknüpft. Doch gerade nach denjenigen Seiten, wohin dies Bedürfniß urſprünglich am ſtärkſten gerichtet ſein muß, iſt ihm die wenigſte Befriedigung gewährt. Denn die wichtigen Fragen nach dem Anfang und dem Ziele dieſer Kette des Geſchehens, denen ſich der forſchende Geiſt hauptſächlich zuwendet, gelingt ihm nicht zu beantworten, außer mit Hülfe religiöſer oder philoſophiſcher Vorſtellungen, deren höheres Licht aber die uns näher liegenden Geſchichten im Dunkel läßt. Entſagt nun unſere Forſchung jenen Fernen, und wendet ſich auf das Nächſte, will ſie die Gegenwart erkennen und wie dieſe geworden, alſo die Geſchichte der nächſten Vergangenheit, in der unſre eignen Lebensloose bereitet worden, ſo finden ſich auch hier unſere Anſprüche meiſt getäuſcht. Denn während wir manche mittlere Zeiten, deren Zuſammenhang mit uns nur durch viele Zwiſchenglieder noch Statt findet, vollſtändig überſchauen, aus reichlichen Urkunden die Thatſachen ergründen und ſie bis in die kleinſten Umſtände erörtern und nachweiſen, ſo ſehen wir uns in Betreff derjenigen Ereigniſſe, welche uns am nächſten berühren, deren Einfluß unſer eignes Leben unmittelbar bedingt und durchſtrömt, keineswegs im gleichen Vortheil.

Schon die äußere Geſtalt der Begebenheiten im Augenblicke zu erkennen und durch alle Verwandlungen

hindurch zu verfolgen, iſt immer ſchwierig und oft unmöglich; bei der Vielheit der Schauplätze und ihrer Größe und Verſchiedenheit, muß jede unmittelbare Wahrnehmung unzulänglich ſein; die nächſten Berichte aber ſind eilig, oberflächlich, verworren, widerſprechend; Irrthum und Abſicht entſtellen die Wahrheit, Selbſtſucht und Machtgewalt wehren dem Forſcher; die kundigſten Zeugen ſind ſtumm, die redlichſten bleiben zweifelhaft. Selbſt der Standpunkt, der als der günſtigſte für die Ueberſicht der Zeitereigniſſe gelten muß, der eines mitthätigen Herrſchers, einer aufmerkenden Staatsbehörde, eines unterſuchenden Gerichtshofes, gewährt keine vollkommene Sicherheit, wir ſehen die höchſten Vorbilder dieſer Art allen Mängeln und Täuſchungen ausgeſetzt, dem Irrthum und dem Betruge mühſam entgegenkämpfend. Doch wäre mit der äußern Geſtalt der Vorgänge, die ſich großentheils ſinnlich ermitteln läßt, noch wenig gewonnen; eine wahre Geſchichtseinſicht muß in die bewegenden Triebwerke dringen, die Gemüths- und Geiſtesrichtungen erforſchen, die Kräfte der Natur, des Willens und der über beiden ſtehenden Macht, — mögen wir ſolche nun Schickſal oder Vorſehung nennen, — in ihrem Wirken ſondern, ausgleichen, zuſammenfaſſen. Hier kommt alles auf Thatſachen an, die ſich der gemeinen Wahrnehmung entziehen, die überall geiſtiger Gewähr bedürfen, freier Bekenntniſſe, glücklicher Aufſchlüſſe, einer genauen und reifen Prüfung unendlicher Darbietungen. Hier aber iſt es auch, wo gewöhnlich, anſtatt dieſes Reichthums, die größte Armuth gefunden wird. Das Leben ſcheint ſich nur im Verſchwinden zu enthüllen; nach Maßgabe, daß die Vorgänge ſich von der

Gegenwart ablöſen, werden ſie erſt der Geſchichtskunde zugänglich, alſo nachdem der unmittelbare Antheil und das lebendige Verſtändniß gewichen ſind. Wie weit dieſe Wirkung des Lebens hemmend und verdunkelnd zurückweicht, iſt nach Beſchaffenheit der Ereigniſſe, ihrer innern Lebenskraft, der Dauer ihrer äußern Vertreter, ſehr verſchieden, und ſogar im einzelnen Falle ſchwerlich beſtimmt anzugeben; doch läßt ſich im Allgemeinen wohl behaupten, daß die für die Gegenwart heißeſten Ereigniſſe ſchon für ein zweites und drittes Geſchlecht ſich beträchtlich abkühlen, und weiterhin von jedermann gleichgültig dürfen gehandhabt werden. So ſehen wir in der That die Gegenſtände, welche anfangs nur in der Hand und im Urtheil der Fürſten, Staatsmänner und Feldherren lagen, nach und nach in den Bereich der Geſchichtsarbeiter, in die Hände der Profeſſoren fallen, und endlich, eingeſchrumpft und abgegriffen, zum Gemeingute des Volks werden, wo ſie bald entweder ſich verlieren, oder im beſten Falle durch ſagenhafte Anfriſchung verändert fortleben. Daß ein wahrer Geſchichtſchreiber ſie gleichzeitig mit Geiſteskraft in ein treues Bild faßt, oder ſpäter, mit gelehrtem Scharfſinn belebend, aus ihrer Verſchüttung wieder hervorruft, iſt jedesmal ein Glücksfall, deſſen keine Zeit und kein Held verſichert ſein kann.

Aller Schwierigkeiten ungeachtet wird aber doch immer bei gebildeten Nationen, die mit Freiheit und Bewußtſein leben, der Verſuch erneuert werden, auch die der Gegenwart nächſte Geſchichte möglichſt genau zu erkennen und im Zuſammenhange darzulegen. Natürlich ſtehen Deutſchland, Frankreich und England in dieſem Streben voran, während Italien und Rußland bedingt

an ihm Theil nehmen, und Spanien und Portugal ihr jüngſtes Leben nur aus fremder Hand verarbeitet kennen; erſt in den letzten Jahren macht für Spanien das Werk des Grafen Toreno eine ſpäte und bisher alleinſtehende Ausnahme.

Wie die Franzoſen ihre eigne neuſte Geſchichte und die damit verflochtene anderer Völker behandeln, iſt bekannt und beſprochen genug. Die außerordentlichen Vorzüge des eindringenden Verſtandes, der lebendigen, klaren Darſtellung, und, ſofern es ihre eignen Angelegenheiten betrifft, des auf Selbſterfahrung gegründeten Wiſſens und der ſorgſamen Forſchung, laſſen ſich im Allgemeinen ihren Schriften nicht abläugnen.

Die Deutſchen ſtehen ſchon dadurch im Nachtheil, daß ſelten Perſonen an's Werk gehen, die ſchon durch das Leben mit den Ereigniſſen vertraut ſind, ſondern meiſt ſolche, die ihr Wiſſen, ohne eignen ſichern Beſitz, mühſam aus dürftigen und zweifelhaften Gaben zuſammenbringen, und weder zu dem rechten Stoff noch zu dem höhern Standpunkte leicht gelangen. Dies ſei ganz im Allgemeinen geſagt, wir haben keines der vorhandenen Bücher dabei ausdrücklich im Sinne; im Gegentheil, wir laſſen gern jedem ſeinen beſondern Werth, und wiſſen ſehr wohl, daß für mancherlei Bedürfniß und Abſicht auch mancherlei Arbeiten nöthig ſind und genügen. Indeß geht es auch hier, wie ſo oft in deutſchen Sachen, daß wir das Beſte haben, ohne es recht in Anſchlag zu bringen, beſonders, wenn die Form den Gehalt nicht glänzend hervorwendet. Wir dürfen bei dieſer Gelegenheit nur an die Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems von Heeren erinnern; als Handbuch für

Vorträge ist das Werk verbreitet genug und in seinem Werthe vollkommen anerkannt; aber dasselbe hält sich in der engen und trocknen Art eines Handbuches zurück, eine deutsche Eigenheit, die sich allzu oft findet; gleichwohl wiegt, was den Fleiß, die sachkundige Einsicht und die angemessene Würdigung betrifft, dieses Buch allein ganze Reihen andrer Arbeiten auf, und leicht wäre es, diese gehaltvollen Paragraphen mit ihren Anmerkungen zu verschmelzen, und durch weitere Ausführung das Ganze in einen fortlaufenden Text ansprechender Erzählung zu verwandeln. Die Versuche solcher Erzählung, wie sie uns von andrer Seite vielfältig dargeboten werden, lassen nur zu oft gerade diejenigen Bestandtheile vermissen, welche jenes Werk in Fülle besitzt.

Bei den Engländern haben wir Eigenschaften wahrzunehmen, durch welche sie theils den Franzosen, theils den Deutschen sich nähern. Daß sie zu der Aufgabe, die neuste Zeit in geschichtlichen Ueberblick zu fassen, die größten Vortheile mitbringen, wird niemand bestreiten, der die ihres Gesammtzustandes erkennt und erwägt. Im vollen Genuß altwurzelnder Freiheit und Oeffentlichkeit, bei hoher und ausgebreiteter Bildung, unter der steten Einwirkung ernster Tüchtigkeit und starken Selbstgefühls, haben sie in ihren Geschichtsarbeiten frühe und sichre Sachkunde, sorgsamen Fleiß, gründliche Gelehrsamkeit, freien Ueberblick, und gerechtes, maßvolles Urtheil mit anmuthiger Darstellung zu vereinigen gewußt. Einseitiger, als die Deutschen, sind sie es doch minder als die Franzosen, denen sie hinwieder an Lebhaftigkeit und Glanz nachstehen. Trockner und nüchterner, als diese, suchen sie doch nicht ihre Gründlichkeit im Klein-

lichen, und wenn ſie deſſen, was wir Philoſophie der Geſchichte nennen, auch ganz entbehren, ſo berauſchen ſie ſich dagegen auch nicht in gährender Gelehrſamkeit zu phantaſtiſchen Bildern, wie uns dies bisher ſo oft begegnet iſt. Sie halten auf ihr Land und Volk, doch ohne eitle Ueberſchätzung, und beurtheilen das Fremde verſtändig und gerecht, ſoweit ihre Kenntniß dazu reichen will.

Das umfaſſendſte und bedeutendſte Werk, welches England über die Zeitgeſchichte neuerlich geliefert hat, iſt es, das uns hier zur näheren Betrachtung vorliegt. Der Verfaſſer Archibald Aliſon, Rechtsgelehrter und Sachwalter, kenntnißreich und einſichtig, aufmerkſamen und thätigen Geiſtes, hat die Ereigniſſe ſeines Zeitalters nicht gleichgültig vorüberziehen laſſen; das Erlebte iſt ihm wichtig, er hat es durchforſcht, erwogen, er fühlt ſich gedrungen, daſſelbe in zuſammenhängender Folge zu überſchauen, und in wahrhafter, gerechter, eindringlicher und beſonders auch lehrreicher Schilderung vorzuführen. Aus dieſem Intereſſe ſchreibt er; nicht eigentlich aus wiſſenſchaftlichem Antrieb, auch nicht aus künſtleriſchem; doch ſchließt er dieſe Antriebe nicht aus, nur hält ſein Beruf eine mittlere Bahn, die wir eine gebildet-populäre nennen dürfen; er ſchreibt aus allgemein menſchlicher Theilnahme, die ſich doch wieder als die eines Engländers bedingt, wie recht und billig iſt; er verläugnet ſich als ſolcher nicht, und ſeine Leſer ſind ihm natürlich zunächſt ſeine Landsleute.

Wir dürfen ſchon zugeben, daß die Geſchichte von Europa während der franzöſiſchen Revolution ſich als Geſchichte bloß dieſer letztern darbietet, wobei die der

andern Ländern nur vorkommt, insofern sie von jener aufgerüttelt wird. Denn in der That scheint neben dieser großen Bewegung alles, was an ihr nicht Theil nimmt, zu schlafen, und von jeher hat man in der allgemeinen Geschichte die jedesmaligen Hauptereignisse zum Leitfaden aller hervorgehoben. Doch ist auch in dem Schlafe selbst, der wohl gar in manchem Falle nur scheinbar sein mag, noch so viel Leben, daß wir uns, indem wir die Unterordnung gestatten, doch zugleich gegen die Annahme verwahren müssen, als sei wirklich mit jener alles abgethan. Wir erfahren in den vorliegenden fünf Bänden, welche die Geschichte von 1789 bis 1806 umfassen, nichts von den innern Vorgängen und Entwickelungen Deutschlands, Italiens, Rußlands, Schwedens, Spaniens; nur die letzte Auflösung von Polen, als ein für die französische Revolution bezugvolles Ereigniß, wird umständlicher berichtet; sonst kommt, außer Frankreich, nur England noch einigermaßen selbstständig vor, und doch kaum mehr, als es der Antheil erfordert, welchen England an dem Kampfe gegen Frankreich nahm, wohin fast sein ganzes Staatsleben in jenem Zeitraume gerichtet war.

Der Engländer steht, als solcher schon, der Revolution bestimmt entgegen, und unser Verfasser macht darin keine Ausnahme. Wenn auch in England der Beginn der französischen Bewegungen ausgebreiteten Beifall und leidenschaftliche Anhänger gewann, deren heftige Betriebsamkeit sogar die altbegründete Landesverfassung bedrohte, und gegen die eigene Staatsmacht die des bisher verhaßtesten Nebenbuhlervolks begünstigte, so bemerkt doch der Verfasser selbst, daß in dem Verlaufe des

Kampfs, und auf der Höhe deſſelben, die Gefahr und der Ruhm des Vaterlandes auch die Gegner der gerade herrſchenden Staatsführung fortgeriſſen, und die Gefühle für England allgemein überwiegend gemacht habe; ſo daß Frankreich, wo die Ereigniſſe gleichzeitig die früheren Hoffnungen täuſchten, zuletzt von allen Partheien als Feind angeſehen und mit Eifer bekämpft worden ſei. Der Verfaſſer iſt aber nicht nur durch dieſe vaterländiſche Stellung, ſondern auch insbeſondere durch ſeine perſönliche Ueberzeugung ein Gegner der Revolution. Doch vertrüge er ſich noch eher mit einigen Grundſätzen und Zwecken derſelben, als mit den Begebenheiten ſelbſt. Er findet den früheren Zuſtand der Dinge in Frankreich abſcheulich und unhaltbar, Verbeſſerungen nothwendig, viel des Erfolgten ſieht er als Gewinn an; er tadelt die Regierungen, welche nichts für das Volk, für die unterſten und ärmſten Klaſſen thun, und ſieht den Sturz und Untergang ſo vieler Machthaber als die gerechte Strafe dieſer Säumniß an; jedoch von Sittlichkeit und Chriſtenthum ausgehend, dem Königthum ergeben, auf das Beſtehende haltend, will er nur milde und friedliche, keine gewaltſamen und ſtürmiſchen Fortſchritte, und verwirft alle äußerſten Maßregeln und Hülfsmittel, durch welche die Revolution zwar ſiegte, aber zugleich ein warnendes Beiſpiel wurde, welches Unheil und welchen Jammer ein ſo raſches und heftiges Verfahren über die Welt bringe. Bei dem Rückblick auf die Stürme ſolcher Art, denen früher auch ſein Vaterland unterlegen, tröſtete er ſich wenigſtens damit, daß die engliſche Revolution im Vergleich der franzöſiſchen weniger grauſam geweſen, und nicht ſo viele Opfer gekoſtet habe; welch

Behauptung indeß noch in mancherlei Hinſicht näher zu erörtern ſein möchte.

In dem Bewußtſein, ſich zu ſeinem erwählten Stoffe perſönlich ſo gegneriſch zu verhalten, iſt unſer Verfaſſer nur um ſo mehr auf ſeiner Hut, die Vorgänge nicht partheiiſch zu ſchildern, und wendet, um ſein Gewiſſen zu ſichern, ein ſeltſames Hülfsmittel an. Ueberall, wo es irgend möglich iſt, ſucht er für diejenigen Thatſachen, bei welchen jener Gegenſatz beſonders einwirken könnte, die Zeugniſſe vorzugsweiſe von Schriftſtellern der andern Seite zu entlehnen, und um bei zweifelhaften Angaben für dieſe andere Seite lieber zu viel als zu wenig zu thun, hilft er ſich ein- wie allemal durch ein angenommenes Zahlenverhältniß aus: „The reader, ſagt er, will find every fact almost in the internal history of the revolution supported by two republican, and one royalist authority; and every event in the military narrative drawn from at least two writers on the part of de French, and one on that of theier opponents.“ Wir können zwar keineswegs zugeben, daß vermittelſt dieſes Verfahrens die richtige Währung der Thatſachen verbürgt werde, dürfen aber darin die vollgültigſte Bürgſchaft für den guten Willen und die ehrliche Meinung erkennen, mit denen der Verfaſſer dieſen unnöthigen Zwang ſich auferlegte.

Eine fernere Gewähr der Aechtheit und Genauigkeit ſeiner Darſtellung verſpricht er in dem Bemühen, die entgegengeſetzten Anſichten und Gründe, welche bei öffentlichen Verhandlungen zur Sprache gekommen, möglichſt mit den eignen Worten wiederzugeben, mit welchen ſie ausgeſprochen wurden. Dies ſei beſonders der Fall, ſagt

er, bei den in der französischen Nationalversammlung geführten Debatten, von deren rednerischer Kraft er mit Bewunderung spricht. Er meint, daß hierbei die ursprünglichen Worte der Redner für eine treue Darstellung unentbehrlich gewesen, und entschuldigt sich, wenn seine ersten Bände hierdurch ein etwas dramatisches Ansehn erlangt haben, mit dem Beispiele der Alten, des Thucydides, Sallustius, Livius und Tacitus. Wir können hierbei dem Verfasser in keiner Weise beistimmen. Daß er fast als einen Uebelstand bekennt, was unsres Erachtens nur als ein Vorzug anzurühmen wäre, bleibe dahingestellt. Aber der doppelte Irrthum, in welchen der sonst gründliche Kenner der Alten und der im Fach der Reden und Debatten erfahrne Engländer hier gerathen konnte, setzt in Verwunderung. Die langen Reden und vollständigen Debatten der Franzosen oder Engländer ausführlich mitzutheilen, hat noch kein Geschichtschreiber versucht; auch unser Verfasser nicht, der hierin vielmehr mit klugem Maße verfährt, und die wichtigsten Verhandlungen solcher Art doch meist auf wenige Seiten zu beschränken weiß. Nun aber wird kein Auszug einer Rede deßhalb als richtig und getreu gelten können, weil einzelne Sätze und Worte daraus genau wiedergegeben sind; im Gegentheil, herausgerissen aus ihrem Zusammenhang, ohne den Gedankengang, der sie herbeiführte, ohne den Ausdruck der Leidenschaft, welche dabei mitwirkte, werden jene Anführungen leicht ein trügerisches Bild liefern und den Redner wohl gar mit seinen eigensten Worten sagen lassen, was er nie zu sagen im Sinne gehabt. Weit sicherer ist es, wenn der Geschichtschreiber, der in der Kürze mitzutheilen hat, was der

Redner ausführlich geſprochen, ſich dies Geſprochene nach dem Sinne und Geiſte, wie nach der Lage und dem Zwecke des Redners, beſtens aneignet, und dann auf eigne Gefahr den Inhalt und Eindruck mit freien Worten, die hier die angemeſſenſten dünken, wiedergiebt. Hiebei ſind natürlich die eigenen Worte des Redners, wo ſelbige für den Gehalt oder die Färbung beſonders bezeichnend ſind, nicht ausgeſchloſſen; aber es könnte ſich auch wohl ereignen, daß der Bericht keine einzige der wirklich gebrauchten Wendungen wiedergäbe, und dennoch das ſprechendſte, vollſtändigſte Bild des ganzen Herganges lieferte. Die alten Geſchichtſchreiber, welche der Verfaſſer anführt, hatten eine noch größere Aufgabe; die urſprünglichen Reden, von denen ſie berichten wollten, waren gar nicht mehr vorhanden, und ſie mußten dieſelben dichten; daß ſie dies auf ſolche Weiſe vermochten, wie ſie gethan, iſt das größte Zeugniß ihres Berufs. Wir würden vorſchlagen, dieſen Gebrauch wiederherzuſtellen, wenn nicht der Umſtand, daß die neueſten Reden doch wirklich in ganzer Ausdehnung vorhanden und überall nachzuſehen ſind, ein ſolches, der kleinlichſten nachſpürenden Vergleichung ausgeſetztes Unternehmen faſt unmöglich machte. Der neuere Geſchichtſchreiber wird in der That bei Behandlung von Debatten immer in Verlegenheit ſein, und entweder auf den größten Schmuck geſchichtlicher Darſtellung verzichten, indem er einen trocknen und dürftigen Auszug liefert, oder ein Wagniß beſtehen, deſſen größter Erfolg doch noch keineswegs den allgemeinen Beifall ſicherte. Glücklicherweiſe hilft auch hier die Praxis einem beſchränkten Vorſatz in den meiſten Fällen wieder aus, und leiſtet mehr und anderes, als

dieſer verſprechen durfte. Dies geſchieht auch unſerm Verfaſſer, der gerade bei den Reden der franzöſiſchen Nationalverſammlung, wo er ſo genau ſein wollte, am wenigſten geleiſtet, hingegen in einigen ſpätern Debatten des engliſchen Parlaments, wo er ſich freier bewegte, einige treffliche, und wenn auch nicht dem Wort, doch dem Gedanken und dem Geiſte nach, getreue Bilder aufgeſtellt hat.

Seine perſönliche wahre Meinung will er keineswegs verhehlen, jedoch dem Leſer ſie nicht aufdringen, ſondern ihn durch Vorlegung der Gründe für und wider in den Stand ſetzen, ſich ein freies eignes Urtheil zu bilden. Er ſpricht dies ehrenwerth mit folgenden Worten aus: „No attempt has been mad on any occasion to disguise the real opinion of the author, but, on the contrary, the conclusions which he thought fairly deducible from the events which were recounted, have been fully given, with the grounds on which they are founded. But, at the same time, he has exerted himself to the utmost to give the arguments with force and accuracy, which were advanced, or may be advanced, for the opposite side of the question; and those who do not go along with these conclusions, will find in the context the materials for correcting them.“

Der Verfaſſer bekennt aufrichtig, wie ſeine Ueberzeugung zu den Begebenheiten ſteht, er verläugnet nicht Vorliebe und Neigung, aber Leidenſchaft bleibt ihm fern, und ſo bemüht er ſich das ganze Werk hindurch nicht ſowohl unpartheiiſch, als mit beharrlicher Geſinnung ſtets gerecht zu ſein. Seine Gerechtigkeit gründet

ſich auf das Rein-menſchliche, auf ſittlich-geſellſchaftliche Würdigung; jede Größe des Talents und jede Macht des Geiſtes erkennt er willig an; die Tugenden der Stärke und der Tapferkeit hält er in hohem Werth, aber die Milde und Großmuth preiſt er am liebſten und hebt ſie mit Eifer bei Freund und Feind hervor. Ein allgemeines Wohlwollen beſeelt ihn, er gönnt jedem Volke ſein Gedeihen, er kann nicht für gut und recht halten, was die Menſchen drückt und beſchädigt, er nimmt hiefür die einfachſten Kennzeichen an: hiernach darf er ohne Zweifel auf eine weitverbreitete Zuſtimmung rechnen.

Betrachten wir nun die Quellen, aus welchen ſeine Darſtellung geſchöpft iſt, ſo tritt uns freilich die in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſchwächſte Seite des Buches vor die Augen. Das dem dritten Bande beigefügte Verzeichniß der Werke, die er fleißig anzuführen pflegt, iſt zwar nicht unbeträchtlich, doch ganz unverhältnißmäßig gering in Vergleich derjenigen Schriften, welche hier als urſprüngliche Quellen dienen konnten. Auf dieſe letztern geht der Verfaſſer aber auch gar nicht zurück; er ſcheint ſie nicht einmal zu kennen, und am wenigſten eine vollſtändige Ueberſicht derſelben erlangt zu haben. Er bedient ſich der nächſten, zugänglichſten Hülfsmittel, in welchen die eigentlichen Akten und Beweißſtücke ſchon verarbeitet ſind, der allgemeinen Darſtellungen von Thiers, Lacretelle, Toulongeon, Jomini, Mathieu Dumas, Walter Scott, der beſondern von Rulhières, Botta, Napier, Londonderry, Fain, Southey, der Sammlungen von Schöll, Michaud, beſonders des Annual-Regiſter, aller möglichen Memoiren,

dazwiſchen auch des Werkes vom Erzherzog Karl, der Schriften von Gentz und der Frau von Stael. Eine kritiſche Prüfung dieſer verſchiedenartigen Hülfsmittel ſcheint ihrem Gebrauche nicht vorhergegangen, und ſie werden abwechſelnd angeführt, wobei denn auch das obenerwähnte Zahlenverhältniß beobachtet werden ſoll. So mangelhaft aber mit dieſen erſten Grundlagen verfahren iſt, ſo folgen daraus doch nicht ſo große Uebelſtände, als man vermuthen ſollte. Der Verfaſſer geht überall mit Maß und Vorſicht zu Werke, ſeine beſonnene Auffaſſung läßt ihn meiſt das Richtige in den Thatſachen erkennen und hervorheben, und ſein guter Takt erſetzt im Einzelnen gar oft, was er an allgemeiner Kritik fehlen läßt. Jedenfalls dürfen wir die Aufrichtigkeit loben, daß er wirklich ſeine Bücher, und nicht die Citate derſelben anführt, ein Unterſchleif, welchen mancher Geſchichtsgelehrte, wie ſich erwieſen hat, nur allzuleicht verſuchen möchte! Auch nimmt alles gleich eine andere Geſtalt an, ſobald er engliſche Verhältniſſe zu behandeln hat. Zwar führt er auch hier, ſeinem Grundſatze gemäß, gern fremde und deßhalb oft untergeordnete Zeugniſſe an, allein die beſſern und zuverläſſigen ſtehen dahinter, und die Akten des Parlaments, die authentiſchen Berichte und Denkſchriften, liefern den weſentlichen Inhalt. Für manche Vorgänge, z. B. für die Friedensverhandlungen zwiſchen England und Frankreich im Jahre 1806, ſind die urkundlichen, bisher noch nie bekanntgewordenen Schriften des engliſchen Archivs benutzt. Einigemal tritt auch ganz perſönliche Kenntniß und Gewähr des Verfaſſers ein. Hoch anzurechnen iſt noch beſonders die Anſchauung, welche er perſönlich von

den wichtigsten Schlachtfeldern in Deutschland, Italien, der Schweiz, den Niederlanden und Frankreich erworben hat, und woraus seiner Darstellung mancher hellere Blick und günstige Aufschluß erfolgt.

In Betreff der Genauigkeit dürfen wir es freilich nicht allzu genau nehmen. Wir finden Verstöße und Uebereilungen mancherlei Art, die wohl hätten vermieden werden können. Für die Aufrechnung der Kriegsheere sind die Angaben von ungleichem Maße gegeneinander gestellt, und z. B. auf der französischen Seite die Truppen gegen Spanien und Italien mitgezählt, auf der Seite der Verbündeten aber nicht die Spanier und Piemonteser, die jenen entgegenstanden. Daß Prinz Louis Ferdinand, der bei Saalfeld blieb, als Bruder des Königs angegeben wird, ist ein läßliches Versehen; weniger verzeihlich aber ist, daß die heutige Verfassung des preußischen Kriegswesens schon in den Anfang der französischen Revolution versetzt wird. Auch die ungenaue Schreibung der Namen dürfte zu rügen sein: Neckar, Bournonville, d'Armstadt, Weissenberg, anstatt Necker, Beurnonville, Darmstadt, Weissenburg, auch der bei deutschen Schriftstellern immer wiederkehrende Fehler Chateau-Cambresis, anstatt Cateau-Cambresis, wie der Ort wirklich heißt, und vieles Andere dieser Art.

Dagegen haben wir die Schreibart und Darstellung überaus zu loben. Sie ist klar, verständig, nach dem Wechsel der Gegenstände verschieden, und doch im Ganzen gleichmäßig. Die mannigfachen Bestandtheile, welche zu behandeln waren, sind in guten Redefluß gebracht; ein würdiger Ernst und eine anziehende Lebhaftigkeit sind hier vereint. Diplomatische Unterhandlungen, par-

lamentariſche Debatten, Finanzangelegenheiten und Kriegsführung, werden in gehöriger Art vorgetragen. Beſonders wendet der Verfaſſer große Sorgfalt auf die Kriegsbegebenheiten, welche er in größeren Abſchnitten, wo möglich jeden Feldzug im Zuſammenhang, abgeſondert erzählt. Sie haben in ſeiner Darſtellung mehr überſichtliche Klarheit und Ordnung, als man in den Beſchreibungen, deren Verfaſſer nicht dem Kriegsfach angehören, zu finden pflegt. Dieſer Vorzug ſteigert ſich in der Schilderung von Seeſchlachten zu höherer Anſchaulichkeit, und bei ſolchen Anläſſen erhebt ſich auch der Vortrag ſelber, und der Leſer wird zu der wärmſten Theilnahme fortgeriſſen. Die Erzählung der Schlacht von Trafalgar iſt ein wahres Meiſterſtück. Nelſon erſcheint hier auf dem höchſten Ruhmesgipfel.

Von den Betrachtungen, welche der Erzählung öfters eingefügt ſind, können wir nur ſagen, daß ſie nicht unziemlich jedesmal an ihrem Orte ſtehen, und nicht zu häufig wiederkehren. Obgleich der Engländer und ſeine politiſche Bildung auch in ihnen ſich nicht verläugnet, ſo ſind ſie doch im Ganzen weniger von politiſcher als von allgemein menſchlicher Art, worin geſunder Verſtand und kundiger Ueberblick lehrreiche Nutzanwedung darbieten. Auch treffende Stellen aus Thucydides, Xenophon, Tacitus, Salluſtius, Machiavelli, Hume, Gibbon, ſo wie aus Horaz und Byron, werden öfters in den Text gezogen, und wir können abermals nur loben, daß es nur bei richtigen Anläſſen und mit dem Maße geſchieht, welches den guten Eindruck nicht gefährdet.

Den geſammten Inhalt dieſer Geſchichtsmaſſe hier kritiſch durchzugehen, wird niemand uns zumuthen. Doch

glauben wir hin und wieder einige Einzelnheiten hervorheben zu müſſen, beſonders ſolche, die ſich auf engliſche Verhältniſſe beziehen, und entweder den Karakter des Buches näher angeben, oder auch um ihrer ſelbſt willen merkwürdig ſind.

Daß der Verfaſſer, wo Gerechtigkeit und allgemein menſchliches Intereſſe in Frage ſtehen, ſeine Vorliebe und Abneigung bei Seite ſetzt, und im vorkommenden Falle eben ſo willig die Franzoſen lobt, als bereit iſt ſeine Landsleute zu tadeln, haben wir ſchon angedeutet. So rühmt er gleich im erſten Auftreten Bonaparte's bei der Wiedereroberung von Toulon die von ihm bewieſene Menſchlichkeit. Den Untergang des franzöſiſchen Linienſchiffs Le Vengeur, welches in der Seeſchlacht an der Küſte von Bretagne, zwiſchen den Admiralen Lord Howe und Villaret-Joyeuſe, am 1. Juni 1794 in Grund gebohrt wurde, ſchildert er mit folgenden Worten: „The heroism of the crew of the Vengeur is worthy of eternal remembrance; though sinking rapidly in the water, and after the lower deck guns were immersed, they continued vehemently to discharge the upper tier; and at length, when she went to the bottom, the crew continued to cheer, and the cries, „Vive la république“, „Vive la France“, were heard as she was swallowed up in the waves.“ Eben ſo bereitwillig rühmt er die Mannszucht der zerlumpten franzöſiſchen Soldaten, welche unter Pichegru nach Holland vorgedrungen waren, und beim Einrücken in Amſterdam das ſchönſte Beiſpiel geduldiger Entbehrung gaben, und, wie der Verfaſſer bemerkt, durch ihr muſterhaftes Betragen ſehr die Anhänger ihrer Sache

mehrten. Die Tapferkeit der französischen Seeleute in der Seeschlacht an den Ausflüssen des Nil wird mit Bewunderung anerkannt. Die Feldherrntalente von Dumouriez, Pichegru, Moreau, Massena, die Ueberlegenheit Mirabeau's auf der Rednerbühne, die innere Größe Napoleon's und sein alle Zeitgenossen weit überstrahlender Ruhm, finden die gerechteste Würdigung. Er spricht den letztern von den Beschuldigungen frei, welche ihm wegen seines Benehmens in Aegypten ungerechterweise aufgebürdet worden. Was der Verfasser an den Feinden gerühmt, darf er nun auch mit bestem Fug an den Landsleuten preisen; so die Menschlichkeit, welche Sir Sidney Smith ebenfalls bei Toulon ausgeübt, und die des Herzogs von York in Flandern, wiewohl dieser als Feldherr sonst nicht gelobt wird; dagegen wird Nelson, der am meisten auch von dem Verfasser gefeierte Held Englands, hart getadelt wegen der Gräuel und Grausamkeiten, die er in Neapel sich zu Schulden kommen ließ. Das Lob des großen Redners Burke, der Staatsmänner Pitt und Fox, der kraftvollen und ausdauernden Staatsleistung, mit welcher England den ungeheuren Kampf eine Zeitlang allein bestand und siegreich beschloß, erscheint in allen Bezügen nur gerecht, und ganz nach demselben Maßstabe bestimmt, der auch in andern Fällen angelegt worden. Ueber Washington wird gesagt: es sei der höchste Ruhm für England, „to have given birth, even admidst transatlantic wilds, to such a man.“

Die Landung der französischen Emigrirten auf Quiberon und ihre dortige Vertilgung ist dem englischen Ministerium häufig zum Vorwurf gemacht worden, als

habe es die Aufopferung der läſtigen Fremden beabſichtigt, oder wenigſtens nicht gehindert. Unſer Verfaſſer ſtellt die Zeugniſſe zuſammen, woraus ſich ergiebt, daß die Emigrirten ſelbſt den Plan entworfen, auf ſeine Ausführung gedrungen, und dabei die Mitwirkung engliſcher Truppen verbeten haben. Sie waren von den größten Hoffnungen berauſcht, wollten ihre Sache als eine rein franzöſiſche halten, und rechneten auf die glänzendſten Erfolge. Nur ihren wiederholten Vorſpiegelungen gab das engliſche Miniſterium nach, und als anſtatt ſchaarenweiſen Zulaufs, der bald ein Heer bilden ſollte, für welches ſie 80,000 Uniformen und 80 Kanonen mitgebracht, die republikaniſchen Truppen erſchienen, und den Gelandeten keine Rettung übrig war, als die engliſche Flotte, hatte dieſe, nicht willkürlich, ſondern gezwungen durch den heftigſten Sturm, mit welchem ſie mehrere Tage ſchwer kämpfen mußte, die Küſte verlaſſen müſſen, und nur Eine dem Strande nahliegende Korvette konnte ihr unzureichendes Geſchützfeuer zu Gunſten der Emigrirten verwenden.

Eine merkwürdige Erzählung iſt die von dem zwiefachen Flottenaufruhr, der im Jahre 1797 Englands Macht in ihren ſtärkſten Grundfeſten bedrohte, und wo die Regierung, mit gleichem Bewußtſein ihrer Stärke, eben ſo richtig nachzugeben als zu beharren wußte. Der Verfaſſer will wohl zugeben, daß die von Frankreich her verkündigte Freiheit und Gleichheit bei den engliſchen Matroſen nicht ohne Einfluß geblieben, aber daß die franzöſiſchen Machthaber den Aufruhr durch heimliche Anſtiftung hervorgerufen oder unterſtützt hätten, verwirft er unbedingt. Bei der unglücklichen Unternehmung des

Herzogs von York im Jahre 1799 gegen Holland, welche mit dem demüthigenden Abzugsvertrage der auf dem Helder gelandeten Engländer endete, hebt der Verfasser das großmüthige Benehmen Englands in Schonung der holländischen Interessen und des dabei obwaltenden Bundesverhältnisses mit vollem Rechte hervor. Die öffentliche Meinung auf dem Festlande ist noch jetzt größtentheils abgeneigt, der englischen Staatsführung eine solche Verfahrungsart zuzutrauen.

Die größten Anschuldigungen hat England im Betreff des von ihm geltend gemachten Seerechts erfahren müssen, und fast allgemein ist ihm die Anwendung seiner in diesem Betreff behaupteten Grundsätze als die ungerechteste und anmaßlichste Gewaltsamkeit vorgeworfen worden. Wir haben hier auf die Erörterung der Rechtsfrage nicht einzugehen, machen aber auf die Darlegung aufmerksam, welche unser Verfasser giebt, und wonach die von den Ministern Grenville und Pitt behaupteten Grundsätze nicht nur als politisch nothwendige, sondern auch als völkerrechtlich begründete erklärt werden. In dem hierüber zwischen England und Dänemark ausgebrochenen Kampfe wird demnach auch der Angriff der Engländer auf Kopenhagen als vollkommen gerechtfertigt angenommen, neben dem Lobe Nelson's aber auch die Tapferkeit der Dänen nach Gebühr gerühmt.

Fand der Verfasser in diesen und manchen andern Fällen sich berechtigt, die Engländer zu vertheidigen, so giebt er dagegen in dem Nachfolgenden ihre Sache dem strengsten Tadel preis. Dies geschieht bei Beurtheilung des Anlasses zu dem Kriege zwischen England und Spanien im Jahre 1804, wo die Engländer noch vor

der Kriegserklärung, alſo ſcheinbar im Frieden, vier ſpaniſche Fregatten, welche mit reicher Silberbeladung von Amerika zurückkehrten, vor Cadiz angriffen, von denen eine in die Luft flog, die andern drei aber nach England aufgebracht wurden. Der Verfaſſer kann dieſen Vorgang nicht genug beklagen. Er iſt ihm ein Flecken von Englands Ehre. Dies iſt um ſo merkwürdiger, als wir ein deutſches Meiſterwerk beſitzen, das berühmte Buch von Gentz, welches den Fall in ganz anderem Lichte ſieht, und die Maßregel, welche der nachherige Lord Melville (damals Henry Dundas) und Pitt, die Staatspfeiler des brittiſchen Kampfes, zu vertreten hatten, mit gewichtigen Schlußfolgerungen rechtfertigt. Doch alle Beredtſamkeit, mit welcher Gentz ſchriftlich, Pitt mündlich im Parlamente, die Sache vertheidigten, findet bei unſerm Verfaſſer keinen Eingang; er ſelbſt giebt einen Auszug der von Pitt gehaltenen Rede, bleibt aber in ſeiner Ueberzeugung feſt, daß in jenem Vorfall ein völkerrechtliches Unrecht begangen worden. Wir ſetzen ſeine eignen Worte hierher: „Thirty years have now elapsed since this question, so vital to the national honour and public character of England, was thus fiercely debated in Parliament and the nation: almost all the actors on the stage are dead, or have retired into the privacy of domestic life, an the rapid succession of other events has drawn public interest into a different direction, and enabled us now to look back upon it with the calm feelings of retrospective justice. Impartiality compels the admission that the conduct of England in this transaction cannot be reviewed without feelings of regret. Substantially,

the proceedings of the English Cabinet were justifiable, and warranted by the circumstances in which they were placed: but formally, they were reprehensible, and form enters into the essence of justice in the transactions of nations.“ Und nachdem er angeführt, wie doch in der That Spanien schon längst gegen England feindlich wirkte, und täglich darin weiter ging, so fährt er fort: „But admitting all this, conceding that ample ground for declaring war existed, the question remains, could the existence of these grounds warrant the commencement of hostilities without such a declaration, while the British ambassador was still at Madrid, and negotiations for the explaining or removal of the grounds of complaint were still in dependence? That is the material question; and it is a question on which no defence can be maintained for the conduct of England.“ Dies führt er nun weiter aus, und schließt: „It is with painful feelings therefore that the British historian must recount the circumstances of this melancholy transaction“, und er freut sich nur des besondern Glücks, daß diese Ungerechtigkeit gegen eine Nation verübt worden, welche später mit solcher Last von Wohlthaten überschüttet ward, daß, gleich dem protestantischen Märtyrer am Pfahl, England seine rechte Hand in das Feuer hielt, bis deren Verbrechen durch ihr Leiden gebüßt war. —

Ueber die englische Finanzverwaltung giebt der Verfasser so viel Auskunft, als zum Verständniß nöthig ist. Er tadelt das Anleihesystem, welches im Jahre 1794 begann, und das, wenn überhaupt, gleich im Anfang kräftiger hätte wirken müssen. Aber damals, meint der

Verfaſſer, wo ein geringer Mehraufwand an Truppen und Geld den Erfolg herbeiführen konnte, der viele Jahre ſpäter mit unermeßlichen Opfern erkauft worden, habe noch niemand eine Vorſtellung von der Höhe gehabt, zu welcher die Kraftanſtrengung Englands aufzuſteigen fähig ſei, und indem er anführt, daß Pitt 140,000 Bewaffnete für England als das Aeußerſte gerechnet habe, ſagt er: „Such was the happy ignorance of those times in regard to the exertions of which a nation was capable.“ Bei dem Anlaſſe des Todes von Pitt, wo dieſer große Staatsmann nach Verdienſt gewürdigt wird, iſt ein ganzer Abſchnitt der Darlegung und Prüfung ſeines Finanzſyſtems gewidmet. Bekanntlich haben die ſtaatswirthſchaftlichen Anſichten überhaupt, in den letzten Jahrzehnden, große Veränderungen erfahren, und auf ſpäter gewonnenen Standpunkten iſt es dann nicht ſchwer, die Mängel der früheren zu erkennen. Pitt, wie mit ihm in gleichem Falle Friedrich der Große, iſt nicht zu tadeln, daß er in ſtaatswirthſchaftlichen Einſichten nicht weiter geweſen ſei, als ſeine Zeitgenoſſen alle. Wie keinem Geſetze, ſo auch keiner Einſicht darf rückwirkende Kraft beigelegt werden.

Auch über Fox, der ſeinem Gegner bald nachfolgte, ſpricht der Verfaſſer ſehr gut, und erhebt mit gerechtem Stolz die Vorzüge des ſeltnen Mannes, der ſeinem Vaterlande nicht weniger zum Ruhme gereicht, als jener, und gleichſam mit Wärme die allgemein menſchliche Seite in dem Leben Englands vertrat, während jener deſſen rein engliſche Seite kalt und berechnend darſtellte.

Eigenthümlich dünkt uns des Verfaſſers Bemerkung

bei Gelegenheit des Prozeſſes gegen Hardy, Thelwell und Horne Tooke, welche des Staatsverrathes angeklagt waren. Die Beiweiſe lagen unzweifelhaft vor, daß die Genannten den Umſturz der Verfaſſung des Landes mittelſt eines von ihnen zu bildenden Konvents bezweckt hatten; dennoch wurden ſie durch die Geſchwornen freigeſprochen, und der Verfaſſer ſagt hierüber: „Their acquittal by the independent verdict of a British jury, ist to be regarded as an eminently fortunate event at that period. After so signal a triumph of popular principle, the most factious lost the power of alleging that the liberties of England were on the decline; satisfied with this great victory over their supposed oppressors, the people relapsed into their ancient habits of loyalty.“

Auffallend und bedenklich iſt uns des Verfaſſers Anſicht in Betreff des Verhältniſſes von Irland. Sein den Irländern nicht günſtiges Urtheil geht in Folgerungen über, die wir ungerecht nennen würden, hätten wir nicht ſo viele Beweiſe, daß die menſchlich wohlwollende Geſinnung des Verfaſſers ſich von nationalen Vourtheilen nicht leicht befangen läßt. Dieſer Gegenſtand iſt inzwiſchen durch die neueſten Vorgänge ſo ſtark zur Sprache gekommen, daß wohl jede Seite deſſelben durch die öffentlichen Verhandlungen hinreichend beleuchtet iſt, und wir auf dieſe lediglich verweiſen können.

Noch neun inhaltſchwere Jahre bleiben dem Verfaſſer von ſeinem Stoffe zu bearbeiten, dem Umfange der Darſtellung nach vielleicht der größere Theil ſeines Werkes. Möge er daſſelbe in gleichem Geiſte, wie die bisherigen Bände, fortführen und glücklich vollenden!

Wir dürfen geſtehen, daß wir unbefangenen Leſern, welche ſich den Verlauf jener großen, durch die franzöſiſche Revolution erregten Welterſchütterung im überſichtlichen Zuſammenhange vergegenwärtigen wollen, kein anderes Buch dieſer Art mit ſo gutem Grunde empfehlen können; den ſchon befangenen aber, welche bisher nur den franzöſiſchen, oder den aus franzöſiſchen Quellen gefloſſenen deutſchen Darſtellungen gefolgt ſind, iſt dieſe noch dringender zu wünſchen, damit die einſeitigen Anſichten und Urtheile ſich an den gegenſeitigen prüfen und ausgleichen. Faſt in allen Theilen der Zeitgeſchichte ſind bei uns noch immer die franzöſiſchen Vorſtellungen und Angaben herrſchend, wir folgen ihnen meiſt unbewußt. Die Ueberlegenheit der Franzoſen, erſt die der Waffen, dann fortdauernd die der Schrift und Sprache, ihre vereintes Zuſammenwirken und zuverſichtliches Auftreten in allem, was Frankreichs Ruhm und Bedeutung hervorhebt, hat lange die freien Stimmen der übrigen Welt theils unterdrückt, theils übertäubt. Die Vorſtellungen von dem ſelbſtſüchtigen Eigennutz, der nichtsachtenden Herrſchgewalt, der treuloſen Grauſamkeit engliſcher Staatsleitung, ſind noch jetzt geläufig, auch oft ſolchen Perſonen, die nicht wiſſen noch ahnden, daß ſie dieſe von dem Nationalkonvent und von Napoleon gelernt haben. Eine genauere Kenntniß, eine gerechte Würdigung, wird vielmehr zugeſtehen, daß wenn England in dem großen Kampfe, durch Kriegsmuth, leitendes Talent, Volkskraft und Ruhm, nicht geringer daſteht, als Frankreich, es dieſes an großartiger, maßvoller, gerechter und ſelbſt edler Politik weit überragt.

Doch wir wenden uns von dieſem Gegenſtande zu

allgemeineren Betrachtungen zurück, die wir in Betreff der Geſchichtſchreibung ſchon mehrmals anzudeuten verſucht waren. Hier ſind einem kurzen Zeitraum, etwa funfzehn Jahren, europäiſcher Geſchichten fünf ſtarke Bände gewidmet, in welchen ein muſterhafter Fleiß und eine gewiſſenhafte Sorgfalt alles Mögliche zuſammengebracht haben, was den Inhalt jenes Geſchehenen in ſeiner wahren Geſtalt zu überliefern vermag. Von Einzelheiten, örtlichen und perſönlichen, welche die ächte Lebensfarbe in die Ereigniſſe bringen, hat der Verfaſſer in ſein Werk ſo viel aufgenommen, als die Maßbeſtimmung nur immer faſſen wollte. Hier iſt keineswegs eine bloß maſſenhafte Ueberſicht, worin die beſondern Geſtalten ſchwinden, im Gegentheil, wir werden auf letztere beſtimmt angewieſen. Geleiſtet iſt wirklich in dieſem Betreff, was zu leiſten möglich war. Allein, wem dieſe Geſtalten ſchon vertrauter ſind, wer in ihrer genauern Kenntniß das eigenthümlichſte Leben, eine unendliche Mannigfaltigkeit neuer Bezüge, Anſchauungen und Erklärungen gefunden hat, wird nicht läugnen können, daß der innere Reichthum, und alſo auch die volle Bedeutung, welche jener Geſchichtszeit angehören, durch dieſes Buch ſehr unvollkommen dargelegt wird, daß gerade das Beſte, das eigentliche Leben, in ſeinen feinſten Beſtandtheilen hier wie durch ein Sieb durchfällt, und nur die grobkörnigen gewonnen werden. Zehn Bände ſtatt der fünf, würden dieſen Uebelſtand kaum merkbar verändern, ja hundert ihn nicht völlig heben.

Gegenüber dieſer ungeſtümen, und ſchon nicht zu befriedigenden, Forderung einer umſtändlichen Ausführlichkeit, ſtellt ſich aber im größten Widerſpruch eine andere

auf, welche den geſchichtlichen Stoff in's Enge gebracht wiſſen will, und ſich auf eben ſolche Nothwendigkeit ſtützt, wie jene. Sorgt jene für das rechte Geben, ſo denkt dieſe an das mögliche Aufnehmen. In der That, richten wir den Blick auf die Unermeßlichkeit des Stoffes, der beſonders in neuerer Zeit ſo mächtig angeſchwollen iſt und noch anſchwillt, bedenken wir die ungeheure Ausdehnung, welche das Feld der Geſchichte nicht nur nach außen, ſondern auch in ſeinen innern Bezügen gewonnen hat, ſehen wir die Geſchichtſchreibung, welche ehemals auf wenige Bahnen vorherrſchender Macht und Bildung, auf einige, gleichſam begünſtigte Länder oder Zeiten ſich zuſammendrängte, nun über den ganzen Erdboden und alle Zeiten ſich ausdehnen, alle in früheren Zeiten ungeahndeten Eroberungen der Sprachwiſſenſchaft, der Naturforſchung, der Philoſophie, der Kunſtkenntniß, mitverarbeiten, und hundert auseinander liegende Bahnen neuer Staaten, Völker, Lebensreihen, zugleich verfolgen, erkennen wir, daß dieſe Ausdehnung ſich in den nächſten Jahrhunderten, wo vielleicht, wie ſchon Amerika, auch Aſien ſeine bisher ſtationären Völker wieder in Bewegung ſetzt, und in den noch ungeſchichtlichen und barbariſchen Völkern Afrika's der Keim der Geſchichte aufgeht, denken wir dazu den fortdauernden, auf jedem Punkte lauten, raſtloſen, nie befriedigten Anſpruch Europa's: — ſo müſſen wir erſchrecken und ſchwindeln, und den Bankrott der Ueberlieferung für unvermeidlich halten. In einer auf dieſe Vorausſicht begründeten Abrechnung würde eine Behandlung, wie ſie Aliſon ſeinen beiden Jahrzehnden widmet, nimmermehr zugeſtanden, ſondern auf wenige Hunderttheile herabgeſetzt werden.

Auf der einen Seite, für den nämlichen Gegenstand, hundert Bände noch lange nicht genug, auf der andern Seite fünf Bände schon übermäßig zuviel: wie soll sich der Geschichtschreiber zwischen diesen gleich starken Ansprüchen verhalten, nach welchem Maßstabe soll das Urtheil über seine Leistungen sich richten?

Das Leben selbst windet sich zwar durch diese Fragen leidlich hin, und löst sie einigermaßen, indem es bald die Ausführlichkeit, bald die Kürze begehrt, und in beiden das Nothdürftige empfängt. Allein Wissenschaft und Kunst müssen zu Hülfe kommen, um durch klares Bewußtsein und deutliche Absicht bestimmter und ergiebiger zu erlangen, was dem ungeordneten und dunklen Streben nur unsicher und karg beschieden ist. Vergönne man hier eine kurze Bemerkung, die zwar nichts Neues sagt, aber eine hier nothwendige Unterscheidung klar vor Augen stellt. Die Geschichtschreibung dient zuvörderst dem Tagesleben nach dessen augenblicklichem, selbstsüchtigen Bedürfniß; jeder geschlossene Kreis, ganz abgesehen von dem Inhalt, von dem Werth und der Bedeutung für Andre, aus dem alleinigen Grunde, daß auch hier Leben geathmet, mag Ueberlieferung ansprechen und finden; gönnen wir einer Stadt, einer Landschaft, einer Familie, und so weiter, ihre eigene Geschichtschreibung, möge sich der forschende Fleiß der Angehörigen dem beschränktesten Stoffe zuwenden; wir dürfen diese Arbeiten nicht verwerfen, auch wenn ihr Interesse den gewählten Kreis nirgends überschreitet, ja ihn nicht einmal erfüllt; dergleichen hat mit der Wissenschaft nichts zu thun, und steht und fällt mit dem Leben, dem es sich angehängt. Die Wissenschaft stellt der

Geſchichtſchreibung eine ganz andere Aufgabe. Sie will alles Geſchehene als ein Ganzes faſſen, und arbeitet überall auf Univerſalgeſchichte hin; jede beſondere Geſchichte wird ein Beitrag zu jener. Als Philoſophie hält ſie ſich vorzugsweiſe an die geiſtige Bedeutung, als Gelehrſamkeit an die äußern Thatſachen. Dem gelehrten Forſchen gilt nicht das Intereſſe des Nahen, nicht das der Würde oder Schönheit des Stoffes, ſondern die Stellung deſſelben zu dem Ganzen; eine Lücke auszufüllen, eine Dunkelheit aufzuhellen, iſt ihr bei den traurigen Byzantinern eben ſo angelegen, als bei den herrlichen Hohenſtaufen, eine Reihe chineſiſcher Dynaſtien ſo wichtig, als Friedrich der Große. Auch dieſem Geſchäft, wie geiſtlos und ärmlich daſſelbe häufig betrieben werde, ſei Raum und Freiheit nicht verkümmert! Zu jedem Bau bedarf es vieler Hände, und jedem geringſten Tagewerke gebührt ſein Lohn.

Ihre höchſte Erſcheinung aber hat die Geſchichtſchreibung als Kunſt. Hier vereinen ſich alle Intereſſen und Leiſtungen, die Bedeutung des Stoffes begegnet dem Lebensantheil, der hier, wie früher an dem Oertlichen und Perſönlichen, nur an dem allgemein Menſchlichen haftet. Doch iſt die Kunſt der Geſchichtſchreibung nicht frei, wie Poeſie und Muſik, ſie iſt weſentlich an den Stoff gebunden, und erkennt dieſen als ihren Herrn; und mit der Unterordnung iſt es noch nicht gethan, ſie muß gar oft freiwillig ſich zum Opfer bringen. Die Geſchichtſchreibung wird alſo in ſeltenen Fällen eigentliche Kunſtwerke liefern; die vorhandenen Glücksfügungen ſolchen Gelingens laſſen ſich ſchnell aufzählen. Aber das Streben dahin iſt keiner Geſchichtsarbeit zu erlaſſen,

jede iſt dieſer höhern Richtung fähig, und ſelbſt das Verzichten gehört ihr noch an, ſofern es mit Bewußtſein geſchieht. In dieſem Kunſtbeſtreben liegt allein die Gewähr einer vollſtändigern und dauernden Aneignung des unermeßlichen Gebietes der Geſchichte, in ihm allein das aushelfende Maß für die Auffaſſung. Da nun alle Geſchichtſchreibung, auch die weitläufigſte, ihrem Weſen nach ſchon Abkürzung iſt, nicht das Geſchehene ſelbſt, ſondern nur Bilder deſſelben giebt, ſo wird die Kunſt jetzt hauptſächlich dahin ſtreben müſſen, dem ausgedehnten Stoffe vermittelſt jener Eigenſchaft überlegen zu bleiben, und ſie daher auf's äußerſte zu ſteigern. Wir bedürfen neuer Darſtellungsarten, die Geſchichtſchreibung erwartet eine neue Wendung. Ohne vorgreifend beſtimmen zu wollen, bis zu welcher Kürze der Formeln oder Einfachheit der Bilder die ungeheuren Maſſen künftig zu epitomiſiren ſein dürften, wagen wir nur die Andeutung, daß die neue und fruchtbare Weiſe, wie Ranke die Geſchichtsquellen, ſelbſt indem er ſie reichlicher öffnet, doch nur enger zuſammenzieht, uns ein großer Vorſchritt in jener Richtung dünkt.

Schließlich ſei noch hinzugefügt, daß wir von dieſer geforderten Abkürzung einige Ausnahmen vindiciren. Wie in dem Leben des einzelnen Menſchen, ſo auch in dem des ganzen Geſchlechts, finden ſich beſondere Zeitabſchnitte, an denen unſere Betrachtung nicht vorübereilt, wo ſie vielmehr einkehren, ja wohl gar ſich anſiedeln will. Es ſind dieſe nicht gerade die Wendepunkte, wohl aber die Licht- und Sammelpunkte, wo eine eigenthümliche Entwickelung zu einer allgemeinen, alle Lebenselemente umfaſſenden wird. Dieſer begünſtigten Zeiten

treten eigentlich nur vier aus dem langen Verlauf der Geſchichte uns entgegen, wobei die Ueberlieferungen der heiligen Schrift, welche ihren eignen, mit keinem andern vergleichbaren Kreis bilden, nicht mitgerechnet ſind. In Griechenland iſt es die Zeit von den Perſerkriegen bis zu Alexander dem Großen herab, und ihr eigentlicher Kern das Zeitalter des Perikles; in Rom die Zeit von Cicero, Cäſar, und Auguſtus, denen auch noch einige ſpätere Namen, über ihre Zeitabſtände hinaus, naherücken. Das Mittelalter bietet viel kleinere, doch keinen unſrer Reihe ebenmäßigen Lebenspunkt. Erſt in Ludwigs des Vierzehnten Zeit liefert Frankreich einen neuen, der ſich bis in unſere Gegenwart herabzieht; und Deutſchland hat den ſeinen in dem neuſten, von Friedrich dem Großen zu nennenden Zeitalter. Nicht große Fürſten, Eroberer und Kriegshelden ſind hier beſtimmend, auch nicht Philoſophen, Dichter und Künſtler, ſondern das Zuſammenſein von erſten Größen aller dieſer Arten in derſelben Lebensbewegung, die Kraft und der Reiz, die Wärme und Reichthum des Antheils, die allſeitig eröffnet ſind. Auf dieſe Blüthenzeiten, deren zuſammenſtrömende Bildung uns auch die ſchönſten, ergiebigſten, für alle Zeiten wichtigſten Urkunden und Zeugniſſe zuführt, dürfen wir die abkürzende, zuſammendrängende Behandlung am letzten verwenden. Hier findet ſich die menſchliche Betrachtung gleichſam daheim, hier will ſie genau und umſtändlich auch das Kleine wiſſen, jeden Ort, jede Perſon kennen, die beſondern Ueberlieferungen in ihrer Urſprünglichkeit bewahren und genießen, nicht bloß ihre Ergebniſſe. Die Rechtfertigung ſolchen Vorzugs läßt ſich als in der Sache begründet

nachweiſen. Daß wir bei dieſer Austheilung die Gegenwart mitbedacht, dürfte als optiſche Täuſchung der Nähe gelten, doch die Namen Friedrichs des Großen und Goethe's verbürgen im voraus, daß ihr Licht probehaltig auch für jede Ferne ſein werde! Vielleicht laſſen ſich zwanzig bis dreißig Epochen zweiter Größe zwiſchen jenen erſten auszeichnen; ſchwerlich mehr; beſondere Liebhaberei mag die eine oder die andere ſtärker hervorziehen, auf einige Schwankungen kommt es dabei nicht an.

Wir ziehen aus dem Vorgelegten nur den Schluß, daß die Geſchichtſchreibung, um ihrer Aufgabe getreu und gewachſen zu ſein, mehr als bisher mit Bewußtſein und Kunſt zu verfahren habe, daß ſie das Maſſenhafte zuſammendrängen und geſtalten, aus dem unendlichen Detail das Bedeutende und Eigenthümliche herausheben müſſe, und nur den begünſtigten Zeiten und Zuſtänden, deren Anſchauung uns in allen Einzelheiten wichtig und lieb geworden, dieſe letztern zu bewahren habe; wie dies denn auch das vorliegende Werk nach ſeinem Maße wohl anſtrebt, aber nach unſrer Forderung noch nicht genug leiſtet. —

Erinnerungen eines Greiſes. Altona, 1835 — 1837.

Unſre Zuverſicht, außer dem Werk von Goethe, das in allem Betracht als einzig und aller Vergleichung entrückt daſteht, noch deutſche Denkwürdigkeiten zu erleben, die ſich den beſten des Auslandes würden zur Seite ſtellen, war zu der Zeit, wo wir das Wort

ſagten, im Stillen ſchon erfüllt. Dieſe Erinnerungen eines Greiſes, von denen wir hier reden, ſind ſchon frühe vorbereitet, abſchnittweiſe ausgeführt, und dann ſchließlich, wie es ſcheint, im Jahre 1823 abgefaßt worden. Ein bedeutendes Bruchſtück, die Ereigniſſe vom Jahre 1813 in Hamburg und Holſtein betreffend, war ſchon vor zwanzig Jahren im Druck erſchienen, und erregte unſre Aufmerkſamkeit um ſo mehr, als auch wir jene Vorgänge geſchildert, und auf unſrem Standpunkte zwar andre Anſichten gefaßt hatten, aber auch in jenen den hellen Geiſt und redlichen Wahrheitseifer, der ſie durchdringt, höchſt achtbar fanden. Auch dieſe jetzige Mittheilung, wiewohl von beträchtlicher Seitenzahl, iſt bei weitem noch nicht das Ganze, ſondern nur der Anfang, der zwar eine Reihe von Jahren umfaßt, aber noch lange nicht die ſpäteren erreicht, denen jenes Bruchſtück angehört.

Der Verfaſſer dieſer trefflichen Denkſchriften heißt Poel (ausgeſprochen: Puhl), und iſt erſt kürzlich in hohen Jahren zu Altona verſtorben. Dort hatte er nach einem bewegten Leben ſchon früh einen feſten Aufenthalt, befriedigende Thätigkeit und glückliche Verhältniſſe gefunden. Seine anfängliche Laufbahn, wie ſeine Kenntniſſe und Talente, mußten ihn zu einer großen öffentlichen Stellung und Wirkſamkeit führen, hätte nicht ein ſtarkes Uebergewicht ſittlichen Ernſtes und prüfender Betrachtung ihn von raſchem und glänzendem Handeln allzu ſehr abgezogen. Auch ſolche Karakter werden wohl durch begünſtigte Herkunft und Verhältniſſe ſogar gegen ihren Beruf in hohe Staatsämter gehoben und darin feſtgehalten, wo ſich alsdann jene ſittlichen Eigenſchaften im

ſchönſten Lichte zeigen, hingegen die Thatkraft in bedrängten Umſtänden oft nicht ausreicht. Wo jedoch jene Begünſtigungen fehlen, und man nicht alles aufbieten mag, ſie zu erſetzen, da bleibt wohl auch das verſchiedene Talent in untergeordneten Wirkungskreis zurückgedrängt, oder entſagt völlig einer Bahn, auf der das Stehenbleiben nicht behagen kann, und das Fortſchreiten mit abſchreckenden Bedingungen verknüpft iſt. Solche Beiſpiele ſind in Deutſchland beſonders häufig, und wenn Oelsner, Georg Kerner, Lindner, und andre Männer dieſes lebhaften Geiſtes und ſolch entſchiedener Fähigkeiten, politiſch nicht ſonderlich emporgeſtiegen ſind, ſo lag der Grund weniger in den äußeren Hinderniſſen, welche die Welt ihnen entgegenſetzte, als in den inneren, welche ſie ſelbſt aufſtellten, indem ſie den Richtungen, von denen ſie getragen werden konnten, nicht willfährig folgen mochten. Auf dieſe Weiſe finden wir auch Poel, der unſtreitig fähig war, großen Dingen vorzuſtehen, und ſich ſchon mit manchem befaßt hatte, nicht in hohen Staatsämtern, ſondern in der beſcheidenen Thätigkeit, die Herausgabe einer Zeitung zu beſorgen, des Altonaer Merkurs, der in ſpäterer Zeit auch ſein Eigenthum wurde.

In dieſem Geſchäftskreiſe, der doch anderweitiges Wirken und Theilnehmen nicht ausſchloß, blieb er der Welt ſo gut wie unbekannt; aber ſeinen Freunden und Mitbürgern leuchtete ſein geiſtiger und ſittlicher Werth um ſo heller, und in den beiden Nachbarſtädten Altona und Hamburg gab es keinen Edeln und Tüchtigen, dem der Name Poel nicht befreundet und geliebt, oder doch ehrenwerth und geachtet geweſen wäre. Die Mitte dieſes Zuſammenhanges edler und ausgezeichneter Menſchen,

welche hier an der Niederelbe einſt vereinigt lebten, war das Reimarus-Sieveking'ſche Haus, ein Wohnſitz edler Gaſtfreiheit und Geſelligkeit, dem wohl einmal eine eigne Schilderung zu widmen wäre. Der Arzt Reimarus, durch eignes Verdienſt den ſchon durch Großvater und Vater berühmten Namen auf's neue erhebend, kann in manchem Betrachte dem herrlichen Möſer zu vergleichen ſein; das Andenken ſeiner dem Syndikus Georg Sieveking verheiratheten Tochter iſt durch ihr ſchönes Walten in geräuſchlos großartiger Geſelligkeit weit über deren Kreis hinaus verehrt geblieben, und ihr trefflicher Gatte galt ſeiner Zeit als der würdigſte Lenker des hamburgiſchen Freiſtaats in Stürmen und Gefahren aller Art. Eliſe Reimarus, die Freundin Jacobi's, lebt in des letztern Briefwechſel für uns noch fort als ein höchſt verehrungswürdiges Frauenzimmer. Jacobi ſelbſt, die Grafen zu Stolberg und ihre Schweſter Katharina, Klopſtock, Voß, Claudius, welche dem Vaterlande theure Namen bieten ſich hier dar! Der Etatsrath von Vogt, als wirkender Menſchenfreund unvergeßlich; Doktor Unzer, ein eigenthümlicher Geiſt; Graf Reinhard, Staatsmann und Dichter; Perthes und ſeine Frau, geborne Claudius; Ludwig von Heß, Büſch, Gurlitt, bekannte Gelehrtennamen; die däniſchen Staatsmänner Schönborn, Bokelmann und Riſt; die Doktoren Veit, und Georg Kerner, in den mannigfachſten Zweigen verdienſtvoll und ausgezeichnet; alle dieſe gehörten näher oder entfernter dem Kreiſe an, in welchem Poel anerkannt, geſchätzt und geliebt wurde. Dies mußten wir zur Würdigung des Mannes, von deſſen Denkwürdigkeiten wir zu ſprechen

haben, für ſolche Leſer, die den Namen zum erſtenmal vernehmen, nothwendig vorausſchicken.

Gleich anfangs bemerkt der Verfaſſer, daß er zwar, der gewählten Form wegen, perſönliche Verhältniſſe nicht ganz unberührt laſſen könne, jedoch keineswegs die Abſicht habe, ſeine Perſönlichkeit darin hervorzuheben, und den Leſer mit den in jeder Hinſicht unbedeutenden Schickſalen eines den meiſten unter ihnen, ob genannt oder ungenannt, ſo gut wie namenloſen Individuums bekannt zu machen. „Vielmehr iſt es — ſagt er — das Schauſpiel der wechſelnden Zuſtände der Geſellſchaft, das während ſeines langen Lebens nicht ſpurlos vor ihm vorübergegangen iſt; es ſind die alles individuelle Intereſſe verſchlingenden Schickſale der Generation, der er angehört, ſo wie die Menſchen, die einigen Einfluß darauf gehabt, und mit denen er mittelbar in Verbindung gekommen, die den Hauptſtoff zu gegenwärtigen Mittheilungen hergeben werden.“ Indem er dieſes letztere Verſprechen reichlich und vortrefflich erfüllt, unterläßt er doch die erſtere Aufgabe nicht in dem Maße, als er es in allzu beſcheidener Betrachtung ſich vorgeſetzt haben mag. Und ſehr mit Recht leitet ihn die Ausführung von ſolchem zu ſtrengen Vorſatze wieder ab, denn eine Perſönlichkeit wie die ſeinige darf in keinem Falle den unbedeutenden beigezählt werden, ſie trägt und vereint all die Lebensbilder, welche wir hier anſchauen, und ſchon als das Werkzeug, vermittelſt deſſen unſer Blick geleitet und geſchärft wird, kann ſie unſerer Theilnahme nicht gleichgültig ſein. Aber dem richtigen Sinne des Verfaſſers entging auch nicht, daß die politiſche Wichtigkeit ſelber oft nur eine untergeordnete wird, und ein kleiner

Lebenszug, ein bezeichnender Vorfall des Tages, auch von namenloſen Perſonen oft mehr weſentlichen Gehalt hat, als die Erzählung einer Schlacht oder Rathsverſammlung. Wo ein geiſtiges, wo ein tiefes menſchliches Intereſſe ſich darbietet, da iſt jedenfalls ein der Ueberlieferung würdiger Stoff, und wäre Geſtalt und Namen auch noch ſo gering. Wir finden es demnach nur richtig, daß er ſeine perſönlichen Verhältniſſe nicht allzu karg behandelt, ſondern gar oft die kleinen und flüchtigen Vorgänge eignen und fremden Privatlebens, folgenloſe Begriffe, Eindrücke und Scherze des Tages, ausführlich vorträgt; das Bild der Sitten, der Denkart, und alles Thatſächliche einer beſtimmten Zeit, prägt ſich am ſicherſten in ſolchen Einzelheiten ab, und alle Geſchichtſchreibung, die dergleichen entbehrt, iſt eben deßhalb leer und todt. Daß uns darum noch nicht ein Wuſt bloßer Einzelheiten zum Erzählen genüge, bedarf wohl der Verſicherung nicht, vielmehr beſteht darin das Verdienſt des Schriftſtellers, daß er mit Einſicht wähle und ſchildre, was für ſich beſtehen kann, oder ein Ganzes bilden hilft. Hierin können wir das Talent und den Takt unſers Verfaſſers nur rühmen, indem wir bekennen, daß wir in allen ſeinen Angaben, auch in den ſcheinbar geringſten, keine finden, die wir geradezu wegſtreichen möchten.

Wir treffen den Verfaſſer, deſſen frühere Jugend hier übergangen iſt, gleich zuerſt als Jüngling in Bordeaux, wohin er aus dem nördlichen Deutſchland geſandt war, um von kaufmänniſchen Geſchäften die Ueberſicht und Kenntniß zu erwerben, welche für den Staatsdienſt wichtig erachtet wurden. Seine Ankunft an dieſem Orte fällt in das Jahr 1776 und ſein Aufenthalt dauerte

zwei Jahre. Die Schilderung, welche er von dem Sittenzuſtande dieſer franzöſiſchen Handelsſtadt macht, wo früher der Marſchall von Richelieu als Gouverneur Macht und Einfluß jeder Art ausgeübt, iſt höchſt merkwürdig, und giebt zu lehrreichen Betrachtungen Anlaß. Wir theilen die kurzen und ſcharfen Züge hier mit, in welchen er das Bild dieſes durch Rang und Ruf bedeutenden Mannes nach den in Bordeaux empfangenen Eindrücken auffaßt: „Was man damals aus dem Leben des Marſchalls, dieſes Ungeheuers der Unſittlichkeit, erzählte, würde jetzt unglaublich ſcheinen, wenn die unverwerflichſten Zeugniſſe, in Uebereinſtimmung mit den von Soulavie, freilich nach der Art dieſes Verfaſſers nicht mit gewiſſenhafter Wahrheitsliebe redigirten Memoiren, es nicht vollkommen beſtätigten. Der beneidete Ruf, den ihm ſeine Virtuoſität in den Verführungskünſten erworben, die Frechheit, womit er ſeine Verdorbenheit zur Schau getragen, das Anſehn, worin er ſo lange geſtanden, und die niederträchtigen Huldigungen Voltaire's ſind karakteriſtiſche Züge des Zeitalters, aus dem er hervorgegangen, und das in ihm noch fortlebte, nachdem es der ernſthaftern Lebenserfahrung entgegenreifenden Generation ſchon fremd geworden. Unter Ludwig dem Sechzehnten, und ſchon etwas früher, war es in der Hauptſtadt Ton der guten Geſellſchaft geworden, mit Verachtung die Namen der Männer zu nennen, die eine Ehre darin ſuchten, in eleganten Formen der öffentlichen Ehrbarkeit Hohn zu ſprechen, die Saint-Preux hatten die Lovelace's verdrängt; und während der gefeierte Bürger des noch im Kampfe für ſeine Unabhängigkeit begriffenen amerikaniſchen Freiſtaats, in ſeiner ſchlichten Kleidung

und wie mit der Würde des Alters im Ausdrucke, ſo mit ihrer Zierde auf dem entblößten Haupte geſchmückt, überall, wo er ſich zeigte, mit einer beſonders von der jüngern Generation tief gefühlten Verehrung begrüßt wurde, flößte ihr das abgeſtandene Erbſtück der Regentſchaft, der faſt neunzigjährige Marſchall, ein inneres Grauen ein, wenn er an feierlichen Hoftagen, in dem Prachtanzuge ſeiner unverdienten militairiſchen Würde, mit Ordenszeichen geſchmückt, die, weil keins derſelben an eine edle That, ſondern nur an die entehrende Gunſt königlicher Buhlerinnen erinnerte, ihn wie ſo viele Schanddenkmale bedeckten, und man in dem Antlitze des Greiſes noch die Spur ſeiner frühern Geckenhaftigkeit erblickte, da er, um die Runzeln des herannahenden Alters zu verbergen, die Stirnhaut in die Höhe gezogen und aufgebunden hatte, die jetzt in ihrer unnatürlichen Ausdehnung, zum Theil als ein dicker Wulſt, von der lockenreichen Perücke bedeckt, auf ſeinem Kopfe ruhte. Als Gouverneur der Provinz Guyenne, ſchien er es ganz eigentlich darauf angelegt zu haben, die Sitten der Einwohner von Bordeaux zu verderben. Er war der erklärte Beſchützer aller feilen Dirnen, von denen eine Anzahl, wenn er vor dem Schauſpielhauſe aus dem Wagen ſtieg, ihn jedesmal umringte, und mit dem Schmeichelnamen Vater! begrüßte; man führte Beiſpiele an von jungen Leuten aus guten Familien, die er gezwungen hatte, notoriſch bekannte Mädchen dieſer Klaſſe zu heirathen, mit denen ſie ſich leichtſinnig eingelaſſen. Bei den Feſten, die er in der Karnevalszeit im Gouvernementshauſe gab, durften ſeine weiblichen Lieblinge nicht fehlen. Ganz beſonders begünſtigte er das Würfelſpiel, indem er ſeine

Gäſte ſelbſt dazu aufforderte. Die Säle waren mit Spielenden angefüllt, und oft, wenn der Raum nicht hinreichte, die Gäſte auf einmal zu faſſen, wurden die maskirten Spielluſtigen in der Reihe haltender Wagen mit Tiſchblättern und Würfeln verſehen, um ſich die Zeit, bis das Gedränge ſich ein wenig verlaufen haben würde, mit Spielen beim Fackelſchein zu vertreiben. Der Marſchall, der ſich zur Ruhe gelegt, erſchien Nachts wiederholt, im Schlafrocke, beſuchte die verſchiedenen Tiſche, wechſelte leichtfertige Reden mit den verworfenen Mädchen, die zum Theil hier den Vorſitz führten, und warf aus der Weſtentaſche eine Anzahl Louisd'ore auf den Tiſch, wenn es den Bankhaltenden daran zu fehlen ſchien. Man kann denken, welch ein Leben ſeine Umgebungen führten, und wie die Anſteckung ſich von hier aus verbreiten mußte."

Das kaufmänniſche Leben in Bordeaux, die Einwirkungen, welche daſſelbe von Staat und Regierung erfährt, und die aus Einheimiſchem und Fremdem gemiſchte Geſtalt der dortigen Verhältniſſe, werden uns ſehr anſchaulich und belehrend angeführt. Daneben erſcheint uns nicht minder dankenswerth, was von dem Zuſtande der franzöſiſchen Schaubühne und deren eigenthümlichen Vorzügen berichtet wird. Der Verfaſſer ſpricht mit Kenntniß und Geſchmack, und ſeine Bemerkungen und Nachrichten dürfen von den Kunſtliebhabern nicht überſehen werden. Wichtiger aber ſind die Betrachtungen über die franzöſiſchen Zuſtände jenes Zeitraums, aus dem die Revolution hervorging, und der hier mit ausdrucksvoller Wahrheit bezeichnet wird. Indem der Verfaſſer zu dieſem Behuf auch frühere Ereigniſſe heranzieht, und auf

ſpätere hindeutet, entwirft er ein hiſtoriſch-politiſches Gemählde, welches durch ſachkundige Fälle und ſcharfſinnige Zuſammenſtellung gleich werthvoll iſt. Ueber die Königlichen Prinzen, den Herzog von Chartres, den Grafen von Artois und den Grafen von Provence, welche ſich in Bordeaux zeigten, finden wir bei dieſer Gelegenheit Urtheile ausgeſprochen, deren ſcharfe Wahrheit doch ganz in Ernſt und in der Würde der beſten Geſchichtſchreibung gehalten und von dieſer gewiß mehr und mehr beſtätigt werden wird.

Von Bordeaux gelangt unſer Verfaſſer nach Genf, wo ſeine Studien ſich ernſter anlaſſen, und ſeine Beſtimmung für eine diplomatiſche Laufbahn ſich entſchiedner ausſpricht. Die Eigenthümlichkeiten dieſer beſondern Welt, als welche damals Genf in dem Reichthum ſeiner großen Männer und wirkſamen Berühmtheiten erſchien, die Sitten, Richtungen und Widerſtreite, zwiſchen denen er ſich durchzwängen muß, ſchildert er mit einer Wahrheit, die von ſich ſelber Zeugniß giebt, und dabei mit großer Anmuth und Lebhaftigkeit. Die perſönlichen Begegniſſe ordnen ſich auch hier wieder allgemeinen Betrachtungen unter, und wir empfangen eine gedrängte Geſchichte des merkwürdigen Freiſtaats und ſeiner innern Streitigkeiten, deren Enge und Kleinheit doch immer mit großen Bezügen verflochten und deren Auffaſſung zugleich ſo mühſam und doch ſo unentbehrlich iſt. Dieſe Bearbeitung füllt eine Lücke in der hiſtoriſchen Litteratur aus; denn jene Genfer Händel einmal näher einzuſehen, iſt ein Bedürfniß für jeden Geſchichtsfreund, dem das achtzehnte Jahrhundert ein Gegenſtand der Betrachtung wird, ein Bedürfniß, dem hundert Hülfsquellen offen

ſtehen zu weitläufiger und verdrießlicher Arbeit, aber dem unſres Wiſſens hier zum erſtenmal der geläuterte, feſte Ertrag einer ſolchen Arbeit ſich darbietet und die klare und gedrängte Ueberſicht des wirklich Wiſſenswerthen.

Im Herbſte des Jahres 1780 verließ der junge Poel die Schweiz, und reiſte durch den Elſaß und weiter über Mannheim und Frankfurt nach Göttingen, wo nun ſeine eigentlichen Univerſitätsſtudien beginnen. In Colmar verweilt er bei Pfeffel, und lernt auch Lerſe, den Freund Goethe's, kennen, bei welcher Gelegenheit die weſentlichen Eigenheiten der Blindheit und Taubheit und ihre verſchiedenartigen Wirkungen ſehr fein auseinandergeſetzt werden. Die ſodann folgende Schilderung der Univerſität Göttingen und ihrer berühmteſten Gelehrten iſt ein Lebensbild von größtem Intereſſe. Wir fühlen uns in eine Zeit verſetzt, die längſt entrückt iſt, und uns doch noch ſo nahe liegt, daß wir ſie nicht außer Acht laſſen dürfen, wenn wir die Gegenwart richtig beurtheilen und behandeln wollen. Noch haben wir keine Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, welche mehr als den rohen Stoff umrüttelte, keine, welche den Zuſtand der deutſchen Angelegenheiten aus geiſtigen Geſichtspunkten darlegte, — aber Schilderungen, wie die unſres Verfaſſers, der dem großen, noch lange nicht gewürdigten Vorbilde Goethe's hierin folgt, geben zu ſolchem Werke die trefflichſten Vorarbeiten. Wir heben aus dieſen Göttinger Bildern einige aus, die freilich, aus ihrem Zuſammenhange genommen, nicht mehr ihr volles Licht haben.

Nachdem der Verfaſſer von dem Hiſtoriker Schlözer und ſeiner ſo liebenswürdigen als unglücklichen Tochter Dorothea geſprochen, führt er den Juriſten Böhmer

vor. „So zurückſtoßend, — ſagt er, — mir die Originalität des finſtern Schlözer erſchienen, ſo beluſtigend fand ich die des würdigen alten Böhmer. Die Selbſtzufriedenheit, die mit großer Gutmüthigkeit ſich in ſeinem ganzen Weſen ausdrückte, hatte durchaus nichts Beleidigendes für die Eitelkeit Anderer, da ſie nicht aus einer Ueberſchätzung ſeiner geiſtigen Vorzüge, ſondern aus der unverhältnißmäßigen Wichtigkeit herrührte, die er dem Wiſſen beilegte, worin er es zur Meiſterſchaft gebracht hatte. Sein Selbſtgenuß war die Pandektenſeligkeit. In der Juſtinianiſchen Sammlung, die er ſich vermittelſt einer tabellariſchen Ueberſicht und unzähliger Abtheilungen und Unterabtheilungen ganz zu eigen gemacht hatte, beſaß er, ſeines Bedünkens, den Inbegriff aller menſchlichen Weisheit; ſie war ihm, mit ihren gelehrten Kommentatoren, eine reiche Fundgrube Salomoniſcher Sprüche, eine unerſchöpfliche Rüſtkammer ſpitzfindiger Streitſätze, eine ergiebige Quelle luſtiger Anekdoten, galanter Späße und ſchalkhafter Einfälle; endlich ein unſchätzbarer Vorrath überall anwendbarer Ausdrücke und Redensarten, mit denen er ſelbſt dem Gemeinſten im täglichen Leben eine gewiſſe Würde zu geben meinte. Alle übrigen Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes hatten für ihn nur einen ſehr untergeordneten Werth und, wenn er ſich einmal herabließ, einem Werke des Genius eine flüchtige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſo war das höchſte Lob, das er dem Verfaſſer ertheilte: der Mann iſt wirklich groß in dergleichen Kleinigkeiten. Die Definitionen und Diſtinktionen, die er jahraus jahrein täglich ſtundenlang ſeinen emſig nachſchreibenden Zuhörern vorgetragen, und ſein großes Wohlgefallen daran, hatten ihn an die

eigenthümliche Lehrſprache gewöhnt, die er im gemeinen Leben beibehielt, an eine feierliche Langſamkeit, die ſich am liebſten der gedehnten Sprachformen bediente, und die ſtummen Silben wie die übrigen volltönen ließ, und an eine Deutlichkeit, die weitläufig erläuterte, was für niemand einer Erläuterung bedurfte. Dies alles ſtempelte ihn zu einem juriſtiſchen Pedanten von ſolcher Originalität, daß er, treu auf die Bühne gebracht, dort vielleicht für eine Karikatur gelten würde. Eingefleiſchte Juriſten, das heißt ſolche, die ſich ausſchließend mit ihrer Wiſſenſchaft beſchäftigen, ſind freilich immer mehr oder weniger Pedanten; ſie können ihren Stand in der Geſellſchaft nicht verläugnen; das Buch, aus dem ſie ihre tägliche geiſtige Nahrung ſchöpfen, umfaßt alle weſentlichen Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, alſo Materien, die in gemiſchten Kreiſen häufig zur Sprache kommen, die aber dieſe Herren kaum anders, als nach dem ihnen geläufigen Fachwerke und in Verbindung mit den darauf Bezug habenden Ausdrücken und Redensarten denken können; daher unwillkürlich die Pandekten aus ihnen ſprechen, wo ſich nur der geſunde Menſchenverſtand ſollte hören laſſen. Hiervon iſt mir kaum eine Ausnahme gekommen, ſo wie ich auch allgemein bemerkt zu haben glaube, daß ſolche Juriſten ein höchſt unzuverläſſiges Urtheil beſitzen, überall, wo es auf eine freie Anſicht der Dinge ankommt, und deßwegen außer ihrem Fache zu Geſchäften untüchtig ſind. Sie erkennen eine Autorität an, der ſie ihre Vernunft dienſtbar gemacht haben. Dieſe Autorität iſt ein Buch, aus einer Anzahl von Geſetzen beſtehend, die ſucceſſive, in einer Reihe von Jahrhunderten, wie die Zeitumſtände und das Bedürfniß ſie

erforderten, gegeben worden ſind, und jetzt, ohne Rückſicht auf dieſe Umſtände, nach ihrem buchſtäblichen Inhalte unter Rubriken zuſammengeſtellt und zu Rechtsgrundſätzen erhoben, für alle Zeiten und alle vorkommende Fälle zur Regel der Entſcheidung dienen ſollen. Dies hat den doppelten Nachtheil für den Verſtand, der unabläſſig damit beſchäftigt geweſen, daß er die Fähigkeit verliert, die Dinge in ihren natürlichen Verhältniſſen aufzufaſſen, und daß er da, wo es auf die Erwägung des Für und Wider ankommt, einen unverhältnißmäßigen Werth auf Kleinigkeiten legt, weil dieſe, wenn er vorkommende Fälle auf gegebene in ſeinem Buche zurückzuführen hatte, oft von großer Wichtigkeit geweſen waren. So habe ich einen Richter gekannt, der als Advokat für den erſten Juriſten in ſeiner Gegend gegolten hatte, auch die gründlichſten Relationen machte, in denen er alles, was ſich von beiden Seiten in der Streitſache ſagen ließ, erſchöpfend darſtellte, aber durchaus nicht im Stande war, ein Reſultat daraus zu ziehen, und dadurch auch ſeinen Mitrichtern die Entſcheidung ſehr erſchwerte. Der gute Böhmer, ein Orakel auf ſeinem Lehrſtuhl, würde auch vermuthlich kein Salomo auf dem Richterſtuhl geweſen ſein. Die traditionelle Univerſitäts-Chronik bewahrte manche ſeiner poſſierlichen Aeußerungen, die aber auf diejenigen ihre volle Wirkung nicht machen können, denen die Art, wie er ſie vorgetragen, nicht aus lebendiger Anſchauung bekannt geworden iſt. Ein Zug übel angebrachter Höflichkeit, in Umgehung der Wahrheit bei einer Gelegenheit, wo ſie, ſchlicht geſagt, aller Verlegenheit für den, dem er ſie erſparen wollte, am ſchnellſten ein Ende gemacht hätte, hat mir

besonders gefallen. Bei einem Gastmahle nämlich, das ihm zu Ehren gegeben wurde, bemerkte der Wirth die unwillkürlich fratzenhaften Gesichtsbewegungen seines verehrten Gastes nach einem versuchten Trunke, und fragte ihn, ob der Wein ihm nicht schmecke? „Ei doch! doch!" erwiederte dieser auf seine gedehnte Weise; „zweifelsohne ein fürtreffliches Gewächse; nur will mich unmaßlich bedünken, als scheine dasselbe etwas säuerlich werden zu wollen." Es fand sich, daß das anscheinend säuerlich werden wollende fürtreffliche Gewächs reiner Essig war, den der Bediente, aus Versehn, statt des feinern dem Gaste bestimmten Weines, vor ihn hingestellt hatte. Uebrigens machte er ein recht gutes Haus; ich habe einigemale außer den Assemblee-Tagen an seinem Abendtische sehr vergnügte Stunden zugebracht, da die gleichfalls gutmüthige, wohlwollende Hausfrau gerne Heiterkeit um sich verbreitet sah. Ein Paar hübsche und liebenswürdige Töchter, von denen die jüngere kaum der Kindheit entwachsen war, trugen wesentlich dazu bei, das Haus anziehend für gebildete junge Leute zu machen und die Unterhaltung zu beleben."

Vortrefflich ist der Philolog Heyne dargestellt, dessen gehaltvoller Karakter und einflußreiche Thätigkeit nach Gebühr anerkannt werden. Wir theilen nur den Schluß hier mit, der mit wenigen scharfen Zügen das Bild seiner ältesten Tochter giebt, der bekannten Schriftstellerin Therese Huber, deren Leben fruchtbar bis in unsere Tage sich erstreckt hat. „Minder gründlich und folgerecht, als ihre Mutter, — sagt unser Beobachter, — entwickelte sie in der Unterhaltung einen lebendigern, mehr von der Phantasie und durch sinnliche Eindrücke

aufgeregten, als von tief im Herzen wurzelnden Empfindungen beherrſchten Geiſt; ihre Gedanken und Einfälle jagten einander mit einer ſolchen Schnelligkeit, daß die Worte ſie kaum einholen konnten und der Athem ihr oft ausging; dann konnte man ſich das Vergnügen machen, ſie, durch vorſätzliche Mißverſtändniſſe, zu den luſtigſten Ausbrüchen der Ungeduld zu bringen. Ihre kleinen feurigen Augen, die Beweglichkeit der Züge ihres jugendlichen, zwar nicht ſchönen, aber durch keine Ungeſtaltheit und Disproportion entſtellten Geſichts und der zierlich geformte Körper gaben dem, was ſie ſagte, für Zuhörer meines Alters, einen beſondern Reiz. Sie ward bald nach meiner Abreiſe des unglücklichen Georg Forſter's Braut. Wenn die Verbindung keine glückliche geweſen, wenn die beklagenswerthen Vorfälle in Mainz eine Trennung zur Folge hatten, unter Umſtänden, die, mit einer gewiſſen Nothwendigkeit, den Schritt herbeiführten, der, bei Lebzeiten des erſten Mannes, ihren Kindern einen zweiten Vater gab, ſo haben ihre ältern Freunde nicht vergeſſen, daß Forſter, nach der Eheſcheidung bis zu ſeinem Tode, ihr immer Liebe und Achtung bewieſen, daß ſie mit ihrem zweiten Manne, dem als Menſch und Schriftſteller ausgezeichneten und achtungswerthen Huber, alle Widerwärtigkeiten des Lebens ſtandhaft ertragen, ſich ihm als eine liebevolle, ſeine Sorgen erheiternde Gattin und ihren Kindern als treue Verſorgerin bewieſen hat."

Blumenbach, Spittler, Pütter, Käſtner, ſo wie der berühmte Stallmeiſter Ayrer, werden mit bezeichnenden Strichen dargeſtellt, durch welche ſowohl die leibliche Erſcheinung als die geiſtige Eigenheit zur lebhaften Anſchau-

ung kommen. Schließlich finde hier noch die Schilderung Lichtenberg's ihren Platz, an den zu erinnern jeder Anlaß willkommen sein muß; der Verfasser sagt: „Lichtenberg nimmt eine ehrenvolle Stelle unter den bessern Schriftstellern Deutschlands ein, und besonders unter den seiner Zeit nicht häufigen witzigen Köpfen, die einen glücklichen Einfall auf eine geschickte Weise einzukleiden verstanden; aber auch in der Physik, seiner eigentlichen Wissenschaft, hat er sich durch einige nicht unwichtige Entdeckungen einen Namen erworben. Er trug die Naturlehre einfach und klar vor, doch ohne Wohlredenheit, in keiner fließenden Sprache, sondern in abgebrochenen Sätzen. Mit Hülfe eines geschickten Amanuensis geriethen ihm die Experimente recht gut. Er, der so gerne die lächerliche Seite der Dinge und Menschen auffaßte, gab sich selbst dem Spotte seiner Zuhörer preis, durch die Aengstlichkeit, womit er seinen Buckel, den der bekannte Gesichtszug aller Verwachsenen, wie seine Statur von jeder Seite betrachtet, verrieth, zu verbergen suchte, indem er, bei den Zeichnungen und Demonstrationen, die er an der Wandtafel zu machen hatte, in einer höchst unbequemen Stellung, die Wand im Rücken, seitwärts mit dem Rechenstifte über die Tafel hinfuhr, auch die größte Unruhe bezeigte und zurücktrat, wenn Einer zufällig seiner Rückenseite zu nahe kam. Man hat ihn den deutschen Swift genannt. Aber er besaß weder die Ergiebigkeit, noch die Gefallsucht jenes Misanthropen. Lichtenberg war im Grunde ein wohlwollender Mensch; seine Einfälle entfuhren ihm selten unwillkürlich; wo nicht in seiner Unterhaltung, doch in seinen Schriften, merkte man zu oft Absicht und Anstrengung. Lichtenberg's

Schriften sind übrigens als Muster eines ächt deutschen Stils zu empfehlen, und wie viele gediegene Worte sind nicht darin aufbewahrt, die den tiefen Denker verrathen! In seinen Vorlesungen war es ihm zu sehr Ernst mit der Wissenschaft, als daß er seine Zuhörer durch Späße zu belustigen gesucht hätte. Einmal jedoch gab ihm die sogenannte lustige Gesellschaft Veranlassung zu einem gut angebrachten Spotte. Sie hatte eine Schlittenpartie eingerichtet, aber an dem dazu bestimmten Tage trat ein solches Thauwetter ein, daß aller Schnee zu Wasser wurde. Da die bestellten Pferde dennoch bezahlt werden mußten, so wollte man sie doch auch benutzen, und ließ sie, behangen mit Schellen, vor Kariolen und allerlei Fuhrwerk spannen, womit nun der Zug, Vorreiter voran, durch alle Straßen jagte. Als er bei Lichtenberg's Hause vorbeikam, zog der Lärm seine Zuhörer und ihn selbst an das Fenster. „Ei, ei, sagte er lächelnd, die Temperatur hat freilich einen Sprung gemacht, aber ich glaubte doch nicht, daß sie uns so plötzlich in die Hundstage versetzt hätte." Am liebenswürdigsten war er, wenn er in einer kleinen Gesellschaft, nachdem die Gäste ein wenig gezecht hatten, und die Unterhaltung lebhaft geworden war, von dem allgemeinen Frohsinn fortgerissen ohne witzig sein zu wollen, sich seiner Laune überließ; dann fielen ihm eine Menge lustiger Anekdoten ein, die er auf eine anmuthige Weise und nicht selten am Schlusse mit einer überraschenden Wendung erzählte. Oft konnte man sich diesen Genuß nicht verschaffen. Seiner schwächlichen Gesundheit wegen ging er nur selten, und in der letzten Zeit meines Aufenthalts gar nicht mehr, aus dem Hause; ein hübsches Blumenmädchen, das er zur Auf-

wartung angenommen und selbst gebildet hatte, wurde als Ehefrau seine tägliche Gesellschaft und Pflegerin. Früher brachte ihn B.... ein paarmal in einen Klub, in welchem sich einige jüngere Professoren und eine kleine Anzahl Studenten wöchentlich zu einer Abendmahlzeit versammelten. Wissenschaftliche Gegenstände wechselten hier im Gespräche mit muntern Einfällen und Erzählungen. Bei einer solchen Gelegenheit trug uns Professor B.... das, was er den Roman seines Lebens nannte, vor; es waren tolle zum Theil erdichtete Schwänke von seinen Universitätsjahren her, besonders arge Prellereien, die er sich gegen sogenannte Philister wollte erlaubt haben; das letzte Capitel sollte die Ueberschrift führen: „B.... kehrt von seinen Reisen in seine Vaterstadt zurück, sieht nicht weit vom Thore einen Menschen am Galgen hängen, der seinem besten Freunde sehr ähnlich sieht; stellt ernsthafte Betrachtungen an, kehrt in sich und thut Buße.“ Lichtenberg, der seiner Leibesbeschaffenheit wegen sich ähnliche Verirrungen nicht andichten konnte, ließ fremde handelnde Personen auftreten, und gab der Handlung ein dramatisches Interesse. So schilderte er den Bürger einer kleinen Garnisonstadt, der in Abwesenheit der Besatzung das Thor bewachen sollte, und dem vorgeschrieben war, keinen Fremden einzulassen, ohne nach seinem Namen, Stand u. s. w. zu fragen. Die Straße gehörte nicht zu den besuchtesten und oft vergingen Stunden, ohne daß jemand, geschweige denn ein Fremder, durch das Thor kam. Der im ungewohnten Kostüme mit Säbel und Gewehr versehene Bürger, der vor Begierde brannte, sich in seiner Würde zu zeigen, warf sehnsuchtsvolle Blicke nach der immer leeren Land-

ſtraße. Endlich, zu ſeiner unausſprechlichen Freude, ſieht er einen Punkt ſich herbewegen; bald entdeckt er, daß es ſein Freund und Saufbruder aus einem benachbarten Dorfe iſt; ſogleich ſtellt er ſich in Poſitur vor den Eingang des Thors, um aus vollem Halſe zu rufen: „Fuchtel! wie heißt du?“ Der andere lacht und verdoppelt ſeine Schritte. Auf den zweiten Ruf: „Donnerwetter! Fuchtel, wie heißt du?“ kommt Fuchtel lachend heran und will ſeinem ſpaßhaften Freunde die Hand reichen. Aber der Freund hält ihm wüthend das Gewehr entgegen, mit den Worten: „Halt, Fuchtel! In's Teufels Namen, wie heißt du?“ — „Nun, Fuchtel“, erwiedert endlich der Saufbruder, der ſeinen martialiſchen Freund mit großen Augen anſtaunte. — „Paſſier!“ ſagte dieſer hierauf im gravitätiſchen Tone, indem er mit dem Gewehr auf der Schulter zur Seite tritt und eine gebietende Bewegung mit der Hand macht. In der Freude ſeines Herzens hatte er die übrigen Fragen vergeſſen. Er wollte ſie nachholen; aber Fuchtel ließ ihm dazu keine Zeit und rannte kopfſchüttelnd davon. Bei einer andern Gelegenheit ſtellte er einen Gecken aus ſeiner Vaterſtadt vor. Dieſer ſüßliche, gegen das ſchöne Geſchlecht äußerſt galante Herr ging immer auf's ſorgfältigſte gekleidet, in weißen ſeidenen Strümpfen, mit künſtlich friſirten reich gepuderten Haaren, den Klapphut unter dem Arm und den Degen an der Seite, umher. In dieſem Koſtüme führte er einſt eine Dame durch ein enges langes Nebengäßchen, in welchem ihnen plötzlich eine Kuh entgegen kam, die ihrem Treiber entlaufen war; ſie konnten weder ausweichen, noch ſchnell genug zurücktreten. Das Männchen wußte ſich gleich zu helfen; mit ſeiner auf den

Rücken zurückgebogenen Rechten faßte er zierlich die Hand der Dame, von der er ſich nicht trennen wollte, mit der Linken hielt er ſeinen Klapphut in die Höhe, und den Kopf vorübergebeugt, ging er dem heraneilenden Feinde entſchloſſen entgegen; da dieſer, nahe gekommen, ſtutzt und ſtehen bleibt, legt er ihm den Klapphut an die Stirne, ſtemmt die ſeinige dagegen und drängt mit aller Gewalt die Beſtie zurück, indem er die erſchrockene Dame hinter ſich fortſchleppt. An den Ausgang angelangt, rennt das Thier wie gehetzt davon, und der hülfreiche Kavalier, nachdem er ſeinen bepuderten Klapphut ausgeſtäubt, bietet ſeiner Begleiterin wieder den gerundeten Arm und führt ſie triumphirend dem Orte ihrer Beſtimmung zu."

Wir können den Verfaſſer nicht in ſeine ſpäteren Verhältniſſe und Wanderungen begleiten, da unſre Abſicht nicht iſt, einen Auszug, ſondern einen Vorſchmack ſeiner Denkwürdigkeiten zu geben. Wir erwähnen nur, daß derſelbe nach vollendeten Studien zuerſt im ruſſiſchen Dienſte ſeine diplomatiſche Bahn betritt, und durch den Aufenthalt in St. Petersburg, und darauf, weil ihm die Verhältniſſe nicht gefielen, in Stockholm, die Gelegenheit erlangt, uns nicht nur durch ſeine perſönlichen Erfahrungen zu unterhalten, ſondern auch die trefflichſten Ueberſichten neuerer Geſchichtsereigniſſe in beiden nordiſchen Reichen mit reifer Sachkenntniß gedrängt und ſo lehrreich als lesbar vorzutragen. Der Verfolg dieſer Denkwürdigkeiten wird den Verfaſſer nun auch nach Paris und in die Ereigniſſe der Revolution führen, wo ſeine Zeugniſſe und Berichte an Werth und Glanz immer höher ſteigen müſſen. Mögen ſie uns nicht vorenthalten bleiben! —

Aus den mitgetheilten Beiſpielen ergiebt ſich ſchon genugſam, wie gründlich der Verfaſſer ſeine Gegenſtände nimmt, wie verſtändig und umſichtig er urtheilt. Seine Geſinnung iſt ernſt und feſt, nicht leidenſchaftlich erregt, aber warm und lebhaft. Er iſt frei von politiſcher Partheiung, das Gute und Wahre iſt ihm überall ehrenwerth, das Schlechte und Falſche überall verhaßt. Sein Geiſt iſt frei genug, um in die verſchiedenartigſten Richtungen einzugehen, ohne deßhalb ihnen anzugehören; ſein Verſtand erweiſt ſich unbeſtechlich, ſeine Phantaſie unverführbar. Daß er überall auf Recht und Sitte hält, und ſtets das Wohl der Menſchen und das höhere Gedeihen der Menſchheit im Auge hat, darin zeigt er ſich, und gewiß zur Freude und zum Gewinn der Leſer, als der ächte Sohn ſeines deutſchen Vaterlandes und ſeines Jahrhunderts.

In den allgemeinen Anſichten und Forderungen, welche Poel aufſtellt, möchten wir nicht immer, in den einzelnen Urtheilen ſehr oft nicht mit ihm übereinſtimmen; allein der Grund und Boden, dem dieſe entwachſen, und die Standpunkte, aus welchen jene genommen ſind, müſſen wir überall als ehrenwerth anerkennen, und auch in dem, was uns Irrthum oder Beſchränkung dünkt, finden wir nie Unreines oder Verkehrtes. Auch dürfen wir uns bei allen abweichenden Meinungen um ſo leichter beruhigen, als ſogar dann, wenn der Verfaſſer unſres Bedünkens nicht ganz im Rechte iſt, ſeine nie fehlende Billigkeit alles wieder verſöhnt oder ausgleicht. In Einem Falle nur thut es uns beſonders leid, den Verfaſſer nicht auf der Höhe zu finden, wo er ſich ſonſt meiſtentheils behauptet. Dies iſt in dem Urtheil über Jean Jaques

Rouſſeau, den er entweder nicht gehörig kennt, oder nicht nach ſeinem tiefſten Weſen zu würdigen weiß. In Deutſchland iſt es überhaupt ſelten, über jenen wunderbaren Menſchen und ſeine ganze Bedeutung ein probehaltiges Urtheil zu finden, und wenn man den Gegenſtand überdenkt, der, außer der genauen Kenntniß eines der urſprünglichſten Menſchen, auch den ſichern Ueberblick eines ganzen Jahrhunderts und der aufgehäuften, bei den Franzoſen und Deutſchen ſich verſchiedenartig bekämpfender Bildungswelten deſſelben erfordert, ſo begreift man leicht, wie gerade an dieſem Gegenſtande die ſonſt bewährteſten Urtheile ſcheitern. Wir können hier auf die nähere Erörterung nicht eingehen, die wir uns für andre Gelegenheit vorbehalten, aber ſo viel möchten wir vorläufig ſchon hier ausſprechen, daß wer bei Betrachtung Rouſſeau's noch bei ſeiner ſogenannten Eitelkeit ſich aufhalten mag, und mit dieſem Erklärungsgrunde die Hauptſache zu leiſten meint, noch in zu geringen Anfängen der Menſchenkunde ſteht, als daß ihm bei ſo ſchwieriger Aufgabe auch nur mitzuſprechen zukäme. Es iſt dies ſogar ein Zeichen, woran ſich eine ganze Klaſſe erkennen läßt, ſo gut wie eine nicht eben gleiche, aber verwandte, die über den ſogenannten Egoismus Goethe's nicht hinaus kann, und die ebenfalls keiner Widerrede zu würdigen, ſondern mit Achſelzucken zu entlaſſen iſt; nicht als wollten wir dieſen Egoismus und jene Eitelkeit gänzlich verneinen, ſondern weil dieſe Eigenſchaften in den kleinen Anklägern weit mehr, als es in jenen großen Männern je möglich iſt, ſich als Hauptſache erweiſen, und weil derſelbe Vorwurf, der jene Höhen kaum ſtreifend

berührt, auf die Niedern faſt immer ganz erdrückend zurückfallen muß.

Die Schreibart Poel's entſpricht den Vorzügen, die wir ſeinem Geiſt und Karakter bereits anerkannt haben. Sie iſt der gute, klare, ſachkundige und worthelle Mittelſtil, der unſern beſten Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts gemeinſam angehört, der frei von aller Ziererei, doch keineswegs trocken iſt, und darin die höchſte Bildung zeigt, daß er nicht einſeitig im Ausdruck allein dieſe anſtrebt. Wir finden hier Anmuth, die von Gefallſucht fern iſt, gute Laune, die noch nicht zum Humor werden will, Ironie, deren Reiz nicht in heißen Stichen beſteht. Zu dieſen beſten Eigenſchaften einer früheren deutſchen Weiſe geſellt ſich noch ein Vorzug, den der Verfaſſer mit andern ſeiner Landsleute theilt, welche gleich ihm ihre Bildung zum Theil im Auslande geſchöpft haben. Dieſer Vorzug beſteht in einer eigenthümlichen Feinheit, die ſich bald als Milde und bald als Schärfe zeigt, und auf Erfahrung und Ton der großen Welt hindeutet, welche im Ausland oft leichter, als in der Heimath zu erlangen ſind. Oelsner, Bollmann, Schlabrendorf, zum Theil auch Klinger, laſſen dieſe gemeinſame Eigenheit deutlich genug erkennen.

Vielleicht möchte zu wünſchen ſein, daß Poel ſeine Denkwürdigkeiten etwas früher geſchrieben, und ebenfalls, daß er ſie etwas früher bekannt gemacht hätte. Die Wehmuth des Alters, die Klage über das hingeſchwundene Leben, über die verwandelten Zuſtände, würde dann ſeltner hervorbrechen; die rüſtige Kraft und der heitre Muth des Lebens uns die Gegenſtände näher halten. Schon Goethe hätte um ein Jahrzehend früher ſchreiben

ſollen, wiewohl ſeinen Schilderungen jene Spuren des Alters wenig anzuſehen ſind; aber es thut ſchon weh, ihn auch nur Einmal von „verdüſterten Seelenkräften" reden zu hören. Poel hat aber auch mit der Herausgabe ſich wenigſtens um ein Jahrzehend verſpätet. Solche Schriften müſſen die Zeit, welche ſie ſchildern, noch in vielen Lebensfaſern anziehen, noch Lob und Tadel von Betheiligten aufreizen. Welchen andern Eindruck hätten dieſe Denkwürdigkeiten machen müſſen, wären ſie vor zehn oder ſechszehn Jahren erſchienen! Wie manches Wort, das jetzt als werthe Denkmünze verwahrt wird, hätte, damals in Umlauf geſetzt, ſeinen Werth verzehnfacht; wie manche Waffe, die jetzt ruhig an der Wand hängt, wäre von guter Hand gefaßt und geſchwungen worden!

Aber zuletzt noch drängt ſich uns gar die Frage auf: ob denn Poel's Denkwürdigkeiten jetzt ſchon wirklich erſchienen ſind? Abgeſehen von dem noch Ungedruckten, welches ohne Zweifel der bei weitem größere Theil iſt, möchten wir auch von dem Gedruckten, wiewohl ſolches gegen zwei Bände beträgt, kaum behaupten dürfen, daß es der Oeffentlichkeit übergeben ſei. Denn daſſelbe iſt in den Beiblättern des Altonaer Merkurs erſchienen, einer politiſchen Zeitung, deren Verbreitung doch nur eine örtliche heißen kann. Durch drei Jahrgänge dieſer Beiblätter laufen die „Erinnerungen eines Greiſes" neben den anſprechendſten Tagesintereſſen in kleinen Abſchnitten unſcheinbar durch; und da läßt ſich mit Recht fragen, wem ſind ſie bekannt geworden, wer hat ſie im Zuſammenhange geleſen? Vielleicht hin und wieder hat Zufall oder Vorkunde dies bewirkt; aber die

große Lesewelt weiß nichts von ihnen, die Litteratur besitzt sie nicht. Wir wünschen durch unsere Anzeige beizutragen, daß die wirkliche Erscheinung bald erfolge! —

Leibnitz.

Unsere Zeit ladet manche Schuld auf sich, sie wird den wohlbegründeten nächsten Ansprüchen der Gegenwart oft nicht gerecht; aber sie trägt auch manche Schuld ab. Die Anerkennung vergangener Größe, die Bezeichnung und Wiederbelebung geistigen Werthes, haben in Deutschland kaum jemals so große Willfährigkeit, so thätigen Eifer gefunden, wie eben jetzt. In Sammlung und Herausgabe von Schriften ist Namhaftes geleistet worden, und wenn auch gerade den Deutschen hierin noch Ungeheures zu thun obliegt, so sind auch herrliche Kräfte in dieser Richtung fortwährend bemüht. Wir dürfen seit der trefflichen Vorarbeit des Professor Preuß nicht mehr zweifeln, daß wir eine vollständige Ausgabe von Friedrich des Großen Schriften sehen werden, die vielleicht früher als sein ehernes Denkmal zu Stande kommt, wiewohl auch dieses ernstlich im Plane steht. Aber auch dieser Eifer, unsern großen Männern öffentliche Bildsäulen von Erz und Marmor aufzurichten, ist ein unterscheidendes Zeichen unserer Zeit, und gehört ihr um so wesentlicher an, als auch der Zustand unserer erhöhten Kunstbildung zum erstenmale einem solchen Eifer würdig entsprechen kann. Wir halten diese Richtung für eine überaus

wichtige und fruchtbare; das gesammte Leben der Deutschen, der Nationalsinn, die Vaterlandskraft, werden durch die Errichtung solcher Statuen befestigt; ja, befestigt, denn der Boden wird sicherer und uneinnehmbarer durch solche Bollwerke und Besatzungen! Unsere Nachkommen werden es schon erfahren! Freilich ist es noch weit davon entfernt, daß jede Stadt die Männer bildlich aufweisen könne, deren Geburt oder Wirken ihr angehört, deren Ehrennamen sich mit dem Orte verschwistert; aber ein Anfang ist doch schon gemacht, und vieles Vortreffliche im Werk oder Plan! Die Statue Möser's in Osnabrück, so rasch und glücklich zu Stande gebracht, ist ein herrliches Beispiel, wie viel ein richtiger Sinn und wohlbedachter Eifer in solchen Unternehmungen vermag. Gutenberg's Statue in Mainz, und das schöne Fest, welches durch sie veranlaßt worden, sind seitdem in schönstem Glanz hervorgetreten. Die Statue Schiller's verspricht eines der ersten Denkmale deutscher Nation zu werden. Schiller's und Goethe's Statuen werden auch in Weimar nicht immer fehlen; längst ist vieles dazu vorbereitet; es bedarf nur eines energischen Augenblicks, um die That hervorzurufen. Frankfurt am Main wird in Betreff Goethe's nicht zurückbleiben. Magdeburg will seinem Bürgermeister Otto von Guericke auf öffentlichem Markte eine Bildsäule stiften. Halle hat seinen Franke, Wittenberg seinen Luther. Berlin hat seine Kriegshelden zum Theil, seinen großen Kurfürsten; seine Weisen und Lehrer fehlen noch. Aber gedacht ist auch an diese schon mannigfach! Ein hochgestellter Mann, dessen allzufrühen Hintritt wir stets beklagen werden, Wilhelm

von Humboldt, hatte den guten Gedanken, daß mit Leibnitz der Anfang gemacht werden müßte; und in der That läßt ſich ſchwerlich ein Name finden, bei dem alle Stimmen ſich ſo vereinigten, alle Einwendungen ſo leicht wegfielen. Leibnitz! wer vermag es in Kürze auszudrücken, was dieſer Name alles in ſich faßt! Unter den großen Deutſchen einer der größten! In jedem Betracht groß, als Staatsmann, Gelehrter, Philoſoph, als ſittliche Geſtalt; groß in geiſtiger Bedeutung, groß in weltlicher Wirkſamkeit; ein Lehrer, ein Stifter, innerhalb des Vaterlandes; ein Bote des Ruhms und der Ehre deutſchen Namens im Auslande! Berlin verdankt ihm ſeine Akademie der Wiſſenſchaften, Hannover einen unberechenbaren Antheil der Bedeutſamkeit und des Gedeihens, die ſogar in wirkliche Macht übergegangen ſind. Freilich könnte Hannover mit Berlin wetteifern in der Verehrung, die dem großen Manne gebührt, ja Hannover wäre am nächſten verpflichtet, denn es beſaß den Mann im Leben am meiſten, und es beſitzt ſeine Gebeine, ſo wie den Schatz ſeines ſchriftlichen Nachlaſſes. Auch ehrt dort ſeinen Namen ſchon eine wohlgeſtellte Büſte, und die Benennung einer Straße; aber ein lebensgroßes Standbild fehlt. Wenn es wahr wäre, wie uns verſichert wird, daß auch in Hannover der Gedanke bei mehreren einflußreichen Männern erwacht iſt, Leibnitzen eine öffentliche Statue zu errichten, wie dieſer Gedanke in Berlin beſtimmt in thätiger Anregung fortwirkt, ſo wollen wir uns freuen, daß der Fall, der ſchon bei Blücher und Goethe und Schiller eintritt, auch hier ſich wiederholt, und mehr als Ein Ort denſelben Mann verehrt. Mögen unſre Rauch, Tieck, Schwanfelder, Drake

zu thun bekommen, ihre Werke werden zugleich Denkmale unſerer Zeit ſein. — Aber eine noch wichtigere und größere Aufgabe, als die Bildſäule Leibnitzens zu errichten, iſt die, ſein Leben und Wirken biographiſch zu ſchildern, und ſeine zahlreichen und mannigfaltigen Werke vollſtändig herauszugeben. Zu beiden wird Rath werden, ja zu beiden iſt ſchon Anſtalt gemacht. Bis jetzt beſitzen wir ſeine Werke nur durch die Hand eines Ausländers geſammelt, darunter nur Eine kleine Schrift in deutſcher Sprache. Aber es gibt noch viel Deutſches von Leibnitz, wiſſen wir jetzt durch Doktor Guhrauer, und wiewohl bisher Ueberſehenes und Ungekanntes, doch gerade höchſt Schätzbares und Wichtiges; was die Nation mit Enthuſiasmus aufnehmen wird. Die Biographie vollends wird eine Fackel ſein müſſen, die vieles bisher Unbekannte oder Falſchgeſehene ſtark beleuchtet. Wer ſie unternimmt, muß mit Kenntniß und Begeiſterung ausgeſtattet ſein, muß Liebe zu ſeinem Gegenſtande mitbringen, die ſeiner Darſtellung Wärme verſpricht, und ein Buch zu Stande bringt, welches nicht dem Gelehrten bloß eine Aufzählung der wiſſenſchaftlichen Verdienſte, ſondern mit dieſer auch jedem gebildeten Deutſchen die lebendige Geſtalt des großen Mannes wahrhaft vor Augen ſtellt! Wir können eine ſolche Leiſtung erwarten, edle jugendliche Kräfte unterziehen ſich ihr. Wunderbar, wie manche Zeit einem Geiſteshelden gerade günſtig oder ungünſtig iſt! Wie lange war es ſtill vom Homer; da kamen faſt gleichzeitig Heyne, Wolf, Voß, und von den verſchiedenſten Seiten war die Welt homeriſch angeregt und erfüllt, ſelbſt Goethe

dichtete in dieſem Einfluſſe ſein Epos. Eben ſo ging es mit Platon; Wolf, Stolberg, Friedrich Schlegel, Schleiermacher, Heindorf, Aſt, Bekker und viele Andere, alles arbeitete in dieſer Richtung. Jetzt ſcheint Leibnitz in ſolcher Weiſe an die Tagesordnung zu treten. Wie lange ſchwieg man von ihm! Aber da ſcheint plötzlich die Sonne auf dieſen Namen! Die Philoſophie muß in ihrer jetzigen Entwickelung nothwendig auf ihn zurückführen; er iſt der wahrhaft chriſtliche Philoſoph, ohne die Entzweiung oder Anbequemung, die bei den ſpätern mehr oder minder zwiſchen Chriſtenthum und Philoſophie vorherrſchen. Der deutſche Vaterlandsſinn blickt mit Stolz auf das Wirken eines Mannes zurück, der das ganze Vaterland umfaßte, der darin nirgends einen feindlichen Eindruck zurückließ, und gegen das Ausland uns ein Ehrenſchild war zu einer Zeit, wo es deren nicht viele gab. Der Kunſteifer ſinnt, die würdige Geſtalt in Erz und Marmor darzuſtellen. Die Litteratur ſieht ſeinen erneuten Schriften, deren Sammlung, deren Vervollſtändigung entgegen. Die Geſchichte der Philoſophie wird nicht mehr, wie bisher ſo häufig geſchehen, flüchtig bei dieſem großen Reichthume vorübereilen, ſondern deſſen Beſtandtheile mehr und mehr im Detail erörtern müſſen. Genug, der Fingerzeig auf Leibnitz iſt unverkennbar in unſerer Zeit! Nicht aus bloßem Zufalle treten ſo viele gleichartige Beſtrebungen auch gleichzeitig hervor. Wir dürfen die Litteratur deßhalb um ſo mehr beglückwünſchen, als ſie gerade ſolcher Richtungen, wie die Leibnitziſche, nur allzuſehr entbehrte, und dieſe auch darin eine glückliche iſt, daß

ſie nur Gedeihen und Fruchtbarkeit mit ſich führt, und irgend wie Bedenkliches ſich ihr niemals anſchließen kann. —

Leibnitz's Diſſertation de principio individui, herausgegeben und kritiſch eingeleitet von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin, Veit und Komp. 1837. 8.

Wir gedenken der gelehrten kritiſchen Schrift in dieſen Blättern, weil der Name Leibnitz eine allgemein nationale Beziehung für jeden Deutſchen hat. Jeder von uns hat Theil an der Ehre dieſes Namens, und wer auch nur durch Erzählung von ihm weiß, und die Kunde der Bedeutung und der Verdienſte des Mannes nicht unmittelbar aus den Schriften deſſelben hat. Denn allerdings werden nicht viele unſerer Gelehrten ſich rühmen dürfen, Leibnitz genau aus ſeinen Schriften zu kennen, die auch in der That nicht ſo leicht zugänglich ſind. Selbſt die leichteren und anziehenderen unter ſeinen Büchern, zum Beiſpiel die Theodicee, ſind in den letzten Zeiten unglaublich vernachläſſigt worden. Wäre es ſonſt möglich geweſen, daß ſeit ungefähr zwanzig Jahren, nachdem man die herrliche Sprüche des Angelus Sileſius gleichſam neu entdeckt und wieder herausgegeben und mannigfach über den Verfaſſer geforſcht und geredet hat, daß ſeit all' dieſen Jahren, in unſerer doch ſo mittheilungsſüchtigen Zeit, niemand ſich mit der Notiz gemeldet hat, jene Sprüche und ihr Verfaſſer

ſeien von Leibnitz in der Theodicee ehrenvoll erwähnt? Man ſollte faſt glauben, daß in dem ganzen Zeitraum kein deutſcher Litterator jenes Buch durchleſen habe!

Allein die Wandlungen, welche ſolche Vernachläſſigung eines großen Autors möglich machen, führen auch wieder unverhofft neuen Eifer herbei, und Leibnitz iſt einer der Schriftſteller, welche gegenwärtig, und gewiß zum Heil deutſcher Geiſtesrichtung, einen neuen Aufſchwung nehmen. Schon Hegel in ſeiner Geſchichte der neueren Philoſophie hat den großen Mann aus eignem Studium gewürdigt und ſeinen Werth nach Gebühr hervorgehoben. Ein namhafter Gelehrter, innig vertraut mit den Schriften von Leibnitz, bereitet eine neue Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Werke, denen hoffentlich die aus anderen Fächern ſich anſchließen werden. Gleicherweiſe aus vertrauter und erfolgreicher Beſchäftigung mit den Schriften und dem Leben von Leibnitz geht der gegenwärtige Wiederabdruck ſeiner Diſſertation hervor, mit dem es eine eigene Bewandtniß hat.

Dieſe Diſſertation handelt von dem Prinzip des Individuums, und da man das Prinzip der Individualität ſpäterhin als die Grundlage der geſammten Leibnitz'ſchen Philoſophie erkennen mußte, ſo war man ſehr begierig, den erſten Keim dieſer großer Geiſtesentwickelung in der frühen und erſten Arbeit des Jünglings wieder aufzuſuchen. Allein dieſe Schrift, den dunklen Anfängen des nachher ſo berühmten Mannes angehörig, war ſchon bei ſeinen Lebzeiten gleichſam verſchollen, und als in der Folge der Herausgeber ſeiner Schriften, der fleißige Dutens, darnach forſchte und ſuchte, war ſie auf keine Weiſe aufzufinden. Seitdem galt ſie als ver-

loren und nicht mehr vorhanden. Friedrich Heinrich Jacobi beklagte laut ihren Verluſt, Mendelsſohn, Fichte, Schelling und Andere nahmen dieſen Verluſt als Thatſache an. Freilich war die Schrift noch vorhanden, an gutem gehörigen Orte, auf der Bibliothek zu Hannover, im Katalog ordentlich angegeben; allein da niemand von dort die Stimme erhob und ſagte: „Hier iſt ſie"! da ſelbſt Feder, der eifrige Bearbeiter und Herausgeber Leibnitz'ſcher Sachen, bei dem Vermiſſen und Beklagen völlig ſchwieg, und dadurch den Verluſt gleichſam beſtätigte, ſo war die Schrift, bei allem einregiſtirtem Vorhandenſein, dennoch für die Litteratur und im Bewußtſein derjenigen Gelehrten, die ſich zumeiſt um Leibnitz bekümmerten, nicht vorhanden, und ſo gut als verloren.

Herr Dr. Guhrauer, ſchon lange mit Forſchungen und Arbeiten über Leibnitz beſchäftigt, hatte das Glück, als er für ſeinen Zweck in Hannover die Bibliothek benutzte, unter vielen anderen theils gedruckten, theils ungedruckten Schriften von Leibnitz, die man ihm ſehr bereitwillig darbot, auch dieſer verloren geglaubten Diſſertation anſichtig zu werden, und ſich einer Entdeckung zu freuen, die freilich von der Bibliothek-Behörde nur als eine wohlbekannte alte Habe angeſehen wurde. Seine Abſicht einer neuen Herausgabe wurde förderlich unterſtützt, wie er in der Zueignung an den Herrn Ober-Bibliothekar Dr. Pertz dankbar anerkennt, und die Litteratur iſt nun wieder im Beſitz dieſes vielleicht manchen Leſern unſcheinbaren, aber dem Kenner werthvollen Kleinods.

Nicht minder wichtig, als die Diſſertation ſelbſt, iſt aber die Einleitung des Herausgebers. Mit um-

faſſender, genauer Sachkenntniß und eindringendem Scharfſinn, hat Herr Dr. Guhrauer die Umſtände und Einflüſſe, aus denen dieſe Diſſertation hevorging, erörtert, die Zeit genau feſtgeſetzt, und überhaupt die Studien des jungen Leibnitz in ihr rechtes Licht geſtellt. Die irrigſten Angaben und falſcheſten Vorausſetzungen fand er zu berichtigen, und die größten Autoritäten, denen man bisher blindlings zu folgen gewohnt war, mußte er umſtoßen. Dieſe kritiſche Beleuchtung, von der wir hoffen dürfen, daß ſie auf das ganze Leben und auf alle Schriften von Leibnitz ſich ausdehnen werde, verſpricht uns den von unbeſtimmter Verehrung faſt mythiſch verhüllten Mann in feſter, ſicherer Geſtalt und in ganz neuem Glanze zu zeigen.

Wir können dem wackeren Verfaſſer nur Glück wünſchen zu dieſem gelungenen Anfang, und jeden Erfolg und jede Förderniß zu den weiteren Arbeiten, denen er ſich unterziehen wird.

Eine willkommene Gabe würde vor allem ſein, wenn inſonderheit die deutſchen Schriften von Leibnitz geſammelt und herausgegeben würden. Sie ſind in doppelter Hinſicht wichtig, zuerſt als Ausdruck eines unſerer größten und eigenthümlichſten Philoſophen und Gelehrten, und dann als Sprachdenkmale einer Zeit, aus der wir nur weniges Würdige aufzuweiſen haben. Wie oft hat man bedauert, daß Leibnitz faſt nur lateiniſch und franzöſiſch geſchrieben habe! Dabei beſteht faſt allgemein die Annahme, Leibnitz habe nur einen einzigen Aufſatz in deutſcher Sprache verfaßt, nämlich die „Unvorgreiflichen Gedanken" eben über die deutſche Sprache ſelbſt. Allein dem iſt nicht ſo. Leibnitz hat

viel in deutſcher Sprache geſchrieben, und manches iſt ſogar gedruckt, weit mehr aber noch ungedruckt. Und er hat die deutſche Sprache nicht nur ſo obenhin gebraucht, ſondern mit bildender Einſicht und kräftiger Eigenart. Wenn wir recht berichtet ſind, dürfte von deutſchen Aufſätzen und Briefen dieſer Art leicht ein artiger Band zuſammen zu bringen ſein.

Einſtweilen empfehlen wir unſeren Leſern die verdienſtliche Arbeit, die wir als eine Vorläuferin größerer betrachten, welche nach Maßgabe, daß ſie den Gegenſtand vollſtändiger umfaſſen, auch nur ein deſto ausgebreiteteres und dankbareres Publikum finden werden.

Friedrich der Große als Schriftſteller. Vorarbeit zu einer ächten und vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke, bei Annäherung des großen Preußiſchen Thronjubelfeſtes ehrerbietigſt der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften empfohlen von J. D. E. Preuß. Berlin, Veit und Komp. 1837. 8.

Für den Litterator, den Hiſtoriker, für jeden Preußen, dürfen wir ſagen, ein Werk von größtem Intereſſe! Der verdienſtvolle Geſchichtſchreiber Friedrichs des Großen, Hr. Profeſſor Preuß, hat aus reiner Liebe zur Sache, und weil die Aufgabe vorhanden war, an deren Löſung niemand ſich wagte, die mühſame, umfangreiche und ſchwierige Arbeit unternommen, eine vollſtändige und genaue Ueberſicht der geſammten Schriftthätigkeit des großen Königs zu geben. Er hat damit alles Weſentliche geleiſtet, um eine würdige Geſammtausgabe der

Schriften Fredrichs vorzubereiten; ſie kann nach dieſer Vorarbeit, welche das Aechte und Unächte ſtreng ſcheidet, die Zeitfolge überall ermittelt, die Umſtände angiebt, die Ausgaben und Lesarten vergleicht, die Mängel und Lücken bezeichnet, auf das noch Hervorzuſuchende und nur dem Namen nach Bekannte hindeutet, — nach dieſer Anweiſung kann die Geſammtausgabe nun in beſter Ordnung und Sicherheit erfolgen. Es bedarf dazu nur eines Befehls von oben, und der Aufſchließung derjenigen Hülfsmittel, die dem Litterator als ſolchem nicht zugänglich ſind. Eben ſo würdig als beſcheiden übergiebt und empfiehlt der Verfaſſer ſeine Arbeit der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, ihr anheimſtellend, das ſchöne Werk auszuführen, für ſich befriedigt, dieſe Vorarbeit geliefert zu haben.

Den treuen Fleiß, die genaue Sorgfalt, den warmen Eifer des wackern Preuß haben wir wahrlich nicht erſt zu loben; jeder Leſer ſeiner Schriften hat längſt aus ihnen die Ueberzeugung geſchöpft, daß er einen redlichen, treuen Autor vor ſich hat, dem es lediglich um die Sache, um die thatſächliche Wahrheit zu thun iſt. In einer Zeit, wo auch die Hiſtorie leider, dem alten deutſchen Ruhme zum Spott, mit ſo viel Oberflächlichkeit, Leichtſinn, Unwiſſenheit und Anmaßung behandelt wird, iſt ein ſolcher gewiſſenhafter und anſpruchsloſer Autor nur um ſo höher zu ſtellen!

Unglaublich iſt es, wie die Werke des großen Königs bisher vernachläſſigt worden ſind; man erſchrickt über die Art und Weiſe, wie die bisherigen Ausgaben zu Stande gekommen, wie unverantwortlich die beauftragten Herausgeber ihr Geſchäft betrieben haben. Ein

Labyrinth von Verwirrung hat unſer Autor aufgedeckt, und nur der Faden ſeiner eignen ſichern und genauen Kenntniß, ſeiner unverdroſſenen Forſchung, hat ihn glücklich durch dieſe dunklen Irrgänge wieder an das Tageslicht geführt.

Die hier gegebene Ueberſicht iſt die erſte, welche in der Litteratur über dieſen Gegenſtand erſcheint, zum erſtenmal iſt dieſe Arbeit unternommen und geleiſtet. Und wir erſtaunen nun auf's neue über die Geiſtesmacht und Geiſtesthätigkeit des großen Königs. Eine koloſſale litterariſche Exiſtenz wäre dieſem Schriftſteller in jedem Falle beizumeſſen, ein großer Ruhm wäre ihm auf dieſer Grundlage geſichert, auch wenn er nur Schriftſteller geweſen wäre, — und gleichwohl war er dieſes nur nebenher, und der Feldherr und König ragen in ihm weit mehr hervor, und als Haupt und Führer ſeines Volkes im Krieg und Frieden iſt er eine der größten Geſtalten der Weltgeſchichte geworden.

Was uns aber den Schriftſteller in ihm noch beſonder werth macht, iſt, daß wir durch dieſen ihn als Menſchen von der edelſten und liebenswürdigſten Seite kennen lernen. Wir blicken in das Innerſte ſeines Geiſtes und Gemüths, wir ſehen ſeine Neigungen, den Ernſt ſeiner Gedanken, die Anmuth ſeiner Scherze, die edle Geiſtigkeit ſeiner Erholungen.

Unſer Verfaſſer hat die Gabe — oder ſollen wir ſagen, das Glück, den Lohn? — gehabt, ein an ſich ziemlich trocknes Geſchäft der Aufzählung, Sonderung, Anordnung, eine ihrer Natur nach mühſame Zuſammentragung von Notizen und Citaten, durch das dem Gegenſtande inwohnende Intereſſe auch für den Leſer,

der nicht ſowohl den Gewinn gelehrter Kenntniß, als den Vortheil belehrender Unterhaltung ſucht, angenehm zu beleben. Die Wärme des Eifer, die ihn ſelbſt erfüllt, theilt ſich auch ſeiner Verarbeitung des Stoffes mit, und ſein kritiſches Geſchäft ſelber führt auf ſo viele Lebensbeziehungen, nöthigt zu ſo vielen merkwürdigen Anführungen, die zum Theil erſt durch ihre Zuſammenſtellung ein neues ſpannendes Intereſſe erhalten, eröffnet ſo neue Anſichten, ſtellt uns das ganze Leben und Wirken des Königs ſo vielfach vor Augen, daß wir uns unmerklich in die Mitte ſeines ganzen Daſeins verſetzt fühlen, und ſtatt einer bloß litterariſchen, eine allgemeine perſönliche Anſchauung ſeines Lebens gewonnen haben. Uns wenigſtens iſt es ſo ergangen; wir fanden uns gleich im Anfange des Leſens lebhaft angezogen, im Verfolg mehr und mehr feſtgehalten, durch die vorübergeführten Notizen und Bilder fort und fort angefriſcht und erregt, und am Ende in die frohe, kräftige Stimmung verſetzt, als hätten wir in der Vertrautheit und Heimlichkeit des großen Königs, in ſeiner perſönlichen Geſellſchaft und in ſeinem anmuthigen Geiſtesverkehr, einige glückliche, denkwürdige Stunden zugebracht! —

Das Buch iſt dem Kronprinzen von Preußen zugeeignet, der die Widmung huldreichſt angenommen hat. Die Ausſtattung von Seiten der Verlagshandlung iſt ſehr zu loben. Der Druck iſt ſchön und von ſeltner Korrektheit.

Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Von Ch. H. Weiße. Leipzig, Gebrüder Reichenbach, 1837. 8.

„Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust", schon dieser Titel ist bedeutend, und versetzt gleich auf den Standpunkt, wo der Autor seine Leser zu finden wünscht. Das Buch entspricht diesem Titel vollkommen, und ist wirklich eine Kritik der großartigen, incommensurabeln Dichtung in ihrer Wesenheit und Tiefe, nicht bloß eine Betrachtung des Gedichts in seiner litterarischen Gestalt und Zubereitung. Daß auch diese letztere Seite nicht unbeachtet bleibt, ergiebt sich schon aus dem Zusatz „Erläuterung", allein diese wird eben um so sichrer gewonnen, als sie aus jener Tiefe gleichsam von selbst hervorsteigt, und im Einzelnen von reicher Gelehrsamkeit und glücklichem Scharfsinn unterstützt wird. Der Verfasser vereinigt in seltnem Grade die Erfordernisse eines Kritikers, von welchen nur allzu oft, auch bei den sonst ausgezeichnetsten Leistungen, die eine oder die andre vermißt zu werden pflegt. Er ist Philosoph, und namentlich Aesthetiker; er ist mit den Gestaltungen der Litteratur vertraut; und er besitzt, was besonders bei diesem Werk als unschätzbarer Vortheil erscheint, eine gründliche, belebte Kenntniß des klassischen Alterthums. Bei diesen Eigenschaften ist schon vorauszusetzen, daß das Werk als ein gediegenes dastehe, als eine Bereicherung unserer Litteratur und Bildung aufzunehmen sei! Und so ist es in der That: die Kritik des Goethe'schen Faust ist ein vollständiges Eingehen in die Dichtung, in ihre Wurzeln und Blüthen, eine

Erforſchung ihres Geiſtes, ihrer Beſtandtheile, ihrer Geſtalten, wobei neben dem Gegenſtande, wie er vor aller Welt ausgeſtellt iſt, zugleich die Bedingungen zur Sprache kommen, welche in der Perſon des Dichters, ſeinen Anſichten, Erfahrungen und Lebensumſtänden, auf das Gedicht eingewirkt haben, einwirken mußten oder konnten. Auch hier finden wir Hrn. Profeſſor Weiße vortrefflich ausgerüſtet; er überſchaut das ganze weite Gebiet Goethe'ſcher Entwicklung und Macht, er iſt mit dem Genius des großen Dichters wie mit allen vielſeitigen Beziehungen bekannt, welche in deſſen Leben und Wirken ſo vielfach für eine Dichtung ſich ergeben, die über den ganzen Lebensraum deſſelben ſich erſtreckt, und ein Werk ſeiner Jugend und ſeines Greiſenalters zugleich iſt. Dieſe genaue, nur durch liebevolle Aufmerkſamkeit und anhaltende Beſchäftigung zu gewinnende Vertrautheit leitet ſicher durch viele Zweifel und Dunkelheiten; ſie bewahrt aber auch vor einer andern Gefahr, in welche die Ausleger ſo leicht gerathen, vor der Gefahr, in das fremde Werk ihre eignen Vorſtellungen zu übertragen, für ihre willkürlichen Meinungen darin eine Stätte zu ſuchen.

Unſer Verfaſſer ſpricht zuerſt von der Dichtung überhaupt, von dem Verhältniſſe beider Theile zu einander und zu der Sage. Hier müſſen wir ſeinen Scharfſinn, ſeinen richtigen Blick und ſeine klare, verſtändige Leitung beſonders anerkennen. Er zeigt, daß gleich in der erſten Empfängniß der Fauſt Goethe's nicht mehr der der Sage iſt, daß er es nicht ſein kann und darf, und daß dieſer Unterſchied im Fortgange nur immer größer und bedeutender werden muß. Ueber das

Verhältniß der beiden Theile ſpricht der Verfaſſer gleichfalls ſehr einleuchtend, und das zur Vergleichung herbeigerufene Beiſpiel aus dem Alterthum, von des Sophokles Oedipus Tyrannos und Oedipus von Kolonos, iſt für ſich allein ſchon eine ganze Aufhellung. Sodann wird von der Kompoſition und Scenenfolge des erſten Theils der Tragödie gehandelt, und darauf die Deutung der Allegorieen des zweiten Theils unternommen. In der großen Menge von Aufſchlüſſen, Bemerkungen und Anſichten, die uns hier gegeben werden, dürfen wir freilich noch nicht jedesmal das letzte Wort geſagt glauben, im Gegentheil läßt ſich über vieles ſtreiten, manches weiterführen, andres zurückdrängen; allein im Ganzen müſſen wir bekennen, daß wir durch Gewichtiges, Feines und Anmuthiges, durch Groß- und Klargeſehenes, durch Freimüthiges und Friſches vielfältig belehrt und erfreut worden ſind.

Der Verfaſſer tritt ſeinen Vorgängern in der Erläuterung des Fauſt oft entgegen; am wenigſten ſtimmt er mit Schubarth überein, aber auch von Deycks und Roſenkranz weicht er in bedeutenden Dingen ab; z. B. von dem Letztern ſehr entſchieden in der Meinung über die vielbeſprochenen „Mütter", wo wir uns noch immer auf die Seite von Roſenkranz neigen; jedoch ſeine Polemik iſt ſo fein als verſtändig, und ſelbſt wo er augenſcheinliche Ueberlegenheit zeigt, behauptet er ſich in edlem und ſicherm Maße.

An dieſen Hauptinhalt des Buches reiht ſich ſehr willkommen ein verwandter Nachtrag, „zur ſittlichen Beurtheilung Goethe's", in verſchiedenen Anzeigen und Beurtheilungen von ſechs zur Goethe'ſchen Litteratur

gehörigen Schriften, unter denen die Gespräche von Goethe mit Eckermann, das Buch Bettinens, und die Schrift von Gervinus über den Goethe'schen Briefwechsel die wichtigsten sind. Ueber das Buch Bettinens ist hier wohl das beste und dauerhafteste Wort ausgesprochen, der würdigste und reinste Standpunkt gewählt, um eine feste Ansicht für dieses bewegte Meer, wie man Bettinens Buch wohl nennen darf, zu gewinnen.

Manche entschiedene, enthusiastische Verehrer Goethe's werden mit dem Verfasser nicht überall zufrieden sein. Er hat oft starken und tiefgehenden Tadel ausgesprochen. Allein dieser Tadel ist gleichwohl nicht eigentlich verletzend, und zerstört nirgends die Liebe und Bewunderung, welche dem großen Dichter und edlen herrlichen Menschen gerade von unsrem Verfasser eifrigst dargebracht werden. Wir führen als Beispiel dieser Anerkennung und zugleich der hohen Gedanken und des würdigen Ausdrucks die schöne Stelle S. 162. 63. hier an, wo der Verfasser von der Kerkerscene am Schlusse des ersten Theils diese bedeutende Worte sagt: „Es war eine der höchsten Dichterkraft würdige Aufgabe, eine Aufgabe, an die sich selbst Shakespeare nicht gewagt hat: in dem Wahnsinne des durch die entsetzlichste Seelenqual zerrütteten Gemüthes der unfreiwilligen Mutter- und Kindesmörderin den sittlichen Adel, die Reinheit dieses Gemüthes zu offenbaren; und sie ist Goethe'n auf das Vollständigste gelungen. Es ist ihm gelungen, in der furchtbaren Tiefe dieser Widersprüche, in welche eine sittliche Schuld die Seele des Menschen hinabstürzt, die Rettung und das Seelenheil des unschuldig Schuldigen zur klarsten, überwältigendsten An-

ſchauung zu bringen, ſo daß die Stimme, die am Schluſſe Gretchens Rettung ausſpricht, aus der eignen Bruſt des Leſers oder Hörers hervorzutönen ſcheint. Eine Dichtung, die dies vermag, giebt dadurch lauter, als durch irgend eine andre poetiſche That, ihre Abkunft von dem Höchſten, ihre Verwandtſchaft, ja ihre innerliche Einheit mit dem Heiligen kund, von welchem alles Menſchliche allein ſeinen Werth und ſeine Würde hat." Und ſomit haben wir zugleich eine Probe gegeben, wie vortrefflich unſer Autor zu ſchreiben verſteht, ein Vorzug, der durch das ganze Buch hin ſich günſtig darthut! —

Spontini's neueſte muſikaliſche Kompoſition.

1837.

Tieck hat bekanntlich verſucht, in bloßen Redeworten muſikaliſche Symphonien darzuſtellen; er hat die einzelnen Parthien in ihrem unterſchiedlichen Karakter reden laſſen, und ſogar die mannigfache Eigenheit der Inſtrumente angedeutet. Dieſe Art von muſikaliſcher Kompoſition fand Beifall genug, aber doch keine Nachahmung. Vielleicht war auch der Verſuch an ſich noch zu ſchwach, zu zaghaft; Tieck verſtand ſeine Aufgabe noch nicht genug, er iſt in dem Gebrauch der Worte wohl ein Meiſter, aber in der Muſik doch nur ein Dilettant. Die ganze Gattung ſchlief wieder ein.

Jetzt aber haben wir dem Publikum in dieſer Gat-

tung etwas ganz Neues, Glänzenderes, Gewichtigeres, anzukündigen. Kein Dilettant mehr, ein anerkannter, berühmter Komponiſt tritt in ihr auf! Spontini ſelbſt iſt es, der Schöpfer der Veſtalin, des Cortes, der Olimpia, des Alcidor, der Nurmahal, der Agnes, der Athenienſerinnen, der großartige Meiſter iſt es, der diesmal ſeine Noten verſchmäht, und uns in Worten, in natürlichen Redeworten, die nebenher ihren Inhalt haben, die köſtlichſte, reichſte Muſik übergiebt.

Es iſt eine gewaltige Symphonie, von kriegeriſcher, kampfluſtiger Geſinnung eingegeben. Sie beginnt mit ländlicher Scenerie, ſchildert die Lieblichkeit eines Badaufenthalts in Böhmen, den rührenden Eindruck der harmloſen Muſik, wie ſie von einfachen, aber talentvollen Landleuten ausgeübt wird.

Im Gegenſatze zu dieſen anmuthigen Bildern tritt plötzlich eine feindliche Schaar auf, welche dieſen Frieden ſtört, das edle Vergnügen zu vernichten droht. Der Genius des Guten und Wahren tritt als Beſchützer ſeiner Getreuen auf. Er ruft zu den Waffen, er ſchildert den Feind in ſeiner ganzen Scheußlichkeit, er erinnert an ſeine eignen Thaten. Der Kampf wird eröffnet, es fallen Gute und Schlechte, man ſtreitet immer heftiger, und der Sieg — bleibt für diesmal unentſchieden; man läßt von beiden Seiten nach, man zieht ſich vom Sturme zurück, man wird neue Kräfte ſammeln, und nochmals den entſcheidenden Kampf unternehmen.

Dies iſt im Allgemeinen der Inhalt unſrer Symphonie. Im Beſondern hat es Spontini mit den neuen Opern zu thun, mit der Barbarei, dem Lärm, dem Tumult, dem ungeheuern Aufwand, den revolutionairen

Tendenzen und Hülfsmitteln der neueſten Komponiſten, und klagt und ſchilt aus verzweifelter Seele über den heilloſen Unfug, durch den ſtümperhafte Komponiſten und läſſige Directionen das Theater zu einem Sammelplatze des Unglaubens, der Sittenloſigkeit, der Revolution machen, und dabei den Geſchmack für gute und echte Muſik auf ewig zu Grunde richten.

Dies alles iſt in einem Briefe an einen Freund niedergelegt, in nachdrucksvoller, eindringlicher, heißer Rede, die wir in der That gar nicht mehr als ſolche anſehen können, ſondern ſchlechthin für eine Spontini'ſche muſikaliſche Kompoſition erklären müſſen.

Sie iſt ganz im Karakter der übrigen Spontini'ſchen Muſik. Das Element, in dem ſie ſich bewegt, iſt zwar franzöſiſch, aber es iſt ein Italiäner, der dieſes Element aufſtürmt. Wirklich, die Worte ſind franzöſiſch, aber Sprache und Ausdruck durch und durch italiäniſch, die eine Nationalität und Sprache vollkommen und bis zur Täuſchung durch das Medium einer andern ausgedrückt! Und nun der Inhalt, — dieſe Fülle, dieſe Ausbreitung, dieſe Zuſammenziehung, dieſe lyriſche Anhäufung der Bezeichnungen, bis zum völligen Verdecken des grammatiſchen Zuſammenhangs, dieſes Durcheinanderwerfen der Töne, der Tonarten, dieſe mächtigen Effekte, dieſes ſchmelzende Klagen, dieſer brauſende Aufruhr, dieſes plötzliche Losbrechen aller Gewalten, dieſe lyriſche Verzweiflung, dieſer gründliche Haß und heftige Grimm, dieſe ſchmachvollen Vorwürfe und Anklagen — iſt das alles zuſammen nicht ein ächter Widerklang der herrlichſten Spontini'ſchen Muſikſtücke? Iſt hier die Macht der Töne, der Reichthum der Inſtrumente, die fortreißende

Gewalt des Genius, ist dies nicht im treuesten Abbilde wiedergegeben, nur daß das Abbild aus Worten, statt aus gewöhnlichen musikalischen Mitteln, besteht?

Auf uns war die Wirkung ganz dieselbe; wir waren zur Bewunderung hingerissen; wir haben das reinste Vergnügen davon empfunden! Aber freilich kommt es auch darauf an, daß der Leser die Aufführung geschickt zu dirigiren wisse. Er muß es machen, wie wir es gemacht. Laut, laut will dieser Brief vorgelesen sein, mit Eifer, mit Wärme nicht bloß, nein mit Hitze, von nachhelfenden Geberden begleitet, von mächtigen Blicken, — kurz, mit allem Luxus, aller Energie und allem Ernste, womit wir die Aufführung einer großen Oper behandelt sehen. Dann erst wird man des Geistes und Sinnes dieser Symphonie recht inne werden.

Was einige scharfgetroffene Lärm-Komponisten zu diesem Werke sagen werden, ob sie sich auch in dieser neuen musikalischen Gattung versuchen wollen, das wagen wir nicht vorauszusagen. Auch was gewisse Theaterbehörden erwiedern möchten, die hier einige stark anzügliche Dinge vernehmen müssen, lassen wir gern dahingestellt. Kommt es zum Kampfe, findet die Expektoration Nachahmung, so gewinnen wir in jedem Falle, der Gegenstand wird aufgehellt, vielleicht sogar entschieden. Bleibt es bei diesem Stücke stehen, so haben wir wenigstens dieses, und wissen, wie einer der größten Musiker über den heutigen Zustand seiner Kunst denkt und urtheilt und — musizirt.

Uebrigens müssen wir versichern, bei allem Lächeln, welches uns die Heftigkeit einer solchen lyrischen Herzensergießung erwecken mag, daß der bittre Zorn und

Grimm, der haßerfüllte Schmerz, und die flammende Leidenschaft, mit welcher Spontini hier die Musik zu einer Weltangelegenheit macht, Wohl und Weh künftiger Geschlechter an sie knüpft, und die ganze Julirevolution in seine persönlichen Nebenbuhler- und Nachahmerverhältnisse hineinzieht, uns immer ein höchstehrenwerthes Zeugniß des tiefen, gründlichen Ernstes ist, mit welchem der verdiente Meister die Sache der Musik als eine Lebenssache ansieht und betreibt. Nicht jeder seiner Gegner dürfte sich gleicher Hingebung rühmen können! Außerdem möchte manches von dem, was Spontini hier lyrisch und gewaltsam sagt, in die Sprache nüchternen Verstandes übersetzt, nur noch an Schärfe gewinnen, und die nackte Wahrheit hier schlimmer zu bestreiten sein, als die von ihm so üppig bekleidete! —

Wir haben nur noch zu sagen, wo diese neue musikalische Arbeit Spontini's zu finden ist. Sie steht in dem eben erschienenen zweiten Hefte der „Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen, herausgegeben von Dr. Dorow", der Anfang in Spontini's eigner Handschrift, und der Verfolg in gewöhnlichem Abdruck, da das Ganze zu groß war, um vollständig auf jene Art mitgetheilt zu werden.

Die ganze Sammlung dieser Facsimile's, mit dem zweiten Hefte nun schon über sechzig der interessantesten und bedeutendsten Blätter enthaltend, müssen wir bei dieser Gelegenheit bestens anempfehlen, als eine der reichsten, zweckmäßigsten und wohlfeilsten Unternehmungen, die in solcher Art bisher versucht worden. In der Auswahl der mannigfachen namhaften Personen und des Inhalts der handschriftlichen Proben, so wie in der

Angemeſſenheit der beigefügten Erläuterungen, hat der Herr Herausgeber bisher ausgezeichneten Takt bewieſen, und auch ein ſeltnes Glück ſcheint ihn zu begünſtigen, indem er Blätter liefert, welche durch Abſicht und Mühe vielleicht um keinen Preis zu erlangen ſein möchten. Wir hoffen, daß die Sammlung raſch fortſchreiten wird, denn je vollſtändiger ſie erſcheint, deſto ſchätzbarer wird ſie, und der Politiker wie der Litterator wird ſich durch ſie belehren wie unterhalten.

Der Brief Spontini's, von dem wir hier geſprochen, gehört zu den merkwürdigſten Seltenheiten dieſes zweiten Heftes, das aber in den Blättern von Roſtopſchin, Schlabrendorf, Pückler, W. und A. von Humboldt, Canning, Goethe, Hamann und Andern noch viele von kaum minderm Werth enthält, und die in manchem Betracht ſogar einen noch höheren anſprechen dürfen. —

Karl Auguſt Böttiger. Eine biographiſche Skizze von deſſen Sohne Dr. K. W. Böttiger. Mit einem Bildniſſe. Leipzig, Brockhaus, 1837. 8.

Dieſer vorläufige Abriß, dem eine ausführliche Biographie künftig folgen ſoll, iſt ſehr willkommen und ſchätzbar. Der merkwürdige, vielthätige Mann erſcheint hier in ſeinen Lebensumſtänden, Verhältniſſen und Wirkſamkeiten. Wir erkennen ihn als einen tüchtigen Gelehrten, trefflichen Alterthumsforſcher, für Leben und Kunſt

ſinnvoll angeregten, wohlgemuthen, ernſtheitern, gefälligen, braven Mann, der in ſeiner Familie, von ſeinen Schülern, von ſeinen Freunden geliebt wird, durch Redlichkeit und Wohlwollen allgemeine Achtung verdient, deſſen Seele keinen Haß, keine Bitterkeit nährt. Als Sohn, Gatte, Vater, Lehrer, Bürger, Beamter, Kunſtförderer, Geſellſchafter iſt Böttiger alles Lobes werth.

Ein anderes aber iſt es, wenn wir ihn nicht in dieſen Eigenſchaften, ſondern in derjenigen auffaſſen, welche die Spitze ſeiner ganzen Erſcheinung war, und in welcher ſeine allgemeine Beziehung zur Welt und ſein eingreifendes Wirken hauptſächlich ruhten. Seine litterariſche Thätigkeit iſt es, die alle jene Eigenſchaften ſich unterordnete, bedingte, mitunter bedeckte, auch wohl verbrauchte. Als Litterator verdient Böttiger nicht ſo großes Lob.

Die ſeltenſten Kräfte und Triebe wirkten in ihm zuſammen. Er hatte den regſten Sinn für alles Neue, faßte daſſelbe leicht, gewann ihm ſchnell eine darſtellbare Seite ab, wußte dieſe mit Gewandtheit hervorzukehren. Alle ſeine Kenntniſſe ſtanden gleichſam auf der Lauer, hielten ſich überall offen und bereit, zur Aufnahme des Neuen, zur Mittheilung des Alten. Unerſchöpflich waren die Wendungen und Formeln, mit denen er auch das Alltägliche einen Augenblick in das Intereſſante zu verwandeln wußte. Seine Gutmüthigkeit und ſeine Klugheit vereinten ſich darin, daß ſie ihn alle ſeine Mittheilungen faſt nur in der Form des Lobes, der Empfehlung, der Begünſtigung machen ließen. Für den Verkehr der Litteratur war er recht eigentlich gemacht; in ihm lebte und webte er, in ihm hatte er ſeinen

Genuß, ſeinen Lohn. Das Commercium litterarium hat ſelten einen ſo eifrigen, befliſſenen Diener gehabt; auch übte er daſſelbe in allen Verhältniſſen und unter allen Umſtänden immer als Hauptſache aus.

Dieſe Geſchäftigkeit, verbunden mit Böttiger's aufhorchender und mittheilſamer Gemüthsart, hatte jedoch ihre Nachtheile, denen keine Gewandtheit entgehen konnte. Wer aller Welt Freund iſt, iſt es eigentlich von niemandem; wer jedem dient, hebt ſeine eignen Dienſte wieder auf; wer nur lobt, thut auch den Beſten doch nur Unrecht, indem er ſie kaum noch von den Schlechten, oder doch nicht gehörig unterſcheidet; wer immer mittheilt, theilt auch wohl das zu Verſchweigende mit; wer ſich überall anzuſchmiegen, fremder Thätigkeit und Art ſich gefällig zu nähern weiß, der läuft Gefahr, mit ſich ſelber in theilweiſen Widerſpruch zu gerathen. Dies war Böttiger's Schickſal nur allzu ſehr. Da ihm überall der Verkehr die Hauptſache war, ſo machte er freilich zwiſchen Kotzebue und Goethe, zwiſchen Wolf und Heyne, wie zwiſchen Merkel und Schlegel, keinen großen Unterſchied; für ſeinen Bedarf thaten ihm Alle genug. So gerieth er, obwohl von Herzen ein treuer Freund, doch mit den meiſten Gelehrten in verdrießliche Bezüge, bei dem Publikum in Mißkredit. Seine Geſchäftigkeit artete in voreilige Benachrichtigungen, unreife Zuflüſterungen aus, er verurſachte bei dem beſten Willen unangenehme Klatſchereien, deren Wirkung auf ihn zurückfiel.

Das Schlimmſte war, daß er die verſchiedenen Rangſtufen nicht ſowohl nivellirte, als vielmehr umkehrte. Das Genie und die Mediokrität ſtanden ihm nicht etwa gleich, ſondern ſein Hang zog ihn vorzugsweiſe zu dieſer.

Mit Goethe, Herder, Schiller, die ihm anfangs wohlgewollt hatten, die sein Gutes immer anerkannten, zerfiel er, durch schiefes Benehmen, durch Ausplaudereien, durch unzeitiges Entgegenwirken; während er mit Kotzebue, mit Merkel, und mit hundert Aehnlichen, die nur weniger berühmt und namhaft waren, bis an's Ende gutfreund blieb. Der Hang zur Mediokrität, verbunden mit der Abwendung vom Genie, die Lust am Leidlichen, der Verdruß am Außerordentlichen, ist in der Litteratur das Schlechteste und Unglücklichste, dem sich ein Talent hingeben kann, ja es ist um so schlechter und unglücklicher, je größere Kenntnisse und Fähigkeiten in diese Richtung eingehen; für eine Zeit lang mögen sie das Schlechte tragen, aber auf die Dauer nimmermehr, sie gehen unvermeidlich mit ihm zu Grunde. Hat doch selbst ein Herder an diesem Unheil arg leiden müssen, und sich wegen desselben nicht auf gleicher Höhe mit denen erhalten können, denen er sonst gleichzustehen allerdings befähigt war.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Böttiger in der großen Litteratur-Epoche der Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, Wolf, Humboldt, Tieck und Schlegel ein Repräsentant jener Richtung war, die das Mittelmäßige gegen das Geniale erhebt, und in seiner Vielthätigkeit nicht nur eine komische, sondern auch, bevor ihn die bittern Ausfälle und gewaltsamen Kriegszüge der Xenien, des gestiefelten Katers, Schelling'scher und Schlegel'scher Erklärungen gehörig zurechtgewiesen und an seinen Ort gestellt hatten, eine verhaßte Figur sein mußte. Die Bitterkeit hat sich nachher sehr gemildert, da die Geschäftigkeit und das Ansehen Böttiger's, das letztere dadurch, daß jene schon gehörig bezeichnet und gestraft worden,

nicht mehr ſo gefährlich waren, als in der Zeit ſeines Aufenthalts in Weimar, wo ſo viel Bedeutendes im engſten Raume beiſammenſtand, und das Hin- und Hertragen allzu raſch und heftig wirkte.

In Betracht dieſer Erſcheinung Böttiger's, die in der Litteraturgeſchichte Deutſchlands unauslöſchlich fixirt iſt, muß es als ein Uebelſtand angeſehen werden, daß der Sohn es iſt, der ſeines Vaters Leben ſchildert. Wir ehren die Pietät, wir ſtimmen ihr, was den Menſchen in rein menſchlicher Beziehung anbelangt, ſogar von Herzen bei; wir ſind auf die weitern Mittheilungen, die Details und Beiſpiele, die uns aus dem Schatze der Papiere des Verſtorbenen mitgetheilt werden ſollen, äußerſt begierig, und erwarten intereſſante Aufſchlüſſe von daher; allein nach allem dieſen wird das eigentliche Standbild Böttiger's doch erſt von fremder Hand karakteriſtiſch anzufertigen ſein. Seine Biographie hat ihren weſentlichen Inhalt, ihre wichtigſte Seite des Hervortretens, nothwendig dem Tadel hingeſtreckt, den keine Pietät ihr erſparen kann. Die ganze Figur iſt nicht geeignet, von der Hand der Pietät aufgeſtellt zu werden; die Strenge, der Unwillen, die heitre Ironie müſſen dabei hülfreich ſein, dieſen public character, ohne den Menſchen zu verletzen, in ſeiner Wahrheit darzuſtellen.

Klotilde von Surville.

1837.

Durch Herrn von Gaudy's reich und geſchmackvoll ausgeſtattete, kraft ſeiner eignen Dichtergabe glücklich

gelungene Ueberſetzung der Gedichte Klotildens von Surville iſt die Aufmerkſamkeit der Leſewelt auf dieſe merkwürdige Erſcheinung am franzöſiſchen Dichterhorizonte verdienterweiſe zurückgeführt worden. Merkwürdig iſt dieſe Erſcheinung in jedem Fall. Mögen dieſe Gedichte wirklich von einer Dame in jener alten Zeit, wo die Sprache dieſer Verſe die Lebensſprache war, gedichtet worden ſein, oder mögen ſie von der Hand eines neuern Gelehrten herrühren, der ſich darin gefiel, Sinnesart und Sprache einer entlegenen Zeit täuſchend nachzubilden: immer bleibt es gewiß, daß die Gedichte durch Gehalt und Form ſehr ausgezeichnet ſind; ihrem Werthe thäte der letztere Fall ſo wenig Eintrag, als Hebel's allemanniſche Gedichte dadurch verlieren können, daß nicht ſchwäbiſche Landleute, ſondern er, ein Gelehrter, der Griechiſch und Latein wußte, ſie verfaßt hat.

Der Ueberſetzer zieht freilich vor, an die Aechtheit der Gedichte unſrer Klotilde zu glauben, und unterſtützt ſeine Meinung durch vielfache Gründe. Wir geſtehen, daß wir auf der entgegengeſetzten Seite ſtehen, und uns zu der in Frankreich ziemlich abgemachten Meinung bekennen, dieſe Gedichte ſeien lediglich das Werk Vanderbourg's, der aber mit beharrlichem Eigenſinn immer nur für den Herausgeber hat gelten wollen. Das Aufſehen und Wohlgefallen, welche ſein Buch erregte, hätte freilich wohl den Ehrgeiz und auch die Eitelkeit reizen dürfen, ſich als Verfaſſer, wenn er es war, auch zu bekennen. Er lehnte aber dieſe Ehre beharrlich ab. Solche Wunderlichkeit in Selbſtverläugnung findet ſich indeß auch in andern Beiſpielen. Und Vanderbourg war auch ſonſt ein wunderlicher Kauz.

Wir wollen jedoch über dieſen Gegenſtand keinen Streit erheben, ſondern dieſen den eigentlichen fachgelehrten, ſpruchfähigen Männern, wie Fauriel in Paris und Ferdinand Wolf in Wien, gern überlaſſen. Wir wollen im Gegentheil uns des anmuthigen Geſchenkes freuen, und damit zufrieden ſein, die Gedichte deutſch in ſo gutem Ausdruck zu beſitzen.

Uns fiel aber beim Leſen der neuen Darbietung ein, daß uns gleichfalls einige Ueberſetzungen aus jenen Gedichten unter werthen Andenkblättern aufbewahrt lägen; Ueberſetzungen, die gleich in der erſten Zeit nach der franzöſiſchen Herausgabe verſucht worden ſind, und ſeitdem — ſeit dreißig Jahren — unbekannt im Verborgenen geruht haben. Wir glauben den Leſern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir dieſe Proben jetzt mittheilen.

Die beiden Rondeau's hat Herr von Gaudy nicht in der ſtrengen Form überſetzt, die uns doch hier unerläßlich ſcheint. Hier folgen dieſe beiden Stücke, welche in der Ueberſetzung von Roſa Maria ganz dem Original entſprechen:

Als ſie ihren Geliebten das erſtemal geſehen hatte, einen jungen Wolf führend.

„Des Wolfes wegen geh' ja nicht alleine!"
So hört' ich öfters meine Mutter ſagen,
Drum zagt' ich ſtets, wenn in dem Schattenhaine
Ich in des Maien erſten Blüthentagen
Die Veilchen ſucht' im hellen Sonnenſcheine.

Vom Wolf begleitet kam der, den ich meine,
Das erſtemal zur Burg, und ich, voll Zagen,
Erzitterte, daß laut mein Herz thät ſchlagen
Des Wolfes wegen.

Drauf wandt' er ſich zu mir, und viele feine
Zärtliche Worte hörte ich ihn ſagen,
Da wähnt' ich, daß mir Liebe ſelbſt erſcheine!
Die Stimme wollte jeden Laut verſagen;
Doch ach! ich fühl's, nicht war die Angſt alleine
Des Wolfes wegen.

Das zweite Rondeau hat gleichfalls das Verdienſt der ſtrengen Form, ohne daß der naive Ausdruck im geringſten dabei litte:

Im Mondenſcheine eilt' ich zu dem Rand
Des Brünnleins, mich da einſam zu ergehen;
Ein's Abends kam mein Jüngling liebentbrannt
Und ſtahl mir einen Kuß, wie Frühlingswehen
So flüchtig, dennoch fühlt' ich heißen Brand.

Da zürnt' ich ihm; wir waren zwar bekannt,
Auch liebt' ich ihn von meinem erſten Sehen,
Doch hatten wir allein uns Du genannt
Im Mondenſcheine.

Er ließ mein Zürnen über ſich ergehen,
Und ſagte freundlich zu mir hingewandt:
„Ich habe mich nur in der Zahl verſehen,
Statt Einen hätt' ich zwanzig gern entwandt!"
Da ſagt' ich: Küſſe denn! nur mag's geſchehen
Im Mondenſcheine.

Daſſelbe gilt von den nachfolgenden fünf Trioletten, denen Herr von Gaudy in ſeiner Ueberſetzung durch die Wahl etwas längerer Verſe die friſche und angenehme

Raſchheit zu ſehr benommen hat, ſo vortrefflich ihm ſonſt die poetiſche Wendung gelingt, und der Ausdruck zu Gebote ſteht.

Triolette.

1. Von meinem Herzenskönig weit,
Muß ich alleine ſchier vergehen!
Mir fehlen Worte, Munterkeit,
Von meinem Herzenskönig weit!
O will er nicht das Leiden ſehen
Des Liebchens, das ihn ſonſt erfreut?
Von meinem Herzenskönig weit,
Muß ich alleine ſchier vergehen!

2. Seitdem mein König mich verlaſſen,
Deckt düſtre Nacht die ganze Welt!
Es ſcheint die Zeit den Flug zu laſſen,
Seitdem mein König mich verlaſſen.
Was ſoll ich thun, was ſoll ich faſſen?
Ach nichts, das meinen Weg erhellt!
Seitdem mein König mich verlaſſen,
Deckt düſtre Nacht die ganze Welt!

3. Er ſagte: „Dir leb' ich allein,
Der Tod alleine ſoll uns ſcheiden!"
Dies Streben, ſagt' ich, iſt auch mein!
Da ſagt' er: „Dir leb' ich allein!"
Nun giebt er mir doch Trennungspein!
Was werd' ich noch von ihm erleiden?
Der ſagte: „Dir leb' ich allein,
Der Tod alleine ſoll uns ſcheiden!"

4. Wer ihn erſieht, muß liebend glüh'n,
Wer ihn erſah, ihn ewig lieben;
Und ſollt' man hoffnungslos verglüh'n,
Wer ihn erſieht, muß liebend glüh'n;

Ihm konnte Keine ſich entzieh'n,
Die Frei'ſten ſind nicht frei geblieben:
Wer ihn erſieht, muß liebend glüh'n,
Wer ihn erſah, ihn ewig lieben.

5. Die Blumen blüh'n, wo er erſcheint;
Der Roſenduft entſtrömt dem Munde;
Verſchönet durch ihn alles ſcheint,
Die Blumen blüh'n, wo er erſcheint:
Giebt's Reize, die er nicht vereint?
Sie alle ſind mit ihm im Bunde!
Die Blumen blüh'n, wo er erſcheint,
Der Roſenduft entſtrömt dem Munde.

Das hier zum Schluß folgende „Geſpräch" hat Herr von Gaudy nicht überſetzt. Es gehört aber gewiß zu den vorzüglichſten der Sammlung. Die Ueberſetzung von Roſa Maria lautet alſo:

Geſpräch.

Was iſt die Liebe? thät ich neulich fragen:
„Warum willſt wiſſen du, was Liebe iſt?
Den Mägdlein bringt ſie öfters bitt're Plagen,
Wer weiß, wie bald erfährſt du ihre Liſt!"
Ei ſaget mir, wie ſollte das geſchehen?
„Das wirſt du fühlen, thöricht Jungfräulein;
Ein Feuer brennt, ihm iſt nicht zu entgehen,
Es wüthet bis in's innerſte Gebein;
Ja ſeine Flamme dringt ſelbſt in die hellen,
Kriſtallnen, kühlen, tiefen Waſſerwellen.
Der Liebe Pfeil erreichet überall;
Er trifft in Flüſſen plätſchernde Najaden,
Im grünen Walde jagende Dryaden,
Selbſt die Cyklopen bei des Amboß Schall,
Die Frauen, die in Höhlen ſchlau ſich bergen,
Den Hirtengott in grünem Wieſenthal,
Die Dreaden auf den höchſten Bergen,

Im tiefſten Meer Tritonen allzumal,
Die Sylphen, durch die weiten Lüfte ziehend,
Die Gnomen, ſeufzend in der Erde Schacht:
Ja ſelbſt der Adler fühlt der Liebe Macht,
Der Delphin in dem tiefſten Meere glühend,
Und Salamander in der Flammen Schooß
Vermeiden nicht der Liebe ſchnell Geſchoß.
Sie tränke ſich mit Thränen, hört' ich ſagen,
Der Götter, die ihr alle unterthan."
Und auch der Sterblichen? „Ich werde fragen,
Wenn dich umſtrickend auch ihr Netz umfahn!"
O wehe, über mein vorwitzig Fragen,
Die Pfeile wollten allzubald mir nahn!

Doch Liebe, giebſt du uns ſtatt Ruh' Entzücken,
So klag' ich nicht; auch muß dein Reich ſich enden,
Wenn meines Herzens Sieger ſich läßt blicken:
Denn könnteſt du dich noch zu Andern wenden,
Da du in meinem Herzen gänzlich biſt?

So ſprach ich, als er, deſſen Bildniß immer
Bei Spiel und Ernſt mir folgt zu jeder Friſt,
Mir nahte mit der Liebe Frühlingsſchimmer,
Flehend mit Liebeswort um Minnelohn.
Ich ſagte: Kennſt du auch den kleinen Loſen,
Des ſtolzen Ares und der Kypris Sohn?
„Ich glaube nicht, daß ihr vertraulich Koſen
Ihm Daſein gab, denn lange war er ſchon,
Er mußte Leben jedem Weſen geben,
Und Vater, Mutter athmen nur durch ihn,
Der uns als ſchönes Kind erſcheint; wir ſtreben
Und flehen auch zu ihm in reinem Sinn;
In deinen Augen ſeh ich ſeine Strahlen
Ihn flehend, meint dich meine Liebesklage!"
Drauf küßte glühend zu verſchiedenen Malen
Mich der Verwegne, ſprach: „Nun wieder frage:
Was iſt die Liebe!"

Fürſt von Pückler-Muskau.

1837.

Die Theilnahme für den genialen Reiſenden, das Verlangen nach ſeinen Mittheilungen und die bewundernde Anerkennung derſelben regen ſich mit neuer Kraft. Die Deutſchen ſind wunderlicher Art; leicht ſind ſie hingeriſſen, dann werden ſie plötzlich ſcheu und mißtrauiſch, und zuletzt harren ſie doch treu und feſt in der Geſinnung aus, zu der in ihrer ſelten täuſchenden erſten Empfindung der Anlaß gegeben war. So geht es auch mit der litterariſchen — denn von dieſer kann hier nur die Rede ſein — Erſcheinung des Fürſten von Pückler. Bald nach ſeinem erſten Auftreten, das in Betreff der Senſation, der Aufnahme und des Erfolgs faſt beiſpiellos zu nennen iſt, brach die Julirevolution in Frankreich aus, und ſetzte auch in den Nachbarländern die bis dahin feſtbegründeten Meinungen und Urtheile in unſeliges Schwanken und troſtloſe Verwirrung. Der demokratiſche Krampf, — wir können es nicht beſſer bezeichnen, — der ſich in den litterariſchen Richtungen ſpüren ließ, wirkte nothwendig auch auf die Urtheile ein, die über die Schriften gefällt wurden. Man ſah nun hauptſächlich den Fürſten in ihm, und mit entſchiedenem Mißtrauen, das durch das preiſende Wort Goethe's — auch eines Fürſten in ſeiner Art — noch vermehrt wurde; man glaubte die Litteratur vor einer gefahrvollen ariſtokratiſchen Invaſion und Suprematie bewahren zu müſſen. Börne war ehrlich genug, dies gerade herauszuſagen und zu geſtehen, daß die Wappenvögel des Autors und das Lob von Goethe ihn gegen das Buch eingenommen hätten,

in welchem er, mit verſtockter, blinder Befangenheit, nun auch die Beſtandtheile nicht erkannte oder doch nicht nach Verdienſt würdigte, die auch er nach ſeiner Denkart ſonſt hätte preiſen und rühmen müſſen. Viele andere mißliebige Stimmen ſind ſeitdem laut geworden, aus dunklen Winkeln meiſt, wo die dürftigſte Beſchränkung, die kleinlichſte Leidenſchaft herrſcht, wo trüber Neid, verletzte Eitelkeit, ſelbſtſüchtige Abſicht, eingeflüſterter fremder Eifer, und eine bei allem ihrem Trotz doch verzagte Bosheit, ihr trauriges Weſen treiben. Was kam da nicht alles an den Tag! Man glaubte dem Fürſten von Pückler ſogar ſolche Vorwürfe machen zu dürfen, von denen eher das Gegentheil ihm Schuld gegeben werden könnte. Die Einfalt ging ſo weit, ihm Gefallſucht vorzuwerfen, ein Buhlen um die Gunſt der Leſewelt! Und niemand hat ganzen Klaſſen ſeiner Landsleute ſcheuloſer unangenehme Wahrheiten in's Geſicht geſagt, niemand leichter über bedeutende Einflüſſe, die ſchaden konnten und geſchadet haben, ſich hinweggeſetzt, niemand weniger um das Urtheil der Menge ſich bekümmert! Auch zeigt ſich das in der Thatſache der allgemeinen Aufmerkſamkeit und der allgemeinen Achtung, welche gerade das große Publikum, im Gegenſatze jener kleinen Kritiker, für die Schriften des Fürſten hegt; denn das große Publikum pflegt diejenigen Autoren, die ihm ſchmeicheln, wenig zu lieben, ſondern im Gegentheil die, welche es tadeln, ihm die Wahrheit ſagen, es nicht berückſichtigen. Deßwegen möchten die Gegner am liebſten dieſen Vorwurf geltend erhalten, und den Leuten einreden, der Autor ſei gefallſüchtig. Der beſſere Sinn aber unterſcheidet ſehr wohl häßliche Gefallſucht und das

heitere Behagen, welches jedem Menſchen an ſeiner eigenen Natur, ſeinem Thun und Gelingen zu haben, ſo erlaubt als anſtändig iſt. Dieſes Behagen nun hat der Fürſt von Pückler, und wird es behalten, trotz aller Scheelſucht derer, die ſich in der eigenen Haut und in der eigenen Lage nicht ſo fühlen können. Andere haben ihm zum Vorwurfe gemacht, daß, wo er vaterländiſche Gegenſtände beſpreche, er weniger anziehend ſei; als ob die Mark und Schleſien und Franken ſich mit dem Weltleben von London und Paris, mit den Scenen von Wales, Schottland, Irland, den Pyrenäen, Algier und Tunis vergleichen ließen! Noch Andere haben gar die gelegentlichen Gedankenbekenntniſſe eines geiſtreichen Weltmannes vor den Richterſtuhl einer beſtimmten kirchlichen Orthodoxie ziehen und unterſuchen wollen, wiefern die Anſichten dieſes Weltmannes gerade mit ihr übereinſtimmen. Als ob man Datteln vom Weinſtock zu pflükken oder zu erwarten berechtigt wäre! Solche Forderungen machen denn wohl gar Leute, die, ſelbſt angeblich Weinſtöcke, doch nicht einmal Trauben bringen, geſchweige Datteln! Genug, die kleine Kritik, — die obſcure, anonyme, einſeitige, befangene, — hat ſich auf alle Weiſe an den Fürſten gehängt, und ihn durch ihr Gewicht herabzuziehen geſucht, — aber mit nichten! Er hat ſeinen Flug ungehindert fortgeſetzt, und es wohl kaum bemerkt, was für Spinnweben er zerriſſen und mit ſich geführt.

Die eigentliche Leſewelt, die höhere und geiſtig gebildete, iſt hingegen dem Fürſten vollkommen treu geblieben, wie er ihr. Und auch in den litterariſchen Kreiſen, wo es vielleicht eine Zeit lang gelungen war,

ſeinen Namen in etwas zu verdunkeln, beſonders gegen ſeine Ariſtokratie mißtrauiſch zu machen, erhellt ſich die Luft wieder, und alles ſtellt ſich in das richtige, für die Dauer geordnete und durch ſie hoffentlich noch in ſpäten Zeiten gerechtfertigte Verhältniß. Die Eigenthümlichkeit des Fürſten, ſein Freiblick, Unternehmungsgeiſt, ſein vielſeitiger Muth und daneben ſeine liebenswürdige Grazie und Feinheit, ſein unvergleichliches Darſtellungstalent, wie ſein perſönliches Verdienſt und ſeine bedeutungsvolle Stellung in unſerer Litteratur, ſowohl nach innen als gegen das Ausland hin, werden auf's neue mit entſchiedener Ueberlegenheit hervorgehoben, anerkannt, gewürdigt. Dem ausgezeichneten Aufſatz von Mundt im deutſchen Taſchenbuche haben wir in dieſem Betreff auch ein Wort von Laube beizurechnen, das in einem der neueſten Blätter der Mitternachtzeitung ausgeſprochen ſteht. Hier wird mit der eigenthümlichen kräftigen Auffaſſungsgabe, welche den genannten Schriftſteller auszeichnet, die litterariſche Stellung und wahre Bedeutung des Fürſten von Pückler in das hellſte Licht gebracht, und unwiderleglich dargethan, welchen Schatz wir an dieſem vornehmen, dem höheren Weltleben und allen ſeinen Begünſtigungen angehörigen Element beſitzen, das aus den Mittheilungen des Fürſten ſo merkwürdig und ausgezeichnet in unſere vielfach bedrängte Litteratur einſtrömt, während gleichzeitig andere Bemühungen und Gaben aus derſelben Sphäre wohlthätig dahin mitwirken, unſere derbe, volksmäßige Bildung mit der einer feineren Geſelligkeit und höheren Weltſtellung auszugleichen, zu vermiſchen, wodurch allein erſt eine wahrhaft nationale Litteratur entſtehen kann, die nicht nur den Hütten, und

allenfalls den Wohnhäuſern des Mittelſtandes, ſondern auch den Paläſten der Vornehmen und Großen gemeinſam iſt, wie wir dies bei andern Nationen zu ihrem größten Vortheile ſchon immer verwirklicht ſahen. —

Reiſenovellen von Heinrich Laube. Erſter und zweiter Band, Leipzig, 1834. Dritter und vierter Band, Mannheim, 1836. Fünfter und ſechſter Band, Mannheim, 1837. 8.

Dieſe ſechs Bände ſind, wie ſchon die Jahreszahlen anzeigen, in ziemlich naher Folge an's Licht getreten, jedoch ihr Inhalt und ihre Abfaſſung keineswegs von ſo gleichartiger Beſchaffenheit, als man aus jenem Umſtande wohl ſchließen möchte. Die Zwiſchenräume, welche die drei Abtheilungen trennen, haben nur geringe Breite, ſind aber tief eingeſchnitten, und bezeichnen ganz verſchiedenartige Gebiete, welche deßhalb doch nicht weniger zuſammengehören. Nicht nur die Gegenſtände wechſeln, welche der Auror behandelt, ſondern auch ſichtlich die Verhältniſſe, unter denen er ſchreibt, und gleichzeitig ſeine Bildungsſtufen. In dem kurzen Zeitraume dreier Jahre ſehen wir eine ganze Laufbahn durchſchritten, ganze Entwicklungen vollendet, eine im Anfange des Buches noch junge Autorſchaft am Schluſſe deſſelben zu ihrer Reife gelangt; hier, wie im Kriege, machen nicht die Jahre, ſondern die Kämpfe und Feldzüge den alten, bewährten Kriegsmann.

Ein Kriegsmann aber durchaus iſt unſer Autor, und

vorzugsweiſe aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten. In friſchem Jugendmuthe zieht er auf Abentheuer aus, wirft ſich ungeſtüm in die großen und kleinen Welthändel, die ſeinen Blick anziehen, ohne ihn zu verwirren, kämpft auf derjenigen Seite, wo unzweifelhaft ſeine eigne Sache mitvertreten iſt, wagt rückſichtslos alle Wagniſſe, giebt unglückliche Blößen, wird verwundet, ſeine ganze Genoſſenſchaft geſchlagen, und die Sache, für die er gekämpft, ſcheint verloren. Aber mit nichten! In den größten Nachtheilen und Bedrängniſſen bleibt ſein Muth ungebeugt, er ſetzt den Kampf, der keine offne Feldſchlacht mehr zuläßt, als hartnäckigen Gebirgskrieg fort, erſcheint nun ſo beſonnen als er früher ungeſtüm war, benutzt jede Oertlichkeit zur Vertheidigung, die Schanzen des Feindes macht er zu den ſeinigen, und weiß dieſen durch Klugheit und Gewandtheit ſo hinzuhalten, bald ſicher zu machen, bald zu bedrängen, daß die Vortheile der rohen Uebermacht deſſelben zum Theil wieder ſchwinden, und wenigſtens der Krieg ſo fortdauert, daß der Gegner nie ſich rühmen kann, die Waffen ſeien vor ihm niedergelegt worden!

Solch ein Kampf in der That geht durch dieſe Reiſenovellen, und ſie ſelber ſind theilweiſe der Ausdruck deſſelben; um ihn ganz darzuſtellen, wäre freilich noch manch andres Gebild heranzuziehen, das der Gegenwart nicht eben vor Augen liegt, aber in ſeiner Verborgenheit um ſo ſichrer des Augenblickes harrt, wo es hell wird hervortreten können. — Wir indeß haben hier vorläufig die litterariſche Seite des Buches feſtzuhalten.

Die Form der Darſtellung iſt jene leichte, behagliche Erzählungsweiſe, welche ſich den Bildern und Vorgängen

eines beſtimmten Reiſeweges überläßt, und von dieſen halb durch die Wirklichkeit aufgedrungenen, halb durch die Einbildungskraft frei gewählten, Stoffen den erwünſchten Anlaß nimmt, Bemerkungen, Gedanken, Witz, Laune und Geſinnung, beliebig auszuſprechen. Die Schilderung der Natur, des Eindrucks von Oertlichkeiten, der Sitten, die Anſichten über Staat, Geſellſchaft, Kunſt und Wiſſenſchaft, die Bildniſſe einzelner Menſchen und ganzer Gruppen, aus dem Groß- und Kleinleben, alles findet hier ſeinen bequemen Platz. Allein der Autor bleibt bei dieſer Auffaſſung nicht ſtehen, ein künſtleriſcher Trieb heißt ihn höhere Forderungen an ſeine Erzählung machen, und er verwebt die Ausbeute ſeiner Reiſebeſchreibung mit dem dichteriſchen Beſtandtheile eines durch das Ganze romantiſch durchgeführten Novellenſtoffes. Im Allgemeinen iſt dieſes nicht neu, und wir haben namentlich in Thümmel und Heine glückliche Beiſpiele ſolcher Ausführung. Doch dürfen wir ſagen, daß Laube weder dieſen, noch irgend andern Vorbildern in ſeinen Reiſenovellen gefolgt iſt, ſondern mit ihnen nur einige Aehnlichkeit des Koſtüms hat, im Weſentlichen aber von ihnen ganz verſchieden iſt, und ſeinen eignen Weg dahinſchreitet.

Die Erfindung des Novellenbeſtandtheils iſt mäßig und einfach, wie es der beabſichtigten Miſchung gebührte, wenn dieſe nicht nach der einen oder der andern Seite überſättigt werden ſollte. Es iſt nicht ein Netz, das ſich weiterſtrickt, ſondern ein Faden, der ſich hindurchzieht, oft nur dünn und loſe, doch hellfarbig genug, um ſich nicht leicht zu verlieren, und ſtark genug, um alles darauf Angereihete zu tragen. Wenige, doch gutgezeichnete und wohldurchgeführte Perſonen, und dieſen Figuren

entſprechende Verwicklungen und Abentheuer, waren dem Dichter hinreichend, das Ganze zu beleben, und in erhöhte Spannung zu ſetzen, ohne den Karakter angenehmer Läſſigkeit, welche der andre Beſtandtheil forderte, aufzuheben oder zu ſtören.

Iſt hiebei der ſtrenge Zuſammenhang eines abſichtsvollen Kunſtwerkes überall nicht anzufordern, ſo hat darum der Autor doch nicht weniger an ſeinem Stoff auch die Meiſterhand des Künſtlers bewährt. In ſeiner Behandlungsweiſe der mannigfachen Gegenſtände, ihrer Gruppirung und Beleuchtung, in der Art, wie er ſie zuſammenzieht oder auseinanderrückt, ſie mit einander durchkreuzt, wie er Stimmungen und Geſtalten, Töne und Farben, Klarheit des Verſtandes und Helldunkel der Phantaſie nicht nur mit einander wechſeln läßt, ſondern eines durch das andre vorbereitet, bedingt, hebt oder mäßigt, alles dies gehört unſtreitig dem künſtleriſchen Schaffen an, und iſt der eigentliche Kern und Träger der Macht und des Zaubers, die man ſo gern dem Stile des Autors zugeſteht, wobei man nur zu überſehen pflegt, daß dieſer Stil nicht ſowohl auf Behandlung des Wortes und der Rede beruht, als vielmehr aus der Herrſchaft über die Vorſtellungen ſelbſt hervorgeht. In hohem Grade beſitzt Laube dieſe Herrſchaft; Bilder und Gedanken fügen ſich unter ſeiner Hand willig zu neuen Verknüpfungen, er bindet und löſt ſie mit Leichtigkeit, und hat dabei den feinen Sinn und Takt, doch meiſt nur das von ihnen zu verlangen, was ihrer Beſchaffenheit entſpricht. In der That iſt in Laube's Schreibart am wenigſten Verrenkung, Geſchraubtheit, Zwang oder Willkür

wahrzunehmen, freie natürliche Bewegung ein hervorstechender Reiz derselben.

Wir können hier dem Gange der Erzählung nicht folgen. Der Weg des Autors zieht sich durch einen großen Theil des nördlichen und südlichen Deutschlands bis nach Oberitalien: Wien und Berlin, dann die schlesische Heimath, Leipzig und Weimar werden am meisten besprochen; der Gardasee und Venedig sind besonders gelungene Abschnitte. In vielen Fällen ist die Mittheilung zurückhaltend, halbverschweigend, oder nur andeutend, wobei nicht immer ein äußeres Gebot einwirkt, sondern oft nur das Maß der Schicklichkeit, welches der Verfasser sich und den Dingen zuerkennt.

Eben so wenig, wie den Gang, dürfen wir hier den eigentlichen Inhalt des Buches zu erörtern oder zu sichten unternehmen. Alles, was Welt und Zeit darbietet, was sich schauen und empfinden läßt, fließt hier zusammen. Der Autor scheut keinen Gegenstand, keine Höhe schreckt ihn, keiner Aufgabe will er sich entziehen. In dieser Fülle des Mannigfaltigen wird nicht jedes jedem schmackhaft oder auch nur genießbar sein, aber doch manches dargeboten, was allgemeinen Beifall finden muß, und wirklich gefunden hat. Der anziehendste Gegenstand in dem Buche ist für uns der Verfasser selbst, und diesem widmen wir schließlich einige Bemerkungen.

Wir haben gleich zu Anfang behauptet, dieses Buch enthalte eine ganze Laufbahn, schließe Lebensepochen in sich ab, bezeichne rasche Kampfentwicklungen. Keinem der Leser kann die Verschiedenheit entgangen sein, welche besonders zwischen den ersten beiden Bänden und den späteren Statt findet. In jenen herrscht ein scharfer

Ungeſtüm, eine kalte, oft grauſame Rückſichtsloſigkeit, ein jugendlicher Muth und Trotz, eine willentliche Uebertreibung, denen man nicht ohne Beſorgniß zuſchauen kann. In dieſen hingegen waltet Beſonnenheit, Umſicht, Maß und Schonung, mit oft ſehr feinem Urtheil und glücklichem Takt. Eher, als ſolche Verſchiedenheit, wäre vielleicht für manche Leſer nöthig, die Einheit des Sinnes nachzuweiſen, welche gleichwohl durch das Ganze durchgeht, und ſich, ungeachtet des veränderten Tones, bis zum Ende ungebeugt behauptet. Wir erkennen dieſe Einheit in dem kriegeriſchen Geiſte, der offenbar derſelbe bleibt, wenn auch die Waffen und der Boden, auf dem gekämpft wird, wechſeln. Den Feind in's Geſicht zu ſchlagen, oder ihm ohne Gruß vorbeizugehen, kann unter gegebenen Umſtänden den gleichen Muth erfordern. Solchen Muth aber zeigen die letzten Bände der Reiſenovellen nicht weniger als die erſten. Der Verfaſſer zeigt überall, daß kein Vorurtheil und keine Autorität ihn feſſeln, kein Gebot oder Verbot ſein Inneres erreichen, wenn gleich die meiſterhaft geſchriebene Vorrede des letzten Theils ihn als eine Art von Gefangenen eingeſtehen muß!

Und nun noch eine letzte Bemerkung! Laube's unläugbares, großes Talent iſt uns als ein litterariſches kund geworden, und hier entſteht die Frage, welchem Felde dieſes vielfach getheilten Bodens daſſelbe vorzüglich zuzuweiſen ſei? Dichteriſch iſt ſein Talent ohne Zweifel, dafür ſprechen nicht nur glänzende Abſchnitte dieſer Reiſenovellen, ſondern auch andre gelungene Erzeugniſſe. Noch weniger wird man ihm die Gabe geſchichtlicher Auffaſſung und Darſtellung abſprechen können, womit auch das Handhaben politiſcher Gegenſtände nahe zuſammenſteht.

Sollten wir aber dieſe verſchiedenen Richtungen alle unter Eine Bezeichnung bringen, ſo wüßten wir kaum eine andre zu wählen, als die über den litterariſchen Boden hinausgeht, wir müßten ſagen, daß uns die Richtung Laube's vorzugsweiſe eine praktiſche dünke, das heißt eine auf Welt und Menſchen angewieſene, eine alles wirkliche Leben, und alſo gewiß auch das litterariſche, mit künſtleriſcher Einſicht und Kraft umfaſſende, eine in ſich zwar ſelbſtſtändige und fertige, in ihrer Ausübung und Wirkung aber von Weltverhältniſſen und Zeitumſtänden abhängige; daher ſie in einer Nation, welche gleich der deutſchen ſo vieles verſagt, das volle Maß ihrer möglichen Entfaltung wohl noch nicht gefunden hat; wer dürfte ihm eine Gränze im voraus zu beſtimmen wagen? Das Wort von Goethe, bei Gelegenheit des ihm durch Gall's Ausſage zugeſprochenen Berufes, wird bei uns noch oft genug anzuwenden ſein!

Vecchie Romanze spagnuole. Recate in Italiano da Giovanni Berchet. Brusselle, 1837.

In allen Völkern, wo ſich ein litterariſches Streben entſchieden darſtellt, geht daſſelbe zuletzt auf eine Bildung aus, die nicht mehr abgeſondert, ſondern gemeinſam ſein will. Im Mittelalter war das Gemeinſame urſprünglich, und ging in das Beſondere über; die Völker lebten alle von derſelben Quelle der Dichtung, aber

dennoch dichtete jedes Volk nur für ſich. Als nach langem Schlummer die Litteratur des griechiſch-römiſchen Alterthums wieder hervortrat, drängte dieſe große Bewegung den romantiſchen Strom überall zurück, und anſtatt der volksthümlichen Einzelheiten, in die er ſich zertheilt hatte, erhob ſich ein gemeinſames Vorbild, welches außerhalb jedes vorhandenen Volkes ſtehend jedem gleicherweiſe zum Muſter diente. Inzwiſchen nahm dieſes Klaſſiſche, welches ſich als die gemeinſame und alleinige Bildung geltend machte, doch ſehr verſchiedene Geſtalt und Färbung an, und was zuletzt unter jenem Namen, und als vorgebliche Nachahmung der Alten, in franzöſiſchem Gepräge ganz Europa durchherrſchte, war wirklich nur eine neue Einzelheit, die ſich an die Stelle aller andern willkürlich eindrängte. Daß eine gemeinſame Bildung anzuſtreben ſei, an welcher jedes Volk dadurch Theil zu nehmen habe, daß es ſeine Beſonderheit weder aufgebe noch voranſtelle, ſondern gerade ſeine urſprünglichſte und eigenſte Weiſe mitbringe und durch dieſen Beitrag jenes Gemeinſame machen helfe, — dieſe Wendung iſt ein Fortſchritt, der ganz unſrer neuern Zeit, und vorzugsweiſe den Deutſchen angehört.

Alle Poeſie als ein Gemeingut anzuſehen, und den Dichtungen aller Völker wechſelſeitig Zugang und Stätte zu ſichern, iſt ein Unternehmen, welches gröſtentheils dem tiefen Weltbürgeſinn und freien Forſchungsgeiſte der deutſchen Kritik anzurechnen bleibt. Leſſing und Herder ſind hier zuerſt zu nennen, dann beide Schlegel und Tieck, aber die ganze Nation, die Ueberſetzer, Sprachgelehrten, Alterthumsforſcher und Philoſophen, alles wirkte bewußt und unbewußt in dieſer Richtung,

welche nun die ganze litterariſche Welt durchdringt, und in dem inhaltreichen, mit dem Fortgange der Zeit und Einſicht noch ſtets wachſenden Worte Goethe's ihr kräftiges Bewußtſein ausgeſprochen hat. Kein Zeitalter, kein Volk hat jetzt mehr für ſich allein gedichtet, ſondern alle mit- und nachlebenden haben Theil daran, eignen ſich von dem eröffneten Reichthume zu, was ihnen genehm und brauchbar iſt.

Die neue Anſicht und Behandlung der Poeſie iſt für keine Gattung wirkſamer und günſtiger geworden, als für die eigentlichen Volkslieder, für die zum Theil uralten Geſänge, in welchen ſich die Thaten, Geſinnungen und Sitten der Voreltern bewahrt haben. Engländer, Franzoſen, und Andre, haben ihren derartigen Gedichten früherhin wohl manche Beachtung zugewendet, aber als Gegenſtände der Alterthumsforſchung, als Sprachdenkmalen, oder auch als hiſtoriſchen Zeugniſſen; als Poeſie hat erſt die neuere Zeit ſie gewürdigt, geſammelt und zum Austauſche gebracht.

Am wenigſten Eingang hat bisher Italien dieſer neuen Betrachtungsweiſe geſtattet, es ſchien, als wenn der üppige Reichthum eigner Poeſie hier völlig genügte, wo zum Ueberfluſſe, ſo fern außerhalb dieſes Reichthums ja noch ein weiteres Bedürfniß vorkäme, der große Hinterhalt klaſſiſcher Bildung ſtets bereit ſtand, mit dem ſich die Italiäner vorzugsweiſe gern gedeckt und beruhigt haben; nächſt den Franzoſen glaubte keine Nation ſo gewiß und vollſtändig dieſes Klaſſiſche zu beſitzen und zu bewahren. Allein die verhärteten Vorurtheile konnten auch hier auf die Dauer dem neuen Andrange nicht widerſtehen, der ſeit zwanzig Jahren für die Romantik er-

öffnete Kampf gewinnt immer mehr Boden, und von allen Seiten bereitet ſich der Sieg für diejenige Richtung der Litteratur, welche die ſtarre Abgeſchiedenheit und Einbildung löſt und in den allgemeinen Entwicklungsgang fortreißt. Der einzelne Schriftſteller, der in ſolchem Sinne zu wirken denkt, ſteht indeß auch einzelnen Momenten des Kampfes gegenüber, und hat ſolche beſtimmter in's Auge zu faſſen, um ſich ſeiner Vortheile jedesmal möglichſt zu verſichern. So mag denn auch der Autor des gegenwärtigen Buches ſich nicht verhehlen, daß er dieſem Verſuche, den poetiſchen Geſichtskreis ſeiner Landsleute zu erweitern, in Italien fürerſt noch keine große Gunſt verſprechen könne. Er ſieht ſein Unternehmen für ein ſehr gewagtes an, und hat daſſelbe daher auch insbeſondere nach den Bedingniſſen, denen er begegnen mußte, eingerichtet.

Hr. Berchet, der durch ſeine lyriſchen Gedichte in Italien einen großen Ruf erworben hat, und ſeinen Landsleuten in ähnlicher Weiſe theuer geworden, wie es uns Uhland und Rückert durch manche ihrer Leider ſind, hält ſich gleichwohl für keine hinreichende Autorität und Macht, um ihnen den poetiſchen Standpunkt zuzumuthen, deſſen er ſich längſt durch friſchen Geiſtesſchwung und gründliche Studien bemächtigt hat. Er wagt es nicht, ihnen das Fremde, das er ihnen mittheilen möchte, gleich in aller Fülle und Mannigfaltigkeit darzubieten; einer Sammlung von Volksliedern aller Nationen, wie Herder ſie uns vor ſechzig Jahren gab, dürfte er in Italien keine Aufnahme verſprechen; er geht daher klug und leiſe zu Werk, indem er aus dem großen Vorrathe, der ihm offen liegt, ſorgſam dasjenige auswählt und bear-

beitet, was er dem verwöhnten und in dieſer Beziehung nur wenig lenkſamen Sinne der Italiäner noch am meiſten annehmlich glaubt. Deutſche und nordiſche Helden- und Volkspoeſie darf er ihnen für jetzt noch nicht vorſetzen, ſie würden unter der harten und rauhen Schale den herrlichen Kern nicht erkennen, und die ganze Gattung beim erſten Anblick verwerfen. Aber den ſpaniſchen Romanzen kann es gelingen, in dem Verwandten und Nahen das Ausländiſche überhaupt aufzuſchließen, und den Sinn für Fremdartigeres vorzubereiten. Ein doppelter Vortheil muß hierbei wirken, die Aehnlichkeit der Grundlagen, auf denen das Leben beider Völker im Ganzen beruht, und alſo auch die Aehnlichkeit der beiden Sprachen, und ſodann die verhältnißmäßig höhere Bildung, welche den ſpaniſchen Romanzen vor andern Volksliedern eigen iſt. Die Spanier haben nämlich ihre alte Volkspoeſie nicht ſo ſchnell und ganz, wie andere Völker dies gethan, z. B. die Franzoſen und beſonders die Deutſchen, gegen den Andrang ſpäterer Bildung aufgegeben, ſondern ſie mit Liebe gepflegt und bewahrt, und bis an die letztere Zeit herangeführt, ſo daß ſie den Forderungen eines verfeinerten Geſchmackes weniger entfernt ſtehen, als etwa franzöſiſche und deutſche Gedichte gleichen Schlages.

Der Autor giebt über die ſonderbare Auswahl ſeiner Stücke, die Hülfsmittel, deren er ſich dabei bedient, ſo wie über ſein ganzes Verfahren beim Uebertragen, in der Vorrede befriedigende Rechenſchaft. Man muß ſeinen Gründen überall beipflichten, und ſeinen Einſichten den weiteſten Umfang anerkennen. Er zeigt ſich als ein ſachkundiger Gelehrter, als eindringender Kritiker,

gleich ſtark durch Scharfſinn und durch Geſchmack, und überhaupt als Mann von großem Verſtand und reichem Geiſt.

Betrachten wir die überſetzten Gedichte näher — es ſind ihrer gegen achtzig, mehrentheils nicht kurze Romanzen —, und vergleichen ſie mit den ſpaniſchen, ſofern uns dieſe letztern bekannt und gegenwärtig ſind, ſo gewahren wir ſogleich, daß hier ein Dichter überſetz that, der ſeiner Tonart vollkommen Meiſter iſt. Dies war um ſo nöthiger, als dieſe Gedichte zwar die leichteſten zum Annehmen für den Italiäner dünken durften, aber keineswegs deßhalb auch die leichteſten zum Uebertragen waren. Aus der Nähe ſelbſt und Verwandtſchaft, die hier Statt findet, erwuchſen neue Schwierigkeiten, von denen der Ueberſetzer mit Recht verſichert, man ahnde ſie kaum, bis man ſie durch den Verſuch erfahre. Schon die äußere Form, ſo nahe ſich beide Sprachen hier aneinander halten, konnte nicht dieſelbe bleiben, und eine ſcheinbar geringe Abweichung begründet einen ungeheuern Unterſchied. Die Versart iſt am Umfang und Tonfall ungefähr dieſelbe, aber der italiäniſche Dichter mußte auf die Aſſonanzen des ſpaniſchen verzichten, und brachte dafür den Reim heran. Hr. Berchet will zwar auf die Aſſonanzen wenig Werth legen, und bezeichnet ſie als ein langweiliges Einerlei, jedoch darin ſtimmen wir ihm nicht bei, und wir halten es für einen weſentlichen Verluſt, daß er ſie nicht wiedergeben konnte. Die Romanze theilt ſich zwar auch im Spaniſchen meiſtens vierzeilig ab, allein dieſe Eintheilung ſchneidet nicht ſcharf ein, und läßt die grandioſe Strömung ungehindert, in welcher ſich der epiſche Vor-

trag über die gleichmäßig durchklingende Aſſonanzen hinwälzt. Der Ueberſetzer hingegen muß ſeine Erzählung weit beſtimmter in vierzeilige Strophen zerſchneiden, die zugleich jedesmal durch ihren eignen Reim für ſich beſtehen. Daraus erwächſt ein ſehr verſchiedener Karakter für dieſe Lieder, je nachdem wir ſie ſpaniſch oder italiäniſch leſen. Das Spaniſche hat den Vorzug eines mehr ſchwebenden Fortgangs, eines ſtolzen und doch leichten Hinwallens, das Italiäniſche dünkt uns in ſeinen Abſchnitten vertraulicher und ſchärfer, zuweilen auch von gedrängterer Kraft. Da hier eine ächte Dichterhand waltet, die nicht nimmt ohne auch wieder zu geben, ſo hat wenigſtens die Poeſie im Ganzen bei jener nothwendigen Veränderung nicht ſonderlich leiden dürfen.

Zur Probe geben wir einige Strophen der Ueberſetzung der berühmten Romanze aus den Kriegen von Granada: „Rio verde, rio verde“, deren Ton und Inhalt ehmals die Leidenſchaften ſo gewaltig aufregte, daß die Hörer zu den Waffen griffen, und das Lied nicht mehr geſungen werden durfte. Bei Hrn. Berchet lautet der Anfang:

Fiume verde, fiume verde,
Quanti corpi bagni in te
Di Christiani e d' Infedeli,
Che la spada a morte die'!

J tuoi flutti cristallini
Sangue rosso gli smaltò;
Chè in tra i Mori ed i Cristiani
Gran battaglia si appiccò.

Morîr Duchi, morîr Conti,
Tutti d'alta qualità.
Morì gente di gran vaglia
Dell' ispana nobiltà.

Wir geſtehen, und glauben jeden Leſer, dem das Spaniſche gegenwärtig iſt, mit uns einverſtanden, daß wir hier die herrliche Aſſonanzen-Fülle: „bagna, spada, esmaltan, batalla, salva“ u. ſ. w. ſchmerzlich vermiſſen, und den ſtrömenden Wohllaut durch die zugeſpitzten Reime nicht erſetzt finden.

Hr. Berchet, der dieſes Buch, einen Vorläufer künftiger ausführlicheren und gewichtigeren Gaben, ſeinen Landsleuten als einen Beitrag zu ausgleichender und verſöhnender Bildung mit edlen Worten herzlich darbietet, hat demſelben noch eine beſondere perſönliche Zueignung vorgeſetzt, die wir als ein Muſter ſchönen und würdigen Ausdrucks hier nicht weglaſſen dürfen, ſie lautet alſo: „A Donna Constanza Arconati Visconti, come tributo di fervida e rispettosa amicizia, come testimonianza di grato animo, consacra Giovanni Berchet queste Romanze spagnuole, lavorate da lui ne' giorni quando Ella, nel suo castello di Gaesbeck, col limpido ingegno, col pronto sapere non ostentato, colla schietta gentilezza ospitale, gli disaspriva il desiderio della comune patria lontana, e gli volgeva in favorevole fortuna la dura necessita dell' esulare.“

Reliquien von Juſtus Möſer und in Bezug auf ihn, herausgegeben von B. R. Abeken. Berlin, 1837.

„Advocatus patriae!“ Wie viel Reiz und Macht in einem ſchönen Namen liegt, ſehen wir aus dem Vergnügen, das dieſer Titel Möſer's überall, und auch bei denen erweckt, welche recht gut wiſſen, daß dieſer hochklingenden Bezeichnung nur ein beſchränktes Geſchäftsamt zum Grunde lag, keineswegs berechtigt, ein ſo tiefes Intereſſe aufzurufen, als wir gewohnt ſind im Allgemeinen mit dem Worte Vaterland zu verknüpfen. Doch im gegebenen Falle gründet ſich jenes Vergnügen freilich auch beſonders auf den Umſtand, daß der treffliche Mann, dem ein ſo vielſagender Titel beſchieden war, in ſich ſelber die Krat und die Gaben hatte, ihn in einem höheren Sinne, als dem ſeines Amtes, zu verdienen, und das angenehme Spiel des Zufalls in eine würdige Wahrheit zu verwandeln. Wirklich herrſcht in Möſer überall das Vaterländiſche, das rein und ganz Deutſche vor, und auch darin treu und bezeichnungsvoll, daß dieſes Deutſche in einer beſondern Landſchaft, in einer beſtimmten Oertlichkeit wurzelt, und gerade in dieſer Geſtalt ein Gemeingut für die Geſammtheit wird. Möſer iſt erſt dadurch ein rechter Deutſcher, daß er ein Osnabrücker iſt. Seine Wirkung hat ſich innerhalb dieſes Landes höchſt fruchtbar erwieſen, unendlich mehr aber iſt ſie für das geſammte Vaterland geworden, und hat deſſen Geiſtesbildung und Volksgedeihen mächtig gefördert. Seine Patriotiſchen Phantaſien und ſeine osnabrückiſche Geſchichte ſind Kern- und Glanzpunkte unſrer reichſten Entwicklungszeit. Damals beſonders wollte ſich

die Gegenwart, wie faſt immer, gegen die Vergangenheit überheben, ſich eilig und ſcharf von ihr ablöſen; Möſer hielt ſie kundig und geſchickt zuſammen, erklärte und ſtärkte die eine durch die andre, und ſicherte dadurch viel koſtbares Gut, denn man ſchon übereilt entſagen wollte, mehr noch einen Sinn, der in der Nation ſeitdem erſt recht mit Bewußtſein ſich feſtgeſetzt hat. Auf dieſe Weiſe hat denn auch Möſer weit über ſein Leben in die Zukunft gewirkt, und auf die vaterländiſchen Angelegenheiten bis in unſre Tage hinein einen ſegenreichen Einfluß geübt. Man kann mit Beſtimmtheit ſagen, daß ſeit der Befreiung von der Fremdherrſchaft in deutſchem Staats- und Volksleben nichts Wichtiges vorgegangen, wobei nicht die Ideen Möſer's mitthätig geweſen, ja ſich als ausgeſprochene Richtung mehr oder minder geltend gemacht hätten. Noch erſt kürzlich hat die Errichtung ſeiner Bildſäule den deutſchen Vaterlandsgeiſt lebhaft erregt, und mahnt auch eben jetzt wieder am rechten Orte zu Muth und Ausdauer im wohlgegründeten Recht. „Advocatus patriae!“ So ſei er uns auch fernerhin geprieſen und bewährt! —

Nach den vortrefflichen Worten, welche Goethe bei zweimaliger Gelegenheit über Möſer geſagt, wäre es ſchwer, eine Bezeichnung ſeiner Eigenheit und ſeines Werthes zu liefern, die nicht in jene tiefgegriffnen Worte zurückfiele. Auch hat der würdige Herausgeber der kleinen Schrift, welche wir hier anzeigen, durch ſeine gehaltvolle Vorrede jenen Goethiſchen Umriſſen, nach den Seiten hin, wo es nöthig war, weitere Ausführung ſo glücklich gegeben, daß jede andre Hand ſich billig ſcheuen muß hier fortzufahren. Nur über Möſer's Stellung als

Geſchichtſchreiber und ſein Verhältniß zu den neuſten Anſichten und Leiſtungen in dieſem Fache ließe ſich etwa mancherlei beifügen, zu deſſen Erörterung und Fortſetzung bisher noch nicht Anlaß genommen worden. Indeß durfte hiezu die gegenwärtige Schrift nicht füglich Raum geben, und eben ſo wenig dürfte es die Anzeige derſelben. Wir können daher, indem wir das Höchſtdankenswerthe dieſer Darbietung innig erkennen, nur noch den Wunſch hegen, daß Hr. Abeken ſelbſt nochmals Gelegenheit finden möge, den ihm ſo nahen, und wir dürfen ſagen verwandten Gegenſtand in größerem Zuſammenhang und Maßſtabe zu beſprechen. Er ſagt zwar: „Sollte einſt ſich ein Mann finden, der, nach der verdienſtvollen Vorarbeit Nicolai's, eine ausführliche Biographie Möſer's zu ſchreiben unternähme", allein er ſelbſt könnte und ſollte dieſer Mann ſein! Gewiß, ſein in Möſer's Geiſt und Gemüth tiefeingedrungener Sinn, ſeine liebevolle Neigung für den Menſchen und ſeine treue Aufmerkſamkeit und Sorgfalt für den Schriftſteller, geben ihm hiezu alle Fähigkeit und Berechtigung. Jene Gelegenheit würde ſich am günſtigſten bei einer neuen, vollſtändigen Ausgabe der Schriften ergeben, einer kleinen und wohlfeilen wo möglich, die geeignet wäre, in jedermanns Hände zu gelangen!

Die Reliquien ſelbſt, wiewohl nur wenige Blätter, ſind bei größter Mannigfaltigkeit von höchſtem Werth. Zuvörderſt empfangen wir einige Beiträge zu Möſer's Briefwechſel, und hierunter fünf Briefe von Goethe; von dieſen iſt der zweite, aus dem Jahre 1781, eines der wichtigſten Zeugniſſe für Goethe's reinen und großartigen Sinn, und zeigt ihn in wahrhaft erhabener

Milde und Reife; damals war Friedrichs des Großen Schrift über die deutſche Litteratur erſchienen, mit einer ſchmähenden Aeußerung über Goethe's Götz von Berlichingen. Die nähere Bewandtniß jener Schrift, ihre Aufnahme und Wirkung in der wirklichen, von dem Könige verkannten Litteratur, findet man in dem größeren Werke von Preuß angegeben. Es war ein allgemeiner Schrei des Schmerzes, der Klage, des Unwillens. Goethe jedoch, der ſo hart Getroffene, iſt weder gekränkt noch übermüthig, nicht gleichgültig noch gereizt, ſondern ſpricht von der Sache mit milder Einſicht, mit edlem Bewußtſein und Willen tüchtigen Fortſchreitens, ein ewiges Vorbild für jeden redlich Strebenden. Er entſchuldigt, ja rechtfertigt gewiſſermaßen die Ungunſt des Königs und fügt dann hinzu: „Laſſen Sie uns darüber ruhig ſein, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf deſſen Gipfel ſteht.“ Mit Recht legt der Herausgeber auf dieſes Blatt einen außerordentlichen Werth, und erörtert denſelben als kundiger Vertrauter und feiner Kenner auch dieſes Genius! — Es folgen hierauf mehrere Aufſätze und abgeriſſene Gedanken aus Möſer's Nachlaß. Der Anfang einer Selbſtbiographie zeigt, auch in den leider nur zwei Blättern, welch ein Schatz uns das Ganze geweſen wäre. Ueber Religion und Toleranz, Erziehung und Volksbildung, Tanz als Volksbeluſtigung, Winterluſtbarkeiten, Aberglauben, Kunſtregeln, Geſchichtſchreibung, deutſche Sprache, und andre Gegenſtände, werden uns Betrachtungen und Ausſprüche dargeboten, die in verjüngtem Maßſtabe ganz die Patriotiſchen Phantaſien fortſetzen, und in jedem

Satz und jeder Wendung den Geist, die Laune, den Sinn und die Anmuth Möser's bekennen. Von ihnen gilt in voller Anwendung das Goethische Wort: „Die Aeußerungen eines solchen Geistes und Karakters haben, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth wie reine Goldbarren, und noch einen höheren als das ausgemünzte selbst.“ Auch die wiederaufgefundene und hier zum erstenmale mitgetheilte französische Urschrift eines Schreibens von Möser an Voltaire, worin er Luther und die Reformation mit Geist und Laune vertheidigt, die selber oft Voltairisch genannt werden dürfen, ist sehr dankenswerth, so wie schließlich die Mittheilung des Justizraths Struckmann über Möser's Verdienst um die Abschaffung der Tortur im Fürstenthum Osnabrück. — Möge das reichhaltige, wohl ausgestattete Büchlein überall mit dem Antheil aufgenommen werden, den es in jeder Hinsicht verdient! —

The Bride of Messina. A Tragedy from the German of Fr. v. Schiller. By George Irvine, Esq. London, 1837. 8.

Wir haben schon öfters bemerken müssen, daß unter den ausländischen Bemühungen, deutsche Litteratur sich anzueignen, die englischen bei weitem erfolgreicher sind, als die der Franzosen. Die letztern, bei vielleicht größerem Verdienste der Unternehmung, haben bisher sel-

ten einiges Gelingen gehabt, in den meiſten Fällen iſt nur ein unvollkommenes, wirres und fruchtloſes Treiben entſtanden, von welchem weder der Franzoſe noch der Deutſche Gewinn oder Freude haben konnte. Eine Grundverſchiedenheit, eine Anderswendung, welche bei der unendlichen Berührung und Durchkreuzung der beiden Nationen nur um ſo greller fortbeſteht, tritt immer wieder ſtörend hervor, und läßt die Geiſter nie zu völligem Austauſch gelangen. Ganz anders verhält ſich dies mit den Engländern; die alte Stammverwandtſchaft mit den Deutſchen iſt hier weniger untergegangen, ſie giebt noch immer, wie in der Sprache ſo in der Sinnesart, den feſten Anhalt einer wahren und fruchtbaren Verbindung. Nichts läßt ſich der Wirkung vergleichen, die wir z. B. der Einführung und Anſiedelung des Shakeſpeare bei uns verdanken, dieſer wahrhaft nationalen That, denn man kann wohl ſagen, daß die ganze Nation Theil daran hat. Aber auch die Rückwirkungen deutſchen Geiſtes auf England ſind nicht gering, und ſelbſt Lord Byron und Walter Scott bekennen den Einfluß, den ſie von uns empfangen. Dieſen Verkehr demnach mehr als jeden andern dürfen wir wünſchen belebt und ausgebreitet zu ſehen. Einſtweilen, können wir mit Befriedigung ſagen, iſt er in gutem Gange. Was ihm an äußerer Anerkennung und Ausbreitung noch mangelt, das erſetzt er durch Ernſt und Feſtigkeit. In gelehrter Stille gedeiht in England eine gründliche Kenntniß unſrer Sprache, und in den Kreiſen der vornehmen Bildung finden unſre Geiſteswerke Antheil und Gunſt. Wo ſolcher Antheil ſich wieder litterariſch ausprägt, zeigt er durchaus eine würdige Geſtalt. Wir gedenken hier

im Vorübergehen auf's neue beiſpielsweiſe der trefflichen Arbeiten Carlyle's, der ſchönen Leiſtungen Hayward's, Talbot's, welche beiden letztern um den Goethe'ſchen Fauſt große Verdienſte haben; unſre Dichter dürfen ſich in der engliſchen Sprache wiedererkennen, und brauchen nicht vor dem Bilde zu erſchrecken, das ihnen der fremde Spiegel zeigt.

Ein rühmliches Beiſpiel ſolch ausgezeichneten Strebens iſt auch die vorliegende Ueberſetzung der Schiller'ſchen Braut von Meſſina. Der Ueberſetzer, Hr. George Irvine, hat nicht unglücklich dieſe Tragödie gewählt, ſeine Kenntniß und ſein Talent an ihr zu erproben. Sie war bei uns lange Zeit mit dem Vorurtheil behaftet, das ihr, gleich bei ihrer Erſcheinung, der Schlegel'ſche Tadel angehängt. Da ſollte Schiller'n nicht erlaubt ſein, was man bei Calderon und Camoëns pries, und Shakeſpeare'n unbedenklich geſtattete, die Vermiſchung des Antiken und des Modernen, des Chriſtlichen und Heidniſchen! Möge man aber auch dieſen gewagten Verſuch nicht günſtig beurtheilen, niemand wird jetzt darum verkennen wollen, daß dieſes Trauerſpiel, bei allen ſeinen Fehlern, eines der mächtigſten Erzeugniſſe des Schiller'ſchen Geiſtes iſt. Für die Uebertragung in's Engliſche dünkt uns daſſelbe vorzüglich angemeſſen, ſchon wegen des Heranſtreifens an klaſſiſche Form und Diktion, denen dort noch beſondre Gunſt waltet. Auch daß der Stoff nirgends an Geſchichte anknüpft, läßt den Geſtalten mehr Freiheit und Selbſtſtändigkeit, und hält Unterſuchungen und Kommentare ab, durch deren verwirrende Aufdringlichkeit wir bei manchen Engländern den ganzen Eindruck von Schiller's Maria Stuart haben zu Grunde

gehen ſehen. Die Miſchung der dramatiſchen Jamben mit den lyriſchen Strophen des Chors iſt ebenfalls nicht ungünſtig, beſonders wenn der Ueberſetzer ſich ſeines dichteriſchen Berufs bewußt ſein kann.

Wir können im Ganzen ſagen, daß Hr. Irvine ſeine Urſchrift gut verſtanden und aufgefaßt, den Ton richtig getroffen, den Sinn mit zwar nicht knechtiſcher, aber doch ſorgſamer Treue, und im Allgemeinen im Schiller'ſchen Geiſte, gut übetragen hat. Wo er ſich Abweichungen erlaubt — unter denen wir doch wenig weſentliche finden —, ſcheint dies wenigſtens nicht aus Uebereilung noch aus Unverſtändniß hervorzugehen.

Als Probe möge die Klage der Iſabella, nachdem ſie den Tod des Sohnes erfahren, hier in der Ueberſetzung ſtehen; die Werke Schiller's ſetzen wir in jedermanns Händen voraus:

Isabella.

„Thus then ye keep your faith, ye juggling pow'rs!
This is your boasted truth! Oh! woe to him
Who trusts you in his fond credulity!
Why have I hop'd, why trembled, fear'd, believ'd,
If this must be the end? Oh! ye who here
Stand shudd'ring round me, on my madden'd sorrow
Staring with ghastly eyeballs, learn the falsehood
With which our dreams and their expounders cheat us!
Henceforth let no man trust the signs of Heav'n! —"

— — — — — — — —

„Both oracles with parity of falsehood
Lied — their priz'd art is a mere empty nothing!
Or they are traitors or they are betray'd.
To man nought of the ever mystic future

Is giv'n to learn — although his would-be knowledge
He seek bolow from the dark floods of hell,
Or draw above from the pure source of light.“

Hier möchten wir vor allem die jugglings powers tadeln, wo Schiller nur „Himmelsmächte“ ſagt; der durch das Wort juggling ausgedrückte Sinn liegt wohl im Folgenden, aber der Ueberſetzer durfte dieſen Sinn nicht ſo voranſtellen. Für: „Or they are traitors“ u. ſ. w. würde dem Deutſchen beſſer entſprechen: „Deceivers are they, or they are deceived.“ Im Uebrigen leſen ſich dieſe Verſe vortrefflich, und wir finden auch den Werth unſrer dramatiſchen Jamben in den engliſchen blank verses vollkommen wieder; dieſe gemeinſame Versart — deren ſich klüglich auch die Italiäner und die Ruſſen für ihr Drama bemächtigt haben — iſt ein Vortheil, der den Franzoſen bisher entgehen mußte, weßhalb denn auch alle ihre Uebertragungen unſrer und andrer dramatiſchen Dichtungen gleich im Beginn mit der Schwierigkeit kämpfen, dem Fremden ihre eigne, übertriebene Form des gereimten Alexandriners aufzubürden, oder ihm die allzu läſſige der ſchlichten Proſa zu geben.

Als Probe der lyriſchen Stücke, denen der Ueberſetzer verhältnißmäßig noch größere Sorgfalt gewidmet, geben wir einige Strophen des ſchönen Chors im vierten Akt: „Wohl dem, ſelig muß ihn preiſen“ u. ſ. w.

Chorus.

„Oh! well is he, and blest his condition,
Who, in his native home's sweet rest,
Far from the mazes of life's wild transition,
Sleeps like a child on nature's breast.

I look'd on the house of the mighty with sorrow,
High o'er the earth to-day they soar,
Mocking the sun. Alas! to-morrow
Theier place rememb'reth them no more!

Soft is his bed, and to watching a stranger,
Who, far from life's tempestuous wave,
Timely advised, hath retired from danger
In the deep cloister's silent cave.

Who the proud thoughts that excite but to grieve us,
Hath with proud fortitude repress'd;
And the vain wishes that ever deceive us
In his calm bosom lull'd to rest." etc.

Auch hier iſt die Treue nicht buchſtäblich. Doch eine von dichteriſchem Geiſte beſeelte Nachahmung darf beſonders im Lyriſchen wohl an die Stelle genauer Ueberſetzung treten. Manche Züge ſehen wir doch mit Bedauern weggefallen oder verändert, ſo in der vorletzten Zeile: „that ever deceive us", wo Schiller nur ſagt: „die ewig begehren", welches viel reiner und ſchöner daſteht.

Wir hoffen, daß Hr. Irvine in der glücklich betretenen Bahn muthig fortſchreiten und durch ſeine Gaben ferner zu der großen Vermittlung fortwirken wird, die den von alten Vorurtheilen noch ſo vielfach getrennten Völkern ſo nothwendig und erſprießlich iſt. Daß unter die beſten Kenner deutſcher Sprache und Litteratur in England der Graf Stanhope gehört, erſehen wir aus der Zueignung, die, gleich der Vorrede, ſo würdig als beſcheiden abgefaßt iſt. —

Le Congrès de Vérone. Par M. de Chateaubriand. Paris, 1838. 2 Vols. 8.

Chateaubriand's Congrès de Vérone ist gewiß ein merkwürdiges Buch. Zwar die politischen Aufschlüsse, die es bringt, wollen wir nicht allzu hoch anrechnen, auch ist es diese Seite des Buches nicht, mit der wir uns hier zu beschäftigen haben. Aber zur Karakteristik der Personen, Umstände und Verhältnisse empfangen wir reiche Beiträge; leider nicht sehr erfreuliche! Am wichtigsten erscheint uns das Buch in Betreff des Verfassers selbst, und er selbst auch nimmt dies als die Hauptsache. Seinen Zweck aber, so scheint es uns, hat er gänzlich verfehlt. Anstatt des Pracht- und Glanzbildes seines Erscheinens und Wirkens als Staatsmann, worauf es abgesehen ist, liefert er wider Willen das Gegentheil, ein Jammerbild seiner Unfähigkeit, seiner haltungslosen, irrschweifenden Phantasterei. Die Verblendung, die Unanständigkeit, ja man möchte sagen der Wahnsinn der Eitelkeit können nicht weiter gehen! Chateaubriand will das ganze Verdienst, die ganze Ehre des Krieges gegen Spanien vom Jahre 1823 auf sein Haupt nehmen, die ganze Entscheidung der Sache für sich ansprechen, — und theilt die Aktenstücke mit, die das Gegentheil beweisen! Um sich aus den Widersprüchen zu retten, die er doch in seinen eigenen Depeschen nicht verläugnen kann, stürzt er sich lieber in das Bekenntniß, er habe nicht immer aufrichtig, sondern bisweilen mit Falschheit berichtet. Er behauptet, durch seine Mittheilungen plaudere er nichts aus, noch stelle er Andere bloß, sondern nur allein sich; sich — ja wohl, doch in

anderem Sinne, als er es meint, dann aber auch die Andern ohne Maß und Fug. Wir haben viele Indiskretionen und Veruntreuungen geſehen in unſern Tagen, aber daß ein geweſener Staatsminiſter noch ſo friſche, durch die Zeitumſtände neu aufgeregte Verhandlungen, mit allen Aktenſtücken, die ihm nur als Dienſtgeheimniß bekannt geworden, die zum Theil fremden Kabinetten angehören, ohne Bedenken veröffentlicht, zu eigner Schmeichelei, zu Tadel und Schaden aller andern Theilhaber veröffentlicht, davon iſt uns bis jetzt noch kein Beiſpiel bekannt geworden. Und ein Franzoſe aus der höchſten Sphäre der Geſellſchaft und Litteratur, ein Mann, der den höchſten Ruhm des Takts und des Zartgefühls, der Ritterlichkeit anſprechen will, giebt dieſes Beiſpiel! Aber die Ritterlichkeit leidet noch ganz anderen Bruch. Der edle Vicomte und Pair, der treue Kämpe für die Legitimität, für das Herrſcherhaus der Bourbons, der gefühlvolle Redner für den Herzog von Berry, — er wirft die heuchleriſche Maske ab, ſagt, er ſei in ſeinem Herzen nie recht für die Könige geweſen, und giebt ſeinen Herrn und Meiſter Ludwig den Achtzehnten den ſchmachvollſten Urtheilen preis. Ob der Herr ſchlecht war, wir wollen es hier nicht unterſuchen, aber der Diener zeigt ſich unwiderſprechlich als ein ſchlechter! Dienen aber muß er, das iſt einmal ſeine Beſtimmung, und da er keinen andern Herrn jetzt haben kann, ſo ſchmeichelt er dem Volk, und iſt aus einem ſchlechten Royaliſten ein ſchlechter Freiheitsprediger geworden. Meint er denn, daß wir alle ſeine ſchönen Reden, ſeine Schriften und Betriebe rein vergeſſen haben? Jetzt freilich nennt er die Bonaparte'ſchen Soldaten, die bei Bellealliance

geſchlagen wurden, ſchamlos „unſre", wir aber wiſſen noch recht gut, wie ſein damaliger Bericht als Miniſter Ludwigs des Achtzehten in Gent über den Zuſtand Frankreichs lautete. Wir würden nicht enden, wollten wir alle Züge von Unſchicklichkeit, Ungebühr, ja Sinnloſigkeit in dieſen Zuſammenſtellungen anführen und rügen. Wie geſagt, die Eitelkeit geht bis zum Wahnſinn. Aber auch als Schriftſteller war Chateaubriand nie geringer und trauriger, als in dieſem Buche; die ſchwülſtige, gezierte Phantaſie ſchlägt geradezu in Faſeleien um. Und wie weit iſt dieſer Mann von allem politiſchen Talent entfernt! Kein Wunder, daß er, bei ſtets erneutem Verſuche einer politiſchen Rolle, in keiner ausdauern konnte, als in der eines politiſchen Rhetors, am ſchnellſten aber von der Höhe herabſtürzte, die er einen Augenblick durch die Umſtände erklettert hatte, und daß er gerade in dem Augenblicke ſtürzte, wo er im größten Erfolge geſtanden haben will! Nein, dieſer Mann war nicht gemacht, ſich neben den Metternich, Canning, Pozzo di Borgo, Bernſtorff, oder auch nur neben einem Villèle, in gleicher Höhe zu halten. Nichts iſt in der That lächerlicher, als wenn Chateaubriaud ſich rühmt, in jener Zeit „par le court et passager succès d'une année" den Fürſten von Metternich überflügelt zu haben. Wie mag dieſer Staatsmann, wenn ihm das Buch zu Geſichte kommt, über die eilte Ruhmredigkeit lächeln, die, indem ſie Andere beeinträchtigen will, nur ſich ſelber bloßſtellt! Die merkwürdige Thatſache, daß bisher durch alle Veröffentlichungen, die man unternommen hat, nur immer heller und heller das Verdienſt, nur immer ſtrahlender der Ruhm des Fürſten von Metternich

hervorgegangen, bestätigt sich auch hier. Gerade durch die hier mitgetheilten Aktenstücke muß jeder Unbefangene sich überzeugen, daß die damalige Politik Oesterreichs, so wie die mit ihr einstimmige Preußens, die einsichtsvollste, besonnenste, mäßigste gewesen; die Unzufriedenheit Chateaubriand's ist schon an sich eine Lobrede. Daß auch ihrerseits diese Politik mit dem Phrasenprunke des politischen Schöngeistes nicht zufrieden war, und froh, ihn los zu werden, ergiebt sich aus dem ganzen Zusammenhange klar genug, und selbst die herkömmlichen, für einen französischen Minister und Schriftsteller sich von selbst darbietenden und fast unversagbaren Artigkeiten und Lobreden lassen jenes durchblicken. —

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr. Erster Band. Hamburg, 1838.

Mit Recht waren die Verwandten und Freunde Niebuhr's nach seinem Tode alsbald bedacht, durch Schilderung seines Lebensganges und durch Mittheilung seines brieflichen Nachlasses das Andenken des ausgezeichneten und merkwürdigen Mannes gebührend festzustellen. Denn bei dem zwiefachen Werthe, den jeder irgend bedeutende Mensch in seinem Leben entwickelt, geschieht es nur allzu oft, daß der allgemeine des Leistens und Wirkens sich in den Sachen, an welchen er haftet, versteckt und verliert, oder durch spätere Wendungen bestritten und aufgehoben wird, während der persönliche, sofern er nur

wirklich iſt und nicht erſt erträumt oder erheuchelt werden ſoll, unerſchütterlich auf ſich ſelber beruht, jeder neuen Betrachtung immer den gleichen Stoff darbietet, und als Bild noch weithin fortwirkt, wenn ſchon längſt die unmittelbare Einwirkung des Menſchen aufgehört hat oder vergeſſen iſt. In ſolcher Anſicht dünkt uns die perſönliche Auffaſſung eines Menſchen faſt immer zuverläſſiger und fruchtbarer, als die ſeiner äußeren Werkthätigkeit, ja dieſe ſelbſt ſcheint kaum vortheilhafter geſtellt werden zu können, als wenn wir ſie in die perſönliche Würdigung hineinziehen, als einen Beſtandtheil und als ein Zeugniß deſſen, was der Menſch geweſen iſt. Dieſe Betrachtung muß aber im höchſten Grade bei Niebuhr gelten. Als Gelehrter genießt er den größten Ruhm, als Staatsbeamter ſtand er in bedeutenden Verhältniſſen, in Geſchäfts- und Lebensverkehr hat er vielfach eingewirkt; jedoch ſeine Verdienſte als Staatsmann werden von vielen Seiten ſehr eingeſchränkt, ja, von Freunden ſogar, ihm ein Beruf in dieſer Richtung abgeläugnet; ſeiner kritiſchen Durchforſchung der römiſchen Geſchichte ſprach Auguſt Wilhelm von Schlegel in ihren wichtigſten Theilen alle Haltbarkeit ab, ſtellten Andre die Vorgänger Vico und Beaufort entgegen, warfen Friedrich Auguſt Wolf und Andre mannigfache Zweifel und Bedenken ein. Dieſe gelehrten Prüfungen und Streitigkeiten liegen hier außer unſrem Bereich. Wir glauben zwar, daß auch durch ſie die Tüchtigkeit und das Verdienſt Niebuhr's in dem Kampfe ruhmvoll, wenigſtens nicht ſo gemindert, wie manche Stimmen es wollten, aus demſelben hervorgehen werden; allein wir legen hier auf dieſe künftigen Entſcheidungen nur einen untergeordneten Werth, ſie

könnten unſertwegen auch gänzlich zu ſeinem Nachtheil ausfallen, ohne daß wir den Mann ſelber deßhalb von der Stufe der Auszeichnung, auf der wir ihn als Perſönlichkeit ſchon immer geſtellt ſahen, durchaus herabgezogen fänden. Um ſo erfreulicher müſſen der Welt jetzt die näheren Berichte und Urkunden ſein, welche dieſe Perſönlichkeit auf unwiderſprechliche Weiſe in ihren eigenſten Zügen erkennen laſſen.

Der Herausgeber Friedrich Perthes, welcher mit Niebuhr viele Jahre hindurch innigſt befreundet war, hält mit Recht eine Biographie deſſelben für ein ſchwieriges Werk, und glaubt, daß auch wohl noch eine geraume Zeit werde vergehen müſſen, ehe über alles, was Niebuhr'n betrifft, mit völliger Offenheit und Rückſichtsloſigkeit geſprochen werden könne. Dieſer letztere Grund mag für beſtimmte Perſonen gelten, im Allgemeinen aber nicht, und wir namentlich empfinden in ſolchem Betracht keine andern, Schranken als die, welche jeder Mittheilung überhaupt durch Schicklichkeit und Wohlmeinung auferlegt ſind. Wir empfangen alſo keine abgerundete Lebensgeſchichte Niebuhr's, aber ſtatt deren die reichſten und zuverläſſigſten Materialien zu einer ſolchen, und wir bekennen, daß dieſe uns willkommener ſind, als jeder Verſuch, und wär' er ein Plutarchiſcher, zu einer gedrängten Biographie uns hier ſein könnte. Wir genießen nämlich des Vortheils, daß dieſe Materialien ſchon in ſich ſelber höchſt gebildet und glücklich erfaßt, ſo wie auch wohlgeordnet ſind, ohne daß darum ihre Urſprünglichkeit litte; ſie haben nicht nur einen Werth, inſofern ſie benutzt werden können, ſondern würden den ihnen eignen auch nach jeder Benutzung fortbehaupten; ſie reichen ne-

benher auch über den nächſten Zweck, zu dem ſie uns gegeben ſind, weit hinaus, und wir ſtellen uns außer dem Bilde Niebuhr's noch manches andre Bild aus ihnen zuſammen, entnehmen daraus die wichtigſten Beiträge zur Erkenntniß der inhaltvollſten und denkwürdigſten Jahre unſres neueren Geſchichtsganges.

Das uns dargebotene Werk beſteht hauptſächlich aus Briefen Niebuhr's, die nach ſchicklichen Abſchnitten eingetheilt ſind; jeden dieſer Abſchnitte aber leitet ein ergänzendes, zuſammenfaſſendes, verſtändigendes Vorwort ein, und dieſe Vor- und Zwiſchenreden, aus ihrer Verflechtung gezogen und aneinandergeſchloſſen, bilden ſchon für ſich einen geordneten Lebensabriß. Wir wiſſen, daß dieſe ſchätzbaren Einleitungen von weiblicher Verwandtenhand herrühren; wir würden dieſen Urſprung aber auch in der ganzen Darlegung erkannt haben, und wollen damit weniger einen Tadel als ein Lob verbinden. Bei ähnlichen Schriften, die wir in unſrer Litteratur beſitzen, iſt außer einem gewiſſen Mangel an Kraft und Feuer, den man der weiblichen Hand ſchon einmal nachzuſehen hat, meiſt ein andrer Uebelſtand bemerkbar, der weit unbequemer und nachtheiliger wirkt; nämlich in der Schwäche eine blinde Vorliebe und beſchränkte Befangenheit, die, wenn ſie nicht bei weichlicher Apologie ſtehen bleibt, ſich auf die Gegenſeite hin mit ungerechter Anklage und partheiiſcher Verbitterung wirft. Herder's Biographie, die biographiſchen Mittheilungen über Forſter, Huber, und noch andre Schriften dieſer Art, ſind als Beiſpiele dieſes Abweges zu nennen, welchem indeß auch die Arbeiten von Männerhand nicht immer entgehen. Nun wollen wir zwar nicht läugnen, daß etwas mehr Energie und Selbſtgeiſt

dieſen Schilderungen Niebuhr's gar ſehr zu Gute kommen würde; allein von dem Vorwurfe der Partheilichkeit und Verbitterung müſſen wir ſie durchaus freiſprechen. Es lebt in ihnen ein reiner, edler Sinn, der die Liebe und Verehrung, ohne welche man freilich ein ſolches Buch gar nicht denken mag, in ihren ſichern Maßen und dadurch nur um ſo feſter hält, keineswegs aber, um den perſönlichen Intereſſen Vorrecht und Geltung zu erzwingen, überall und unbedingt die ganze Welt in Unrecht und Irrthum gegen jene ſtellen möchte!

Die Briefe Niebuhr's beginnen vom Jahre 1794 und reichen in dieſem Bande bis zum Jahre 1814. Sie ſind von mannigfachſtem Inhalt und Anreiz, und bieten, außer ihrem ſachlichen, für Gelehrſamkeit, Weltverhältniſſe und Geiſtesleben höchſt ergiebigen Stoff, eine ſeltne, immer neu anregende und ſpannende Merkwürdigkeit in Bezug auf ihren Urheber. Die Vorrede ſpricht nur von Auszügen, und wir müſſen vermuthen, wie wir es auch öfters angemerkt ſehen, daß vieles zurückgehalten worden; das geſchieht aber wohl in der Regel, nach jedesmaliger Maßgabe und Zuſtändigkeit, nicht der Sache oder des Autors, ſondern der Herausgeber. Wir glauben jedoch, daß nichts Weſentliches oder beſonders Erhebliches uns hier entzogen worden. Wir finden überhaupt, daß bei ſolchen Mittheilungen, über welche jedesmals geſchrieen wird, und denen eine bald vornehm-ſtrenge, bald zartedle Scheinbeſorgniß gar zu gern Grundſätze und Schranken aufſtellen möchte, doch die Praxis immer dieſelbe bleibt. Wer war ſtrenger in ſolchen Dingen als Jacobi und ſeine Freunde, und wer kann in der That hiebei mehr zum Vorbilde dienen, als Roth bei Herausgabe des

Jacobi'ſchen Briefwechſels? Aber, wie vieles auch dort unterdrückt ſein mag, furchtbare Stellen über die nächſten und zarteſten Verhältniſſe, über Bucholz z. B. und über die Fürſtin Gallizin, ſtehen doch groß und breit da! So haben wir auch von einer andern Seite, woher man mit ſcharf ausgeſprochenen Maximen in dieſem Betreff uns oft beängſtigen und verſchüchtern wollte, bei dargebotener Gelegenheit ſolchen Boden ruhig aufwühlen ſehen, den wir nicht würden betreten haben! Auch der gegenwärtige Briefwechſel beſtätigt hierüber unſre Anſicht; wer etwas mitzutheilen hat, der giebt es, ſofern nicht ſeine Rückſichten ihn abhalten, welche niemals die Rückſichten aller Welt ſein können. Und wie ſollte irgend eine Eigenthümlichkeit, ja nur ein Daſein ſich durch das Leben bringen, ohne durch Drang und Stoß Raum erlangt zu haben? wie könnte die Erzählung des Geſchehenen, ſei es perſönlich oder allgemein gefaßt, ohne Verletzung tauſendfacher Intereſſen Statt finden? Von Niebuhr nun gar, dem ſcharfen, viel und herb tadelnden, dürfte nie ein Bild verſucht werden, wollte man jeden Zug davon ausſchließen, der irgendwo verletzt oder mißfällt. Wir können es nur billigen und dafür danken, daß bei Herausgabe ſeiner Briefe nicht ſo überzart verfahren worden. Wir haben dafür ein um ſo wahrhafteres und lehrreicheres Bild. Die ſcharfen Aeußerungen über Herder, Schleiermacher, Johannes von Müller, möchten wir nicht miſſen, ſie ſind uns wichtig ſowohl für die genannten Männer ſelbſt, als für Niebuhr, der im Tadel, auch wo dieſer ungegründet ſein mag, das eigne Weſen am meiſten zu erkennen giebt. Die Herausgabe dünkt uns in dieſer Hinſicht mit Takt und Be-

ſonnenheit geführt, und über zu große Aengſtlichkeit haben wir nicht zu klagen. Wenige Namen ſind verhüllt worden, die meiſten ohne Hehl genannt, wobei nur öfters in der Schreibung mehr Richtigkeit zu wünſchen wäre, denn manche ſind übel entſtellt. (So wird auch der Staatskanzler Hardenberg immer Graf genannt, welches er nie geweſen, und wenn in dem Briefe vom 16. Juni 1813 ſteht: „Graf Hardenberg“ und „Fürſt Metternich“, ſo iſt es offenbar, daß dies in den Text hinein redigirt worden, da Niebuhr ſelbſt unmöglich damals beide ſo hat bezeichnen können.) Daß aber in manchen Stellen, wo die heftigſten und ſchwerſten Anklagen ausgeſprochen werden, keine Namen genannt ſind, dünkt uns ſchon der Vorſicht des Schreibers zuzurechnen, nicht der Herausgeber; aber das Verletzende wird dadurch nicht gemindert, im Gegentheil die Deutung nur erweitert, wie denn in der That manches Geſagte im Dunkel tiefer treffen und ſchmerzen mag, als ein offner Angriff, der doch Vertheidigung, und vielleicht Rechtfertigung, zuläßt.

Wenden wir uns aber nun zu Niebuhr ſelbſt. Er wurde geboren am 27. Auguſt 1776 zu Kopenhagen, von deutſchen Eltern, denen aber Dänemark ein zweites Vaterland geworden war. Dieſes amphibiſche Verhältniß, welches Niebuhr'n gleich bei dem Eintritt in die Welt empfing, war ein erſtes Schickſalswort, an dem er zeitlebens zu tragen hatte. Ein zweites, noch verhängnißvolleres, ging aus den Umſtänden und der Denkart ſeines Vaters hervor. Es iſt ſchade, daß der vortreffliche Abriß, welchen Niebuhr von dem Leben ſeines Vaters geliefert hat, dieſem Buche nicht beigefügt worden; der

Leſer hätte darin die beſte Einleitung und Erklärung ſo mancher Bezüge finden können, welche nun erſt durch mühſame Aufmerkſamkeit und verknüpfende Folgerungen ſpät eingeſehen werden; die kleine Schrift iſt überdies lange nicht nach Verdienſt bekannt geworden. Carſten Niebuhr, der berühmte Reiſende, ein Mann von größter Auszeichnung und Gediegenheit, war alles durch innere Tüchtigkeit geworden. Von dem Sohne, den er mit reichen Anlagen begabt ſah, erwartete er das Außerordentlichſte, und hoffte ihn, deſſen Bahn ſchon im Glanz und Ruhm des väterlichen Namens günſtig anhob, alles erlangen zu ſehen, was dem eignen Looſe noch verſagt geblieben war. Er meinte, auf gleiche Weiſe wie die ſeinen, müßten auch die herrlichen Gaben des Sohnes ſich entwickeln, durch innere Anſtrengung, wobei die äußere Hülfe und Leitung der Studien nur Nebenſache ſei. Allein hier verkannte er das Naturell und die Fähigkeiten des Knaben, welche eine ganz entgegengeſetzte Art und Richtung forderten. Derſelbe hatte einen ſchwachen, reizbaren Körper, aber das wunderbarſte Gedächtniß, wenig Hang und Kraft für ein friſches Sinnenleben, hingegen eine große Macht grüblender — nicht ſchaffender — Phantaſie. Dieſe Verknüpfung von Eigenſchaften und Anlagen bedarf der Leitung und Pflege, bedarf der geordneten Nahrung insbeſondere für das fordernde Gedächtniß, durch welches der Knabe wirklich berufen war, eines der größten Phänomene von Gelehrſamkeit zu werden. Allein der Vater nahm als ausgemacht und unfehlbar an, daß ſein Sohn auch im Welt- und Geſchäftsweſen gedeihen und eine glänzende Bahn durchwandeln müſſe. Das eigne Beiſpiel, und die Ueberzeugung von

den großen Fähigkeiten des Sohnes, machten ihn hierin ganz ſicher, und er verſäumte, dieſen Fähigkeiten in derjenigen Richtung nachzuhelfen, in welcher es, freilich zu einem andern Ziele als dem vorgefaßten hin, hätte geſchehen müſſen. Es iſt ſchmerzlich zu leſen, wie ſehr Niebuhr in ſeiner beſten Knaben- und Jünglingszeit vernachläſſigt worden, wie wenig Unterricht er empfangen, während ſein Ehrgeiz und ſeine Einbildung ſtets angeregt und genährt wurden, und in ſeinen Vorſtellungen die größten Möglichkeiten reiften. Wirklich war ihm durch ſein außerordentliches Gedächtniß eine Waffe verliehen, durch welche jedes Gebiet leicht zu erobern ſchien. Daß er, in Holſtein mit den Eltern in einer kleinen Stadt faſt wie auf dem Lande lebend, während aller Muße nicht körperlich erſtarkte, und auch des Sinnes für die freie Natur entbehrte, iſt ſehr bezeichnend für ſeine ganze Entwicklung. Dabei war er im eigentlichſten Sinn ein liebevoller Hausſohn, voll Bewunderung und Zuneigung für den Vater, deſſen Abſichten und Meinungen er willig annahm. Erſt in der Folge, als er das Mißverhältniß, welches ſeinem Streben inwohnte, bitter empfand, brach ſeine Unzufriedenheit auch in Klagen aus, daß ſeine Eltern nicht hart genug mit ihm geweſen, und ihn nicht für ſeine Beſtimmung erzogen, wie er mit einer dreiſten und doch herzlichen Pietät ihnen ſelber vorhielt.

So kam Niebuhr, der inzwiſchen mit Leichtigkeit doch vielfache Kenntniſſe an ſich gebracht, aber durch einen kurzen Aufenthalt in der Handelsſchule des berühmten Büſch zu Hamburg auch ſchon erfahren hatte, wie unheimlich ihm unter fremden Menſchen und praktiſchen Richtungen ſei, faſt als ein Autodidaktus im Jahre 1794

zur Universität nach Kiel, wo sich der ihm eingesetzte Zwiespalt nur stärker ausbildete. Er hegte die strengste Redlichkeit und Tugend, übte den unverdrossensten Fleiß, freute sich edler Lehrer und Genossen, erfuhr Auszeichnung und Achtung, stand in liebevollstem Vernehmen mit den Seinen, und die Zukunft lag verheißend vor ihm, wie die Gegenwart durchaus befriedigend war. Dennoch fühlte er sich im Ganzen mißmuthig und verstimmt, unzufrieden mit seinen Studien, sehnte sich nach Hause zurück, und verfolgte trübsinnig einen Weg, auf dem er doch nicht zweifelte, in Gelehrsamkeit zugleich und Weltgeschäften sich hervorzuthun. Wir sehen den edlen Jüngling, wie bis dahin den trefflichen Knaben, leider ohne Jugend, ohne selbstständige Entwicklung; er hat als Kind schon ein Gepräge empfangen, das ihm nicht gemäß ist, er schleift es aber nicht ab, sondern in demselben schon mitwollend schärft er es, und so bleibt der Sinn, der am meisten in der Tiefe als sein eigner gelten kann, nicht sowohl unterdrückt und beschränkt — dies keineswegs — als vielmehr in Ansprüche und Weiten hinausgespannt und verknüpft, die seinem innern Wesen fremd sind. Dieses Sichgleichbleiben von frühster Kindheit an, ist in Niebuhr höchst merkwürdig, und für ein solches Beharren so leicht nicht ein zweites Beispiel aufzuweisen. So unruhig auch in der Folge sein Leben, so wechselvoll seine Verhältnisse wurden, in seiner Entwicklung sehen wir keine neuen Ausbrüche, schon der Knabe ist der ganz fertige Mensch, der Gestalt, der Sinnesart, den Meinungen, dem Gemüthe nach.

In Kiel sehen wir ihn eifrig mit der Kantischen Philosophie beschäftigt, die er sich mit großer Kraft an-

zueignen ſucht, und über die er auch nie hinausgekommen iſt. Zu dem Zwieſpalt, in welchen er ſich ſchon geſtellt findet, daß er wie die gelehrte Laufbahn auch die ſtaatsthätige anſtrebt, fügt er den zweiten hinzu, daß er auch innerhalb des wiſſenſchaftlichen Gebietes, wohin ſein eigentlicher Beruf unläugbar ging, doch wieder diejenige Richtung zumeiſt erſehnt und preiſt, welche nicht die ſeinige war. Er, entſchieden zum gelehrten Forſchen und hiſtoriſchen Wiſſen ausgerüſtet, möchte lieber ſchaffende Geiſtesthätigkeit üben, durch denkendes oder dichtendes Bilden ſich hervorthun, kann dies in manchen Zeiten für ſeinen eigenſten Beruf halten! Ueberhaupt aber glaubte er alles umfaſſen, alles bearbeiten zu können, und in dieſer Meinung fand er ſich nach allen Seiten hingezogen, weil ſeine Hauptkraft, das Gedächtniß, jeden Gegenſtand ſo leicht ergriff, und nicht immer gleich der Irrthum ſich aufdeckte, wie groß die Kluft zwiſchen dem Kennenlernen einer Sache — denn weiter führt das Gedächtniß nicht — und ihrem Verſtehen oder gar Handhaben iſt.

Die Unzufriedenheit und Verſtimmung, welche ſich in Niebuhr ſchon aus den Gegenſätzen erzeugte, die in ſeinem Innern arbeiteten, wurde noch durch die Ereigniſſe der äußern Welt vermehrt. Die franzöſiſche Revolution war in vollem Schwunge, und theilte überall die Geiſter und Intereſſen in zwiefache Partheinahme. Niebuhr hatte ſchon als Knabe die Vorgänge des Kriegs und der Politik mit Eifer verfolgt, ja mit ſcharfer Sehergabe manche Wendungen des Türkenkrieges wunderbar vorhergeſagt. Näher und mächtiger mußten die franzöſiſchen Angelegenheiten ihn aufregen, und auch hier

hatte er bereits entſchieden Parthei genommen, wiederum nicht ohne Einwirkung ſeines kindlichen Sinnes, ſeiner folgſamen Pietät; der Vater nämlich war durch den Gang und die Verknüpfungen ſeines Lebens mit Vorliebe den Engländern zugewendet, und ſtand in dem Streite gegen das revolutionaire Frankreich unbedingt auf ihrer Seite. Willig und heftig folgte der Sohn ihm auch hierin. Zwar konnte er einzelnen Männern, wie namentlich dem Redner Mirabeau und dem Kriegsleiter Carnot, ſeine Bewunderung und Achtung nicht verſagen, auch mußte ſich dem Selbſtaufſtrebenden, der Verdienſt und Gerechtigkeit nicht nach Geburt und Rang meſſen wollte, dem Freunde der engliſchen Volksfreiheit und ihres Helden Algernoon Sidney, dem künftigen Anwalt der römiſchen Plebejer, ſich manche geheime Sympathie im Herzen regen, die ihm zu unterdrücken ſchwer fiel: allein ſeine ausgeſprochene Stellung blieb heftig anti-franzöſiſch. Nun aber nahm die Sache der Franzoſen einen ſieghaften Fortgang, begleitet von Schreckniſſen, deren Befürchtung überall empfunden wurde. Der in Niebuhr ſo leicht erzeugte Mißmuth konnte auch aus dieſer Quelle ſich nur ſtets empfindlicher angefriſcht finden.

Nach beendigten Univerſitätsſtudien und vielen kämpfenden Zweifeln über ſeine nächſten Entſchlüſſe, nahm Niebuhr eine Stelle als Privatſekretair bei dem Miniſter Grafen von Schimmelmann in Kopenhagen an. Dieſes Verhältniß war ein eben ſo glückliches als ehrenvolles. Aber Niebuhr ſehnte ſich nach Abgeſchiedenheit und Studien, und zog bald eine Anſtellung bei der Bibliothek vor, war jedoch von hier ſogleich wieder andern Richtungen zugekehrt. Dabei berückſichtigt er ſtets, was der

Vater wollen oder billigen kann, und überlegt sorgsam mit ihm und den Freunden und Freundinnen alle vielfachen Aussichten, die sich ihm für das weitere Leben darbieten. Eine glückliche, auf Liebe und Vertrauen gegründete Verlobung ergiebt sich im besten Einklang mit allen übrigen Verhältnissen, ändert aber fürerst weder diese, noch die Plane und Stimmungen, in welchen Niebuhr schwankt. Er muß die politischen Zustände schon dringend in die Berechnung seiner Zukunft aufnehmen, und fühlt sich davon gestört und beängstigt. Die Fortschritte der Franzosen machen ihn für Dänemark besorgt, er sieht schon alles unterworfen, und fürchtet allgemeine Verheerung, Untergang des Wohlstandes, Einbruch einer neuen Barberei. Dies ist um so merkwürdiger und bezeichnender, als gerade dieselben Befürchtungen ihn dreißig Jahre später bei der Juli-Revolution befielen, und so heftig erschütterten, daß sein frühzeitiger Tod großentheils als Folge solcher schreckhaften Eindrücke und trostlosen Erwartungen gelten muß.

Bevor er an eine bürgerliche Festsetzung denken mag, will er sich durch Reisen ausbilden, zu größeren Dingen vorbereiten, bestimmtere Entscheidung in sich reifen lassen. Denn noch immerfort ringt er zwischen Gelehrsamkeit und Staatsgeschäften, und schreitet in beiden Richtungen fort, indem er jede derselben immer auch zu Gunsten der andern auszubeuten sucht. So kann er den ursprünglich aufgenommenen Zwiespalt nie los werden, und sein Erfolg und Gewinn selber halten ihn dabei fest. England und Schottland, wo er sich beinah anderthalb Jahr aufhält, befriedigen aber seine Erwartungen nicht in dem Maße seines Strebens, und er kehrt, bereichert in man-

cherlei Kenntniſſen, aber herabgeſtimmt in ſeinen Vorſtellungen, zur Heimath zurück. Er behauptete, an Schwung des Geiſtes verloren und eine gewiſſe Genialität eingebüßt zu haben, während ſeine Stimmung und Thätigkeit gleichförmiger geworden ſei.

Die praktiſche Laufbahn, durch günſtige Anläſſe lockend, erhielt in wiederholten Berathungen, bei welchen die Wünſche des Vaters ſehr in Betracht kamen, durch die Umſtände den Vorzug, welchen die innere Neigung wohl ſchon jetzt dem gelehrten Wege würde gegeben haben. Nach einigem Aufenthalt in Holſtein, wo er ſich mit ſeiner Verlobten nun auch verheirathet hatte, ging er im Juni 1800 nach Kopenhagen, und wurde daſelbſt in den Finanzgeſchäften angeſtellt. Hier fühlte er ſich eine Zeit lang ſehr glücklich. Die Arbeiten wurden ihm leicht, und hatten guten Erfolg. Doch mit dem eigentlichen Weltleben konnte er ſich nicht befreunden, ſondern er zog ſich ſoviel er durfte zurück, und wandte ſeine ſpärliche Muße den gelehrten Forſchungen und Genüſſen zu, welchen nicht alle ſeine Zeit und Kraft widmen zu können er oft ſehnſüchtig bedauerte. Seine Empfindungen ſollten aber bald heftiger angeregt und gekränkt werden, als die politiſchen Spannungen einen Krieg zwiſchen England und Dänemark herbeiführten, Nelſon mit einer engliſchen Flotte Kopenhagen angriff, und die däniſche Sache nicht zu behaupten war. Niebuhr litt unſäglich bei dieſen Vorgängen, in deren Folge nun auch eine größere Hinneigung Dänemarks zu Frankreich eintreten mußte. In ſeiner perſönlichen Stellung jedoch, in der Leitung und Gunſt des trefflichen Miniſters Grafen von Schimmelmann, erfuhr er nur Gedeihen und För-

derung, und vereinigte zuletzt mit andern wichtigen Aemtern das eines Direktors der Bank. Die Finanz- und Börsengeschäfte wußte er mit der Erlernung des Arabischen, mit dem Studium alter Geschichte und selbst mit Uebersetzungen aus dem Demosthenes glücklich zu durchflechten. Die Rechtschaffenheit und Einsicht, welche seine Geschäftsführung auszeichneten, waren allgemein anerkannt; sein guter Ruf drang auch nach Berlin, und bald war der Eifer des Ministers vom Stein bemüht, den vielfach empfohlenen Mann in den preußischen Staatsdienst herüberzuziehen. Niebuhr hatte nie den Gedanken gehabt, in andern als dänischen Diensten zu stehen, die er einzig mit gelehrter Beschäftigung vertauschen zu können schien. Jetzt aber sollte in einem eröffneten höheren Amte ein junger Mann von vornehmer Geburt ihm, dem ausgezeichneten und höchst verdienten Bürgerlichen, vorgezogen werden, und diese Kränkung erfüllte ihn mit heftigem Unmuth und bittrem Verdruß. Jene Bevorzugung unterblieb zwar fürerst, allein Niebuhr sah nun in seinem dänischen Verhältniß kein Gedeihen mehr, und nach mancher Zögerung und erneuerten Verhandlung, ging er endlich auf die preußischen Anträge ein, nahm in Dänemark seinen Abschied, und begab sich nach Berlin, um daselbst eine bedeutende Stelle bei der Finanzverwaltung zu übernehmen.

In seinen ursprünglichen Anlagen früh mehr gehemmt als gefördert, von seinem eigentlichen Beruf abgelenkt, in politischen und persönlichen Empfindungen verletzt, den Seinigen entrückt, und auf ein neues Vaterland angewiesen, bietet uns Niebuhr schon den Anblick eines sich in Erfolgen verhüllenden Mißgeschickes. Doch die här-

teſte Prüfung dieſer Art ſtand ihm erſt bevor. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Berlin erfolgten die Schlachten von Auerſtädt und Jena, deren Unglück in ſchneller Folge ſich gränzenlos entwickelte, und Preußen dem Untergang nah brachte. Nun galt es einzig, dies Unglück mitzuleiden, ſeine Verwicklungen mitzutragen und mitzuverarbeiten. Die Flucht führte nach Königsberg und Memel, ja über dieſe äußerſte Gränze hinaus bis Riga, und als der unglückliche Krieg endlich in einen troſtloſen Frieden überging, zeigte dieſer nur Zerrüttung, Armuth und Drangſale jeder Art. Niebuhr beſtand dieſe harten Geſchickesſchläge mit edlem Muth und treuer Ausdauer. Er fand Gelegenheit, in den ſchwierigſten Verhältniſſen wichtige Dienſte zu leiſten, half im Verein mit den trefflichſten und würdigſten Männern retten und herſtellen, und wurde, er der neuhinzugekommene Fremde, beim Wiederaufbau des Staates bald den erſten und würdigſten Werkführern beigezählt. Dieſe verhängnißvolle Zeit läßt uns die große Geſinnung, den reinen Eifer und die helle Einſicht Niebuhr's im höchſten Glanze ſehen. Seine politiſche und perſönliche Tugend hat ſich nie ſchöner bewährt. Doch konnten die Verhältniſſe, in denen er ſtand, ihn nicht befriedigen, und er kämpfte fortdauernd in ihnen mit Widrigkeit und Täuſchung. Eine Sendung nach Holland, die ihm übertragen wurde, um eine Geldanleihe für Preußen dort zu unterhandeln, machte einen längern Aufenthalt in dieſem Lande nöthig; allein das Geſchäft wollte nicht gelingen, und Niebuhr kehrte mißmuthig in die ſchwierigen und ihn aufreizenden Verhältniſſe nach Königsberg und Berlin zurück.

Der Miniſter vom Stein hatte die Verwaltung auf-

geben und nach Oesterreich flüchten müssen, die Männer, welche den Geschäften vorstanden, waren für Niebuhr nicht eingenommen, der Gang, den sie befolgten, schien ihm unrichtig, sogar verderblich. Ein für ihn günstiger Umstand, daß er in der allgemeinen Bedrängniß mit eignem Gelde hinreichend versehen war, und daß er seine Zukunft als Kaufmann oder Gelehrter überall sichern zu können glaubte, machte ihn äußerlich ganz unabhängig, und er verzichtete sogar auf einen Theil seiner Besoldung. Aber noch weit größer war seine innre Selbstständigkeit. Sie gründete sich zuvörderst auf das Bewußtsein redlicher Gesinnung und reiner Uneigennützigkeit, sodann auf das Uebergewicht seiner Kenntnisse und Einsichten, denen in ihrer Allgemeinheit kein Zweifel entgegenstand. Allein diese unschätzbaren Eigenschaften fanden wie immer bei ihrer Anwendung vielfache Bedingnisse, die sowohl nachgiebig zu umgehen als auch kühn zu beseitigen die Kunst des Staatsmannes ist; Niebuhr aber stellte seine Ueberzeugung stets voran, wollte nur nach eigner Ansicht verfahren, und fühlte bald, daß er hiezu an der Spitze der Geschäfte stehen müsse. Daher entstand in ihm die Meinung, er müsse Minister sein, eine Meinung, die sich in seinen und seiner Frau mündlichen Gesprächen noch ganz anders äußerte als in diesen Briefen, daher das Streben, sich in seinen Geschäften wie er es nannte „souverain" zu machen, und nicht nach Vorschriften, sondern nach eignem Ermessen zu verfahren. Einem tiefen Spruche des von ihm hochgehaltenen Mirabeau entgegen, qu'en affaires on ne marche qu'avec les hommes, wollte er die Einwirkung der Andern ausschließen, ja kaum gesellig leben mochte er mit ihnen,

wenn ſie nicht ſchon einſtimmende Freunde waren. Wir müſſen es anerkennen, dieſer Ehrgeiz ruhte auf edlem Grunde, und Niebuhr würde jede ihm anvertraute Wirkſamkeit gewiß einzig zum Gemeinbeſten ausgeübt haben. Aber ſein Anſpruch war darum nicht weniger höchſt bedenklich, und unſres Erachtens unbegründet. Seiner Eigenſchaften mit Recht verſichert, täuſchte er ſich doch über deren Wirkung und Umfang. Er hätte es wiſſen können, daß die Staatsgeſchäfte ihn eigentlich nie völlig befriedigten, daß er ſich aus deren beſtem Gedeihen ſtets mißmuthig zu den Studien zurückſehnte. Auffallend iſt es auch, daß gerade da, wo er am meiſten ſelbſtſtändig in Geſchäften handeln konnte, z. B. in Holland und ſpäter in Rom, ſeine Bemühungen keinen Erfolg hatten, hingegen diejenige Thätigkeit, welche er unter der Oberleitung Schimmelmann's und Stein's ausübte, gedeihlich von Statten ging, und ſeinen Geſchäftsruhm begründet hatte. Niebuhr verkannte in dieſer Beziehung ſeinen Beruf unſres Bedünkens ganz und gar, wie denn auch ſeine Einbildung in manchem perſönlichen Vermögen weit über die Wirklichkeit hinausging, wenn er z. B. ſich wohlgefällig ſchmeichelte, im Geſpräch unter vier Augen könne ihm nicht leicht jemand entgehen, oder mit völliger Zufriedenheit ſich das Zeugniß gab, rein und fertig franzöſiſch zu ſchreiben dürfe er ſich nun rühmen, während er doch, ungeachtet großer Mühe und Sorgfalt, darin nur ſchwach blieb. Die ſittliche Kraft ſeines Gemüths und das Gewicht ſeiner weſentlichen Kenntniſſe liehen aber auch ſeinen Irrthümern einen mächtigen Drang, und da derſelbe ſich doch an ſtärkern Perſönlichkeiten und höheren Stellungen nothwendig brechen mußte, ſo wuchs

die Verbitterung Niebuhr's in feindliche Widerſetzlichkeit, er trat den oberſten Behörden heftig entgegen, und beſchuldigte dieſelben, indem er alle Zwiſchenſtufen überſchritt, am höchſten Orte verderblicher Plane und Maßregeln. Dies auf ſolche Weiſe in Preußen ganz unerhörte Beginnen verfehlte ſeinen Zweck. Niebuhr wurde höchſten Ortes mißbilligt, und trat nun aus den Finanzgeſchäften zurück. Er wünſchte Profeſſor der Geſchichte zu werden, allein die Thätigkeit eines ſolchen wurde ihm eröffnet, ohne daß er ſeinem Dienſtverhältniß zu entſagen brauchte. Ueberhaupt bezeigten die damalige und die ſpätere Staatsverwaltung gegen Niebuhr, der doch nicht ſelten als entſchiedner Gegner ſich benahm, eine edle Mäßigung und ſchonende Rückſicht, die, wenn auch ſeinem Karakter und Verdienſte durchaus gebührend, doch den Männern, welche dieſe unter ſolchen Umſtänden willig anerkannten, zum daurenden Ruhme gereicht. In ſeinen Briefen ſcheint er dies wenig zu würdigen, er äußert ſich oft mit ſo herbem Grimm über die Gegenſeite, daß dieſe, dürfte man ihm völlig glauben, in ſchmähliche Verachtung fallen müßte. Hier aber heißt es billig, man müſſe beide Theile vernehmen, und bevor dies in gehöriger Weiſe geſchehen kann, wollen wir vorläufig ausſprechen, daß eine nicht einſeitig, ſondern von mehreren Seiten beleuchtete Geſchichte jener Verwaltungs- und Organiſationskämpfe Preußens die Urtheile Niebuhr's ſehr zurechtweiſen und bedingen, ja ſeine eigne Fähigkeit, den damaligen Angelegenheiten vorzuſtehen und an der höchſten Staatsleitung Theil zu nehmen, größtentheils verneinen würde.

In demſelben Maße, wie dieſe Mißverhältniſſe ihn

von den Staatsgeschäften abstießen, mußte sein ursprünglicher Hang, der auch inmitten aller Lockungen und Erfolge des Ehrgeizes fortdauerte, ihn nur um so stärker zu den Wissenschaften und zu gelehrter Wirksamkeit hinziehen. Was sich dort löste, knüpfte sich hier also gleich an, und so war es eigentlich nur ein sanfter Uebergang, den er machte, und seine neue Stellung war schon bereitet und reichlich ausgestattet, als er der früheren entsagte. Auch hierin gebührt der preußischen Verwaltung ein ausgezeichnetes Lob, mit so freisinniger und würdiger Weise den persönlichen Wünschen die Hand geboten zu haben.

Niebuhr blieb als Geheimer Staatsrath in einem geschäftlosen Dienstverhältniß, das ihm den Wiedereintritt in thätige Wirksamkeit offen hielt, übrigens aber völlige Freiheit für die gelehrten Arbeiten ließ, denen er sich jetzt ausschließlich widmen wollte. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und in dieser Eigenschaft begann er an der Universität zu Berlin, deren Eröffnung eben eintrat, seine Forschungen über die römische Geschichte vorzutragen. Mit dieser für ihn in solcher Art zum erstenmal erlangten Thätigkeit ergoß sich über Niebuhr's Wesen ein ganz frisches Leben, sein Geist erging sich in den ihm gemäßesten Bahnen, sein Gemüth empfand neue Heiterkeit und Kraft. Wenn er von diesen Studien spricht, so erkennt man bald, daß sie kein trauriger Nothbefehl getäuschten Ehrgeizes sind, sondern den Kern seines Wesens aufschließen, und ihm die glücklichste Befriedigung gewähren. Die Zeit von 1810 bis 1813, während er jene Vorträge hielt, und auf den Grund derselben die beiden ersten Bände seiner römischen Geschichte

zum Druck ausarbeitete, bildet unstreitig den reichsten und glücklichsten Abschnitt seines Lebens, den für seinen Ruhm entscheidendsten. Die Briefe dieses Zeitraums geben eine erfreuliche Schilderung seines geistesregen Eifers und seines in diesem Gebiete sichern Erfolgs und rein empfundnen Glücks. In diesen Abschnitt fallen seine reichhaltigsten, schärfsten Urtheile, seine gediegensten Freundschaftsverbindungen, ja sogar seine tiefste Selbsterkenntniß; der schöne Brief an Jacobi vom November 1811, worin er bekennt und beklagt, daß er mit einer innern Disharmonie geboren sei, ist in solchem Betreff besonders merkwürdig. Auch in der Darlegung seiner Religionsansicht, welche den geforderten Glauben ehrt, aber nicht als ihm eigengehörig zu bekennen vermag, ist die löblichste Aufrichtigkeit. Der Mann, der auf diese Weise über sich selber offen und tüchtig zu reden vermag, ist der höchsten Achtung werth.

Mit dem Jahre 1812 mußten die politischen Ereignisse wieder lebhaftere Theilnahme fordern, und das Frühjahr 1813 löste alle wissenschaftliche Thätigkeit in die für die vaterländische Sache und für die Kriegsanstalten auf. Niebuhr ergriff das Nächste, und gründete eine Zeitung, den preußischen Korrespondenten, dann aber wollte er auch selbst mit in den Kampf gehen; er bot sich einem General zum Sekretär an, dachte im Generalstabe nützlich zu sein, und hielt sich sogar zum gewöhnlichen Waffendienste bereit; aber seine Fähigkeiten wiesen ihm andre und höhere Aufgaben an. Der Staatskanzler Hardenberg übersah die Anwandlungen des Mißmuths und der Bitterkeit, behielt nur das Verdienst im Auge, und war wie

immer bedacht, auch in dem Gegner dies zu ehren und für die Sache des Vaterlandes zu nutzen.

Niebuhr wurde in das preußische Hauptquartier berufen, und hier in Geschäften mannigfach zu Rath gezogen und beauftragt. Wiederholte Kränklichkeit führte ihn, nachdem die Stürme des Krieges sich entfernt, in die frühere Muße nach Berlin zurück. Allein schon im Februar 1814 empfing er wieder den ehrenvollen Auftrag, in Holland mit englischen Bevollmächtigten die ferneren Subsidiengeschäfte zu ordnen. In Holland wurde er veranlaßt, wiewohl er sich noch kurz vorher gegen alle sogenannten Konstitutionsfabriken erklärt hatte, eine Verfassung für das neuerrichtete Königreich der Niederlande auszuarbeiten, die jedoch unberücksichtigt blieb. Seine Geschäftsverhandlung brachte er nur unter großen Schwierigkeiten vorwärts, und nicht zu Ende. Krank und mißmuthig kam er nach Pyrmont, hielt sich hier, in Holstein und Hamburg, längere Zeit auf, und war im Oktober 1814 wieder in Berlin.

Hier schließt nun der erste Band dieser reichen und bedeutenden Mittheilungen, und wir hoffen, daß der zweite bald nachfolgen, und das Bild der würdigen Persönlichkeit und der inhaltvollen Zeitbeziehungen, in welchen sie erschienen ist, vollenden wird. Wir werden hier Niebuhr zunächst wieder als Schriftsteller hervortreten sehen, und zwar als politischen, der beauftragt ist, die Verhältnisse Preußens in Betreff Sachsens zu erörtern; seine Schrift, in ihrer Rechtsentwicklung durch übergroßen Scharfsinn fast gefährdet, ist überall vortrefflich, wo Gesinnungen und allgemeine Bezüge zur Sprache kommen. Die Wiederkehr Napoleon's von Elba, der Tod der geliebten

Gattin, und die neuen politiſchen Gährungen, erſchütterten nach einander ſein Gemüth, und der angehäufte Mißmuth drängte ſich auch ferner in bittren Aeußerungen hervor. War er in jener frühern Schrift mit Nachdruck für die Sache des Landes und im Sinn der höchſten Staatsbehörde aufgetreten, ſo nahm er durch eine ſpätere an dem innern Kampfe Theil, der zwei entgegenſtehende Partheien heftig aufregte. Seine bittre, kraftvolle Schrift gegen den Geheimrath Schmalz, welcher das Beſtehen geheimer Bünde bezeichnet und ſtaatsgefährlicher Richtungen beſchuldigt hatte, war, in Verbindung mit einer noch leidenſchaftlicheren Schrift Schleiermacher's, ein augenblicklicher Sieg; doch mit den leitenden Einflüſſen ſchien Niebuhr hiedurch völlig entzweit, und ſeine Ausſicht im Staatsdienſte für immer verdunkelt. Letzteres war indeß nicht der Fall; auch bei ſonſtigen Gegnern überwog die Anerkennung, und als Niebuhr zum preußiſchen Geſandten in Rom ernannt wurde, galt dies allſeitig für eine der Perſon wie den Sachen vollkommen gemäße Zuſtändigkeit. Eine zweite Heirath verhieß auch auf dem neuen Lebensweg in der Fremde das gewohnte häusliche Glück. Ueber den Aufenthalt in Rom haben wir gewiß die anziehendſten Nachrichten und merkwürdige Bekenntniſſe zu erwarten, aus denen ſich denn auch ergeben wird, wie ſo eine Stellung, die ſchon an ſich eine der günſtigſten in der Welt, für einen Mann aber, dem die Geſchichte Roms zur Mitte aller Lebensthätigkeit geworden war, vollends die Fülle aller Wünſche dünken mußte, gleichwohl dieſe nicht befriedigte. Auch hier erwehrte ſich Niebuhr eines heftigen Mißmuthes nicht, den theils die geſandtſchaftlichen, meiſt erfolgloſen Geſchäfte,

theils das Unbehagen ſo mancher Lebensverhältniſſe, und ſogar, wie ſtatthafte Zeugen verſichern, die zu nah bedrückende Laſt des Alterthums ſelbſt, ihm verurſachten. Nach wenigen Jahren ſchon konnte er einwilligen, eine Stellung aufzugeben, für die kaum ein Erſatz denkbar ſchien. Dennoch fand er dieſen, und zwar ſeinem tiefſten, von früher Jugend in ihm gelegenen und ſtets zurückgeſetzten Wunſche gemäß, in der Stellung eines Lehrers der Geſchichte an der Univerſität zu Bonn. Hier genießt er zum zweitenmale das Glück ungeſtörter wiſſenſchaftlicher Arbeiten, hier ſetzt er ſeine römiſche Geſchichte wieder fort, greift in weite Gebiete der Gelehrſamkeit wirkſam ein, und ſieht eine ſtrebende Jugend um ſich her, die ihn ehrt und liebt. Ueber alle dieſe Arbeiten und Verhältniſſe, über den Einfluß, welchen er, auch ohne es zu wollen, fortgeſetzt auf Staat und Welt behielt, über ſeine Bezüge zu Freunden, zu Gegnern — befehdet von dem Ernſte Delbrück's, von den Scherzen Schlegel's — endlich über ſeinen allzu frühen Tod, den die im nahen Frankreich wiederausgebrochenen Stürme beſchleunigten, hoffen wir in dem erwarteten zweiten Bande dieſes Werkes die näheren Angaben und Aufſchlüſſe welche, wenn ſie auch für uns ſchwerlich ganz Neues und Unbekanntes bringen, doch das Bekannte lichtvoller und farbenreicher darſtellen und durch unwiderſprechliche Zeugniſſe beſtätigen werden.

Faſſen wir die verſchiedenen Seiten und Erſcheinungen, welche ſich uns bisher einzeln dargeboten und unſern Antheil erregt haben, in ihrem Geſammtbezuge, der das Individuum ſelber iſt, ſo laſſen ſich folgende Ergebniſſe der Betrachtung kaum vermeiden. Das ent-

ſchiedne Verdienſt Niebuhr's lag in ſeinem großen Wiſſen, und dann in der ſtrengen Redlichkeit, die er zu jedem Streben mitbrachte und darin behauptete. Dieſe beiden Momente genügen, einen ausgezeichneten und edlen Menſchen, ein bedeutendes Geiſtesgepräge und eine hohe Seelenwürde darzuthun. Aber die lange Stufenreihe geiſtiger und ſittlicher Eigenſchaften, welche innerhalb jener beiden Endſtützen ſich geſtalten, durcheinander bewegen, die einzelne Lebensthätigkeit und das wirkſame Urtheil beſtimmen, bot ein ſonderbares Gemiſch, worin jene Vorzüge wohl nie ganz verſchwanden, doch mitunter zu entſchiednen Nachtheilen ſich trübten. Wir haben nicht die Abſicht, dieſen innern Miſchungen und Zuſtänden in den Tiefen der Seele nachzuſpüren, noch ſie im Einzelnen gegen einander abzuwägen, ſondern wollen nur die Eigenſchaften, welche am entſchiedenſten in ihm gegen die Welt an den Tag traten, mit kurzer Andeutung bezeichnen.

Ein Staatsmann, müſſen wir zuvörderſt ſagen, war er nicht, wenigſtens nicht in dem Sinne, in welchem er es zu ſein meinte. Schon ſein Streben zu Welt und Geſchäften hielt nicht Stand, ſie wurden ihm gleich zu viel, und erfüllten ihn doch nicht, ſein Hang zu gelehrten Arbeiten überwog. Zum höheren Leiten und Verwalten fehlte ihm aber auch das Talent; er konnte Sachen und Menſchen in einzelnen Richtungen leicht und ſcharfſinnig auffaſſen, aber der Zuſammenhang des Lebens entging ihm, und die Ereigniſſe, welche er doch bisweilen ſogar vorherſagte, befremdeten und verwirrten ihn, wenn ſie eintraten. Seine Kenntniſſe und Einſichten konnten allerdings in Staatsſachen dienen, ja durften als

höchſt erprießliche gelten, aber nur indem er ſie als Rath und Hülfsmittel darbot, oder als Anklage und Vorwurf entgegenhielt. In dieſem Betracht hätte er in einem parlamentariſchen Staate eine große Wirkſamkeit ausüben können, wo nicht als Redner, doch als Sachverſtändiger, und daher als nützlicher Freund und gefährlicher Gegner. Wirklich ſtand er meiſt in der Oppoſition, einer Stellung, deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit im Staate uns erſt neulich Gans mit kurzen Worten geiſtvoll dargethan, und übte dieſelbe bis zuletzt auf mannigfache Weiſe, zwar ohne Rednerbühne, aber durch Schrift und Geſpräch, und gewiß nicht ſelten mit bedeutender Wirkung aus!

Was ihm als Staatsmann abging, kam ihm großentheils um ſo mehr als Menſchen zu Gute. Seine gefühlvolle Herzlichkeit, ſein kindlicher Sinn, ſeine Lauterkeit und Treue, ſeine geiſtige Abſonderung und edle Entſagung, alle dieſe Eigenſchaften, welche ihn wahrhaft liebenswürdig machten, würden bei größerer ſtaatsmänniſchen Zumiſchung nicht ſo im Vorgrunde ſeines Weſens haben verweilen können. Dagegen hätten freilich ſeine Reizbarkeit und der heftigſte Mißmuth, der ſich daraus ergab, die übertriebenen Anſprüche, die er ſtets an ſich ſelbſt und oft auch für ſich machte, ſo wie die bittre Schärfe und harte Einſeitigkeit des Urtheils, durch die er Andre kränkte, ſich bei etwas mehr weltmänniſcher Faſſung und Grazie zu milden Aeußerungen herabſtimmen müſſen.

Mit vielen hochbegabten Menſchen, und gleich mit dem Miniſter vom Stein, der ihm ſo geehrt und befreundet war, theilt Niebuhr den Mangel des äſthetiſchen

Urtheils. Was er an den Dichtern alter und neuer Zeit schätzte, war nicht das Dichterische. Seine Aeußerungen über Goethe's Wilhelm Meister geben die Schwäche seiner Auffassung in dieser Hinsicht völlig bloß. So gelangt auch seine eigne Darstellungs- und Ausdrucksweise nicht zur siegenden Meisterschaft. Er ringt fast immer mit der Sprache, ist in seiner Schreibart höchst ungleich, und macht die ungelenksten und schleppendsten Wendungen; nur wenn er das ihm ganz Vertraute und Eigne aus dem Innern hebt, ist er meist auch im Ausdrucke vortrefflich, wie zahlreiche Stellen sowohl in der römischen Geschichte als auch in den gegenwärtigen Briefen darthun.

Sein sittliches Urtheil ist nicht frei von Uebertreibung, im Lobe sowohl als im Tadel, doch ist es nie ganz willkürlich und grundlos; immer ist es eine richtige Wahrnehmung, die ihn leitet, und nur für ihren Ausdruck ist er oft ohne Maß. Uns ist es als eine schöne Eigenheit seiner Urtheile über Menschen aufgefallen, daß er im Guten besser und sichrer urtheilt, als im Schlechten, und daß da, wo er haßt und tadelt, mehr abzurechnen und zu beschränken ist, als wo er liebt und rühmt. Da immer etwas Erschautes zum Grunde liegt, so bleiben seine Urtheile immer merkwürdig, und geben Stoff zum Nachdenken. In diesem Betreff sind besonders die scharfen Stellen über Schleiermacher, Herder und Johannes von Müller von großem Interesse. Daß Verehrung und Liebe seinen Blick nicht blendeten, sondern eher schärften, bezeugen die treffenden Bemerkungen, die sich einigemal über Jacobi und Stein ihm aufdrängen.

Niebuhr's gesammte Erscheinung hat etwas Gemischtes

und Sonderbares, das ſich nicht leicht unter gewöhnliche Benennung bringen und mit Aehnlichem zuſammenſtellen läßt. Die Zeit dürfte ſchwerlich ſo bald wieder eine ſolche Geſtalt entſtehen laſſen. In Bezug auf Natur-Anlagen, Entwicklung und Schickſal iſt er das vollkommenſte Widerſpiel von Goethe, dem gelungenſten und reifſten Menſchen des Jahrhunderts. In ſeinem Verhältniß zum Staate möchten wir ihn mit Chateaubriand, in ſeiner beweglichen Gefühlsweiſe mit Johannes von Müller vergleichen; als Autor jedoch hat er nicht die glänzende Phantaſie des erſtern, noch die ſchriftſtelleriſche Fertigkeit des letztern; an Scharfſinn, Gründlichkeit und Gediegenheit übertrifft er beide; an Reinheit der Geſinnung und des Wandels aber ſteht er uns ohne alle Vergleichung auf der höchſten Stufe.

Werke von Alexander Puſchkin. Band 1—3. St. Petersburg, 1838.

Noch nicht lange iſt es, daß der frühzeitige unglückliche Tod des ruſſiſchen Dichters Alexander Puſchkin allgemein die Gemüther zu trauervoller Theilnahme erregte, die auch da, wo ſein Werth als Dichter nicht unmittelbar empfunden werden konnte, dem Verhängniſſe, welches den Menſchen betroffen hatte, nicht fehlen konnte. Daß er ein Dichter geweſen, wurde dabei auf Treu und Glauben angenommen, und allerdings durfte die Begeiſterung, mit der ſeine Landsleute ihn prieſen, die ein-

ſtimmige Anerkennung, welche ſein Talent bei ihnen erfuhr, und das tiefe Gefühl, mit dem ſeine Dichtung von allen Klaſſen der Nation aufgenommen wurde, als vollgültiges Zeugniß dienen. Wer hätte auch bei uns Deutſchen, deren wir in jedem Betracht hier zuerſt gedenken müſſen, über eine Erſcheinung urtheilen ſollen, die als ein Wunder von jener Region des nordiſchen Himmels her verkündigt wurde, wo für unſern Blick nur undurchdringliche Nacht verbreitet lag, ja wohin dieſer Blick ſich kaum hinwenden mochte? Wir, die wir des Ruhmes genießen, für alle Völker und Sprachen, die älteſten, dunkelſten und entlegenſten, eifrigen Sinn und überflüſſige Kraft zu haben, die wir keinen, für geiſtige Auffaſſung und Bearbeitung erreichbaren Gegenſtand zu verſäumen pflegen, wir ſind in Betreff der uns ſo nahe anwohnenden, mit uns verzweigten und in aller Weiſe ſo höchſt wichtigen Slawen bisher im Rückſtande geblieben. Die Bemühungen Schlözer's, uns in die ruſſiſchen Geſchichtsquellen einzuführen, ſtehen ſeit langer Zeit abgebrochen da. Zwar haben wir nicht aufgehört, dem ruſſiſchen Reiche die fruchtbarſten That- und Bildungskräfte zuzuſenden, und ſie wirken dort in anerkanntem Segen und Ruhm; aber daheim widmeten wir der ruſſiſchen Sprache und Litteratur nur wenige Aufmerkſamkeit, und faſt gar keine Beſchäftigung. Dies muß um ſo mehr auffallen, als gerade in den neuſten Zeiten, nach vollbrachten brüderlichen Kämpfen zu gemeinſamer Befreiung und gemeinſamem Siege, beide Völkerſchaften einander näher ſtehen mußten, und die Macht und der Einfluß Rußlands auch für uns in immer größere Bedeutung trat.

Es ist nicht dieses Ortes, die Ursachen zu entwickeln, aus denen sich erklärt, weßhalb wir, bei so großen Verknüpfungen der Geschichte und so dringendem Zusammenhang der Lage, dennoch von den östlichen Nachbarn uns fast ganz abgewendet hielten, und unsere Neigung und Streben gleich nach erlangtem Frieden wieder nach Westen kehrten, woher so lange Zeit uns nur Noth und Bedrängniß gekommen war, und woher noch jeden Augenblick der gefährlichste Feind uns bedrohen konnte. Wir begnügen uns, die Thatsache anzumerken, und geben zu, daß die Stimmungen und Richtungen der Völker nicht so mächtig und durchgreifend erscheinen könnten, wenn sie nicht ihre eigenthümliche, in den Umständen des Tages gegebene Berechtigung hätten; allein wir dürfen diese doch nicht so weit ausdehnen, daß wir uns dadurch verleiten ließen, um der vorübergehenden Tagesforderungen willen die bleibenden Jahresbedingungen zu mißkennen, und der ruhige Beobachter wird stets bedauern, wenn er Verhältnisse, auf welche Natur und Geschichte ihre großen Anweisungen ausstellen, von denjenigen selbst vernachlässigt sieht, deren Beruf und Schicksal unausweichlich in jenen betheiligt bleiben muß.

Dies Letztere dünkt uns für die Deutschen unzweifelhaft. Rußland schreitet unaufhaltsam zu Entwicklungen fort, deren künftige Gestalt, wie riesenhaft auch schon jetzt vieles dazu sich anläßt, in vollem Umfange zu ermessen selbst der kühnste Seher nicht unternehmen darf; wir sind überzeugt, daß diese Entwicklungen auch einen großen Theil unseres deutschen Lebens angehen und bedingen werden, und daß noch viele Gemeinschaft und die thätigste Wechselwirkung beiden Völkern beschieden

ſei. Wie nun auch das, was wir zuſammen zu ſchaffen, zu durchleben und zu verarbeiten haben, ausfallen möge, ſtets wird es ein Erforderniß ſein, ſich näher zu kennen, zu verſtehen. Was die Ruſſen ihrerſeits bisher in dieſer Richtung gethan, iſt bedeutend und fruchtbar, und in aller Hinſicht dankenswerth. Wir aber ſind auf unſerer Seite ſehr zurückgeblieben. Ja wir hegen noch ziemlich allgemein das Vorurtheil, daß die ruſſiſche Sprache, rauh und ungebildet, und die ruſſiſche Litteratur, kaum beginnend und meiſt fremden Vorbildern nachſtrebend, uns wenig darbieten könne, was eines darauf zu verwendenden Fleißes werth ſei.

Doch gerade ſeit jenem Kampfe, den wir gemeinſam beſtanden, und der in Rußland alle Nationalkraft erweckt und zur Theilnahme, erſt der Gefahr und dann des Sieges und Ruhmes, herausgefordert hatte, war aus dem großen Gemeingefühl, nach ſo vielen tapfern Thaten, auch ein geiſtiger Bildungstrieb emporgedrungen; die Ruſſen lernten ſich als Nation ſchätzen, und anſtatt ihre Volksthümlichkeit, wie früher, zu verbergen und zu verläugnen, ſtellten ſie ſolche frei hervor, und nahmen von dieſem Grunde aus einen neuen Aufſchwung, der alle Erwartungen übertraf, und der glänzend bewies, daß in den Völkern, wie in dem Einzelmenſchen, die nach Einer Seite vorſtrahlende Tüchtigkeit leicht auch in andere Richtungen einlenken, und dort gleichen Erfolg erlangen könne. Wir aber wußten von dieſem geiſtigen Aufſchwunge wenig, oder glaubten nicht daran. Einzelne Namen drangen zu uns, aber der nähern Kenntniß entbehrten wir um ſo williger, als uns immer vorzugsweiſe gerühmt wurde, wie viel des Unſrigen dort mit-

erblühe, deſſen wir denn genug zu Hauſe hatten, um es nicht erſt in unbekannter Sprache aufſuchen zu wollen. Die wegen ihres glücklichen Ausdrucks gerühmten Ueberſetzungen Shukoffskii's aus Schiller, Goethe, Uhland mußten wir, gleich ſeinen eignen Dichtungen, in ihrem Werthe dahingeſtellt ſein laſſen. Und wenn uns die Nachricht überraſchte, daß Goethe's Helena, von der zu reden wir ſelbſt uns lange enthielten, alſogleich zu Moskau einen gründlichen ruſſiſchen Beſprecher in Schewüreff gefunden habe, ſo durften wir in dieſer Merkwürdigkeit abermals vor allem die Ehre ſehen, die uns Deutſchen angethan wurde, ohne deßhalb dem ruſſiſch Geleiſteten näher treten zu können. Ueberſetzungen ruſſiſcher Eigenſchriften wurden wohl verſucht, — ſelten des Beſten und Würdigſten, — drangen aber nicht durch, und blieben größtentheils unbekannt.

In dieſem Zuſtande der Dinge erſchien voriges Jahr das von Heinrich Koenig herausgegebene Buch „Litterariſche Bilder aus Rußland", und entfaltete zum erſtenmal den Reichthum der neuſten ruſſiſchen Litteratur vor unſern Augen. Dieſes treffliche, zeitgemäße Buch, aus mehrfachen Quellen geſchöpft, aber beſonders aus den zuverläſſigen Mittheilungen des edlen Melgunoff, gab uns eine Ueberſicht bisher ungekannter Autoren und Schriften, deren Menge und Mannigfaltigkeit in Erſtaunen ſetzte. Aufſehen und Theilnahme wurden allgemein erweckt, doch freilich nicht in demſelben Maße befriedigt. Wir fanden Namen genug, lebendige, friſche Nachrichten, die fruchtbarſten, aufhellendſten Andeutungen, aber die Kenntniß der litterariſchen Gebilde ſelbſt war damit nicht ertheilt. Die Sprache ſchon bildet eine ſchwer zu über-

ſteigende Scheidewand. Ueberſetzungen, deren es manche ſehr vorzügliche giebt, wir nennen die der Frau von Pawloff, gebornen von Jäniſch, Karls von der Borg, P. von Goetze's und Robert Lippert's, — können hier weniger ausreichen, als in andern Fällen, wo daſſelbe Publikum, dem die Ueberſetzungen gewidmet ſind, immer auch eine große Zahl von Kennern der Urſchriften in ſich begreift, wodurch für jene ein ergänzendes, hebendes Verhältniß entſteht, deſſen die ruſſiſche Sprache bei uns noch völlig entbehrt.

Hier ſtellt ſich demnach die Aufgabe zur Erlernung der ruſſiſchen Sprache, und obgleich die Schwierigkeiten dieſes Unternehmens gewiß nicht gering anzuſchlagen ſind, ſo giebt es doch kaum ein Studium dieſer Art, das belohnender wäre. Wir müſſen hier viele Vorurtheile fahren laſſen. Die ruſſiſche Sprache, unter den ſlawiſchen gewiß die reichſte und mächtigſte, darf ſich mit den gebildetſten des heutigen Europa kühnlich meſſen. An Wortreichthum übertrifft ſie die romaniſchen, an Reichthum der Formen die germaniſchen Sprachen, und in beiderlei Hinſicht iſt ſie fortſchreitender Entwicklung fähig, deren Gränzen noch nicht abzuſehen ſind. Unſer heutiges Deutſch iſt von ſeinen Urſchätzen abgetrennt, dieſe beſtehen für ſich, und wir können ſie nicht mehr, oder höchſtens in wenigen Einzelheiten, zu uns heraufziehen; das neuere Ruſſiſch hingegen ſteht noch in friſcher Lebensverbindung mit der alten ſlawiſchen Sprache, und darf von dieſer, ſo wie von den mannigfachen, eigenthümlich ausgebildeten Mundarten, unaufhörlich das ihr Beliebige und Angemeſſene ſich einverleiben. An Wohllaut, Kraft und Lieblichkeit wird die ruſſiſche Sprache

keiner nordiſchen, oft auch den ſüdlichen nicht weichen; ſie verbindet Anhäufung der Konſonanten, die ſich bei uns faſt erſtickend drängen, mit der Fülle der Vokale, in welchen das Italiäniſche zerfließt; ſie iſt daher im ſtärkſten Vollklange jedes Ausdrucks fähig, und läßt der geſchickten Behandlung ein unermeßliches Feld. Ihre proſodiſchen und metriſchen Anlagen haben in Grund und Richtung viel mit unſern deutſchen gemein, und während ſie die klangvollſten Reime reichlich darbietet, fügt ſie ſich zugleich der ſorgfältigſten Silbenmeſſung. Wir dürfen anführen, daß die ruſſiſche neben der deutſchen die einzige Sprache iſt, welche eine Ueberſetzung der Ilias in Hexametern hat, und ſo muß hinwieder ein deutſcher Dante-Ueberſetzer ſie um die herrlichen Terzinen beneiden, durch welche Schewüreff, in ſeiner gelehrten Arbeit über den Dante, die Inſchrift des Höllenthors wiedergegeben hat. Den Wohlklang und Reiz der Verſe Shukoffskii's vernimmt auch das fremde Ohr, dem nur die Töne zuſtrömen.

Wenn in einer ſolchen Sprache die Poeſie erwacht, ſo darf man großen Erſcheinungen entgegenſehen. Zwar ohne Poeſie lebt kein Volk, und ihrer entbehrt keine Sprache zu irgend einer Zeit; aber hier gilt ein Unterſchied; auch vor Agamemnon gab es Helden, doch, wüßten wir auch ihre Namen und Thaten, ſie ſtünden immer hinter jenem zurück. Die Ruſſen durften ſchon lange ſich ihres Lomonoſſoff, ihres Derſhawin und mancher Andern rühmen; allein darum war ihre Poeſie noch nicht zum Durchbruch gekommen. Wie lange ſich ein ſolcher verzögern kann, wie eigenwillig, auch bei ſonſt üppigem Wuchſe, dieſe Blüthe ſich erſchließt, können wir

an uns ſelbſt ermeſſen: unſre Poeſie iſt von geſtern, vor Goethe und Schiller hatten die Deutſchen keinen ihre Geſammtbildung darſtellenden Dichter. Wir ſagen mit beſonderm Nachdruck Geſammtbildung, denn dieſe iſt es, welche der Dichter einer ſpätern, mannigfach ausgebildeten Epoche als Thatſache vorfinden und durch ſein Verdienſt abſchließen muß. Die Naturpoeſie des Volkes vereinigt ſich dann mit der künſtleriſchen Aneignung des allgemeinen Weltfortſchrittes, an den jede Nation ihr Recht hat, von dem ſie mitlebt, und den der Dichter mit ihrer Volksthümlichkeit vermittelt.

Eine ſolche Poeſie nun iſt in neuſter Zeit bei den Ruſſen durchgebrochen, und ihr reinſter und mächtigſter Ausdruck iſt Puſchkin. Wie zahlreich und mannigfach die Vorgänger und Nachfolger ſich um ihn gruppiren mögen, — die ſchönen Talente Gribojedoff's, Baratinskii's, Delwig's, Jaſükoff's, Benediktoff's, der Fürſten Wäſemskii und Odojeffskii, Schewüreff's, und ſo vieler Andern, — ſtets ragt er als das Haupt aller hervor, und alle finden ſich gleichſam in ihm wieder. In der That iſt er der Ausdruck der ganzen ruſſiſchen Lebensfülle ſeiner Zeit, und deßhalb im höchſten Sinne national. Das Volksmäßige, ſofern damit nur das von dunkler Vorzeit her in möglichſter Abſonderung Ueberlieferte gemeint iſt, kann auf einer entwickelteren Bildungsſtufe nicht mehr das Nationale ſein, denn gerade der edlere Theil der Nation, der geiſtig erweckte und ſich geiſtig umſchauende, würde dabei unbefriedigt bleiben. Aber die allgemeine Bildung hinwieder bedarf jedesmal eines feſten Volksgrundes, in welchem ſie wurzelt, aus dem ſie ihre Nahrung zieht. Dieſe Betrachtung müſſen wir feſthalten,

um Puschkin's eigentlichen Standpunkt einzusehen, seine Gebilde nicht ungerecht zu beurtheilen. Die Russen selbst, bescheiden hierin oder vorsichtig, sprechen nicht selten von Nachahmung bei ihm. Diese Bezeichnung dünkt uns aber sehr einzuschränken. Wir finden Aehnliches bei Lord Byron zu erinnern. Seine Poesie scheint oft Nachahmung, und ist es doch keineswegs, sondern geht aus dem eigensten Geiste hervor, auch wo sie im Einzelnen nicht immer eigen ist. Wie das allgemeine Meer, wohin jedes Land seine Ströme sendet, so ist auch der angehäufte Vorrath von Bildung und Gebilden, den die Folge der Zeiten abgelagert hat, ein Gemeingut, das jeder benutzen, woraus er sich aneignen darf, was ihm taugt und beliebt. Die Schöpfungen von Shakespeare und Goethe, die Byron'schen Stimmungen, die Victor Hugo'schen Strebungen, mit Einem Worte, der ganze Schatz litterarischer Gebilde, sind in die allgemeine poetische Atmosphäre schon übergegangen und aufgelöst, wir athmen sie als freies Lebenselement, und sie werden als solches Stoff und Bestandtheil neuer Dichtungen, die deßhalb, weil jener Uebergang in ihnen erkennbar, noch keineswegs nachgeahmte zu nennen sind. Der Geist allein ist es, der hier zu entscheiden hat, der den freien Gebieter erkennen läßt, oder den knechtischen Nachahmer. Woher hat's der Dichter? ist eine Frage, welche schon von Goethe bei mehreren Anlässen bündig erörtert worden, worauf wir hier mit Fug verweisen.

Daß Puschkin ein ursprünglicher und eigenthümlicher Dichter ist, ergiebt sich aus seinem Eindruck unmittelbar. Er mag Formen aufnehmen und Wege einschlagen, die vor ihm dagewesen; das Leben aber, welches er hervorruft,

iſt ein ganz neues. Wenn wir durch ihn öfters an Byron, an Schiller, ja an Wieland, oder an deren Vormänner, an Shakeſpeare und Arioſto, erinnert werden, ſo geht daraus mehr hervor, mit wem wir ihn vergleichen dürfen, als woher wir ihn ableiten müſſen. Mit Byron gehört er dem Zeitalter nach völlig zuſammen, und ſogar mit Schiller, dürfte man ſagen, inſofern ſich der äußere Lebenszuſtand im Weſentlichen ſeitdem nicht verändert hat. Auch die innere Welt, welche ſich im Gemüthe des Dichters erſchließt, erhebt ſich großentheils auf denſelben Grundlagen, die wir bei jenen Dichtern wahrnehmen, hier iſt derſelbe Gegenſatz und Kampf der Dichtung und Wirklichkeit, derſelbe Ueberdruß und zweifelvolle Mißmuth, dieſelbe Trauer um verlornes oder nicht zu gewinnendes Glück, dieſelbe Zerriſſenheit und großartige Ergebung, welche beſonders in Byron vorherrſchen. Allein von ihm unterſcheidet ſich Puſchkin weſentlich ſchon dadurch, daß er den genannten Eigenſchaften gleich ihren vollen Gegenſatz, nämlich eine friſche Heiterkeit beigeſellt, welche ſeine Poeſie wie ein helles Sonnenlicht durchſtrahlt, und bei düſtern Ereigniſſen und verzweifelten Empfindungen ſtets einen Troſt und eine Hoffnung bewahrt. In dieſer Richtung zur Heiterkeit, zum Guten und Kräftigen, wodurch das Herz geſtärkt und der Geiſt ermuthigt wird, möchten wir ihn mit Goethe vergleichen. Hierin eigentlich gründet ſich immer der wahre Dichterberuf, daß die Poeſie Freude und Troſt ſei, und nur um dies recht zu ſein, ſteigt ſie zu allen Schmerzen und Leiden hinab. Die ermuthigende, belebende Kraft in Puſchkin wird jeder alsbald erfahren, der ſich mit ihm beſchäftigt. Er hat eben ſo viel Sinn

für das Komiſche und Scherzhafte als für das Tragiſche und Pathetiſche, vor allem aber iſt er ironiſch, und dies ſo weit, daß er oft im beſten Sinne humoriſtiſch wird. Seine gute Laune und ſein friſcher Muth ſind immer die Grundſtimmung, über welche die andern Stimmungen nur wie Schattirungen dahinziehen. Bezeichnungsvoll iſt für dieſen Karakter auch ſein Ausdruck, überall ſchnelle Kürze, friſches, gedrängtes Bild, treffender Geiſtesblitz, ſcharfe Wendung. Von Geſuchtem, Weitſchweifigem, mit Liebhaberei unnütz Fortgeſponnenem, wird ſelten ein Dichter wenigere Spuren zeigen; ſeine Natürlichkeit, die ſich mit dem einfachſten Worte begnügt, jeden Gegenſtand raſch aufnimmt und entläßt, ſeine feurige Einbildungskraft voll Innigkeit und Größe, ſein bald ſanfter, bald herber Witz, alles vereinigt ſich, dem ſtets unterhaltenen und ſtets freien, nie gequälten Leſer einen heitern, wohlthuenden Eindruck zu hinterlaſſen.

Für den Ruſſen iſt dieſe Wirkung um ſo mächtiger, als ſie ihn zugleich in ſeinem nationalen Weſen ergreift, und das ganze Leben des Vaterlandes und der Volksgenoſſenſchaft in ihm aufregt. Puſchkin's Dichtungen ſind ganz von Rußland erfüllt, von Rußland in allen Richtungen und Geſtalten. Was dies aber bedeutet, und welcher Vortheil hiebei gerade dem ruſſiſchen Dichter erwächſt, müſſen wir näher in's Auge faſſen. Jeder Dichter, der ſich nicht in ideale Allgemeinheiten verliert, ſpricht mehr oder minder ſein Land und Volk aus, und es wird jedesmal viel darauf ankommen, wie dieſe beſchaffen ſind. Aber faſt immer zieht der hiedurch beſtimmte Kreis ſich enge genug zuſammen, und liefert meiſt nur einſeitig Gleichartiges, Nördliches, Südliches,

Gebildetes, Volksmäßiges, Angenommenes ſogar und Verabredetes.

Konnte Byron dieſer Enge entgehen, indem er zu dem Engliſchen Spaniſches, Deutſches, Italiäniſches und Griechiſches fügte, ſo mußte er ſich dieſe reichere Poeſie gleichſam erreiſen, und wenn Goethe über das Deutſche hinaus noch Römiſches und in ſpäter Zeit ſogar Orientaliſches zu gewinnen wußte, ſo gelang auch ihm dies nur durch Lebensbedingungen und Geiſtesgewalt. Der ruſſiſche Dichter aber findet in ſeinem nationalen Kreiſe dieſe Mannigfaltigkeit, des räumlich Entlegnen und des geiſtig Verſchiedenen, ganz von ſelbſt, in natürlicher Darbietung. Ihm iſt Süd und Nord, Europa und Aſien, Wildheit und Verfeinerung, Altes und Heutiges, alles gleichmäßig eigen und vertraut, und indem er das Verſchiedenartigſte ſchildert, ſchildert er immer Vaterländiſches. So wirken die Größe und die Macht des Staates, der Umfang und der Inhalt des Reiches hier günſtig ein, und wir ſehen, in welch inniger Beziehung mit dem Staate die Poeſie lebt; ganz von innen her, aus denſelben Grundſtoffen, welche den Staat gewaltig machen, wird es auch die Dichtung. Puſchkin hat dieſen Vortheil nach beſten Kräften hervorgehoben und geltend gemacht; ſeiner Behandlung der entgegengeſetzteſten Zuſtände fühlt man es an, daß ſie ihm gleicherweiſe angehören, daß er zu allen gleichmäßig berechtigt iſt, ſie ſind ſein, ſind ruſſiſch. Wir können ſeine Worte anwenden, und ſagen, „von den kalten Felſen Finnland's bis zu den Gluthen von Kolchis, von dem erſchütterten Kreml bis zur Mauer des unbeweglichen China", in der Welt alter ländlicher Sitte und in der des modiſchen Tagelebens,

in Palläſten und unter Zigeunerzelten, überall iſt er auf ſeinem Boden, und überall ſprießt ſeine Dichtung hervor. In der That bringt er dieſe reiche Welt in ihrem ganzen Umfange zur dichteriſchen Anſchauung.

Die Lebensumſtände des Dichters und ſein frühzeitiges Todesloos ſind den äußeren Umriſſen nach hinlänglich bekannt, die weſentlichen Züge berührt auch das Buch von Koenig. Die Abſtammung von der Tochter des unter Peter dem Großen zum ruſſiſchen General emporgeſtiegenen Negers Hannibal war in ſeinem Ausſehen wie in ſeinem Blute nicht zu verkennen, und er ſelbſt hielt ſich ihrer bewußt. Die Verbannung, in welche ſein Geſchick ihn wiederholt führte, war allerdings ſeiner Poeſie günſtig, er lernte dadurch Völker und Gegenden des Vaterlandes kennen, die er ſonſt wohl nicht geſehen hätte, und deren ganze Fülle er ſiegreich in ſeine Dichtungen zog. Eine glänzende Wendung erfuhr ſein Leben, als der Kaiſer Nikolaus ihn von dem fernen Landgute plötzlich nach Moskau holen ließ, ihm verzieh, ihn zu neuen Erzeugniſſen ermunterte, und hinfort ſelber ihm alleiniger Cenſor ſein wollte. Mit gleicher Großſinnigkeit übernahm der Kaiſer auch nach Puſchkin's unglücklichem Tode die Koſten für die Herausgabe ſeiner Schriften, deren durch die freigebigſte Fürſorge höchſt reicher Gewinn den Nachgebliebenen des Dichters zukommen ſoll.

Von dieſer, auf Befehl des Kaiſers veranſtalteten, durch die Freunde des Dichters und namentlich durch Shukoffskii beſorgten, neuen Ausgabe liegen bereits drei anſehnliche Bände vor. Die Anordnung bot einige Schwierigkeit dar, indem die Zeitfolge nicht füglich leiten konnte, die Gattungen aber nicht immer ſo beſtimmt

zu ſcheiden waren. Man hat den guten Ausweg erwählt, die beiden Hauptwerke, Eugen Onegin und Boris Godunoff, gleich voranzuſtellen, und die übrigen Dichtungen möglichſt in ihrer Gleichartigkeit zuſammengereiht folgen zu laſſen. Wir bedauern jedoch, daß die Zeitangabe nicht jedem einzelnen Stücke beigefügt iſt, da es oft von Wichtigkeit wäre, Früheres von Späterem zu unterſcheiden. Auch vermiſſen wir, und gewiß eben ſo mancher Eingeborne, hin und wieder eine Anmerkung, die bisweilen durch Ein Wort die nöthige Klarheit gäbe; Puſchkin ſelbſt hat mehreren ſeiner Gedichte ſolche Erklärungen angehängt, welche hier auch wieder mit abgedruckt worden, neue der Herausgeber ſind aber, ungeachtet häufigen Anlaſſes, nicht hinzugekommen. Doch dies alles kann im letzten Bande noch nachgetragen, und dann über das ganze Unternehmen auch einige Nachweiſung erſtattet werden, die wir eigentlich ſchon in einem Vorbericht erwartet hätten.

Wir wenden uns nunmehr zu näherer Betrachtung des Inhalts. Der erſte Band enthält, wie ſchon bemerkt, die beiden größten und berühmteſten Dichtungen Puſchkin's, und auf dieſe folgen einige kleinere dramatiſche Scenen. Wir wollen die einzelnen Gebilde durch würdigende Andeutungen zu bezeichnen ſuchen.

Eugen Onegin, Roman in Verſen. Dieſes Gedicht, dem die heutige Wirklichkeit den Stoff, der Rückblick auf romantiſche Vorbilder den Zuſchnitt und ein hoher Dichtergeiſt Gehalt und Schmuck verliehen, hat als treuer Spiegel des ruſſiſchen Lebens die lebendigſte Aufnahme, die allgemeinſte Verbreitung gefunden, und es giebt wohl kaum einen Winkel des weitläufigen Reichs,

wohin Onegin nicht gedrungen wäre, ſich nicht als Buch der Sprüche und Anſpielungen dem täglichen Leben immerfort darböte. Solcher Eingang bei der Nation, nicht durch gemeine Herablaſſung erkauft, ſondern vielmehr durch Erhebung gewonnen, bezeugt ſchon eine mächtige Dichterkraft. Auch erſcheint dieſe dem kritiſchen Auge in urſprünglichſter Eigenheit. Wir wiſſen in der That kein andres Gedicht aus ſchon bekanntem litterariſchen Kreiſe zur Vergleichung herbeizuziehen. Wer hier Byron's Childe Harold anführen wollte, würde nur eine Aeußerlichkeit bezeichnen, etwa wie man bei Goethe's Hermann und Dorothea die Voſſiſche Luiſe anführen konnte. Sinn und Richtung ſondern ſich, indem das Gewöhnliche behandelt wird, ungewöhnlich ab, und der Dichter ſchwebt hoch über ſeinem Gegenſtande, den er bald als ein läſſiges Spiel faſt entgleiten läßt, bald als hohen Ernſt ſchmerzlich an ſein Herz drückt. Ja wir geſtehen, daß wir, bei willigem Mitgehen in die einzelnen Stimmungen, die hier walten, und bei großer Befriedigung, die wir von dem Ganzen genießen, doch zu der eigentlichen Grundſtimmung, in welcher der Dichter zu dieſer Konzeption getrieben war, nicht durchzudringen vermögen; ſie hat für uns von außen Herantretende etwas, das ſich nicht völlig auflöſen läßt, dem Einheimiſchen aber in ſeinem unmittelbaren Darinſein vielleicht weniger auffällt. Das bunte Gemiſch von Munterkeit und Trauer, von Ironie und Rührung, Volksthümlichem und Idealem läßt ſich in dieſer Geſtalt kaum anders bezeichnen, als daß wir Ruſſiſches, daß wir Puſchkin vor uns haben.

Der Inhalt iſt kürzlich folgender: Eugen Onegin, in welchem ſich die gewöhnlichen Lebensbeſtimmungen,

Fähigkeiten, Gesinnungen und Begegnisse eines jungen Russen von Herkunft und Vermögen darstellen, und den wir in St. Petersburg das üppige und leere Weltleben des Tages mitmachen sehen, wird durch den Tod seines Oheims veranlaßt, sich einige Zeit auf dem Lande umzuthun. Verständig und wohlmeinend genug, aber durchaus prosaisch, ein reiner Ausdruck dessen, was gerade der Tag liefert, befreundet er sich doch gern einem jüngern Nachbar, Wladimir Lenßkoi, der erst aus Deutschland zurückgekehrt und ein schwärmerischer Dichter ist. Durch ihn macht er die Bekanntschaft der Familie Larin, deren Schilderung uns in das Innerste russischer Lebensart einführt, und nach allen Seiten die bezeichnendsten Züge anmuthig hinwirft. Die beiden schönen und liebenswürdigen Töchter, Olga und Tatiana, werden in ihrer Sinnes- und Gemüthsverschiedenheit hingestellt. Jene ist schon die Braut Lenßkoi's, diese verliebt sich in Onegin. In der Unschuld und Stärke ihres Gefühls schreibt sie ihm eine Liebeserklärung voll zarten Reizes und warmer Jugend, einen Brief, von dem es nicht zu verwundern ist, daß er sich, wie man uns sagt, überall dem Gedächtniß der jungen Welt eingeprägt hat. Onegin aber ist so kalt und ehrlich, vernünftige Lehren darauf zu erwiedern. Unglücklicherweise weckt er aber durch sein weiteres Benehmen die Eifersucht Lenßkoi's, das Feuer wird geschürt, es erfolgt ein Zweikampf, und Lenßkoi wird erschossen. Der Jammer dieses Ereignisses ist groß; doch Tatiana's Neigung besteht ungeschwächt. Onegin aber meidet nun die Heimath, und geht auf Reisen. Diese Reisen sollten anfangs mit Ausführlichkeit erzählt und dem Gedichte einverleibt werden, allein Puschkin gab

den Vorsatz wieder auf, und nur einige Bruchstücke sind jetzt als Anhang beigefügt. Wir begleiten dann die Familie Larin, bei deren häuslichen Festlichkeiten wir die ganze Nachbarschaft in vollem Glanze ihrer provinzialen Bildung kennen gelernt, zu den höheren Kreisen der Hauptstadt Moskau, deren große Welt in ihrer Eigenart karakteristisch geschildert wird. Tatiana, auf deren Verheirathung es abgesehen war, erweckt die Aufmerksamkeit und Neigung eines Generals, und wird dessen Gattin. Als nach geraumer Zwischenzeit Onegin wieder in St. Petersburg erscheint, erregt eine glänzende schöne Dame seine Aufmerksamkeit, und bald muß er in der vornehmen, durch hohe und freie Weltbildung ausgezeichneten Fürstin das schlichte, schwärmerische Landmädchen Tatiana erkennen. Der ehemals Gleichgültige entbrennt jetzt in heißester Gluth, er wirbt um die ehemals verschmähte Gunst, er schreibt nun selber mit Leidenschaft; doch lange harrt er vergebens auf Antwort, und die endlich spät erlangte zerstört für immer seine Hoffnungen; Tatiana bekennt mit aller Aufrichtigkeit ihrer früheren Zeit, daß ihre Neigung noch dieselbe sei, aber sie erklärt zugleich den festen Vorsatz, mit tugendhafter Treue den Pflichten, die sie eingegangen, unerschütterlich anzugehören.

Die Geschichte ist einfach, und der Zusammenhang eben nicht streng. Aber mit welchem Reichthum der Phantasie und des Humors der Dichter die einzelnen Schilderungen ausgestattet, können wir dem Leser nicht vor Augen stellen, ohne selber uns in Einzelheiten zu verlieren, und geradezu Uebersetzungen zu versuchen. Das Rasche, Gedrungene seiner Darstellung, das Ironische und Epigrammatische, wohin sie immer ausläuft, kommt

dieſen Gegenſtänden trefflich zu Statten, als welche ſchon durch ſich ſelber zum Weitſchweifigen verlocken. Die Naturſchilderungen ſind durch Einfachheit und Klarheit beſonders ausgezeichnet; Frühlingslüfte, Winternacht, ländliche Stille werden uns durch wenige kurze Züge unmittelbar gegenwärtig, der Dichter nennt faſt nur die Sache ſelbſt, und gewinnt ſo das ſchönſte Bild. Die Zeichnung der Perſonen, ihrer äußern Erſcheinung und ihres innern Weſens, iſt ebenfalls ſcharf und bündig; alle Geſtalten haben die hellſte Anſchaulichkeit; insbeſondere aber der Karakter der Tatiana, eine dem Dichter ganz eigne und höchſt liebliche Erfindung, iſt auf das glücklichſte durchgeführt. Die beiden Freunde, Onegin und Lenßkoi, möchten wir, gleich den Brüdern Vult und Walt bei Jean Paul Richter, als eine Zerſetzung des Dichters ſelbſt anſehen, der den Doppelſtand ſeines Innern hier in zwiefache Lebensgeſtalt herausbilden mochte. Die Erzählung des Zweikampfes, deſſen Umſtände faſt buchſtäblich für Puſchkin ſelber wahr geworden, kann man in dieſer Beziehung nicht ohne Schauder leſen. Das Ahndungsvolle, Rührende, welches dem Dichter der Blick auf ſein eignes Leben und Geſchick einflößt, bricht auch ſonſt in vielen Stellen durch. Den edeln und wackern, wenn auch heißleidenſchaftlichen und wohl oft verirrten Menſchen, den für alles Gute reizbaren und ſtrebenden, kann ohnehin kein Leſer des wunderbaren Gedichts in dem Urheber deſſelben verkennen.

Wir haben noch anzumerken, daß das Ganze, in acht Bücher vertheilt, beinahe vierhundert Strophen enthält, deren jede aus vierzehn jambiſchen, acht- und neunſilbigen, gereimten Zeilen beſteht. Die vierfüßigen

Jamben ſcheint Puſchkin beſonders zu lieben, und er weiß ſich in ihnen mit anmuthiger Leichtigkeit zu bewegen. Auch die meiſten der noch folgenden größern Gedichte ſind in dieſer Versart, die für die raſche und doch zugleich empfindungsvolle Erzählung beſonders angemeſſen iſt, und dem dramatiſchen Verſe nicht ferne ſteht.

Boris Godunoff. Puſchkin hat dieſer dramatiſchen Dichtung keinen Gattungsnamen beigefügt, die Eintheilung in Akte fehlt, und die Scenen ſind ohne Unterbrechung aneinandergereiht, ſo wie der Schauplatz unaufhörlich wechſelt, und der Zeitraum der Handlung einige Jahre umfaßt. Haben dieſe Aeußerlichkeiten, von denen doch nur die erſte als eine ungewöhnliche noch zu rechnen iſt, auch den Dichter ſelber zweifeln laſſen, ob ſein Werk als ein Trauerſpiel gelten könne, ſo darf dies doch keineswegs uns abhalten, dieſe Bezeichnung ihm beizulegen. Die Einheit der Handlung bewährt ſich durchaus, und bindet die Theile vollkommen zu einem Ganzen; Anlage, Fortſchritt und Entwicklung ſind ächt dramatiſch, und auch die Wirkung iſt ganz in dieſem Karakter. Der äußere Umfang ſogar hält das Maß der ſonſt gewöhnlichen fünf Akte, und es würde nicht ſchwer ſein, dieſe ſelbſt, wenn es nöthig wäre, für den Bühnenbedarf abzugliedern. Zu denſelben freien Formen aber, welche den Geſchichtsdramen Shakeſpeare's und dem Götz von Berlichingen und Egmont Goethe's zugeſtanden ſind, iſt auch das Werk des ruſſiſchen Dichters berechtigt, der ohnehin durch Geiſt und Gehalt jenen ſo nahe ſteht. Wir merken dieſe dramatiſche Eigenſchaft ausdrücklich an, weil man nur allzu geneigt zu ſein pflegt, den Anſpruch, der nicht offen hervortritt, ſchon deßhalb für wenig begründet

zu halten; Puſchkin's Gedicht nicht als Drama anzuerkennen, weil er ſelber es nicht ſo nennt, wäre nicht beſſer, als Goethe'n, weil er meint, ſie nicht erreicht zu haben, die Meiſterſchaft im Deutſchſchreiben abzuſprechen; dergleichen Beſcheidenheit iſt immer gefährlich, die Leute glauben gar zu gern den Worten mehr, als der Sache.

Der Stoff des Drama's iſt aus der ruſſiſchen Geſchichte entlehnt, aus einem ihrer bewegteſten, verhängnißvollſten Zeiträume, in welchem der falſche Dimitrii auftritt; doch iſt nicht dieſer, wie in dem nachgelaſſenen Werke Schiller's, der Held des Trauerſpiels, ſondern, wie ſchon der Titel ſagt, Boris Godunoff, der zu jener Zeit auf dem ruſſiſchen Throne ſaß. Nach dem Tode des Zars Iwan des Schrecklichen war deſſen älteſter Sohn Feodor ihm in der Herrſchaft gefolgt, dieſe jedoch ganz den Händen ſeines Miniſters Boris Godunoff heimgefallen, der ſeine Schweſter dem Zar zur Gemahlin gegeben hatte. Dimitrii, der jüngere Sohn des Zars Iwan des Schrecklichen, war in der kleinen Stadt Uglitſch einem Kloſter zur Erziehung übergeben, dort aber, kaum acht Jahr alt, durch Mörder, die, wie ein dunkles Gerücht insgeheim, und in der Folge die allgemeine Stimme öffentlich behauptete, auf Boris Befehl handelten, getödtet worden. Nachdem der Zar Feodor vierzehn Jahre regiert, ſtarb auch er, ſeine einzige Tochter war ihm ſchon vorangegangen, und den erledigten Thron beſtieg Boris Godunoff, der ſich zwar anfangs weigerte, aber nur, um ſich die Krone durch die Bojaren und das Volk um ſo heftiger aufdringen zu laſſen.

Die erſte Scene, zwiſchen den beiden Fürſten Schuißkii und Worotünskii, zeigt uns die noch zweifelhafte Lage

der Dinge, die Zerrüttung des Reiches, das Verlangen des Volks, die Weigerung Godunoff's, mit der es dieſem, meint Schuißkii, doch kein Ernſt ſei, denn weßhalb hätte er ſonſt den jungen Dimitrii umbringen laſſen? Schuißkii war ſelber, auf die Nachricht von dem Tode des Zarewitſch, von Seiten des Hofes nach Uglitſch geſandt worden, und hatte dort Umſtände erfahren, die ihn über die Art des Todes und den Urheber nicht in Zweifel ließen; doch die Wahrheit durfte damals ſo wenig wie jetzt durchdringen. Die beiden Fürſten verhehlen nicht, daß ſie den Boris haſſen, und eignen ehrgeizigen Abſichten nachgehen. Inzwiſchen dringt das Volk ungeſtüm auf Entſcheidung, und Boris nimmt endlich die Krone an, der Patriarch und die Bojaren huldigen ihm, unter ihnen Worotünskii und Schuißkii, letzterer ſchon läugnend, was er noch eben geſprochen hat. Dieſe Einleitung ſtellt uns mit wenigen, kräftigen Zügen gleich in die Mitte der Begebenheiten, zeichnet den Karakter der Menſchen, und läßt große Entwicklungen erwarten. Die dramatiſche Expoſition iſt vortrefflich, ſie kann ſich der wegen ihrer Meiſterſchaft mit Recht gerühmten Leſſing'ſchen zur Minna von Barnhelm kühn zur Seite ſtellen, ſie iſt gedrängt und klar, reich und raſch.

Ein andrer Schauplatz eröffnet ſich, fünf Jahre ſpäter, im Tſchudoff-Kloſter zu Moskau. Der alte Mönch Pimen ſchreibt bei nächtlicher Lampe in ſeiner Zelle an der Chronik ſeiner Zeit; neben ihm iſt ein junger Novize, Grigorii Otrepieff, eingeſchlafen und träumt einen wunderbaren Traum von Hoheit und Schmach, den er dann aufwachend erzählt. Pimen beruhigt ihn, preiſt die Ruhe des Kloſters, und beſeufzt die Zeit, wo ein Mörder den

Thron einnimmt. Der junge Grigorii hört begierig die Erzählung aller Umstände von dem Tode Dimitrii's in Uglitsch, wo Pimen damals lebte. Daß Boris Godunoff den Prinzen ermorden ließ, stellt sich als unzweifelhaft dar; der Arme würde jetzt neunzehn Jahre sein, gerade so alt, wie Grigorii, in dessen Seele schon der Gedanke aufsteigt, der sich im Folgenden entwickelt. Auch diese Scene ist mit großer Meisterschaft durchgeführt, in karakteristischer Wahrheit, mit ansprechender Kraft.

Grigorii entspringt dem Kloster, und hinterläßt ein Blatt mit den Worten, er werde Zar in Moskau sein; man setzt dem Flüchtling nach. Doch dieser rettet sich im letzten Augenblicke, da er schon verloren scheint, durch Geistesgegenwart und Muth, die er sogleich im Beginn seines verwegnen Unternehmens glücklich darthut. Er gelangt nach Polen, gewinnt dort Anhänger, und rüstet sich, in Rußland einzudringen. Am Hofe des Zaren empfängt Schuißkii diese Nachricht durch Athanasius Puschkin, dem sie sein Neffe Gabriel Puschkin aus Krakau geschrieben hat. Diese Vorfahren des Dichters sind nicht willkürlich eingemischt, sondern geschichtliche Personen, die ganz in ihrer wahren Gestalt auftreten. Die große Neuigkeit wird besprochen, und die Gesinnung der Bojaren zeigt sich dem Zar feindlich. Dieser, furchtbar und grausam, wo er für seine Krone fürchtet, ist sonst ein kluger und tüchtiger Herrscher, wendet seine Sorge mit Erfolg auf das Reich, und wünscht auch seinen Sohn Feodor zum würdigen Erbfolger heranzubilden. Indem er sich von ihm die Karte des russischen Reichs erklären läßt, empfängt er durch Schuißkii die Nachricht von dem Auftreten eines angeblichen Dimitrii und von dessen Rüstungen

in Polen, ſein Gemüth geräth in Aufruhr, er befiehlt, die polniſche Gränze ſorgſam zu bewachen, und beklagt ſein beſchwertes Gewiſſen und drückendes Herrſcherloos.

Der falſche Dimitrii ſammelt ſchon einige Ruſſen um ſich, Gabriel Puſchkin und ein junger Fürſt Kurbskii halten ſich zu ihm; ſeine Hauptſtütze aber ſind die Polen, denen er verſpricht, die lateiniſche Kirche in Rußland einzuführen. Auch wird eine Polin mit ihm den Thron theilen, die ſchöne Marina, Tochter des Palatinus Mniſchek. Ein geheimes Geſpräch, welches dieſe ihm bewilligt, iſt meiſterhaft durchgeführt. Hier zeigt ſich Puſchkin den größten Dichtern gleich. Aus dem tiefſten und reinſten Quell iſt es geſchöpft, daß der kühne Abentheurer, dem bei Fürſten und Volk ſeine Rolle über Erwarten gelingt, freiwillig ſich der Geliebten als Betrüger offenbart, und von ihr nur als der geliebt ſein will, der er wirklich iſt. Doch findet ſeine ächte Liebe keine Erwiederung, und Marina willigt in den Betrug nur um den Preis deſſelben, den Thron. Ein neuer Sporn, dieſen zu erringen! Die ganze Scene iſt von mächtiger Leidenſchaft durchglüht, von inniger Hingebung und ſtolzem Ehrgeiz.

Nunmehr drängen ſich die Ereigniſſe in ſchneller Folge. Der falſche Dimitrii rückt an der Spitze eines Heeres in Rußland ein. Boris Godunoff hält eine Rathsverſammlung, der Patriarch ſtimmt in ſalbungsvollem Vortrage dahin, die wunderthätigen Gebeine Dimitrii's von Uglitſch feierlich nach Moskau zu verſetzen, das Volk werde dann erkennen, daß er nicht am Leben ſein könne. Hiegegen wendet Schuißkii ein, man dürfe die Aufregung nicht durch ſolche Feierlichkeit vermehren, und will ſeinerſeits

eidlich erhärten, daß er bei ſeiner ehemaligen Sendung nach Uglitſch dort die Leiche des Prinzen geſehen. Dies alles vermehrt nur die innere Bewegung des Zaren, der indeß der nöthigen Kriegsanſtalten nicht vergißt.

Wirklich werden die Truppen des falſchen Dimitrii, trotz ſeiner perſönlichen Tapferkeit, durch die Feldherren Godunoff's geſchlagen; allein der Sieg im Felde entſcheidet ſchon nicht mehr, die Völker fallen ab, die Städte öffnen die Thore, die Truppen gehen zu dem neuen Fürſten über.

Von außen und innen furchtbar erſchüttert, erkrankt der Zar, und ſein Ende vorempfindend, begehrt er, ſeinen Sohn allein zu ſprechen. Er verhehlt ihm nicht, daß er durch Verbrechen den Thron erlangt, aber nur dieſen, nicht die Sünde, erbe der Sohn, und werde ihn mit gutem Recht beſteigen, wie hoffentlich gegen jenen Betrüger behaupten. Die zärtlichſte Vaterſorge und die weiſeſte Herrſcherklugheit ſpricht aus Godunoff's Abſchiedsworten, mit denen er der Krone entſagt. Der junge Feodor wird als Zar begrüßt, die Bojaren ſchwören ihm Treue, und Boris ſtirbt.

Der Sieg des falſchen Dimitrii wird durch den Uebertritt des Feldherrn Baßmanoff, der Feodor's Truppen befehligt, und ſich von Gabriel Puſchkin verleiten läßt, völlig entſchieden, des letztern Anrede auf dem öffentlichen Markt an die Bürger von Moskau gewinnt auch das Volk, und Dimitrii wird als Zar ausgerufen. Die Kinder Godunoff's, der junge abgeſetzte Zar Feodor und ſeine Schweſter Xenia zeigen ſich am Gitter ihres Gefängniſſes, das Volk enthält ſich doch einiges Mitleids nicht, aber nur um ſo mehr wird ihr Tod beſchloſſen.

Vier Bojaren dringen in das Gefängniß, man hört Geſchrei, dann tritt der Bojar Moßalßkii hervor, verkündet, die beiden Gefangenen hätten ſich vergiftet, und fordert nun das Volk auf, in den Leberuf einzuſtimmen für den Zar Dimitrii Iwanowitſch; das Volk ſchweigt.

So ſchließt das Drama, mit einem großartigen Eindruck, in welchem das ganze Gewicht des Geſchehenen ſich zuſammendrängt und für das neue Verbrechen ſchon die neue Nemeſis ahnden läßt. Der Dichter hat ein großes Schickſal vor unſern Augen enthüllt; Boris, fähig und würdig zu regieren, gelangt nur durch Verbrechen auf den Thron, von dem das ohnmächtige Recht weichen muß; vergebens hofft er, ſein Verdienſt in Recht zu verwandeln, und das Schlechterworbne dem geliebten Sohn als Wohlererbtes zu hinterlaſſen; aus dem Verbrechen ſelbſt entwickelt ſich die Rache, und nicht das Recht iſt es, das ihn ſtürzt, ſondern neuer Betrug, der ihm als ſolcher klar; ein erlogner Schein des Rechtes genügt, um die angemaßte Herrſchaft zu zerſtören. Wir wiſſen, daß die Weltgeſchichte auch wohl anders richtet, oder daß wenigſtens unſre Augen nicht vermögen, ihren oft langwierigen Vergeltungsgängen ſicher zu folgen; wo ſie uns aber ſolche Wendung vor Augen ſtellt, haben wir jedesmal das ächt Tragiſche nur zu ergreifen. Die Kataſtrophe des Boris Godunoff, welche der Dichter mit vollem Recht über den Tod deſſelben hinweg noch bis zum Untergang ſeiner Kinder fortführt, durchkreuzt ſich von ſelbſt mit dem Verhängniſſe des falſchen Dimitrii, allein von dieſen ſo nah zuſammengedrängten tragiſchen Stoffen überwiegt unzweifelhäft der erſtere, ſowohl an Beſtimmtheit als an Reichthum, und die Wahl Puſchkin's

bezeugt ſeinen tiefen und glücklichen Sinn, der überdies mächtig und reich genug iſt, auch noch den zweiten ihm aufgedrungenen Helden mit Würdigkeit und Reiz auszuſtatten.

Die Verarbeitung dieſes Stoffes in Scenen und Dialog iſt durchaus meiſterhaft zu nennen. Der Dichter hat ſich mit ſorgfältiger Treue an die wahre Geſchichte gehalten, welches ihn aber nicht verhindert, überall zugleich ſeine dramatiſche Aufgabe im Auge zu behalten. Sein Werk hat große hiſtoriſche Lücken, aber dramatiſche nicht; alles reihet ſich in geſchloſſener Folge an; Gegenſätze, die ohne Künſtelei aus der Sache ſelbſt hervorgehen, gewähren die vortheilhafteſte Abwechſelung, und Antheil und Spannung begleiten denſelben Einen Verlauf bis zum Schluſſe. Die Karakterzeichnung iſt ſo gediegen als mannigfaltig; mit dem erſten Auftreten, mit den erſten Worten der Perſonen, ſind dieſe gleich feſt hingeſtellt; der Herrſcher, die Bojaren, die Geiſtlichkeit, das Volk, Alle erſcheinen in ihrer ächten Unterſcheidung, der Dichter hat dieſelbe ſichre Auffaſſung für die Vielgeſtalt des Volkes, wie für den Zar und den Patriarchen, für den katholiſchen wie für den griechiſchen Mönch, für die ehrgeizige Polin wie für die ſanfte Zarentochter, und wie Heldenſinn und Staatsweisheit ſo auch Liebesgluth und heilige Einfalt läßt er ihr eigenſtes Weſen ausſprechen. Dieſe Mannigfaltigkeit, die jeder Eigengeſtalt gerecht zu werden vermag, iſt ein ächtes Zeichen des dramatiſchen Dichters, eben ſo jedoch die wenigen und kurzen Mittel, durch welche er zu ſeinen Zwecken gelangt. Hierin iſt Puſchkin ein erſter Meiſter. Alles iſt bei ihm gedrängt und ſcharf, bündig und raſch, nichts überflüſſig oder

breit, nie giebt er ſich lockenden Abſchweifungen hin, die ſo häufig in dramatiſche Dichtungen eindringen und ſich wohl gar durch den Namen lyriſch zu rechtfertigen meinen. Auch die Gleichmäßigkeit des zehn- und eilfſilbigen jambiſchen Verſes, der mit großer Sicherheit gehandhabt iſt, wird nicht durch lyriſche Strophen unterbrochen, ſondern nur hin und wieder, wo das Volk redet, durch ſchlichte Proſa.

Für die Ruſſen hat das Trauerſpiel Puſchkin's noch den beſondern Vorzug, daß es im höchſten Sinne und durch und durch national iſt. Denn indem auch fremde Völker hineinſpielen, und nach Maßgabe ihrer Beziehungen wahr und unverkürzt — wie denn insbeſondre die Deutſchen ehrenvoll erwähnt ſind — ſo nimmt doch die Sache Rußlands unbedingt alle Theilnahme hin, und man fühlt, auch als Ausländer, das vaterländiſche Herz des Ruſſen in jeder Scene, in jeder Zeile. Bei ſo ſchönem Verein der herrlichſten Gaben iſt es zu verwundern und zu beklagen, daß Puſchkin nur dies eine Trauerſpiel und nicht eine ganze Reihe gedichtet, indem das wahre dramatiſche Talent ſeiner Natur nach fruchtbar iſt, und gewöhnlich viel und leicht erzeugt. Bei längerem Leben würde er vielleicht noch mehr in dieſer Richtung geleiſtet haben; allein die Bedingungen beſtimmter Zeit- und Bildungsverhältniſſe können auch wohl verurſachen, daß der Dichter, die zu große Beſchränkung meidend, ſeine dramatiſche Kraft lieber in freiere Dichtungsarten ergießt.

Dramatiſche Scenen. Eine Scene aus Fauſt iſt beſonders deßhalb merkwürdig, weil wir ſehen, daß Puſchkin auch dieſen großen Stoff in ſeinem Dichtergeiſte gehegt, und nach der gelieferten Probe dürfen wir

annehmen, er würde nicht erfolglos dieſe Arbeit fortgeführt haben. Der Schmaus in Zeiten der Peſt iſt ein wunderliches Nachtſtück, dem engliſchen Dichter Wilſon nachgedichtet, mit dem eigenthümlichen Verdienſt eines leichtfließenden, reinen Ausdrucks. Zwei Scenen, Mozart und Salieri, behandeln die bekannte Sage von der Beſtellung des Requiem und die angebliche, der Eiferſucht Salieri's zugeſchriebene Vergiftung Mozart's; die Dramatiſirung iſt friſch, lebendig und kurz. Der geizige Ritter, drei Scenen aus einem engliſchen Schauſpiele des Chenſton, welches Puſchkin in's Ruſſiſche vollſtändig zu überſetzen beabſichtigt hatte.

Der zweite Band enthält erzählende Gedichte, von ſehr verſchiedenem Sinn und Karakter. Bald iſt Zauberei der Boden, bald Sage und Geſchichte, bald wieder novellenartiges Ereigniß, gegründet auf Anſchauungen und Eindrücke, welche der Dichter auf ſeinen Wanderungen in Europa und Aſien, wo er bis in die türkiſchen Länder vorgedrungen, eingeſammelt hat. Wir geben davon nähern Bericht.

Rußlan und Liudmila. Ein Heldenmährchen in ſechs Geſängen, und das erſte größere Gedicht, an welchem Puſchkin ſeine Kraft verſuchte. Wenn es bei Koenig heißt, daſſelbe ſei im Geiſte Arioſto's und eine Folge der italiäniſchen Studien des Dichters, wiewohl ſchon ganz volksthümlich in Rußlands Heldenzeit gehalten, ſo können wir zwar nicht eigentlich widerſprechen, wünſchten aber wohl zu wiſſen, wiefern die Angabe, daß jenes Gedicht die Frucht der italiäniſchen Studien des Dichters geweſen, auf beſtimmten, thatſächlich bekannten Nachrichten beruhe; wäre ſie nur aus dem vergleichenden

Ueberblicke geſchöpft, ſo möchten wir ſie wenig in Rechnung bringen, dagegen um ſo mehr die hinzugefügte Bemerkung aufnehmen, daß der Dichter hier auch für das Mährchenhafte einen ruſſiſchen Sagenkreis und ruſſiſche Vorzeit zum Boden habe. Außerdem hat das Gedicht Anmuth des Erzählens und ſpannenden Reiz in hohem Grade; die Friſche und Kürze des Ausdrucks iſt hier ſehr erwünſcht, und darin verläugnet ſich Puſchkin nie, man könnte ſagen, daß ſogar ſeine abſichtlichen Zögerungen noch eilen und ſeine Umwege raſch zum Ziele führen. Aber einen höhern Gehalt vermißt man doch in dem Mährchen, es hat einen bloß phantaſtiſchen, und bei allem Werthe, den es in dieſer Gattung behaupten darf, bekennen wir doch, daß es den Dichter nicht in ſeiner Stärke zeige.

Der kawkaſiſche Gefangene. Wir werden zu einem der unbezwungenen Völker des Kaukaſus geführt, die Tſcherkeſſen ſitzen bei Mondſchein müßig vor ihren Zelthütten, wo ſie von ihren früheren Kämpfen reden, von ihren Pferden und Waffen, ihren Raubzügen und Liebesabentheuern. Plötzlich ſprengt ein Tſcherkeß heran, einen Gefangnen am Sattelhaken nachſchleppend, einen Ruſſen! Erſchöpft ſinkt dieſer inmitten des wilden Haufens wie leblos nieder. Nach langer Zeit wieder aufwachend, findet er ſich als Sklave gefeſſelt, von hohen Felſen umſchloſſen. Mit Bitterkeit denkt er an die Welt zurück, die er verlaſſen, ſie hat ihm nur Täuſchungen gewährt, er wollte ſich von ihrem Wahn frei machen, nun muß er wirkliche Ketten tragen! In ſtiller Nacht, bei ſeinen Heerden, beſucht ihn heimlich eine tſcherkeſſiſche Jungfrau, tröſtet und labt ihn; auch die Männer ſind

nicht ohne Antheil für den edlen Jüngling. Das Leben der Tſcherkeſſen wird geſchildert, ihre kriegeriſche Kühnheit, ihre wilden Sitten und blutigen Feſtſpiele. Die Tſcherkeſſin bekennt dem Ruſſen ihre Liebe, er ſoll ſein Vaterland aufgeben und ihr Herz dafür eintauſchen. Allein er kann ihre Neigung nicht erwiedern, in ſeiner Bruſt, wo ein andres Bild noch in der Erinnerung lebt, iſt keine Liebesgluth, und nur die höchſte und reinſte dürfte hier gelten. In Schmerz und Sehnſucht fließen bedrängte Tage und Nächte dahin, Kriegsgetümmel und Mädchengeſänge regen den Gefangnen auf, er möchte fliehen, doch zeigt ſich keine Hoffnung. Die Tſcherkeſſin aber, eignes Verlangen opfernd, um das des Geliebten zu erfüllen, verhilft ihm zur Flucht, ſie bringt ihm Feile und Dolch, die Feſſeln fallen, ſie geleitet ihn zu dem Fluſſe, jenſeits deſſen er in Sicherheit iſt. Unter Abſchiedsthränen und heißen Umarmungen erwacht nun auch des Jünglings Leidenſchaft, er fordert die Geliebte auf, ſeine Flucht und ſein ferneres Lebensgeſchick zu theilen; ſie verſagt es; er vertraut ſich dem Fluſſe, doch eh' er das andre Ufer gewonnen hat, vernimmt er einen Sturz in die Fluth, — er eilt verzweifelt weiter, und gelangt in der Morgenfrühe gerettet zu den ruſſiſchen Vorpoſten.

In dieſer einfachen Geſchichte iſt es vorzüglich die Einkleidung, welche ihr den höchſten Werth giebt. Die Landſchaft und die Sitten ſind mit lebendigen Zügen dargeſtellt, nicht in kalter Betrachtung, ſondern in bewegter Leidenſchaft, in vorgeführter Handlung. Das Ganze iſt in wilder Düſterheit, in unſichrer Nacht gehalten. Die Wechſelreden des Mädchens und des Jünglings ſind voll rührender Innigkeit. Den Schluß, wohin angſtvolle Eile

drängt, läßt uns der Dichter als wahre Befreiung empfinden, an der auch das ihr gefallene Opfer noch siegend Theil hat.

Der Brunnen von Bachtschissarai. Der Aufenthalt des Dichters in der Krim veranlaßte ihn, dortige Oertlichkeit und Sage zu behandeln. Bachtschissarai war der Sitz der ehemaligen Chane der Krim, die ihre wechselnden Gränzen oft weit gegen Rußland und Polen ausdehnten. Der Chan Girei hatte auf einem kriegerischen Streifzuge nach Polen eine schöne Fürstentochter geraubt und in sein Harem geführt, doch vergebens seiner Leidenschaft Gehör zu verschaffen gesucht. Seine frühere Geliebte aber, die Tscherkessin Sarema, sich verlassen sehend, ergrimmt gegen die vermeinte Nebenbuhlerin, und gleich zum Dolche bereit und kühn, giebt sie ihr den Tod. Der trauernde Chan weihte darauf der unschuldig Gemordeten in stiller Abgeschiedenheit seines Gartens zum Andenken einen Springbrunnen, den Brunnen der Thränen, bei dessen lieblichem Rauschen er schwermuthsvoll seiner Erinnerung nachhängt. Die Erzählung hat großen Reiz durch tatarische Sitten und Gesänge, den Einblick in den Harem, und besonders durch die herrliche Schilderung der Frauenschönheit und den ächten Liebeshauch, der durch das Ganze weht.

Die Räuberbrüder. An der Wolga lagert eine Räuberbande, deren bunte Zusammensetzung beschrieben wird. Die Aufmerksamkeit ist auf einen neuen Ankömmling gerichte, der seine Geschichte erzählt. Zwei Brüder, von Jugend auf elend und freudenlos, wollten ein bessres Geschick mit Gewalt erlangen, raubten und mordeten, und führten ein lustiges Waldleben; bis sie endlich

ergriffen und in Feſſen geſchmiedet wurden. Der jüngere Bruder, zarter und ſchwächer, erkrankte, und gräßliche Bilder verwirrten ſeine Einbildungskraft. Der ältere, allem andern menſchlichen Gefühl erſtorben, hegte die zärtlichſte Bruderliebe. Der Kranke genas unter ſeiner Pflege, und beide ſannen auf Befreiung. Dieſe gelang durch kühnen Entſchluß und tapfere Ausführung. Sie ſtreiften wieder durch die geliebten Wälder, allein nicht lange, da erlag der jüngere auf's neue, und ſtarb. Seitdem ſind dem übriggebliebenen die Wälder verleidet, und ſeine Seele ganz verhärtet; nur des Alters muß er bisweilen ſchonen, er gedenkt dann des Bruders, und der rührenden Weiſe, wie dieſer im Fieberwahn den Tod eines Greiſes bereute. Der Erzähler bricht hiebei ſelbſt in Thränen aus. Die Andern aber verweiſen ihm das, und wollen bei Schmaus und Trinkgelag an Todte nicht gedenken. Sie laſſen den Becher umgehen, und ſtürzen ſich in wilde Luſt. In ihren Herzen, ſchließt der Dichter, ſchlummert das Gewiſſen, es wird ſchon erwachen zu ſeiner Zeit! Durch dieſe einfachen Worte wird die Verſtocktheit der Menge, die ſcheinbar den Sieg behält, doch auch ſchon als überwundene gezeigt; das eine Beiſpiel, ſo rührend und ſchrecklich eben vorgeführt, verbürgt ſie alle. Und die ſonſt in aller Fülle des Talents doch faſt müßige Schilderung erhebt ſich durch dieſen Hauch ſittlichen Geiſtes auch zu höherer Stufe dichteriſcher Schönheit!

Die Zigeuner. Die Steppen von Beſſarabien ſind der Schauplatz dieſes Gedichts, das wie ein ſturmzerriſſener Gewitterhimmel wild und furchtbar die ſchauerliche Landſchaft überzieht. Das Zigeunermädchen Zem=

phira bringt von einer Nachtſtreiferei zu dem Zelt ihres alten Vaters ein..n Flüchtling mit, der, ausgeſtoßen von der gebildeten Welt, hier unter heimathloſen Halbwilden eine Zuflucht begehrt. Das Mädchen wählt ihn zum Gatten, er wird ein Zigeuner und heißt nun Aleko. Widrigkeit und Reiz der rauhen Freiheit werden nicht verſchwiegen; kaum ein Strahl der übrigen Welt dringt hier ein, nur von uralter Barbarei des Landes giebt der wunderlichſte Nachhall aus ferner Römerzeit Kunde. Die Ungebundenheit der Sitte erſcheint in leidenſchaftlichen Wallungen, Zemphira wird des Gatten überdrüſſig, ein junger Zigeuner, in aller Kraft der Jugend und Luſt, gewinnt ihre Liebe. Durch ein Lied voll grimmiger Gluth offenbart und ſteigert ſich die Leidenſchaft, daſſelbe reizt die Wuth Aleko's, und ſeine Eiferſucht findet keine Ruhe mehr. Er ſchleicht der nächtlich von ſeiner Seite entwichenen Gefährtin nach, findet ſie und den jungen Zigeuner in Liebesluſt, und ſticht beide nieder. Sterbend noch freut ſich Zemphira ihrer Liebe. Der alte Vater kommt herbei, die ſämmtlichen Zigeuner. Aleko leidet keine Strafe, aber darf nicht bleiben; in die Welt, die er verlaſſen, und deren Anſprüche und Vorurtheile er nicht zu vergeſſen vermag, wird er zurückverwieſen. Die Zigeuner packen auf und ziehen weiter. — Das Gedicht iſt eines der mächtigſten und eigenthümlichſten Puſchkin's, und gründet ſich ohne Zweifel auf irgend ein wirkliches Begegniß, ja die Vermuthung, daß er in dem zigeuneriſchen Namen Aleko ſeinen eignen habe andeuten wollen, iſt nicht unwahrſcheinlich. Die Behandlung des Ganzen iſt meiſterhaft, ſie wird in den lebendigſten Stellen ganz dramatiſch; mit

jeder Zeile ſteigert ſich die Wirkung, wie ein düſtrer Sturm brauſt das Geſchehene dahin, und Nacht und Schweigen bleiben zurück.

Graf Nulin. Der Name ſoll, nach einer bei uns ziemlich veralteten Weiſe, die Leerheit des Helden andeuten. Ein Abentheuer, das mit Beſchämung endet, wird in anmuthigen Verſen und mit ſatiriſcher Laune erzählt. Den verlockenden und mitunter verfänglichen Stoff hat der Dichter in komiſcher Grazie gehalten. Einen beſondern Reiz noch empfängt ohne Zweifel das Gedicht für diejenigen, welche deſſen Anſpielungen auf beſtimmtes wirkliches Leben verfolgen können.

Poltawa. Eine Dichtung in drei Geſängen, auf geſchichtlichem Boden, von ſchöner Anlage, reifer Ausführung und vollendetem Stil. Der kleinreuſſiche Häuptling Kotſchubei, einer der reichſten und mächtigſten des Landes, verwindet den Schimpf nicht, den ihm ſeine Tochter angethan. Die ſchöne Maria, um deren Hand die edelſten und begabteſten Jünglinge warben, hatte ſich von dem alten, liſtigen Maſepa, dem Hetman der kleinreuſſiſchen Koſaken, berücken und aus dem väterlichen Hauſe entführen laſſen. Der Schimpf beſtand in der Argliſt und Entweichung, denn Maria wurde Maſepa's geehrte Gattin, die ſein ganzes Vertrauen beſaß, und da ſie den ergrauten Schlaukopf liebenswürdig gefunden, ſo hätte, bei ſeinem Stand und Ruhm und Reichthum, ſeine offne Anwerbung kaum ein Hinderniß finden können. Auch bewogen dieſe Umſtände den Vater, ſeinen Groll nicht ausbrechen zu laſſen, und es beſtand ſcheinbar ein leidliches Verhältniß. Maſepa jedoch, der Abhängigkeit überdrüſſig, in der er zu Rußland

ſtand, faßte den kühnen Plan, die Ukraine zu einem ſelbſtſtändigen Reiche zu erheben. Hiezu bedurfte er des Beiſtandes der Schweden, — und ſeine Verſprechungen beſtimmten Karl den Zwölften, mit ſeinem Heere in dieſe entlegnen Gegenden vorzurücken. Inzwiſchen prüfte Maſepa die Gemüther ſeiner Kriegs- und Stammgenoſſen, und auch gegen ſeinen Schwiegervater ließ er ſich ſo weit heraus, daß dieſer an dem beabſichtigten Verrath nicht zweifeln konnte. Kotſchubei, der dem Zar treu bleiben und Rache an Maſepa nehmen will, benachrichtigt Peter den Großen von dem, was im Werke iſt. Der Zar aber baut auf Maſepa's Treue, hält die Anklage für Verläumdung, und überläßt ihm, den Verläumder zu beſtrafen. Maſepa verſichert ſich auf's neue der Liebe ſeiner Gattin, und da ſie betheuert, mehr an ihm als an Eltern und allem zu hängen, ſo hemmt ihn nichts mehr, er läßt ſeinen Schwiegervater enthaupten; Maria, bisher unwiſſend und dann plötzlich durch die Mutter aufgeſchreckt, langt zu ſpät auf dem Richtplatz an, ſchon iſt alles geſchehen; ſie wird darauf wahnſinnig und verſchwindet. Die eingeleiteten Bewegungen waren indeß vorgeſchritten, bei Annäherung des Schwedenheers erklärte Maſepa ſeinen Abfall von dem Zar, und vereinigte ſich mit Karl dem Zwölften. Doch war der Aufſtand nicht allgemein, und Maſepa konnte nur geringere Macht, als er verheißen, ſeinem neuen Verbündeten zuführen. Die Schlacht von Poltawa zertrümmert das ganze Unternehmen, Maſepa muß mit dem verwundeten Schwedenkönige die elendeſte Flucht theilen. In der Nähe des Dneprs halten ſie im Freien kurze Raſt bei einem Landſitze, den Maſepa als frühern Wohnort

Kotschubei's und Maria's erkennt, diese selbst erscheint ihm, und zerreißt sein Herz mit dem Ausdruck ihrer Liebe und ihres Wahnsinns. Doch die Flucht drängt, der König ruft, und Masepa entweicht mit ihm, der Heimath für immer abgewandt.

Geschichte und Sage sind hier glücklich gemischt, die Helden und Hauptereignisse in ihrer geschichtlichen Wahrheit gehalten, die kriegerischen Vorgänge in lebendiger Anschaulichkeit dargestellt. Bewundernswürdig aber ist vor allem der Karakter der Maria durchgeführt, der Eigensinn und die Stärke ihrer Neigung, ihr standhaftes Beharren, und dann wieder die gewaltsam erwachte Tochterliebe, die kindliche Verzweiflung. Auch hier steigert sich in den Hauptstellen alles zum Dramatischen, und Puschkin beweist darin wiederholt, wie sehr begabt er für diese Gattung war. Die Erzählung der Hinrichtung Kotschubei's ist in ihrer trockenen Umständlichkeit peinlich, aber die Wirkung auch poetisch groß, und wo wir so viele Zeit Schritt für Schritt zu durchwandeln haben, hoffen wir, sie werde auch für die Eile der Rettung nicht zu kurz sein. Viele einzelne Züge sind von größter Schönheit; an frischen Wendungen, ergreifenden Ansätzen und lebensvollen Bildern ist das Gedicht überreich.

Zuletzt wirft der Dichter, nach vergangnen hundert Jahren, einen Blick auf den Schauplatz jener schauerlichen Verhängnisse. In hohem Ruhme strahlt Peters des Großen Andenken, auch König Karl ist nicht vergessen. Nach dem Grabe Masepa's fragt man umsonst; aber in Ehren erheben sich die Grabmale Kotschubei's und seines Gefährten Iskra, deren Treue zu spät er-

kannt worden. Von der Tochter ſchweigt die Ueberlieferung, kaum daß der blinde ukrainiſche Sänger, wenn er dem Volke von dem Hetman klimpert, auch deſſen ſündiger Tochter nebenher erwähnt. So weiß der Dichter uns noch zuletzt wieder aus den Tiefen der Nacht auf das Gebiet des Tages zu führen, und durch den bloßen Nachhall der Thaten auf eine höhere Gerechtigkeit hinzudeuten, die auf dieſe Weiſe zugleich eine wahrhaft poetiſche iſt!

Das Häuschen in Kolomna. Ueberdrüſſig, immer in vierfüßigen Jamben zu ſchreiben, was Alle können, wählt der Dichter diesmal eine höhere Versart, die ſchwierigen Oktaven, die er ganz kunſtgerecht den Italiänern nachbildet. In vierzig prächtigen Stanzen aber behandelt er ein komiſches Abentheuer aus niedrem Kreiſe.

Angelo. Eine italiäniſche Erzählung, in drei Abtheilungen, und in Alexandrinern. Derſelbe Stoff iſt ſchon öfters dramatiſch behandelt worden; auch Puſchkin geht hier bisweilen ganz in's Dramatiſche über. Die Alexandriner können nicht verläugnen, daß ſie eine ſteife Versart ſind, allein der Hauch des Dichters iſt auch in ihnen merkbar.

Der volle Glanz und Reichthum des Dichters entfaltet ſich in der Fülle kleinerer, beſonders lyriſcher Gedichte, welche den Inhalt des dritten Bandes bilden. Hier iſt Puſchkin auf ſeinem eigenſten Gebiete, in unbeſtreitbarer Macht, hier ſprühen die hellſten Funken der Gluth, welche ſeinen tiefſten Buſen erfüllt. Dieſe Empfindungen, man gewahrt es ſogleich, ſind in ihm erlebt, ſind der Ausdruck wechſelvoller Verhängniſſe, der Schmerz und die Sehnſucht eines treuen Herzens,

der Muth und die Hoffnung einer ſtarken Seele; in dieſen Hauchen athmet der Dichter ſelbſt, aber mit ihm auch ſeine Landes- und Zeitgenoſſen, deren Innerſtes er aufſchließt, und die geheimſten Saiten, die in ihrer Bruſt verborgen liegen, ſpannt und erklingen läßt. Durch den Zauber ſeines Ausdrucks werden die Wallungen, welche dunkel und ſchmerzlich im Innern ringen, glücklich befreit, und ſtrahlen freudig an das Licht empor. Wie tief und mächtig in ſeinen Liedern Puſchkin das Herz ſeiner Nation getroffen, iſt ſchon daraus zu erkennen, daß dieſe Lieder überall in Rußland eingedrungen ſind, mit Begeiſterung wiederholt und geprieſen werden, und wirklich allen in der Nation verbreiteten lyriſchen Anſpruch nicht nur befriedigen, ſondern auch erhöhen und mehren mit dichteriſchem Schatz, deſſen Verſchwendungen nur neuen Reichthum erzeugen.

Gleich zuerſt haben wir die Mannigfaltigkeit zu bemerken, in welcher ſich der Dichter hier bewegt. Von der trunknen Dithyrambe, der erhabenen Ode und ſchwermuthsvollen Elegie bis zum einfachſten Liedeslaute, von der traulichen Epiſtel bis zum ſtechenden Epigramm, von dem prophetiſchen, dem Orient entlehnten Gebild bis zum neueſten, der Gelegenheit und dem Augenblicke gewidmeten Geſang, finden ſich alle Formen hier verſammelt. Die freieſten Vers- und Reimbewegungen wechſeln mit der ſtrengſten Strophenbildung, jambiſche und daktyliſche Versarten mit trochäiſchen, neben anmuthigen, leichten Liederformen drängen ſich wohlgefügte Stanzen, glücklich ausgeſtattete Sonette und ſchwertretende Alexandriner-Reihen hervor. Nicht minder mannigfaltig iſt der Inhalt. Die Erhabenheit der Schöpfung,

die Fülle der Natur, das Gefühl der Liebe und Sehnsucht, die Herrlichkeit des Vaterlandes, die Täuschungen des Lebens, der Schmerz der Entsagung und Verzweiflung, dann aber wieder der Trost der Freundschaft und Muse, die Freiheit des Gedankens und die Lust des Spottes, alle diese Gegenstände und Richtungen erhellen sich in der Brust des Dichters, und werden zu erfreuenden, versöhnenden Gebilden.

Seine große Naturanschauung liegt überall zum Grunde, sie dringt in allem Wechsel der Empfindungen hervor, giebt ihnen Anhalt und Ausdruck. Wunderschöne Strophen „an das Meer" lassen die ganze Herrlichkeit dieses freien Elementes, dem sich Begeisterung und Sehnsucht innigst verbunden haben, vor unsern Blicken aufwallen, deuten auf Napoleon's Grab und auf Byron's Gesänge hin, dessen Bild in dem des Meeres kräftig gezeichnet wird, und erfüllen uns mit dem Schmerze des Dichters, der von dem geliebten Felsenufer scheiden muß. Seine Klageseufzer der Trennung, der Einsamkeit, seine Rückblicke auf Täuschungen und Verluste, seine Betrachtungen auf stillen Fahrten, bei zufälligen Begegnissen, alles mischt sich mit Naturbildern und das am Zweige verspätete Blatt, der einsame Hall der Winternacht, dient hier eben so wie der wolkenumhüllte Kaukasus und das grüne Meer der Steppen.

Die menschlichen Geschicke, deren Unbefriedigung und Schmerz der Dichter zunächst in den eignen Lebensloosen zu empfinden unaufhörlich angeregt ist, weiß er selbstvergessen auch in fremdem Unheil mitzufühlen, und schmerzlicher und treuer, als dies in der Elegie auf den liebenswürdigen Tod des Dichters André Chenier geschе-

hen, läßt ſich dies Gefühl nicht ausdrücken. Die den Freunden gewidmeten Lieder ſind voll traulicher Innigkeit, warmer Erinnerung und muthiger Zuverſicht; die Freundſchaft tritt hier überhaupt mächtig hervor, ſelbſt die Liebe ſteht ihr nach, wenigſtens an unmittelbarem Ausdruck. Die Ereigniſſe der Leidenſchaft ſcheinen der lyriſchen Behandlung mehr entzogen und in den Stoff der größern Gedichte eingearbeitet zu ſein. In dem unvergleichlichen Liede „Talisman" hat die Sorge der Eiferſucht alles Herbe in dem bezaubernden Wohllaute verloren, der dieſe ſchon durch die bloßen Worte muſikaliſchen Strophen durchſtrömt, und mit den Sprachen des Südens jeden Wettſtreit eingehen darf. Statt der Kämpfe und des Unglücks der Liebe ſehen wir ſogar die Befriedigung und das Glück derſelben ausgeſprochen, in dem herrlichen Sonett „Madonna", wo der Dichter bekennt, was er begehre, ſei ihm geworden, er beſitze, was er ſich einzig gewünſcht; durch die unſeligen Störungen, welche ſpäterhin von außen dies reine Glück befeindeten, wird das der edlen Gattin ertheilte Zeugniß nur um ſo rührender.

Aber die Schwermuth und das Mißvergnügen, denen der Dichter doch in den meiſten Bezügen zu Welt und Menſchen nicht entrinnen kann, verwandeln ſich bisweilen auch in ſcharfe Bitterkeit, in Zorn und Stolz. Ein Sonett, worin er ſich ſelbſt anredet, iſt der Ausdruck der kühnſten Verachtung. „Laß Volk und Große", ruft er ſich zu; „leb allein, ſo biſt du Zar, und thu' dir als Künſtler ſelber genug, ſo mögen die Leute dich ſchmähen und vergeſſen." Daß dieſe Geſinnung in Puſchkin ächtes, ſtandhaftes Gefühl war, davon geben hundert an-

dre Stellen ſeiner Gedichte und ſein ganzes Leben Zeugniß, welches ſtets der Ausdruck einer muthigen, freigeſinnten und unbezwinglichen Seele war.

So iſt auch ſeine Auffaſſung der öffentlichen Bezüge des Tages durchaus würdig und edel, von großem Ueberblick, reifer Betrachtung, milder Wärme, allgemeinem Wohlwollen und hoher Leidenſchaft für Gedeihen und Ruhm des Vaterlandes. Sein Gedicht auf den Tod Napoleon's iſt eines der ſchwungvollſten und gehaltreichſten, welche dieſem Thema von Dichtern faſt aller Nationen gewidmet worden. Er ſtellt die Größe des gefallenen Helden in großen Zügen dar, und indem er ihn als den Zerſtörer und Unterdrücker bezeichnet, der die Freiheit und die Völker nicht verſtanden, und namentlich die Ruſſen nicht erkannt, verbietet er gleichwohl jedes Schmachwort gegen ihn, der ſeine Verirrungen großartig gebüßt, und ruft zuletzt Ruhm und Ehre ihm, als der das ruſſiſche Volk zu höherer Entwicklung aufgerufen, und der Welt noch aus dem Dunkel der Verbannung ewige Freiheit vermacht habe. — Bedeutender noch und merkwürdiger ſind zwei Gedichte Puſchkin's, die der Zeit des letzten polniſchen Krieges angehören. Der Dichter, ſonſt ein Freund der Polen und ihren Dichter Mickiewicz als hohen Liedesgenoſſen anerkennend, ſieht hier über die Frage der jedenfalls noch zweifelhaften Freiheit eines geſonderten Stammes hinweg, und ſtellt die höhere Frage des allgemeinen Beſtehns der ſlawiſchen Völker dagegen auf; hier iſt er ganz der für das Vaterland erglühte Ruſſe, Sieg feiernd, Unterwerfung heiſchend, dieſe jedoch nicht zur Schmach und Dienſtbarkeit, ſondern als Gebot höherer Waltung, zu

gedeihlicher Gemeinschaft und Ehre. Sein ganzer Haß fällt auf die ausländischen Anfeinder und Aufwiegler, denen dieser Streit der Slawen fremd und unverstanden ist, und deren vergeßlicher Uebermuth nur auf's neue die Schnee- und Eisgefilde betreten möge, wo schon früher der schrecklichste Untergang sie betroffen hat. Wir wissen sehr wohl, daß diese beiden Gedichte, „an die Verläumder Rußlands" und „auf die Einnahme Warschau's", sogar unter den Russen nicht allgemein gebilligt, sondern als zu sehr den gebotenen Tageseinflüssen huldigend getadelt worden sind. Allein wir können diesem Tadel nicht beistimmen; dem eignen Lande gehört der Dichter immer an, und wo seine Landsleute kämpfen und bluten, darf er ihnen immer Sieg und Ruhm wünschen; die Art übrigens, wie er es thut, kann ihn gegen den Verdacht, er habe seine frühere Denkart und Gefühlsweise aufgeopfert, hinlänglich sichern. Und auch darin besteht das Recht des Dichters, daß er dem Augenblicke, wie er sich giebt und aufdrängt, verschwenderisch leiht und schenkt, was derselbe nur zu tragen vermag; das Haftende und das Nebenabfallende hilft beides die richtige Wahrheit darstellen. Und überdies, solche Abwägungen bei Seite gesetzt, müssen wir von den erwähnten Gedichten aussagen, daß sie, rein dichterisch genommen, zu den schönsten gehören, welche Puschkin gedichtet hat. Sie strömen in hoher Leidenschaft, in feurigem Ausdruck in großartigen, zum Theil wilden und sonderbaren Bildern, und reißen Antheil und Neigung unwiderstehlich fort. Wenn die Marseiller Hymne den Franzosen manches Herz in Deutschland gewinnen durfte, so sind diese Gesänge nicht minder geeignet, für die Russen solche

Eroberungen zu bewirken. Ein drittes, dieſe Reihe abſchließendes Lied, „Peters des Erſten Feſtſchmaus", muß dem Dichter alle Herzen gewinnen, der hier, mit hoher, ſowohl vaterländiſcher als menſchenfreundlicher Abſicht, im Sinne der Verzeihung und Verſöhnung redet, und für dieſen Zweck das rührendſte und mächtigſte Bild als raſches, heiteres Lied darzubieten weiß; nie hat edle Geſinnung mit hoher Muſengabe ſich glücklicher vereint, dies eine Lied wäre Zeugniß genug, daß die ruſſiſche Dichtung kühn neben jeder andern auf höchſter Stufe ſich zeigen darf! —

Wir haben, der Verſicherung zufolge, noch drei Bände zu erwarten, welche noch eine Anzahl vermiſchter Gedichte, ſodann Erzählungen in Proſa, unter denen namentlich der Poſtmeiſter und die Hauptmannstochter ſehr beliebte ſind, ferner die Geſchichte des Aufruhrs von Pugatſcheff, und vielleicht noch andre geſchichtliche Bruchſtücke enthalten werden. Wiefern Puſchkin's Vorarbeiten zu einer Geſchichte Peters des Großen, die er in ſeinen letzten Lebensjahren zu ſchreiben unternommen hatte, noch zu benutzen ſein möchten, wird ſich wohl ſpäterhin erſt beſtimmen laſſen.

Mehrere Gedichte Puſchkin's ſind bis jetzt nur in ſchriftlicher oder wohl gar nur mündlicher Ueberlieferung vorhanden, und werden ihrer Kühnheit, ja wir dürfen vielleicht ſagen ihrer Ausgelaſſenheit wegen, wohl noch lange vom Druck ausgeſchloſſen bleiben. Auch in den gedruckten Stücken, beſonders in den lyriſchen Gedichten und im „Onegin", fehlen hie und da manche Zeilen und ganze Strophen, für welche in dieſem Falle ausnahms-

weiſe doch wenigſtens durch Punkte die Lücken als ſolche bezeichnet werden durften.

Eine Biographie Puſchkin's, die mit Offenheit und Freimuth alle ſeine Verhältniſſe und Schickſale darlegte, wäre wohl ein reiches, dankenswerthes Geſchenk, aber ſteht noch zur Zeit ſchwerlich zu erwarten. Möchten indeß ſeine Landsleute dafür ſammeln und ihre Beiträge zum Behuf künftigen Gebrauches vorläufig abfaſſen. Das Andenken des vergangenen Lebens iſt edlen Nationen ſtets theuer und wichtig, und wir finden, daß immer diejenigen, welche vorzugsweiſe dieſen Namen verdient haben, nicht nur die Staats- und Kriegsthaten, ſondern auch die der Litteratur und ſelbſt das ſtille Einzelleben zu überliefern bemüht waren.

Briefe an und von Joh. Heinr. Merck. Herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Darmſtadt, 1838.

Bei Mittheilungen vorliegender Art kommt hauptſächlich der Gehalt in Betracht, und entſcheidet mehr als der Stoff und die Form, auch wenn dieſe ausgezeichnet und jener bedeutend iſt. Was aber der Gehalt ſei, darüber pflegen die Leute ſich in großer Verwirrung zu befinden, ihn am unrechten Orte zu ſuchen, völlig zu verkennen, etwas ganz Falſches dafür zu nehmen. Daher ſind die Forderungen und Urtheile, in Betreff von Sammlungen wie die gegenwärtige, ſo abweichend

und widerſprechend, und ſtellen ſo oft nur die Unkunde und Schiefheit derer bloß, die fordern und urtheilen. Der Gehalt aber iſt hier nicht der Ertrag von einzelnen Gedanken, beſondern Thatſachen, unterhaltenden oder lehrreichen Bemerkungen, — wir laſſen dies alles in ſeinem Werthe, und wollen auch keineswegs darauf verzichten, — ſondern der Gehalt iſt das in allen ſolchen Richtungen vordringende Menſchliche, das Leben ſelbſt, der lebendige Verkehr. Die hier feſtzuhaltenden Unterſcheidungen werden an dem einfachſten Beiſpiele klar. Ein Jüngling hat das Glück, ausgezeichnete Lehrer zu haben, er hört ihre Vorträge, er lieſt ihre Schriften: ohne Zweifel empfängt er auf dieſe Weiſe den Kern ihres Wiſſens, die Blüthe ihres Geiſtes, ſie geben das, was ihren Werth für die Welt beſtimmt, worin allein ſie auf die Nachwelt kommen, ſie halten ſchwerlich Beſſeres zurück; wird nun der eifrige Jünger, beglückt durch den Gewinn, den er aus Vorträgen und Schriften zieht, ſich mit dieſen begnügen? Gewiß nicht! Er wird begierig den perſönlichen Umgang des Meiſters ſuchen, die tägliche Nähe deſſelben. Hofft er jene ſtrengeren Mittheilungen durch bequemere zu erſetzen? Keineswegs! Er wird nur erhöhten Fleiß auf jene wenden. Will er etwa, nach den Vorzügen, ſchadenfroh auch die Mängel und Schwächen des Mannes aufſpüren, ſich an ihnen weiden? Das wollen wir ihm nicht Schuld geben. Und doch iſt es wahr, auch die Mängel und Schwächen wird er kennen wollen, ſich mit ihnen beſchäftigen, und ſie mit den Vorzügen zuſammenfaſſen. Mit Einem Wort, er will Anderes als die Wiſſenſchaft, als den Geiſt, er will die Perſönlichkeit, den Lebensverkehr. Hier

finden nun ganz neue Beziehungen Statt; die Gedanken, der Witz, die Bedeutung des Stoffes, gelten nicht mehr einzig durch sich selbst, so wenig wie die Schwächen und Fehler alsdann nur sich selber bedeuten, sie werden insgesammt zum Gegenstande, in und an welchem das Menschliche sich darthut, und wenn dies als Eigenthümliches hervortritt, als wirkliches, ungeheucheltes und unverzerrtes Leben, so wird die Frage nach dem einzelnen Werthe der Bestandtheile nur eine untergeordnete sein können. Gerade die Mischung ist es, die hier alles gilt, die Mischung, welche das Ausgezeichnete mit dem Gewöhnlichen eingeht, in der beide sich bedingen, abwechselnd das Eine und das Andere vorherrscht, doch jedesmal zur Förderung des Ganzen. Und daher folgt für Denkwürdigkeiten und Briefsammlungen nicht nur die Erlaubniß, sondern sogar die Nothwendigkeit, mit dem Wichtigen und Bedeutenden auch das Alltägliche und Geringe zu geben. Jenes, für sich allein ausgesondert, wird seinen Werth haben, aber nicht mehr das Leben darstellen. Wer möchte z. B. nur die ausgewählten Glanzstellen aus den Briefen der Frau von Sévigné diesen Briefen selbst vorziehen? wer dürfte dies Element des täglichen Lebens, worin alles sich bewegt, vernichten wollen? Freilich wird ein richtiges Verhältniß beider Bestandtheile immer in Betracht kommen, und ein Herausgeber solcher Schriften auch vorzüglich darin seinen Takt beweisen, daß er uns gegen Ueberladung des Gewöhnlichen bewahrt, ohne hinwieder dasselbe zu sehr zu unterdrücken. Eine schon entschiedne große Theilnahme, ein schon umschriebener Raum wichtigen und anziehenden Lebens, verleihen aber auch dem Unbedeutenderen einen

erhöhten Werth, und wenn es ſich z. B. um Goethe's und Schiller's Briefwechſel handelt, ſo möchten wir auch die geringſten Zettel nicht wegwerfen. Als wenn die Folgezeit nicht ohnehin dies noch immer früh genug thun konnte! —

Das Buch, welches uns zu dieſer Einleitung veranlaßt, gehört dem denkwürdigen Zeitraum an, in welchem die deutſche Geiſtesbildung vor etwa ſechzig Jahren ihren Aufſchwung nahm, und beſonders Weimar durch den Verein der reichſten Genien die größten Städte überſtrahlte. In dieſem Kreiſe, auf deſſen Erzeugniſſen der Stolz unſrer Nation beruht, und von deſſen Schätzen die ſpäteſten Geſchlechter noch zehren werden, iſt alles wichtig, was irgend einen Bezug auf jene Erzeugniſſe, auf jene Geiſter hat, und was die Lebenszuſtände zu erhellen beiträgt. Wir müſſen uns nur gewöhnen, bei jedem Einzelnen, das uns dargeboten wird, immer das Ganze im Auge zu haben, von dem jenes oft erſt ſein wahres Licht und ſeine Bedeutung empfängt. Wer es bei ſolchen Schriften, — wie die beiden Sammlungen Wieland'ſcher Briefe, die vertrauten Nachrichten über Herder, dann die Briefwechſel Goethe's mit Schiller und Zelter, die Merck'ſchen Briefſammlungen, die Knebel'ſchen Schriften, ferner die von Falk und Böttiger hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten, die Eckermann'ſchen Geſpräche, — nicht darauf anlegt, vermöge aller dieſer Hülfsmittel ſich in das innerſte Leben jener Zeit zu verſetzen, wer nicht dahin gelangt, auf dieſe Weiſe für ſich eine Art perſönlichen Umgangs mit jenen Großen hervorzurufen, der hat eigentlich gar kein Recht, in dieſen Sachen litterariſch mitzuſprechen, der mag das Einzelne

immerhin einzeln abschätzen, verwerfen oder gelten lassen, sein beschränktes Urtheil kann sich etwa gewaltsam aufblähen, wird aber dadurch nur um so mehr seine Leerheit zeigen.

Doch, um die gegenwärtige Sammlung, so wie die vorhergegangene, deren Fortsetzung sie ist, höchst werthvoll und dankenswürdig zu finden, bedarf es kaum eines so ausgesuchten Standpunktes; schon von dem gewöhnlichen, wo kein größerer Zusammenhang, sondern nur der vereinzelte Tagesreiz gilt, wird hier ein reicher und durchdringender Lebensgehalt anerkannt werden. Diese beiden Bände sind, nebst Eckermann's Gesprächen, die gediegensten Ueberlieferungen, bei denen schwerlich eine Klage Statt finden kann, daß Unbedeutendes darin sich ausbreite, und eine strengere Sichtung zu wünschen wäre. Hier ist schon durch den Mann, an welchen diese Bezüge sich knüpfen, von dem diese Wirkungen ausgehen, ein so gesunder Kern gegeben, daß er von allen Seiten nur die beste Nahrung an sich zieht. Für Merck, dessen Energie und Bedeutung uns Goethe so bezeichnend ausgedrückt, und dessen Lebensthätigkeit sich hier in ganzer Ausdehnung zeigt, schließt jeder, der mit ihm zu thun hat, das Frischeste und Kräftigste seines Innern auf, und wir sehen die Meisten derer, die an ihn schreiben, in ihrer vollesten Erscheinung, vorzüglich Wieland, und Goethe'n selbst, die Herzogin Amalia und den Herzog Karl August. Die Kenntniß der merkwürdigsten Menschen, der eigensten Zustände und Verhältnisse, eines Theils der Erwerbungskämpfe unsrer heutigen Besitzthümer, strömt uns aus diesen Quellen so reich wie aus wenig andern, und mit diesem ernsten

Gewinn verbindet ſich der einer durch Witz, Laune, Friſche und Derbheit ſtets reizenden Unterhaltung.

Von Merck ſelber ſind nur wenige Briefe vorhanden; wir dürfen indeß die Hoffnung hegen, daß in der Folge ſich noch mehrere anreihen werden, ſo wie auch einige der überkräftigen Gedichte, die noch immer die Oeffentlichkeit ſcheuen, aber für den günſtigen Augenblick wohlverwahrt liegen. Die zahlreichſten Blätter ſind von Wieland, der ſich in beſonders liebenswürdiger und freier Geſtalt hier zeigt, wie er nicht immer zu finden iſt. In größtem Werthe, den herrlich begabten Menſchen und ächt berufenen Fürſten zeigend, erſcheinen die Briefe des Herzogs; der Brief an Merck vom 17. Juni 1781 iſt ein ſprechendes Denkmal ſeines freien Geiſtes und großen Sinnes. Sechzehn Briefe von Goethe, die das volle Gepräge ſeines Genius haben, würden allein ſchon die ganze Sammlung tragen. Aber auch ohne den Beitrag ſeiner eignen Blätter, iſt er durch die Art, wie er in denen der Andern lebt, die wahre Mitte der ganzen Sammlung. Er iſt eine der ſeltnen, erhabenen Menſchengeſtalten, auf welche die Natur und der Geiſt die Fülle ihrer Gaben ausgeſchüttet haben, und in denen dieſe Gaben ſich zu ſittlicher Kraft vereinigen. Jemehr wir von ihm vernehmen, jemehr Zeugniſſe von ihm offenbar werden, deſto herrlicher ſteht er vor unſern Augen; er iſt, wie der helleniſche Glaube von den abgeſchiedenen Heroen meint, auch nach dem Tode in beſtändigem Wachſen. Möge man nur auch hier wieder nicht an dem Einzelnen hängen, nicht Theile und Theilchen eines großen langen Lebens in ihrer Abſonderung feſthalten und beurtheilen, ſondern ſie in ihrem Zuſammen-

hange betrachten, wie ſie einander ergänzen, fördern, vermitteln, und zuletzt ein Ganzes darſtellen, das in dieſer Macht und Schönheit uns auf Erden nicht oft begegnet! Dem reifen, weiſen Alter entſpricht eine friſche, wallende Jugend, beide verbindet eine ſtarke, maßvolle Manneszeit. Allein nicht bloß in der Aufeinanderfolge nehmen wir dieſe verſchiedenen Erſcheinungsarten wahr, wir finden ſie auch gleichzeitig vereint, jede mit und in der andern, in gegenſeitiger Durchdringung. Zwar ſeinem Alter hat man öfters das Feuer der Jugend abſprechen wollen; aber das Herz, welches noch in ſpäteſter Zeit ſolche Empfindungen haben und ihnen ſolchen Ausdruck geben konnte, wie uns die „Trilogie der Leidenſchaft" erblicken läßt, beſchämt jeden Zweifel. Die vorliegenden Mittheilungen führen uns in Goethe's Jugend zurück, in die Zeiten zwiſchen ſeinem zwanzigſten und dreißigſten Lebensjahre, und wie zeigt er ſich hier, in ſeiner brauſenden Kraft! wie milde zugleich und reif in ſeinem hinreißenden Lebensdrange!

Wieland iſt es vorzüglich, deſſen Zeugniſſe wir zu vernehmen haben, Wieland, der ſchon ältere Freund, dem frühere Verletzungen in dem vollen Eindruck der Gegenwart völlig verſchwunden ſind. Laſſen wir einige ſeiner Ausſprüche hier gedrängt vorübergehen! Im Jahre 1776 ſchreibt er an Merck: „Unſer Goethe hat ſich der Welt durch ſeine Stella wieder herrlich geoffenbaret. Wie triumphirt mein Herz über jeden neuen Sieg, den er erhält, jede neue Provinz, die er erobert! Wiſſen Sie ein ander Beiſpiel, daß jemals ein Dichter den andern ſo enthuſiaſtiſch geliebt hat? Bald merk' ich, daß es auch wohl mit daher kommen mag, weil ich, gegen

ihn, am Ende doch nur ein ſchwacher Erdenkloß bin. Denn ſagt nicht Plato, der Geliebte iſt reich, und der Liebende arm? Und hat Plato nicht Recht? Laßt's gut ſein! Mein Herz iſt nun ſo, und genug, daß es mich glücklich macht." Und bald nachher heißt es abermals: „Für mich iſt kein Leben mehr, ohne dieſen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir ſo ſchön übern Kopf wächſt, und alles das iſt, was ich nicht habe werden können." Noch aus demſelben Jahre, alſo aus Goethe's ſiebenundzwanzigſtem, iſt folgende wichtige Stelle: „Goethe hat freilich in den erſten Monaten die Meiſten (mich niemals) oft durch ſeine damalige Art zu ſein ſkandaliſirt, und dem Diabolus Priſe über ſich gegeben. Aber ſchon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, hat er ſich mit untadelicher σωφροσυνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürft ſicherlich glauben und adversus quoscunque behaupten, daß die Kabale gegen Goethe'n und ſeine Freunde nichts als Neid und Jalouſie und Mißvergnügen über fehlgeſchlagene Hoffnungen zur Quelle hat." Ferner: „Goethe iſt lieb und brav und feſt und männlich. Alles geht ſo gut es kann, und die Welt, die ſo viel dummes Zeug von uns ſagt und glaubt, hat groß Unrecht." Dann, ein paar Monate darauf: „Goethe iſt bald da bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben ſein! — Wenn Goethens Idee Statt findet, ſo wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menſchen

Fuß faſſen können, während daß allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt.“ Um einige Tage ſpäter: „Goethe iſt immer der nämliche — immer wirkſam uns Alle glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten — und ſelbſt nur durch Theilnehmung glücklich, — ein großer, edler, herrlicher, verkannter Menſch, eben darum verkannt, weil ſo Wenige fähig ſind, ſich einen Begriff von einem ſolchen Menſchen zu machen.“ Im folgenden Jahre ſchreibt er gleichen Sinnes: „Goethe ſpielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach ſeiner eignen Sitte. Der Herzog iſt, man mag ſagen was man will, ein trefflicher Menſch, und wird's in ſeiner Geſellſchaft noch mehr werden. Alles was man ausſprengt, ſind Lügen der Hofſchranzen. — Es iſt wahr, die Vertraulichkeit geht zwiſchen dem Herrn und Diener weit, allein was ſchadet das? Wär's ein Edelmann, ſo wär's in der Regel. Goethe gilt und dirigirt alles, und jedermann iſt mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und niemanden ſchadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menſchen widerſtehn?“ — Folgende Stelle iſt aus dem Jahre 1778: „Ich werde je länger je mehr überzeugt, daß Goethe den Herzog recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von ſeiner ſogenannten Favoritenſchaft haben wird. — Er iſt und bleibt mir einer der herrlichſten und liebſten Menſchen auf Gottes Erdboden, und damit Punktum.“ Sechs Jahre ſpäter wird dies noch immer beſtätigt: „Goethe ſchickt ſich überaus gut — ſchreibt Wieland — in das was er vorzuſtellen hat, iſt im eigentlichen Verſtande l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzuſichtlich an Seel und Leib unter der drückenden Laſt,

die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem allen Kontenance hält, und den Gram gleich einem verborgnen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt." — Und in gleich ehrender Weise spricht auch der Herzog von ihm, rühmt seine Thätigkeit und Bravheit, und sagt, „mit Ehren könne man Goethe's Bild im Siegel führen, und wer dieses Petschaft mit demjenigen Respekt brauche, welchen es verdiene, werde gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken." Und so lebt und webt sein Geist, seine Anerkennung, sein Abglanz und Einfluß in allen diesen Blättern; alle verschiedensten Personen, die hier vorkommen, haben ihn zum Augenmerk, beziehen sich auf ihn, wollen seine Meinung, seine Zustimmung haben. Wir möchten dem Geschlechte elender Detraktoren, das unter mannigfach gleißender Hülle fortwuchert, und den kalten Selbstsüchtigen, die keiner Bewunderung, sondern nur des Neides und Zweifels fähig sind, und sich solchen schmählichen Gebrechens in ihrer Blindheit wohl gar als eines Vorzugs rühmen, wir möchten ihnen diesen Spiegel vorhalten, und sie fragen, was sie wohl hoffen, aus ihren Verhältnissen und Wirkungen einst diesen Zeugnissen an die Seite stellen zu können? —

Der Herausgeber hat sich durch die beiden Sammlungen, welche er an's Licht gefördert, ein wahres Verdienst um unsre Litteratur erworben, und dies auch besonders darin bethätigt, daß er seine Arbeit mit Einsicht und Liebe, und daher auch mit Fleiß und Sorgfalt, wie sie heutiges Tages bei solchen Aufgaben nur selten bewiesen werden, durchgeführt hat. An Verständigung,

an Nachweiſungen, an Ueberſichten und Regiſtern, die ſo ſehr den Gebrauch erleichtern, hat er es nicht fehlen laſſen. Seiner Vertheidigung des wackern und in aller Herbheit des Geiſtes gemüthvollen und hochſinnigen Merck gegen allerlei Mißurtheile, zu denen einſeitige und zerſtückelte Nachrichten ſo leicht verleiten, werden die ächten Menſchenkundigen, deren Scharfſinn vorzugsweiſe auf das Gute und Ganze gerichtet iſt, gern beiſtimmen. —

Lebenserinnerungen von Ernſt Münch.

1838.

Die „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien von Ernſt Münch" ſind ſchon an mehreren Orten kritiſch beſprochen und auch im Allgemeinen nach Verdienſt und Werth anerkannt worden. Das Buch ſtellt ein tüchtiges Stück Leben vor Augen, deutſches Leben, und zwar aus einer Gegend von Deutſchland, die ſich, ungeachtet bedeutender von dort ausgegangener Erſcheinungen, bisher im Einzelnen immer ſehr abgeſchloſſen gehalten hat. Wenn die Münch'ſchen Denkwürdigkeiten nicht mit noch größerem Beifall und entſchiednerem Eindruck aufgenommen werden, als bis jetzt geſchehen, ſo liegt das wohl theils daran, daß viele deutſche Leſer an der politiſchen Laufbahn und Denkart des Verfaſſers — doch gewiß mit Unrecht — irr geworden waren, theils an der großen Ungleichheit, mit der das Buch geſchrieben iſt. Unläugbar hat daſſelbe hellere

und dunklere Parthieen, ſowohl in Betreff des Inhalts, als der Darſtellung; die letztere verfällt manchmal in kleinliche, nicht genug verarbeitete und an allgemeinere Intereſſen herangeführte Züge, zuweilen auch in einen Ton, der nicht angenehm iſt. Dies aber darf nicht hindern, die ausgezeichneten und glänzenden Parthieen in ihrem vollen Werth anzuerkennen. Hin und wieder iſt dies auch geſchehen; allein die deutſche Kritik iſt darin ſonderbar, daß ſie in manchen Fällen gerade das Beſte vorübergeht, und ſich an Mittleres hält. So erinnern wir uns nicht, daß irgendwo gebührend erwähnt worden ſei, was wir für das Meiſterhafteſte in dem ganzen Buche halten, was uns glänzend überraſcht und in wahren Enthuſiasmus verſetzt hat: die Schilderung des berühmten Theologen Hug in Freiburg, eine Schilderung, die wir zu dem Gelungenſten rechnen, was in dieſer Art je geliefert worden. So viel Markiges und Duftiges, Pathetiſches und Ironiſches, Schlagendes und Spielendes, iſt hier vereinigt, wieder auseinander gezogen, durchkreuzt, ſo viel Bewunderung und Strenge, Hellung und Schatten, Milde und Gewalt, in daſſelbe Gemählde zu harmoniſcher Wirkung zuſammengebracht, daß man Stunden lang mit erhöhtem Vergnügen im Anſchauen verweilt! Und damit das Bild noch höheren Werth empfinge, iſt es gleich ein zwiefaches, und neben Hug haben wir auch Erasmus von Rotterdam in ſprechender Wahrheit erſchaut! — Auf dieſe preiswürdige Schilderung wollten wir doch aufmerkſam machen! —

Europa und der Orient. Von Friedrich Ludwig Lindner. Stuttgart, 1839.

Schriftſtelleriſches Talent im politiſchen Gebiet iſt uns Deutſchen ſparſam ausgetheilt, oder, wenn daſſelbe nicht fehlt, ſo fehlt ihm doch meiſtens die Gelegenheit, ſich in ſeiner vollen Entwicklung zu zeigen. Leibnitz, in früherer Zeit, iſt ein hohes Beiſpiel der letztern Art, nur war ſein Werth und Verdienſt gerade in dieſer Richtung durch den Undank und Stumpfſinn der Nation faſt ganz in Dunkel und Vergeſſenheit geſunken, und erſt in unſern Tagen, durch den glücklichen Eifer des Dr. Guhrauer, ſind die politiſchen Denkſchriften an das Licht gezogen worden, welche durch Inhalt wie durch Darſtellung und Sprache für ihre Zeit, und noch heute in vielem Betracht, auf höchſter Stufe ſtehen. In unſern Tagen hat faſt der einzige Gentz, durch beſondere Gunſt des Geſchickes, welches ſeinen Fähigkeiten die entſprechenden Aufgaben nicht fehlen ließ, als politiſcher Schriftſteller ſeine volle Blüthe erreicht und iſt in politiſcher Beredſamkeit ein unübertroffenes Muſter geworden; aber auch ihm drohte ſchon die Vergeſſenheit des Undanks und der noch größeren Unkunde — wenigſtens in der deutſchen Litteratur — und wir haben daher die zu ſeinem würdigen Denkmal von Dr. Schleſier geſammelten Schriften doppelt willkommen zu heißen. Gewiß können wir noch manche, und zum Theil berühmte Namen aufzählen, welchen wir für das politiſche Gebiet ſchriftſtelleriſches Talent in hohem Grade zuſprechen müſſen, wir erinnern an Liebenſtein, an den trefflichen, mit Blick und Ausdruck reichbegabten Oelsner, ferner an

Görres, Rotteck, Gans, Wangenheim, Hegewiſch; — aber dürfen wir von irgend einem dieſer Talente ſagen, daß ſie zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte, zur wahren Darſtellung ihres Inhaltes gelangt ſind? —

Dieſe Frage müſſen wir auch für den Autor verneinen, der, nach langem Schweigen, durch vorliegende Schrift wieder auf dem politiſchen Gebiet erſcheint, wo wir ihn, was Fähigkeit und Begabung betrifft, ganz unzweifelhaft in den erſten Rang zu ſtellen haben. Lindner hat in früherer Behandlung mannigfacher politiſchen Gegenſtände, unter den mißlichſten Bedingungen und in den ſchwierigſten Formen, die kunſtreichſte Geſchicklichkeit bewieſen, beſonders wird ſeine Selbſtvertheidigung gegen diplomatiſche Verunglimpfung — in ſeinen „Geheimen Papieren" — immer als ein Meiſterſtück gelten müſſen. Allein der Boden, wo ſein Talent zu voller Reife und Ausbreitung hätte gelangen können, iſt ihm nicht dargeboten worden, zu einer Stellung und Wirkſamkeit, wie Gentz in ſeiner Art ſie erlangt, hat Lindnern ſeine Richtung nicht zu führen vermocht; er muß ſich damit tröſten, in einem Gebiete, dem die nationale Beſchaffenheit den Raum von jeher eng beſchränkt hat, noch ſo merkwürdige und bedeutende Möglichkeiten dargethan zu haben.

Die Ungunſt unſrer deutſchen Verhältniſſe für politiſche Schriftſtellerei wollen wir nicht geradezu als ein Uebel anklagen; gewiß hängen mit dieſem, in manchen Augenblicken allerdings empfindlichen und ſogar demüthigenden Mangel entſchiedene Vortheile zuſammen, deren wir ſtillſchweigend genießen, und die wir, ſollten ſie uns entriſſen werden, doch noch weniger miſſen möchten, als

manchen Vorzug, den wir den Andern jetzt beneiden. Aber als Thatsache müssen wir jene Ungunst eingestehen, und indem wir sie klar in's Auge fassen, wird unser Urtheil über viele Gegenstände sich billig mäßigen, und von falschen Forderungen und Versuchen ablenken, insofern die Einsicht in einen Mangel schon als der Beginn des Ersatzes dafür zu betrachten ist.

Auch die vorliegende Schrift giebt mittelbar von diesem Zustande der Dinge Zeugniß. Denn, wiewohl an deutschen Stoffen der politischen Erörterung kein Mangel ist, und ein Mann wie Lindner gewiß dabei manches mitzusprechen versucht sein müßte, so ist es vielmehr der entlegenste, für Deutschland fremdeste Gegenstand, auf den er sich wirft, die sogenannte orientalische Frage, bei welcher bis jetzt am stärksten von Seiten Rußlands und Englands eine Betheiligung hervortritt, und selbst hier nimmt er nicht aus deutschem Standpunkt und eigner Ansicht das Wort, sondern schickt die Schrift eines Franzosen voran, um ihr die Bemerkungen anzuschließen, zu denen sie Gelegenheit giebt, und auch diese Bemerkungen giebt er in der möglichst unverfänglichen und neutralen Form, in der eines Gesprächs, wo die Meinungen gegen einander hin und her schwanken, und die eigne des Autors nur noch mit feinem Geiste, nicht aber mit groben Händen zu greifen ist. Entlegnen Stoff wählte auch Gentz bisweilen, wo der nahe zu schwierig dünkte, und so haben wir von ihm kein Werk über die Auflösung des deutschen Reiches oder die Stiftung des Rheinbundes, wohl aber eines über den Krieg zwischen Spanien und England; in der Hauptsache machte dies aber wenig Unterschied, immer war es das Unrechtmäßige

und Gewaltſame der franzöſiſchen Staatsführung, was er beſtritt, und das eine wie das andere Beiſpiel konnte dieſem Zwecke dienen. Der Deutſche wird auch diesmal, der Unergiebigkeit müde, welche mit der öffentlichen Beſprechung ſeiner nächſten Anliegen zur Zeit noch verbunden iſt, dem gewandten Darſteller gern zur Betrachtung der entferntern Weltfrage folgen, wohl wiſſend, daß zuletzt doch keine ſolche entſchieden wird, ohne daß Deutſchland einen Rückſtoß davon empfindet. Was aber die Vermittlung der Anſichten durch die Geſprächsform betrifft, ſo kann der Leſer nur dankbar dafür ſein, daß dem Gegenſtande der Reiz und die Haltung ſolcher höheren Kunſt gewidmet worden.

Bei dem Aufſatze von Armand Lefebvre, „Frankreichs Politik in Bezug auf die Angelegenheiten des Orients" betitelt, dürfen wir uns nicht lange aufhalten. Lindner hat ihn aus der Revue des deux Mondes frei überſetzt, einer Zeitſchrift, welcher man beimißt, öfters den Sinn des franzöſiſchen Miniſteriums auszuſprechen. Der Standpunkt eines Franzoſen iſt hier ganz nach der alten Schule feſtgehalten, und noch ziemlich derſelbe, wie zu Ludwigs des Vierzehnten und wie zu Napoleon's Zeiten. Der Nationaleitelkeit dünken alle Anſprüche gerecht, alle Einrichtungen zuläſſig, bei welchen ſie ſich befriedigt fühlt. Vom wirklichen Rechte iſt dabei nicht die Rede, ja ſelbſt nicht von der tieferen politiſchen Zuſtändigkeit und dem wahren Beſten des eignen Landes, deren reife Erwägung vielleicht oft als verwerflich zeigte, was jener Eitelkeit ſchmeichelt. Selbſtſüchtig darf jede Politik ſein, innerhalb gegebner Gränzen muß ſie es ſogar; wir werden es daher auch dem

Franzoſen nicht verdenken, ausſchließlich den Vortheil Frankreichs im Auge zu haben; dem Engländer geſtehen wir dieſes Recht ſchon immer zu, und er übt es mit trockner Derbheit und ſchneidender Schärfe von jeher gelaſſen aus; bei dem Franzoſen aber ſtellen ſich neben den wirklichen Intereſſen auch hohle Phraſen voran, und dieſe machen das politiſche Raiſonnement eines Pradt, Chateaubriand, und Andrer dieſer Art, oft ſo widerlich. Wir finden dieſes Gebrechen auch bei Hrn. Armand Lefebvre, und weniger ſind es die offnen Erklärungen, daß Frankreich das linke Rheinufer wieder haben müſſe, die uns verletzen, als vielmehr die herkömmliche Ziererei mit Geſinnungen und Fürſorgen, die das Wohl der Menſchheit und die allgemeine Bildung zu vertreten ſich anmaßen. An ſolcher Ausſchmückung leidet auch unſre Schrift keinen Mangel, der eigentlich politiſche Inhalt aber dreht ſich in einem ſchon bekannten Kreiſe verſchiedenartiger Annahmen, denen keine neue Seite abgewonnen iſt, und wenn hier die franzöſiſche wirkliche Politik zum Theil mitausgedrückt worden, ſo müſſen wir geſtehen, dieſe in ihren Anlagen nicht für ſonderlich neu noch eigen und tief halten zu können. Der Inbegriff derſelben heißt: Wir wollen uns mit derjenigen Macht verbinden und derjenigen Macht allenfalls dienen, welche uns den meiſten Länderzuwachs verſpricht. Daß hierbei die Möglichkeit einer Verbindung Frankreichs mit Rußland angenommen wird, iſt auch keine große Kühnheit, ſondern geſchieht auf altem betretnen Wege, wobei nur die Widerſprüche, in welche jener Weg jetzt mehr als ſonſt unvermeidlich führen muß, überſehen oder leichthin beſeitigt werden.

Ernſter und wichtiger iſt für uns das Lindner'ſche Geſpräch, welches auch den größeren Theil der Schrift ausmacht. Er führt einen Deutſchen Willibald und einen Nordamerikaner Wilſon redend ein, und hat den Stoff in beide Rollen ſo glücklich und fein vertheilt, daß jede Meinung, wie dies der dialogiſchen Dichtung geziemt, ihre volle Gebühr und Vertretung findet, keine Seite abſichtlich verkürzt oder verdunkelt wird, und bei dieſer unpartheiiſchen Gerechtigkeit des Autors bisweilen ſchwer zu errathen ſein mag, auf welche Seite er perſönlich hinneigt. Es darf uns daher nicht befremden, bisweilen auch dem Amerikaner in den Mund gelegt zu finden, was eigentlich unſerm Landsmanne näher zu ſtehen ſcheint; die Reinheit und Bildung des Ausdrucks können bei dieſer Verlegung nur gewonnen haben.

Der Verfaſſer wünſcht, daß ſein Geſpräch nicht aus einzelnen Sätzen, ſondern nach ſeinem Zuſammenhange beurtheilt werden möge, denn Einheit und Verbindung der beſprochenen Gegenſtände ſeien in der Tiefe wohl vorhanden, wenn auch nicht immer auf der Oberfläche offenbar und leicht aufzufinden. Wir glauben in der That nicht, daß es leicht ſei, die eigne Anſicht des Verfaſſers aus dem Vorliegenden in wenige gedrängte Sätze zuſammenzufaſſen; er hat aber wohlgethan, ſtatt der ſchließlichen Ausbeute, uns die ganze Fülle politiſcher Thatſachen, Einſichten, Bemerkungen und Verknüpfungen zu geben; denn alle dieſe Vorſtellungen auch nur in Bewegung geſetzt zu haben, iſt ſchon Gewinn, und dieſen mag jeder Leſer nach Bedürfniß und Kräften ſehr verſchieden herausziehen. Wer keinen Ertrag findet, der mag ſich nur ſelber die Schuld beimeſſen, denn hier iſt

wahrlich der ganze Kurſus heutiger Staatsanliegen auf geiſtreiche Weiſe durchgemacht!

Den Tagespartheien iſt Lindner von jeher fremd geweſen; er hat ſich nie an bodenloſen Luftgebilden erfreut, nie revolutionaire, blind oppoſitionelle Richtungen befolgt, nie um erdichteter Intereſſen willen die wirklichen außer Acht gelaſſen; ihm war die Politik nie ein Gemiſch von Abſtraktionen, ſondern das Ineinanderwirken leibhaftigen Lebens, ſeinen Erörterungen lagen Länder- und Volksgeſtalten, vorhandene Staatsgebilde ſtets zum Grunde. Seine konſervative Geſinnung, früher auf ſüddeutſche Intereſſen faſt gewaltſam beſchränkt, zeigte ſich als allgemein deutſche bei Gelegenheit des preußiſchen Zollvereins, den er durch eine auch an höchſten Orten mit Beifall aufgenommene Schrift in helles Licht ſetzte. Die konſervative Richtung iſt auch in dieſem Geſpräch vorherrſchend; vom Beſtehenden wird überall ausgegangen, die Rechte und Intereſſen der Staaten werden in ihrer Weſenheit aufgefaßt; den Zuſammenhang ſo großer Beziehungen, die ſich in einer Staatsregierung vereinigt finden, will er nicht kleinlich angeſehen wiſſen. Freiſinnig, dem Entwicklungsgange der heutigen Welt angehörig, ein Freund repräſentativer Verfaſſung, mißt er doch keineswegs die Staaten nach äußern Formen, deren Zweck er auch durch andre Mittel erreichbar ſieht. Und ſo geſchieht es denn, daß wir unſern Autor, dem man bisher dergleichen nicht zugetraut, aufrichtig und ernſtlich auf der Seite derjenigen Regierungen finden, die, wie Oeſterreich und Rußland, dem zeitgeiſtigen Freiſinn wenig Zuneigung einflößen konnten.

Diesmal iſt es doch vorzugsweiſe Rußland, deſſen

Verhältniſſe und Anſprüche mit billigem Eingehen gewürdigt werden. Die Aufgaben, welche dieſem Reiche geſtellt ſind, den Gang, welchen daſſelbe in ſeiner Entwicklung befolgt, die neuen Betheiligungen, die ihm unvermeidlich zuwachſen, betrachtet unſer Autor mit freiem Ueberblick, und hält ſich, anſtatt an kleinliche Zufälligkeiten, an die großen weſentlichen Züge. Das Bild, das ſich hiernach ſowohl von dem innern Geiſte Rußlands als auch insbeſondre von dem Geiſte ſeiner Politik ergiebt, iſt ſehr vortheilhaft, und die Thatſachen, auf die es gegründet wird, laſſen ſich nicht in Abrede ſtellen.

Unſer Autor theilt nicht die allgemeine Beſorgniß wegen der zunehmenden Uebermacht Rußlands, er ſieht beſonders in der Ausdehnung nach Süden nicht die große Gefahr; ja er möchte die Abſichten dorthin, welche man dem ruſſiſchen Kabinet ſeit langer Zeit immerfort beimißt, gar nicht vorhanden glauben. Der Verfall des türkiſchen Reiches, meint er, werde allerdings neue Einſchreitung herbeinöthigen, allein dieſe könne mit den Intereſſen andrer Mächte in Einklang gebracht werden, die orientaliſche Frage laſſe eine friedliche Löſung zu. Es werden Vorſchläge gemacht, die Intereſſen der Politik in neuen organiſchen Bildungen gegen einander auszugleichen.

Die Sprache unſres Autors würde Verdacht erregen, und wir in ſeinem Amerikaner faſt einen ruſſiſchen Wortführer vor uns zu haben glauben, zeigte ſich nicht ſonſt in jeder Weiſe eine völlige Unabhängigkeit. Von den wahren Forderungen unſrer Zeit läßt er keine fallen, ſie ſind alle wach und rege bei ihm. Die wunden Zuſtände, an welchen Europa leidet, berührt er insgeſammt mit wenn auch nur flüchtiger, doch ſcharfer Andeutung.

Das Wort über die Kölner Sache ist durchaus treffend. Unerwartet ist die Wendung, mit der die Sache Hannovers erwähnt wird, nur scheint dabei das Thatsächliche doch irrig aufgefaßt. Manches andre Geistige, fast unscheinbar eingestreut, erhebt die Färbung des Ganzen; z. B. daß das Geheimniß der Politik — in der Richtung, wohin die Natur der Dinge strebt, den Ereignissen nachzuhelfen — nicht eins mit dem Geheimniß der Diplomatie sei, sondern oft nur eines für sie! —

Können wir in Betreff der Hauptsache, die hier verhandelt worden, dem Verfasser großentheils zustimmen, und uns auf dieselbe Seite stellen, welche er — nicht aus persönlicher Lust, sondern aus triftigen Sachgründen — gewählt, so müssen wir doch bemerken, daß unsres Bedünkens die sogenannte orientalische Frage im gegenwärtigen Augenblicke mit einem für ihre Wichtigkeit, und besonders für ihre Dringlichkeit, ganz unverhältnißmäßigen Lärm besprochen wird. Der für Europa zunächst wichtige Theil der Frage ist bereits thatsächlich in voller Entscheidung begriffen, und es hilft nichts, dies abzuläugnen. Die Vollendung wird von den Umständen abhängen, und es scheint nicht, daß irgend eine Staatsklugheit diese zu beherrschen im Stande sei. Der Augenblick, wo Konstantinopel vollends aufhören wird türkisch zu sein, dürfte auch gar keinen so auffallenden Abschnitt in den allgemeinen Verhältnissen bilden, als man uns glauben machen will. Die Interessen, welche man am wesentlichsten dabei gefährdet meint, werden vielleicht am wenigsten durch die Veränderung gestört, wohl gar in der Folge sich gefördert finden. Auch können wir die hastige Besorgniß, welche in der türkischen Frage sogleich

die oſtindiſche mitbegriffen ſehen will, ganz und gar nicht theilen. Die Unruhe dieſerhalb ſcheint mehr im Publikum, als in den Kabinetten ſelbſt; und gerade die Aufmerkſamkeit, welche dieſe letztern dem Gegenſtande unläugbar widmen, vermindert durch Klarheit der Einſicht die Spannung. In England, wo die Staatsverwaltung jede, auch durch grundloſe Volksmeinung bis zu einem gewiſſen Grade berückſichtigen muß, wird das Kabinet die orientaliſche Frage nicht leicht nehmen dürfen, aber die Erörterung gerade, welche im brittiſchen Palamente gründlich zu erwarten ſteht, wird den ganzen Gegenſtand, wenn wir abrechnen, was er den Widerſachern der Verwaltung, zum möglichen Vorwurfe gegen dieſe, gelten ſoll, in minderem Gewichte zeigen, und keinesfalls einen ſo dringenden, große Entſcheidungen unmittelbar drohenden Werth, wie dies in öffentlichen Blättern geſchieht, damit verknüpfen laſſen.

Doch wir halten hier inne, da es unſres Ortes nicht iſt, über die politiſchen Intereſſen ſelber abzuſprechen, ſondern wir, unſern Verhältniſſen gemäß, uns gern beſcheiden, nur darüber zu urtheilen, wie ſolche litterariſch behandelt worden, in welchem Betracht wir denn die vorliegende Schrift wegen ihrer maßvollen Haltung, ihres durchaus guten Tons, und ihrer feinen Darſtellung nur zu rühmen haben.

Die Geſchichte der See = und Kolonialmacht des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Aus archivaliſchen Quellen dargeſtellt von Dr. P. F. Stuhr. Berlin, 1839.

Unter den mannigfach verdienſtlichen Beiträgen, mit denen in neuſter Zeit die preußiſche Geſchichte bedacht worden, gewiß einer der ſchätzbarſten! Der Verfaſſer, ſchon durch anderweitige gründliche Unterſuchungen, das Kriegs = und Heerweſen des großen Kurfürſten betreffend, auf dieſem Boden heimiſch und bewährt, hat diesmal einen Gegenſtand behandelt, der mit allem Antheil, welchen das Nächſte das Vaterländiſche für uns hat, zugleich den Reiz verbindet, den die entlegenſte Ferne zu erwecken pflegt. Gewiß kein geringer Aufſchwung der Phantaſie iſt es, der uns die brandenburgiſch = preußiſche Fahne zu Niederlaſſungen auf den afrikaniſchen und weſtindiſchen Küſten begleiten läßt, die binnenländiſche Mark jenſeits der Meere als Rivalin der Seemächte zeigt. Zwar haben dieſe Niederlaſſungen keinen dauernden Beſtand gewinnen können, und unmittelbare Früchte laſſen ſich davon nicht nachweiſen. Aber bewundernswürdig bleibt es immer, wie nachdrücklich und vieljährig dennoch der kühne Gedanke des großen Kurfürſten ſich wirkſam behauptet hat, und mit wie ſchwachen, ja großentheils entliehenen Hülfsmitteln das ganze Unternehmen ſo kräftig fortgeführt worden. Unſer Verfaſſer legt hier, zum erſtenmale, den ganzen Zuſammenhang dieſer Sachen vollſtändig dar, nach urkundlichen Quellen, die zum Theil vor ihm noch nicht benutzt worden, mit genauer Angabe aller Einzelheiten, die hier zur richtigen Erkenntniß

allerdings unentbehrlich ſind. Seine Erzählung iſt einfach und klar, dem Gegenſtande angemeſſen, der an und für ſich ſchon romantiſch genug iſt, um keiner romantiſchen Einkleidung zu bedürfen; der Hiſtoriker hat dieſe mit Recht dem Dichter überlaſſen. Auch der Betrachtungen, die ſich hier reichlich andrängen, hat er ſich großentheils enthalten, und nur die unabweislichſten eingeſchaltet. Vorzüglich erfreuend und dankenswerth erſcheint uns beſonders die Bemerkung, daß die brandenburgiſch-preußiſchen Niederlaſſungen, ſo gering ihr Umfang und ihre Dauer im Ganzen war, doch ſchon in dieſen erſten Anfängen einen Geiſt und Karakter verriethen, der ſich von dem in den Niederlaſſungen anderer Europäer herrſchenden ungemein unterſchied, daß die Keime der Bildung und des Fortſchritts, welche das Mutterland nach und nach ſo groß gemacht, auch ſchon in jenen Verſuchen hervordrangen, und daß die Neger mit den Brandenburgern freundlichere und treuere Verhältniſſe eingingen, als mit irgend einem anderen Volke. „Die Spuren der preußiſchen Herrſchaft auf der Küſte von Guinea", heißt es am Schluſſe des Buches, „erhielten ſich daſelbſt noch längere Zeit hindurch. Spätere Reiſende, die, von alt-holländiſchen oder anderen europäiſchen Kolonieen herkommend, das vormals brandenburgiſche Gebiet von Groß-Friedrichsburg betraten, wunderten ſich über das, was ſie erblickten. Die hier angeſiedelten und von den Brandenburgern erzogenen Neger zeigten in ihren Lebensweiſen einen Geiſt der Ordnung und der Betriebſamkeit, durch den ſie ſich vor allen ihren Nachbaren auf der ganzen Küſte von Guinea vortheilhaft auszeichneten, und woran noch die ſtille Wirkſamkeit einer bewunderungswürdigen

geiſtigen Bildungskraft des preußiſchen Staates in ſeinem jugendlichen Aufblühen erkennbar ſich offenbarte.“ Auch der Blick auf die ſpätere preußiſche Handels-Schifffahrt und was für unberechenbare Wirkungen ein im Geiſte des großen Kurfürſten von ſeinen Nachfolgern fortgeſetztes Augenmerk auf Seeweſen und überſeeiſchen Beſitz hätte haben können, beſonders während des nordamerikaniſchen Befreiungskrieges und des Zeitraums vom Jahre 1796 bis 1806, iſt für den Hiſtoriker und Staatsmann höchſt bedeutungsreich.

Warum die brandenburgiſchen Unternehmungen nach vielen erneuerten Verſuchen zuletzt doch wieder eingingen, hat der Verfaſſer durch die Reihe der Thatſachen ſelbſt belehrend und überzeugend dargelegt. Die äußern Hinderniſſe und Gegenwirkungen, ſo vielfach nnd mächtig ſie auch auftraten, wären doch, das ſieht man, für ſich allein nicht vermögend geweſen, die Sachen aufzulöſen, gegen fremde Macht würde Tapferkeit und Ausdauer ſich behauptet haben; aber gegen die innern Gebrechen des ganzen Betriebes, gegen den Mangel oder die Unreife der nationalen Theilnahme, gab es keine Hülfsmittel. Mit Scharfſinn und Billigkeit beurtheilt der Verfaſſer die damaligen Verhältniſſe, und läßt mit unpartheiiſcher Anerkennung beſonders auch dem Werth und Verdienſte Benjamin Raule's Gerechtigkeit widerfahren, der als Stifter und Leiter des brandenburgiſchen Seeweſens in der That alles geleiſtet hat, was unter jenen ſchwierigen Umſtänden von einem kühnen Geiſt und feſten Muthe nur irgend erwartet werden konnte. Sein Andenken, in dem nach ihm benannten Raule's Hof nur faſt gleichgültig noch erhalten und dem einſt ihm gehörigen Dorfe

Friedrichfelde nur loſe noch verknüpft, ſtellt ſich durch den Hiſtoriker wieder zu verdienten Ehren her.

Es wäre eine anziehende und bedeutungsvolle Aufgabe, die Bedingungen und Verhältniſſe zu erforſchen, unter welchen ein Staat berufen ſein kann, eine Seemacht und Niederlaſſungen in fremden Welttheilen zu gründen. Das Wechſelverhältniß zwiſchen Mutterland und Kolonieen iſt gewiß eines der wichtigſten, und oft für das Leben der Staaten entſcheidend. England iſt groß geworden, Spanien zu Grunde gegangen unter ſolchen Einflüſſen. Als Holland der Siegesmacht Ludwigs XIV. zu erliegen ſchien, war Amſterdam im Begriff, ſich nach Batavia einzuſchiffen. Hätte nach dem Frieden von Tilſit ein überſeeiſches Preußen beſtanden, unermeßliche Vortheile wären daraus für das bedrängte Mutterland hervorgegangen. Allein das Vorhandene trägt immer ſeine eigenen Gründe in ſich, und es iſt ſicher keine Willkür, kein Irrthum und Verſehen, daß Preußen und Oeſterreich nicht Seemächte geworden ſind. Am wenigſten dürfen wir Friedrich den Großen deshalb anſchuldigen. Was ein Menſchenalter früher, unter ganz anderen Verhältniſſen, in dem ungeheuren Rußland Peter dem Großen gelingen konnte, zugleich eine Land- und Seemacht zu ſchaffen, wäre für Friedrich in ſeinem kleinen Reiche — man ſollte bei ſolcher Gelegenheit immer auch vergleichend auf die Landkarte blicken — eine unverhältnißmäßige Anſtrengung, eine gefahrvolle Zerſplitterung der Kräfte geweſen; für neue Niederlaſſungen aber bot das Innere des Landes, beſonders im Oſten, einen eben ſo bedürftigen als bequemen Raum. Das Reich des großen Kurfürſten war in gewiſſem Sinne feſter und ſicherer geſtellt,

als das des großen Königs; ihm und seinen Nachfolgern lag zumeist ob, die binnenländische Macht selbstständig zu begründen und auszubilden. Wird die Zukunft Ereignisse herbeiführen, in welchen für Preußen die Anforderung liegt, auf die Entwürfe und Versuche des großen Kurfürsten zurückzukommen, so werden dann freilich, wir zweifeln nicht, auch reichere und glücklicher ausgebildete Hülfsmittel zu Gebote stehen. Freuen wir uns einstweilen dieser von unserm Verfasser so reich und treu überlieferten Erinnerungen, die jedem Vaterlands- und Geschichtsfreunde willkommen sein müssen.

Versuch einer geschichtlichen Karakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften, von Talvj. Leipzig, 1840, bei F. A. Brockhaus. 614 S. gr. 8.

Anfangende Bildung, der Nationen wie der Einzelnen, mag von den Volksliedern ablenken, fortschreitende und durchgedrungene wendet sich unfehlbar zu ihnen zurück, wie denn die Kenntniß und der Genuß der Höhen, zu denen wir aufgestiegen, sich erst recht ergiebt und vollendet, wenn wir auf die vermittelnden Stufen niederblicken und Höhen und Weg im Zusammenhang überschauen. Bei den Völkern des Alterthums jedoch bricht nur selten ein Bezug auf solche Lieder durch, ihrer wird meist nur gelegentlich, zum Behuf geschichtlicher Vorgänge oder Verhältnisse, nothdürftig erwähnt. Mit mehr

Eifer und Bewußtſein haben neuere Völker dieſen Anwuchs des eignen Lebens auch als dichteriſch werthvoll beachtet und gepflegt, und Spanier, Engländer, Deutſche und Franzoſen, wie Dänen, Norweger, Schweden und Ruſſen, können reiche Sammlungen dieſer Art aufweiſen.

Die Volkslieder aller Nationen aber im Zuſammenhange zu betrachten, ſie in ein Ganzes zu faſſen, das war ein deutſcher Gedanke, und einer der edelſten Geiſter des Vaterlandes, Herder, führte zuerſt ihn aus. Sein weitfliegender, oft wunderlicher und auch bisweilen verirrter Genius war hier in ſeinem eigenſten Gebiet, in ſeiner ſicherſten Beſchäftigung; Poeſie und Sprache in allen Geſtalten, Völkerarten und Zeitalter in ihren Eigenheiten zu erfaſſen, zu gruppiren, das war ſeine Meiſterſchaft. Seine zwei Bändchen „Volkslieder", ſpäter als „Stimmen der Völker in Liedern" mit verwandten Aufſätzen vereinigt, ſind eine ſeiner ſchönſten Gaben, mit der ſein bedeutendſtes Werk, die „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit", ſich in vielfache Verbindung ſtellt. Der glückliche Griff, den er bei jener Sammlung immerfort darthut, die Kenntniß, Wahl, Uebertragung, Ausdrucksweiſe, ſind nicht genug zu bewundern, die fremden Schätze werden wahrhaft ſein eigen, und wir fühlen, daß ein Dichter uns die Dichtungen reicht. An Sinn, Takt, Angemeſſenheit, ſo wie an Wirkung, iſt ſein Buch bisher nicht übertroffen, und hält noch immer guten Stand, zum Zeugniß, wie gut und dauerhaft der rechte Mann das Rechte thut.

Seitdem ſind jedoch andre Bedürfniſſe erwacht, der Geſichtskreis iſt erweitert worden, die Quellen haben ſich

unendlich vermehrt. Die Forſchung, wieder dem Beſondern zugewandt, einzelne Völker und Sprachen bearbeitend, hat große Vorräthe gehäuft, zum Theil auch geſichtet, und ein eignes Fach der Gelehrſamkeit iſt entſtanden. Däniſche Volkslieder ſind durch die Brüder Grimm, neugriechiſche durch Fauriel und Wilhelm Müller in kritiſcher Bearbeitung uns zugeführt, ſerbiſche durch unſre Herausgeberin, ruſſiſche durch Goetze und Andere; neue Reichthümer ſpaniſcher Lieder hat Böhl von Faber, holländiſche Hoffmann von Fallersleben bekannt gemacht; von deutſchen Sammlungen iſt vor allen „des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano zu nennen, dann Büſching's und von der Hagen's Beiträge, Meinert's, die Sammlung von Erlach. Die großen und mannigfachen, faſt in allen Nationen angeregten Arbeiten über die Sprach- und Geſchichtsdenkmale der Vorzeit, die mit philologiſcher Strenge beſorgten Ausgaben der alten Dichtwerke, alles dies kam auch den Volksliedern zu Statten, und Verſtändniß und Sichtung derſelben haben ungemein gewonnen.

Der nationale, und ſelbſt der provinzielle Fleiß in dieſen Gegenſtänden iſt gewiß löblich; jeder beſondre Boden und Volksſchlag möge bis in's Kleinſte ſorgſam durchforſcht werden; auch die gelehrte Anhäufung des gewonnenen Ertrages bedarf keiner Rechtfertigung. Allein wir finden doch bald, wie bei anderm Stoffe ſo vorzugsweiſe bei dieſem, daß den Büchern noch ein andrer Zweck inwohnen müſſe, als in den Schränken ſtattlich dazuſtehen und für gelehrte Neugier gelegentlich zum Nachſchlagen zu dienen. Wir empfinden das Bedürfniß, den aufgeſpeicherten Vorrath aus dem wiſſenſchaftlichen

Verſchluß wieder auf den offnen Markt, an das friſche Leben und zum heitern Genuſſe zu bringen. Hiezu gehört aber mehr, als gelehrte Sorgfalt und Genauigkeit, dazu gehört allgemeiner Sinn, Zuſammenfaſſen des Mannigfaltigen, geiſtreiche und gefällige Behandlungsweiſe; die einſeitige Vertiefung in den Kreis nur Eines Volkes genügt nicht, verſchiedene Völker müſſen ſich zur Vergleichung ſtellen, damit das Gemeinſame wie das Eigenthümliche recht an das Licht trete.

Schon als das Wunderhorn erſchien, welches die deutſchen Volkslieder, bei mancher Redaktions-Willkür, doch im Ganzen in geiſtiger Friſche wiedergiebt, und deßhalb nicht ohne große Wirkung geblieben iſt, äußerte Goethe, in ſeiner trefflichen Anzeige des Buches, den Wunſch, daß die Herausgeber, wenn ſie ihre Sammlung fortſetzten, wohl aufzurufen wären, auch was fremde Nationen dieſer Liederweiſe beſitzen, auszuſuchen, und ſie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen ſelbſt zu leiſtenden Ueberſetzungen darzulegen. Alſo die deutſche Beſonderheit wünſchte er wieder in reichere Gemeinſchaft zuſammengeſtellt, und den neuen glücklichen Anlauf durch ſolche Vervollſtändigung gleichſam wieder auf den Herder'ſchen Plan emporzubringen, wobei für die Ausführnng mehr Umfang und Reife, als in jener früheren Zeit möglich war, ſich jetzt bedingen würde.

Dieſe Andeutung aber blieb einſtweilen unwirkſam; die Herausgeber des Wunderhorns hatten ihren deutſchen Vorrath noch lange nicht erſchöpft, als der Sinn der Landsleute, denen in der That auch viel zugemuthet wurde, ſchon längſt Ueberſättigung fühlte, und jene, launiſch und ſprunghaft wie ſie waren, hatten ihr Treiben

bald auf andre Felder übertragen, wo ſie abermals genug zu ringen fanden. Die ſpäteren Bearbeiter und Herausgeber von Volksliedern hielten ſich insgeſammt nur in beſondern Richtungen und beſtimmten nationalen oder gar provinziellen Gränzen, und ein ſolches Buch, wie Herder für ſeine Zeit geliefert, und Goethe für eine ſpätere nach deren Maß erneuert wünſchte, iſt uns im Laufe von mehr als ſechzig Jahren nicht wieder dargeboten worden.

Alles bisher Vorgeführte ſetzt uns in den Stand, nun in Kürze ſogleich auszuſprechen, welche Stelle wir dem gegenwärtigen Werk anzuweiſen haben. In der von Herder gebrochenen Bahn füllt daſſelbe eine ſeit ſo langer Zeit immer fühlbarer gewordene Lücke, es iſt die glückliche Wiederaufnahme jenes Herder'ſchen Gedankens, nur erweitert und erhöht nach dem Maße, das eine fortgeſchrittene Kenntniß und Entwickelung hier gebieten. Oder wir können auch ſagen, daſſelbe iſt die neue Geſtaltung des Wunderhorns, aus der deutſchen Einſchränkung nach Goethe's Angabe wieder zum Allgemeinen erhoben, wie zu thun die urſprünglichen Herausgeber ſelbſt in ihrer Zeit verhindert waren. Zwei ſo namhaften, in wirkſamen Ehren ſtehenden Werken innigſt verwandt, und mit deren ererbten Vorzügen neueres und ſelbſtſtändiges Verdienſt vereinend, und ſolchergeſtalt beiden gleichſam eine jugendliche Stellvertretung, darf dieſe neue Sammlung wohl als eine der willkommenſten Gaben begrüßt werden, ſofern die Ausführung den hier zu machenden Anſprüchen nicht unbillig nachſteht.

Die Ausführung aber darf eine vortreffliche genannt werden. Miſtreß Robinſon, geborne Thereſe von Jakob,

deren Namen in der Bezeichnung Talvj angedeutet ist, hat ihren Beruf zu dergleichen Arbeiten schon früh an einer besondern Abzweigung dieses Stoffes mit Glück dargethan, ihre Uebersetzung der serbischen Volkslieder ist als ein Gewinn unsrer Litteratur allgemein anerkannt; der offne Sinn, das reine Gefühl, der klare und sichre Verstand, welche sich in jener Leistung zeigen, sind gerade die Eigenschaften, die jedem weiteren Unternehmen solcher Art am meisten zu wünschen sind. Bei fortgesetzter Beschäftigung mit dem Gegenstand und bei eifrigem Studium seiner stets reicher sich erschließenden Hülfsmittel konnten Kenntnisse und Urtheil im Fortgange der Zeit nur gesteigert werden; aber auch äußere Umstände wirkten förderlich ein. Durch besondre Lebensgeschicke ward unsre deutsche Landsmännin, nachdem sie frühere Jahre in Rußland verlebt und Sprache und Eigenthümlichkeit der Slawen kennen gelernt, später in Nordamerika heimisch, und gewann so die Anschauung der verschiedensten Völkergebilde; das Leben in englischer Sprache und Sitte führte zu den Britten und Schotten zurück, während das Land selbst auf seine Urbewohner hinwies; bei solcher mehrfachen, die entlegensten Gegensätze umfassenden Vertrautheit der Anschauung mußte der geistige Einblick in nicht selbstdurchwanderte Gebiete die sichersten Anhaltspunkte finden.

Ein Werk der Gelehrsamkeit zu liefern, war nicht die Absicht, wiewohl die gelehrte Kenntniß fast auf jedem Blatte sichtbar ist, und oft in Verwunderung setzt durch ihren Umfang und ihre Mannigfaltigkeit; auch will das Buch weder als historisches Lehrbuch noch selbst als Volksliedersammlung auftreten, die bescheidene Verfasserin ver-

wahrt sich ausdrücklich gegen solchen Anspruch, und bekennt, daß zu dem erstern eine tiefere Begründung, zu dem letztern eine größere Vollständigkeit erfordert würde. Sie bezweckt zunächst, das Vorhandene zur Uebersicht zu ordnen und einzurahmen, aus der Masse das hervorzuheben, was den Geist derselben darstellt, und will zufrieden sein, auf diese Weise in der Bilderreihe der Volkslieder einen Beitrag zur Sittengeschichte gegeben zu haben. Das Buch führt in der That den ganzen Stoff, der bisher in mannigfachen Ablagerungen verdrießlich stockte, auf's neue heiter dem Leben zu, und wir dürfen nicht zweifeln, daß ihm gelingen wird, was die Verfasserin erstrebt, nämlich das aus den Schachten der Wissenschaft mühsam gewonnene Gold in gangbare Münze ausprägen zu helfen.

Hiezu war eine thätigere geistige Vermittlung, eine reichere Zuthat von Einleitungen und Verständigungen nöthig, als die Vorgänger bisher zu liefern pflegten. Und hierin gründet sich kein geringer Theil des Verdienstes, welches wir überhaupt dem Buche beimessen. Außer einer allgemeinen, sachkundigen und ansprechenden Einleitung, welche das hier zu durchschreitende Gebiet abmarkt und eintheilt, und wonach die Völker des Alterthums einstweilen noch außerhalb der Betrachtung gestellt bleiben, nimmt die Verfasserin jedesmal das Wort, so oft ein neuer Abschnitt neue Völkerschaften vorführt, oder Inhalt und Richtung des Mitgetheilten dazu veranlassen. Diese Zwischenreden versetzen den Leser auf den richtigen Standpunkt, deuten ihm die Hülfsmittel und Quellen an, und heben, durch kurze einsichtige Angaben, das eigentlich Bezeichnende hervor. Der klare Sinn, die

umfaſſenden Kenntniſſe, das geſunde Urtheil und der feine Takt der Verfaſſerin bewähren ſich hier auf jeder Seite. Mit einzelnen Ausſprüchen oder Bemerkungen dürften wir nicht ſogleich übereinſtimmen; aber die Möglichkeit, ein Für und Wider anzuknüpfen, wo der Gegenſtand, über den geurtheilt wird, in ſchlagenden Beiſpielen unmittelbar mitvorliegt, iſt bei ſolchem Buche nur ein Reiz mehr. Den Begriff des Volksliedes nimmt die Verfaſſerin wohl etwas zu eng; in ſo weitſchichtigen Gebieten, wo die natürlichen Gränzen oft unmerkbar ſich verlaufen, iſt keine genaue Abſcheidung möglich noch nöthig, und die künſtliche doch nur ein unhaltbarer Zwang. So können wir z. B. dem Tadel, daß die früheren Sammler unter die deutſchen Volkslieder auch wohl ein neulateiniſches aufgenommen, nicht beiſtimmen; ein in gemeinem gangbaren Latein und im Volkstone gedichtetes Lied, geſungen von Leuten, welche, wie die ungeheure Zahl von Mönchen und Studenten, der Mehrheit nach als dem Volke angehörig zu rechnen ſind, mag unſres Erachtens gar wohl in der Reihe deutſcher Volkslieder ſeine Stelle haben, ſo gut wie eine lateiniſche Zeile oder Sentenz im einzelnen Liede. Den Urſprung des Volksliedes und der Poeſie überhaupt könnten wir vielleicht in ſchärferen Zügen ausgeführt wünſchen; die Art, in welcher ſich Herder philoſophiſch bewegte, und in die wir etwas zurückverſetzt werden, genügt einem zu reiferem Gedankenausdruck erhobenen Sinne nicht mehr; dafür aber iſt die Erörterung dieſer Gegenſtände von bildlicher Seite um ſo preiswürdiger; überall ſpricht die Verfaſſerin aus friſchem Gemüth und aus dichteriſcher Vorſtellungskraft, und daher lebendig und anſchaulich.

Die Auswahl ſelbſt hatte vor allem das Gediegene, poetiſch und hiſtoriſch Werthvolle im Auge, ſodann das Eigenthümliche, worin Volksart, Zeitumſtände oder Geiſtesrichtung ſich am entſchiedenſten ausdrücken; natürlich treffen beiderlei Merkmale in den meiſten Fällen zuſammen, jedoch finden wir ſie bisweilen auch getrennt. Die Verfaſſerin leitet uns hier mit guter Unterſcheidungsgabe. Bei größter Liebe zu den Volksliedern iſt ſie keineswegs blind eingenommen für alles was dieſen Namen trägt. Sie verwirft mit ſicherem Geſchmack das Geringe und Rohe, mit edlem Unwillen das Gemeine und Nichtswürdige, das auf dieſem Boden ſtets neben dem Beſten wuchert. Der Warnung Goethe's an die Herausgeber des Wunderhorns, „ſich vor dem Singſang der Minneſinger, vor der bänkelſängeriſchen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meiſterſänger, ſo wie vor allem Pfäffiſchen und Pedantiſchen höchlich zu hüten", dieſer Warnung hat es hier kaum bedurft. Der ſtrenge Sinn dünkte uns bisweilen ſogar zu weit zu gehen im Verwerfen, doch fanden wir bei näherer Prüfung zuletzt faſt immer beizuſtimmen.

Bei aller Achtung für das Urſprüngliche und Eigenthümliche der Volkslieder, war dieſe doch Einer Rückſicht nothwendig unterzuordnen, der Verſtändlichkeit. Da die Sammlung keine gelehrte ſein wollte, ſondern ein anſprechendes, heutigen deutſchen Leſern erfreuliches Buch, dem die geiſtige Treue mehr gilt als buchſtäbliche, ſo mußten die Lieder fremder Völker in's Deutſche, die deutſchen Lieder aber aus ihren verſchiedenen Mundarten in die heute gäng und gäbe Sprache übertragen, wenigſtens derſelben angenähert werden. Bei dieſem letztern

Verfahren war wenig Schaden zu befürchten; in vielen Fällen möchte es ungewiß bleiben, welcher Mundart oder Gegend ein Lied urſprünglich angehört, die Mundart, in der ſich daſſelbe vorfindet, iſt nicht nothwendig die ächte und erſte; ſodann hat das Feſthalten der landſchaftlichen Ausſprachen manche Schwierigkeit, und unſre gewöhnliche Schrift reicht dazu nicht aus, der Beleidigung des Auges nicht zu erwähnen! Endlich aber gilt von manchen unſrer Mundarten, was eben von einzelnen Volksliedern bemerkt worden, daß der bloße Name nicht genügen könne, wo die Beſchaffenheit keinen Werth habe. Wo die Mundart ohne Bildung geblieben iſt, roh im Klang, arm und gemein im Ausdruck, da verlieren wir nichts, wenn ein paar edle Dichtungspflanzen, die zufällig da hineingerathen ſind, dem ſchlechten Boden enthoben und in einen beſſern verſetzt werden. Zum Beweiſe gilt die Mundart des ſogenannten Kuhländchens, deſſen Lieder durch Meinert herausgegeben worden, aber wegen der abſchreckenden Sprache für den größeren deutſchen Leſekreis ungenießbar geblieben ſind. Bei aller Auf- und Nachhülfe aber, die hier im Allgemeinen geboten und nicht zu vermeiden war, iſt im Einzelnen, das können wir verſichern, die kundige Hand auch eine möglichſt ſchonende geweſen, und hat nur das unerläßlich Nothwendige gethan. Der Grundton und die ſprachliche Eigenheit des Ausdrucks ſind, gleich der darin herrſchenden Denk- und Empfindungsart, im Weſentlichen wohlerhalten, und die Zeugniſſe des Urſprungs, wo ſolche vorhanden waren, ſo wie der Reſt des Alterthums, ſind nirgends freventlich ausgelöſcht. Wir halten das gewählte

Maß für das richtige, und jedes andre hätte dem Unternehmen nur nachtheilig werden müſſen.

Den reichen Stoff in's Einzelne zu verfolgen und mit Bemerkungen zu begleiten, übernehmen wir nicht; geeignete Beiträge hiefür anzubieten, wird anderweitige Gelegenheit nicht fehlen. Mit einigen Worten aber die Folge und Einrichtung des Inhalts anzugeben, dürfen wir nicht unterlaſſen. Nach der allgemeinen Einleitung giebt uns der erſte Abſchnitt zuvörderſt einen Ueberblick der aſiatiſchen Völkerſchaften, und läßt Oſtindier, Chineſen, Armenier und Georgier, Perſer, Afghanen, Haſarer, Mongolen, Kalmücken, Beduin-Araber, Turkomannen, Kurden und Baſchkiren uns in bunter Reihe vorüberziehen, unter Sang und Klang, indem, ſo weit es möglich, jedem Volke ſeine Liederproben folgen. Sodann treten die malayiſchen und polyneſiſchen Völker auf, Malayen, Javaneſen, Bugis und Makaſſaren, Inſelbewohner der Südſee. Die afrikaniſchen Völker folgen hierauf, etwas dürftiger: Mandingos, Aſhantees, Mauren, Berbern, Aegyptier und Abyſſinier, wobei es ſchon verdienſtlich genug iſt, die ſchwachen, in ſo weiten öden Raum verſtreuten Anklänge hier vereinigt zu haben. Die Ureinwohner von Amerika liefern eine kaum reichere Ausbeute; Indianer im Allgemeinen, dann Mexikaner, Peruaner und Chileſen, Grönländer und Eskimos, Irokeſen, ſüdamerikaniſche Wilde, werden nothdürftig vorgeführt; die Zukunft wird hier weiter Aufzufindendes leicht anſchließen. Die zweite Abtheilung wendet ſich zu den europäiſchen Völkerſchaften, wo denn die germaniſchen voranſtehen. Die ſkandinaviſchen Völker, Isländer, Faröer, Dänen, Schweden, entfalten hier ihren alten Lie-

derreichthum, nur die Norweger ſtehen einſtweilen etwas zurück, weil die erwarteten Hülfsmittel zufällig ausgeblieben. Für die Deutſchen iſt verhältnißmäßig nicht viel Raum gewährt, doch dabei Sorge getragen, das Schönſte und Köſtlichſte der deutſchen Volkslieder hier im dichten Kranze nicht fehlen zu laſſen; der geſchichtliche und ſittliche Gehalt wird vorzugsweiſe beachtet, das für Denkart und Gefühlsweiſe Bezeichnende hervorgehoben. Nachdem auch die Holländer ihren Abſchnitt erhalten, werden wir zu den brittiſchen Völkerſchaften hinübergeführt, wo die Schätze der Engländer und Schotten ſich in Fülle darbieten, und die Verfaſſerin ihre in dieſer Richtung beſonders große Kenntniß und Vertrautheit vortheilhaft bewährt.

Wir ſehen aus dieſer Inhaltsanzeige, was ſchon geleiſtet iſt, und was noch zu erwarten ſteht; denn wir wollen unbedenklich ſagen, was der Titel des Buches verſchweigt, nämlich, daß wir eigentlich den erſten Theil eines Werkes vor uns haben, dem ein zweiter hoffentlich nicht fehlen wird. Dieſer wird insbeſondre die ſlawiſchen Völker zu betrachten haben, von welchen dieſelbe Hand, die uns die ſerbiſchen Lieder mitgetheilt, nur den gediegenſten Bericht und die erwünſchteſten Beiſpiele verſprechen muß. Die romaniſchen Völkerſchaften werden ſodann auch an die Reihe kommen, und ſo das vollendete Bild als ein weltgeſchichtliches befriedigend abſchließen. Möge ſonach dieſes wohlbegonnene Werk glücklich zu ſeinem Ziele gelangen, und die edle Verfaſſerin den ihr von Landsleuten und Ausländern gebührenden Dank in der günſtigen Aufnahme ihres Buches reichlichſt ärnten!

Friedrich der Große und seine Widersacher. Eine Jubelschrift. Von Karl Friedrich Köppen. Leipzig, Wigand, 1840. 172 S. gr. 8.

Das Andenken Friedrichs des Großen, seit etwa zehn Jahren mit erneutem Aufschwung im Glanze seiner wahrhaften Gestalt unsren Augen emporgerufen, hat in überraschender Weise die Gesinnung und Liebe der Zeitgenossen erweckt, und dies nicht nur innerhalb des Volkes, das dem großen Könige namentlich angehört, sondern auch der übrigen Deutschen und nicht minder des Auslandes, das ihm schon bei seinen Lebzeiten mit jenem wetteifernd gehuldigt hat. Auf allen Seiten erhebt sich neuer Antheil, neue Begeisterung für den Regenten, den Feldherrn, den lehrreichen Schriftsteller, den strengen Pflichterfüller, den Menschenfreund, — ja man kann sagen, sein wiedererstandnes Bild hat in den kritischen Zeitläuften der letzten zehn Jahre das Königthum stärken helfen, ihm Bekenner und Freunde geworben nah und fern!

Es ist keine Frage, die erste Anregung dieses Wiederauflebens der denkwürdigen und einflußreichen Gestalt ist dem beseelten Eifer und Fleiße unsers wackern Preuß zu verdanken, dessen Lebensgeschichte des großen Königs eine der tüchtigsten und ehrenwerthesten Erscheinung ist, welche die neuere Geschichtschreibung aufzuweisen hat. Doch nicht nur die erste Anregung allein, sondern auch den fortgesetzten Nachdruck und die ersprießliche Nahrung hat der treffliche Mann dem erfolgreich Begonnenen zugewandt, und der ganze gewaltige Geschichtsstoff ist vorzugsweise von ihm seither gehoben und getragen worden.

Eine der ſchönſten Wirkungen ſeines unverdroſſenen Eifers war die, daß er nicht nur ſelber ſein Werk weit über den erſten Entwurf erheben konnte, wie eine zu erwartende neue Auflage bald darthun wird, ſondern daß auch Andre, welche das Bild Friedrichs in irgend einer Weiſe ſchildern oder heranrufen wollen, nun bequem und ſicher aus den reichen Quellen ſchöpfen können, die ſo glücklich eröffnet, vereinigt und geläutert ſind.

Denn bei ſo allgemeinem, vielſeitigem Gegenſtande, an welchem die verſchiedenſten Klaſſen und in den verſchiedenſten Beziehungen Theil nehmen, iſt das Bedürfniß mannigfach und wandelbar, und mit Einem Bilde keineswegs zu befriedigen; die eherne Statue ſchließt den Kupferſtich nicht aus, dieſer den Holzſchnitt nicht, und innerhalb jeder dieſer Arten iſt wieder die größte Mannigfaltigkeit ſo zuläſſig als erfreulich.

Niemand kann dies Verhältniß mehr anerkennen, und bereitwilliger zu allem die Hand bieten, was die Friedrichs-Litteratur mehrt, als derjenige ſelbſt, der nun für lange Zeit der Mittelpunkt derſelben geworden iſt. Noch erſt vor kurzem hat er, bei Gelegenheit des Unternehmens der Herren Kugler und Menzel, ſeinen reinen, nur ſtets auf die Sache gerichteten Eifer auf das ſchönſte bewährt, und das löbliche, in gutem Sinn und mit bedeutendem Aufwand begonnene Werk empfohlen und gefördert. Auch wir ſtimmen dieſer Denkart aus vollem Herzen bei, und bewillkommnen aufrichtig jeden neuen Verſuch, jede neue Geſtalt und Wendung, wodurch der Name Friedrichs verkündet wird. Wir geſtehen gern, daß wir hiebei nicht eben jedesmal neue wiſſenſchaftliche Ausbeute oder außerordentliche Auffaſſung und ſeltnen Glanz der Darſtellung

erwarten, ſondern in ſolchem Betreff nicht ſtreng ſein und Schwächen und Mängel mit Nachſicht durchlaſſen wollen, ſofern nur ſonſt redliche Meinung und irgend ein richtiger Zweck in dem Geleiſteten zu erkennen iſt. Wo jedoch jene zweifelhaft wird, und dieſer fehlt, oder an ſeiner Statt ein verkehrter hervortritt, da haben wir keinen Grund mehr zu Nachſicht und Milde, da fordern wir mit Ernſt Rechenſchaft, und ſprechen das Urtheil ohne Schonung. Die Kritik hat gewiß mehr Genugthuung und Ertrag, wenn ſie Verdienſte anerkennen und preiſen darf, allein ſie würde ihr Amt unvollſtändig ausüben, wenn ſie nicht auch, ſo oft es nöthig, den Schein und die Anmaßung zurückwieſe, wenn dieſe dreiſt und verdienſtlos ſich vordrängen.

Der Leichtſinn und die Unzulänglichkeit, mit denen ein ſonſt geiſtvoller und kenntnißreicher, aber diesmal tief unter ſeiner Aufgabe gebliebener Schriftſteller die frühere Geſchichte der Mark Brandenburg zu ſchreiben unternommen hat, ſind in dieſen Blättern ſo eben durch einen gewiſſenhaften und ſtrengen Geſchichtsforſcher mit gerechter Schärfe gerügt worden. Wir haben hier ein nicht minder ſtrenges Strafwort über die vorliegende Schilderung Friedrichs des Großen zu ſagen.

Das Ganze iſt eine hohle Deklamation, ſchwülſtig und leer, aus niederem Standpunkt und geringer Kenntniß, unter dem Deckmantel einer Lobrede für den großen König nur eine rohe Anfeindung derer, die hier willkürlich und übertrieben als ſeine Widerſacher angenommen werden. Dieſe Widerſacher, des Vfs. eigne Worte mögen ſie bezeichnen: „Wer kennt ſie nicht, — heißt es S. 2 — die unſaubern Geiſter, die ganz ernſtlich den

Göttern des Lichts das Garaus machen wollen, und die wir noch kürzlich für längſt überwunden hielten? Es iſt als ob die ganze Hölle ſich aufgethan habe, um noch einmal die Walpurgisnacht des Mittelalters, wenn auch nur als Farce zu repetiren. Aus den Grüften und Klüften kriecht es hervor in tollem Gewimmel; aus allen Moräſten grinzen Baſilisken, glaubensſelige Fröſche quaken aus allen Pfützen; hinter jedem Dickicht lauſchen katholiſche Wölfe in Schafskleidern und proteſtantiſche Schafe in Wolfskleidern; die alten Burgverließe öffnen ſich; Nachteulen flattern um die Kirchthürme, und die Jeſuiten reiben ſich vergnügt die Hände und wünſchen uns: „Guten Morgen!“ Man ſieht, es iſt eine Kapuzinerpredigt zu Gunſten der Aufklärung, denn in ſolch ekelhaftem, nichtsſagendem Stile geht es fort und fort, gegen die Pfaffen, die Jeſuiten, gegen Haller, gegen Leo. Wahrhaftig, wenn ſo leeres und ſchwaches Zeug die Sache des Freiſinns und des Lichts vertreten müßte, ſo ſtände es ſchlimm; und der große König zuerſt würde jede Gemeinſchaft mit ſolchen Leuten verneinen. Er wußte Geiſt und Geſchmack beſſer zu ſchätzen, als daß ihm dergleichen Anwälde hätten gefallen dürfen; und wenn Pfaffen und Jeſuiten ſeine Feinde waren, ſo hätte er gewiß unſern Verfaſſer am liebſten auf deren Seite geſehen und deren Lob auf ſolche Weiſe gehört!

Von eigner Forſchung und neuer Anſicht der Thatſachen findet ſich übrigens keine Spur; der hiſtoriſche Stoff, ſo weit er namhaft gemacht und herangezogen worden, iſt aus den allgemeinen, verarbeiteten und geordneten Vorrathskammern geholt, wobei der Verf. dieſe jedoch am liebſten verſchweigt, und auf einſeitige, rohe,

untergeordnete Hülfsmittel zurückgeht, um ſich den Anſchein zu geben, als habe er wirklich ſo genaue Studien im Einzelnen gemacht. Wenn er hierin manchen hochſtehenden und berühmten Hiſtorikern zu folgen meint, denen man bisweilen vorwerfen kann, in Abſicht ihrer Hülfsquellen ſo zu verfahren, und diejenigen am wenigſten zu nennen, die ſie zuerſt und hauptſächlich nennen ſollten, weil ſie ihnen das Meiſte verdanken, ſo hätte er beſſer gethan, ſich zu merken, daß dergleichen neidiſcher und übelwollender Tic auch jenen Männern nicht ungeſtraft hinzugehen pflegt, am wenigſten aber da Nachſicht findet, wo keinerlei Verdienſt, ſondern nur baarer Mangel zu Tage ſteht. —

Denkwürdigkeiten aus den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben durch Friedrich Hurter. Schaffhauſen, 1840. Hurter'ſche Buchhandlung. XIV und 239 S. 12.

Dem oberflächlichen Sinn iſt ein geſchichtliches Ereigniß nur in ſeinem Allgemeinen und hauptſächlich durch ſeine Folgen wichtig; er begnügt ſich, daſſelbe im Groben und Ganzen aufzufaſſen, ohne ſich um das Detail viel zu kümmern. Der tiefern Geſchichtsbetrachtung aber iſt ein Ereigniß auch wegen ſeiner innern Beſonderheit wichtig, und die gründliche Erforſchung der Wahrheit darf auch die kleinſten Umſtände nicht verſchmähen, deren genauere Kenntniß erſt das eigenthümliche Leben der That-

ſachen iſt, und jemehr dieſe um ihrer ſelbſt willen bedeuten und anſprechen, um ſo reicher und klarer wird die Geſchichtseinſicht. Daher können wir Beiträge zur Aufhellung geſchichtlicher Vorgänge nicht deßhalb als unerheblich abweiſen, weil das Einzelne nicht ſo genau zu wiſſen nöthig ſei. Außerdem fordert es auch die Gerechtigkeit, daß wir in den Ereigniſſen den verſchiedenen Antheil der darin Thätigen weder achtlos verſchweigen noch willkürlich durcheinanderwerfen, ſondern im Gegentheil denſelben unterſcheidend hervorheben; der Pflicht und Würde des Geſchichtſchreibers iſt es gemäß, nicht nur Bewahrer, ſondern auch Erforſcher und nöthigenfalls Herſteller des Rufes zu ſein, der die Namen der Menſchen begleitet, des guten wie des ſchlechten, und jede Rechtfertigung wie jedes Strafwort — gehe das Urtheil auch in noch ſo ferne Vergangenheit zurück — iſt eine Genugthuung für die Todten wie für das lebendige Geſchlecht.

Unter ſolchem Geſichtspunkt mögen wir auch die hier dargebotene Sammlung kleiner Denkwürdigkeiten mit einiger Gunſt aufnehmen, ſofern dabei der gute Willen, manche geſchichtliche Umſtände näher zu beleuchten, offenbar vorherrſcht. Ueber den guten Willen hinaus finden wir freilich nicht viel zu loben, der Ertrag, den wir gewinnen können, iſt faſt nur das Gegentheil deſſen, den man uns zu bieten meint. Verfaſſer und Herausgeber wecken uns kein großes Vertrauen in ihre Einſicht und Kritik. Als Verfaſſer der vorzüglichſten dieſer Aufſätze wird einer jener diplomatiſchen Agenten angedeutet, die ſonſt häufiger als jetzt in den Geſchäften mitliefen, im Staatsdienſte großer Mächte ſelten das Dunkel der untern Regionen verließen, in kleinern Staaten aber durch

erlangte Titel und Würden leicht in äußerliches Anſehn kamen. Von ihm, deſſen Namen er doch aus Rückſicht verſchweigt, ſagt der Herausgeber: „Er war geiſtreich, gebildet, hatte viel geleſen, beſaß eben ſo große Menſchenkenntniß als Gewandtheit.“ Leider zeugen die Aufſätze ſelbſt ganz anders! Seine geheimen Aufſchlüſſe und merkwürdigen Anekdoten ſind von der zweifelhafteſten Beſchaffenheit, und ſtellen ſeine Welt- und Menſchenkenntniß erſtaunlich bloß. Gleich die in der Vorrede beiſpielsweiſe eingeſchaltete Anekdote, von einem gewiſſen Wegener, der in Holſtein den Anſchlag zur Entthronung Peters des Dritten erfahren und nach St. Petersburg gemeldet haben ſoll, dafür aber nach dem wirklich erfolgten Sturze des Kaiſers verfolgt und gefangen geſetzt und nur unter der Bedingung wieder freigelaſſen wird, daß er ſeine nach England geretteten Papiere nicht veröffentlicht, — dieſe Anekdote, welche dem Herausgeber das beſtimmteſte Gepräge der Glaubwürdigkeit an ſich trägt, erſcheint uns als eine ſehr unverbürgte, von der wir allenfalls nur den ſchließlich erwähnten Umſtand ohne weiteres gelten laſſen, daß der Großfürſt Paul auf ſeiner Reiſe zu Frankfurt am Main den als Anhänger ſeines Vaters ihm bekannten oder bezeichneten Wegener freundlich angeredet habe. Doch der Herausgeber hat einmal die beſte Meinung von ſeinem Gewährsmann, der ſeinerſeits leider ſeine beſten Sachen aus der ſchlechteſten Quelle ſchöpft, nämlich aus der gemeinſten und dabei wahnvollſten Kundſchafterei, die wir durch einen der mitgetheilten Aufſätze in ihrer ganzen Erbärmlichkeit kennen lernen.

Die Sammlung enthält acht Stücke, die wir einzeln kürzlich betrachten wollen.

1. Mainz. — Eickemeyer. — Der Gesandte vom Stein. — Schleußinger (1792). Die Uebergabe von Mainz an die Franzosen unter Custine im Anfange des Revolutionskrieges war ein so unerwartetes und schreckendes Ereigniß, daß man, wie gewöhnlich in solchen Fällen, die grundlosesten Erdichtungen und falschesten Beschuldigungen zu Hülfe nahm, um das Unbegreifliche zu erklären. Eine solche Anklage des Verraths traf nicht nur im Allgemeinen die Freiheitsfreunde, welche Mainz in großer Zahl hegte und aus denen nachher die Klubbisten hervorgingen, sondern namentlich den mainzischen Oberstlieutenant Eickemeyer, der als Ingenieur vom Platz die Vertheidigung gehindert und die Uebergabe bewirkt haben sollte. Von dieser längst widerlegten Beschuldigung wird auch hier zwar Eickemeyer nach Gebühr freigesprochen, dagegen soll nun der damalige preußische Resident in Mainz, Freiherr vom Stein, die Verrätherrolle übernehnen. Wie man diesen Stein mit seinem jüngeren Bruder, dem berühmten preußischen Staatsminister, noch verwechseln kann, ist kaum begreiflich, da sogar das Vorwort zu diesem Aufsatze die Brüder genau herzählt und unterscheidet, und jener Resident auch sonst in deutschen Ueberlieferungen öfters erwähnt und z. B. in Goethe's Champagne bestimmt als der ältere bezeichnet wird. Von Franzosenhaß bis zur Wuth erfüllt, übte er in Mainz mit durchgreifendem Ansehn den größten Einfluß, drang beim Annahen des Feindes mit stürmischem Begehren darauf, daß wirklich Galgen aufgerichtet wurden für diejenigen, die von Uebergabe sprechen würden;

als aber die Franzoſen darauf die Stadt eingeſchloſſen, und der Gouverneur derſelben, Freiherr von Gymnich, ſeine Generale, den Grafen von Hatzfeldt, die Freiherren von Faber und von Rüdt, und Andere, unter denen auch Stein mit beſonderem Anſehn figurirte, zum Kriegsrath berufen hatte, rieth allein Eickemeyer zur Vertheidigung, alle Andern ſtimmten für die Uebergabe, und Stein ſelbſt erklärte ſich entſchieden zu dieſer Meinung. Solchen Widerſpruch gegen ſein früheres Benehmen erklärt unſre Denkſchrift nun ſo: Stein habe von ſeinen gleichgeſinnten Vertrauten im preußiſchen Kabinet die Weiſung gehabt, Mainz in Cuſtine's Hände zu ſpielen, weil es keines geringeren Mittels, als des Verluſtes einer ſo wichtigen Reichsfeſtung, bedürfe, um Preußen zur ferneren Theilnahme am Kriege aufzureizen, und ihm die Wiedereroberung als eine Ehrenſache vorzuſtellen! Wir bekennen, daß wir ſolche Faſelei nicht der Widerlegung werth achten; die Urſachen ſo plötzlicher und vollſtändiger Sinnesänderung ſind nicht ſo weit herzuholen, ſie liegen in der Beſchaffenheit der Vorgänge ſelbſt, in dem ungeheuern Abſtande verblendeter Leidenſchaft und unabweisbarer Wirklichkeit, wo für letztere, jemehr ſich die Kraft der Seele in Einbildungen erſchöpft hat, um ſo weniger zum Handeln übrig bleibt. Dieſe Erſcheinung hat ſich ſeitdem oft genug vor unſern Augen wiederholt, und wir brauchen keine abentheuerlichen Anklagen zu Hülfe zu rufen, wo die einfachen Thatſachen laut genug ſprechen. Was für ein Zuſtand aber in Mainz herrſchte, welcher Hof, welche Regierung dort gewirthſchaftet hatte, welches Kriegsweſen vorhanden war, welche Menſchen die erſten Stellen oder Gunſt und Einfluß

hatten, das wird auch in unſrer Denkſchrift angedeutet, wiewohl bei weitem nicht genügend ausgemahlt. Eine vollſtändige Schilderung, zu welcher die Farben theilweiſe ſchon wohlbereitet daliegen, würde ein werthvolles Geſchenk für die deutſche Geſchichte ſein, welche überhaupt die ſcharfe und umſtändliche Betrachtung vaterländiſcher Schmach und Unglücks weniger verabſäumen ſollte, indem gerade dieſe Ereigniſſe die lehrreichſten Schätze bieten. Wollte eine gewandte Feder, gleichſam zum Gegenſtück von Guhrauer's vortrefflichem „Kurmainz im Jahre 1672", uns eine Darſtellung „Mainz im Jahre 1792", liefern, wo ſich die Geſchichte des dortigen Umſchwunges, der Klubbiſten, und der nachherigen Belagerung an das Gemählde des früheren Hofes anſchlöſſe, ſo dürfte gewiß ein für Geſinnung und Urtheil höchſt fruchtbares Werk zu erwarten ſtehen. Unſre Denkſchrift hätte dabei manche Berichtigung zu erfahren. So war z. B. Eickemeyer kein armer Knabe, der ſein äußeres Glück ganz dem Kurfürſten dankte, ſondern der Sohn eines Oberſten und Kriegsraths, wobei noch zu bemerken iſt, daß überhaupt Ingenieur-Offiziere nicht leicht in dem Verdacht ſtehen, mehr durch Gunſt als durch Verdienſt aufzuſteigen. Gab Eickemeyer's nachheriger Uebertritt in franzöſiſche Dienſte, wo er General wurde, ſeinen Gegnern den erwünſchten Anlaß, ihm ein ſchon früheres Einverſtändniß mit den Franzoſen aufzubürden, ſo mochte auch Stein eifrigſt in dieſe Beſchuldigung einſtimmen, ohne dazu diejenigen Triebfedern zu haben, welche die Denkſchrift ihm andichtet. Denn ſeine eigne angebliche Verrätherei, deren oben erwähnt worden, und die ein verabſchiedeter preußiſcher Lieutenant Schleußinger zur umſtändlichen Anklage gegen

ihn machte und bei dem Könige ſelbſt anzubringen dreiſt genug war, gehört offenbar unter die albernen Mährchen, welche ränkeſüchtiger Müßiggang anſheckt, und bei der Leichtgläubigkeit geltend macht. Daß der Landgraf von Heſſen-Homburg mit menſchenfreundlichem Eifer ſich des verhafteten Schleußinger habe annehmen wollen, aber von dem General von Kalkſtein berathen worden, ſich lieber nicht in dieſe Sache zu miſchen, dürfte in der ganzen Erzählung das allein Zuverläſſige ſein. —

2. Georg Liſt (1796). Wir kommen hier zu dem Haupthelden unſeres Buches. Ein pfälziſcher Hofkammerrath, der ſich auf gewaltthätige Weiſe gegen Bedrückungen auflehnte, kommt deßhalb aus dem Dienſt, wird Handelskommis in Lindau, dann in Baſel Kaſſier des Handlungshauſes Preiswerk, welches während des Krieges durch Vermittlung des Briefwechſels und ſonſtigen Verkehrs zwiſchen Deutſchland und Frankreich großen Vortheil und auf beiden Seiten vielen Dank erwarb. Dieſer Mann hatte den Hang, ſich überall mit unberufener Thätigkeit einzumiſchen, machte in Baſel die franzöſiſche Sache zu der ſeinigen, bezüchtigte den erſten Bürgermeiſter, ſeine Stimme auf der Tagſatzung öſterreichiſchem Gelde verkauft zu haben, und als er dafür einer Tracht Schläge nicht entgehen können, wußte er ſeiner Freiheits- und Gleichheitswuth keine Gränzen mehr. In einer Apotheke bei einem Glaſe Schnaps wurden dem Sekretair des öſterreichiſchen Geſandten die Geheimniſſe der Depeſchen entlockt, und, in Folge der Mittheilungen, welche unſer Liſt nach Hüningen an den Volksrepräſentanten Merlin von Thionville ſandte, ein ſchon beſchloſſener Rheinübergang der Oeſterreicher unter Wurm-

ſer durch die franzöſiſche Wachſamkeit verhindert. Noch andre ſolche Einwirkungen werden aufgezählt. Der Verfaſſer der Denkſchrift rühmt ſich, daß er, während Liſt von männiglich wegen ſeines Treibens gehaßt und verachtet war, ſich an ihn angeſchloſſen, ihm übereinſtimmende Geſinnungen geheuchelt, und viele wichtige, geheime Nachrichten durch ihn erfahren habe, wobei er ſich denn nicht enthalten mag, auszurufen: „Pfui, über das Diplomaten-Handwerk!“ Allerdings: Pfui! doch nicht über das Handwerk, ſondern über die Leute, die daſſelbe ſchänden! Solche laurende Lumpen, wie jener Liſt, und ſolche dienſtbefliſſene Schwachköpfe, wie unſer Verfaſſer, möchten ihrem ſo geringen als nutzloſen, und ſchon darum ſchädlichen Treiben gern den Anſchein einer politiſchen Wichtigkeit geben, von der doch gerade ihr Treiben ſie meiſtens ausſchließt; denn der Mangel an Geſinnung, die auch von den unterſten Stufen her Großes wirken und dadurch den höchſten naherücken kann, läßt ſich durch nichts gutmachen. Daß auch auf den oberſten Stufen dieſer Mangel vorkommt, wer wird das läugnen? aber auf den ſelbſtgewählten dunkeln und untern iſt er heimiſch; unſer Verfaſſer ſcheint zwar den Franzoſen anzuhängen, allein näher betrachtet erweiſt ſich ſein Weſen nur als karakterloſe Geſchäftigkeit, wie er denn ſpäter in Straßburg eine Apotheke errichtete, dann daſelbſt Regierungskommiſſär, hierauf in Speier Fabrikant wurde, und endlich als Kommis eines Kriegskommiſſärs im Jahre 1805 in einem Feldſpitale ſtarb. Die ganze Erbärmlichkeit ſeiner Spürerei und Meinungen entfaltet ſich den Augen im nächſten Aufſatz. —

3. Poteratz. — Condé. — Enghien (1797).

Hier treiben Zwischenträger aller Art, hohen und niedern Standes, bezahlte und unbezahlte, ihr geheimes Wesen, und meinen in ihren schmutzigen Taschen die großen Weltbegebenheiten zu haben! Sie erfinden Anschläge, sie erlangen Eintritt und Gehör bei den Mächtigen; für den Verrath, den sie bringen, gehen sie mit einem andern, den sie empfangen, wieder ab, sie spielen mit Leben und Ehre, aber ein großes Ereigniß wird sie belohnen, alles ist vorbereitet, der Schlag wird geschehen, — doch er unterbleibt, höchstens werden ein paar Leute eingesteckt oder erschossen, und die Geschichte strömt ihre Wogen nach wie vor im selbstgegrabenen Bette, das von Ränken und Umtrieben nicht verändert wird. Was unser Autor von den geheimen Anschlägen erzählt, welche von den französischen Emigrirten, oder durch sie vermittelt von einigen Höfen ausgingen, um die Häupter der französischen Republik oder die Befehlshaber ihrer Heere für eine Gegenrevolution zu gewinnen, das ist zum Theil thatsächlich, und schon in größerem Umfange bekannt, als es hier mitgetheilt wird.

Royalisten schmeicheln sich den Republikanern an, Republikaner den Royalisten, und unversehens finden sie sich in doppelten Verrath verwickelt. Viel Verkehrtes und Heilloses ist in dieser Art wirklich gesponnen worden und an den Tag gekommen. Daß aber der Marquis von Poteratz, im Jahre 1795, als geheimer Friedensagent zwischen Paris und Wien zu Basel geschäftig, daselbst mehr denn zwanzigmal von dem Prinzen von Condé und Herzog von Enghien heimlich besucht worden, und mit diesen übereingekommen sei: „Condé solle Basel überrumpeln, das republikanische Heer dann sogleich, unter

dem Vorwande der verletzten ſchweizeriſchen Neutralität, ebenfalls gegen Baſel vorrücken, ſich mit den Emigrirten vereinigen und beide gemeinſam in Schwaben eindringen, um das ganze Land zu revolutioniren, wobei denn Ludwig der Achtzehnte nach Baſel in den Gaſthof zu den drei Königen gelockt und vom Balkon des Speiſeſaals in den Rhein geworfen werden ſollte", ſo weit haben wir den Wahnwitz noch nicht getrieben geſehen, denn ſogar das Lächerliche wird hier vom Ekelhaften erſtickt! Es ſind kleine, dem engen Raum von Baſel angehörige Hirngeſpinnſte, deſſen Neutralität und deſſen zu plündernde oder zu ſchonende Häuſer ſich als Hauptmomente darſtellen. Und dieſer Unſinn wird von unſerm Verfaſſer als wahre Geſchichte geglaubt, und ſolcherlei Dummheiten berichtet er den Höfen, deren Agent er war, und die wohl nie einen — wenn auch noch ſo kärglichen — Sold nutzloſer verſchwendet haben! Natürlich waren nur ein paar kleine Umſtände ſchuld, daß die Ausführung des ungeheuren Anſchlags verhindert wurde, aber die Sache ſelbſt iſt dem Verfaſſer unzweifelhaft, und ſeine zuverläſſige Quelle iſt unſer obiger Georg Liſt, deſſen verbranntes Gehirn hier in vollem Glanz erſcheint! Doch Ein Umſtand iſt in der ganzen Erzählung, den auch wir für ächt halten, und den unſer Verfaſſer aufrichtig mittheilt, der Umſtand nämlich, daß das franzöſiſche Direktorium auf jene Eröffnungen des Marquis von Poterat nur geantwortet hat: „Il faut lui rire au nez." Das können wir glauben, das wollen wir allenfalls einregiſtriren! —

4. Die Revolution auf Malta (1798). Einer franzöſiſchen Druckſchrift entlehnt, deren Seltenheit

dieſen Auszug rechtfertigen mag. Wir haben hier abermals einen Hergang, wo die Geſchichte ihre alten verbrauchten Formen zerbricht und die Trümmer in neue, emporſteigende Bildungen einſchmilzt. Hier geſchah dies gewaltſamer, blutiger, verhängnißvoller, als bei der Uebergabe von Mainz, aber durchaus iſt es daſſelbe Weſen, dieſelben Brüche, dieſelben Kräfte, die hier wie dort auftreten. Der Orden war reif, überreif und harrte des Schnitters, der Schnitter kam und die Aernte war bald vollbracht. Lehrreich iſt dieſe Erzählung gewiß, und der Leſer muß bald erkennen, daß die einzelnen Vorgänge, die ſich hier drängen, gar nicht mehr ſelbſtſtändige Bedeutung haben, ſondern als ein Allgemeines zu faſſen ſind, wobei es gleichgültig iſt, durch welcherlei beſondre Werkzeuge hier das geſchieht, was in keiner Weiſe mehr zu hindern war. Den Großmeiſter von Hompeſch des Verraths anzuklagen, wäre ſehr ungerecht, aber ihn für einen Mann zu erklären, der ſeiner Stelle nicht gewachſen war, der ſeine Hülfsmittel nicht in der Hand und weder allgemeinen Plan noch perſönlichen Entſchluß hatte, ſondern in blöder Gewohnheit an der Spitze einer großen Auflöſung ſo hinlebte, — deſſen wird niemand, auch auf dieſen apologetiſchen Bericht hin, irgend Bedenken tragen. —

5. Bericht über eine Sendung an Seine Königliche Hoheit den Herrn Erzherzog Karl (1799). Der Bericht iſt vom Alt-Landvogt David Hurter aus Schaffhauſen, der mit drei andern Abgeordneten des Kantons an den Erzherzog geſandt wurde, um für die Herſtellung der ehemaligen Regierung deſſen Schutz und Rath zu erbitten. Sie ſprachen den berühmten Hof-

rath von Faßbender, einen der fähigsten Staatsmänner Oesterreichs, von unstreitig politischem Geiste, der vieles geleitet und auf vieles eingewirkt hat, dann den Erzherzog selbst, den Schultheiß von Steiger und Herrn von Haller, die sich im österreichischen Hauptquartier aufhielten, den General von Hotze, den englischen Gesandten Wickham; von Allen empfingen sie die Versicherungen des größten Wohlwollens, aber sonst wenig Rath und Anhalt, man war auf politische Umbildungen gar nicht vorbereitet, hatte nur Wünsche, deren Ausführung zu übernehmen niemand sich berufen glaubte, und deren Angemessenheit schon die Wünschenden selber bezweifelten. Da hatte die Gegenseite es in allem Betreff leichter! Der vorliegende Bericht ist übrigens seinem Sachinhalte nach bloß für die besondre Geschichte Schaffhausens von einigem Interesse; für den Gang der Ereignisse liefert er höchstens eines der Bildchen, wie jeder bewegte Lebenstag deren dutzendweise entstehen läßt. Zwei angehängte Briefe des Herrn von Haller sind wegen der Gesinnung merkwürdig. —

6. Die Uebergabe von Hohentwiel (1800). Nochmals ein Beispiel der traurigen Versunkenheit und haltungslosen Schwäche jener alten Zustände, welche gegenüber den frischen Kräften der französischen Revolution sich zu behaupten wähnten. Die Uebergabe von Hohentwiel war ohne Wichtigkeit, und erlangte nur einigen Ruf durch die grausame Strenge, mit welcher der Kommandant von Wolf höchsten Orts bestraft wurde, eine Strenge, die ganz unverhältnißmäßig erschien, wenn man damit die schimpfliche Lässigkeit verglich, die in Betreff der Feste selber höchsten Ortes gewaltet hatte. Wir ha-

ben den unglücklichen Mann, dem nur Irrthum und zu groſses Vertrauen in unſichre Zuſagen vorzuwerfen war, nach ſeiner vieljährigen harten Gefangenſchaft noch oft geſehen, und die Angaben, die er mittheilte, ſtimmen mit der vorliegenden Schilderung ziemlich überein. —

7. Die Gefängniſſe zu Venedig im Jahre 1600. Der Verſicherung des Herausgebers zufolge, und auch allen innern Anzeigen nach, ein zuverläſſiger, von der Hand eines hohen öſterreichiſchen Beamten abgefaſter Bericht. —

8. Zur Geſchichte der Illuminaten. Eine Geſchichte des in Baiern nach dem Untergange des Jeſuitenordens zum Erſatz und Gegenſatz durch Adam Weishaupt geſtifteten, und bald über weite Länderſtrecken verbreiteten Illuminatenordens wäre ohne Zweifel ein wünſchenswerther Beitrag zur innern Geſchichte von Deutſchland, zur Sitten- und Geiſtesentwicklung der Nation. Allein der hier mitgetheilte Aufſatz iſt nicht geeignet, dieſe Lücke auszufüllen, er giebt bloſs einige Außenlinien der merkwürdigen Erſcheinung, und auch dieſe ohne geiſtige Ueberſicht. Das eigentliche Wirken, welches nach der Aufhebung noch fortdauerte, beſonders in den perſönlichen Schickſalen ſeiner Mitglieder, iſt gar nicht oder mit groſsem Rückhalt beſprochen; ſelbſt über den Stifter Weishaupt werden mancherlei Angaben vermiſst, mit denen die wichtigſten Folgen zuſammenhängen. Man merkt dem Aufſatz an, daſs er in Baiern geſchrieben worden, wo alles die Illuminaten Betreffende noch empfindliche, lebenzuckende Bezüge hat. Das in Wien zur Zeit des Kongreſſes geſagte Wort, der Illuminatenorden ſei für Baiern geweſen, was der Tugendbund für Preuſsen,

nämlich eine Leiterſproſſe zum jetzigen Beſtande, laſſen wir dahingeſtellt; unſer Herausgeber geht aber weiter, und meint, die Reſte der Illuminaten hätten ſich in den Tugendbund geworfen, welches eine ſo falſche Angabe als verkehrte Vorſtellung iſt; der Gipfel jedoch der grundloſen Einbildung und des luftigen Geſpinnſtes iſt die Behauptung, „daß die Neigung zu geheimen Geſellſchaften, nebſt deren vermehrtem Daſein, in der Schweiz aus jener Zeit ſich herſchreibe, wo eines der markanteſten Glieder des Tugendbundes als preußiſcher Geſandter dort erſchienen ſei, und für dieſen Zweck nicht geringe Thätigkeit entwickelt habe.“ Dieſe Anſpielung auf Juſtus von Gruner iſt abermals ein Mißgriff, und beweiſt nur völlige Unbekanntſchaft mit der Perſon und Denkart dieſes Mannes, der ſeine Bedeutung und Auszeichnung in haßerfüllter Thätigkeit gegen die Fremdherrſchaft gefunden hatte, mit deren Erlöſchen aber in die ruhige Bahn des Staatsdienſtes einlenkte, und kein anderes Ziel mehr ſuchte, als dieſer ihm darbieten mochte. —

Man ſieht, das kleine Buch kann ſehr gut dazu dienen, allerlei hiſtoriſche Uebungen an ihm vorzunehmen, und ſowohl die dargebotenen Stoffe neu zu behandeln, als auch die jetzige Behandlung kritiſch zu beleuchten; unſre Anzeige kann zu letzterem als Einleitung gelten, möchte das erſtere von Andern verſucht werden! —

Der Renommiſt. Ein ſcherzhaftes Heldengedicht von J. F. Wilhelm Zachariä. Mit einleitendem Vorworte von Juſtus Zachariä. Mit acht ſarkaſtiſchen Federzeichnungen von Hoſemann. Berlin, 1840. Verlag von Guſtav Bethge. XVI u. 92 S. in kl. 8.

Unſre Voreltern glaubten ein Heldengedicht — das heißt eine Epopöe im Sinne der Ilias und Aeneis — ſchlechterdings nothwendig für die Ehre der Nation, zum Glanz und Gipfel ihrer Poeſie, und wenn ſie dergleichen mangeln ſahen, meinten ſie ſo ſchnell als möglich das Fehlende machen zu müſſen. Daher bekamen Franzoſen und Deutſche eine Unzahl Epopöen, die mit dem Anſpruch, uns Ilias oder Aeneis zu werden, immer eine verfehlter und troſtloſer war als die andre, während das Machen andern Nationen, den Italiänern und Portugieſen zum Beiſpiel, wirklich bis zu gewiſſem Grade gelang. Daſſelbe Streben galt dem Gegenſatze des Heldengedichts, dem komiſchen Epos, welches in dem äſthetiſchen Fachwerk ebenfalls ſeine beſtimmte Stelle hatte, die man auszufüllen mit gleicher Angſt bemüht war. Hierin hatten die Franzoſen glänzenden Erfolg, das bewußte, vorſätzliche Machen gelang ihnen wunderbar, und Voltaire's komiſches Heldengedicht — das eine ernſte kritiſche Betrachtung verdient, wie ſie ihm noch nicht zu Theil geworden — iſt eines der denkwürdigſten, nationalſten, ſprachlich zarteſten und poetiſch vollkommenſten Erzeugniſſe der neuern Zeit. Wir Deutſche durften uns des wenigſten Gelingens in der epiſchen Bahn rühmen, trotz aller Siegesoden Klopſtock's, und unſre ſämmtlichen Verſuche, den Meſſias nicht ausgenommen, lagen nach kurzer, angeſtrengter Fahrt bald unbrauchbar auf dem Trocknen.

Spät erſt entdeckten wir, daß wir mehr hatten, als wir machen konnten, die Nibelungen tauchten auf, und wir waren um eine deutſche Ilias nicht mehr verlegen, dann bekamen wir Hermann und Dorothea, dieſen herrlichen Juwel, eine Odyſſee im Kleinen, die ſogar, wenn die Umſtände etwas günſtiger geweſen wären, auch eine im Großen hätte werden können! Das komiſche Heldengedicht aber blieb in neuerer Zeit bei uns ziemlich vergeſſen; an ſeine Stelle möchte der komiſche Roman gern treten, doch ſeit Jean Paul Richter erſt wieder durch Immermann mit einigem Glück. Natürlich wendet ſich nun in dieſem Gebiete das Auge bisweilen zu den früheren Erzeugniſſen zurück, und das Vergeſſene, Unbeachtete wird hervorgeholt zu neuer Prüfung, Sichtung und, wenn es ſein kann, Ergötzung.

Bei dem Fachwerke „Komiſches Heldengedicht" mußte der Litterator ſogleich an Zachariä denken und auf ihn zurückgehen. Dieſer ſchöne Geiſt — denn das war er, wie auch eine ſchöne körperliche Erſcheinung — hatte ſeinen heitern Sinn mit Vorliebe jener Dichtungsart gewidmet, und es bei Einem Verſuche darin nicht bewenden laſſen. Seine Zeitgenoſſen nahmen alles von ihm mit entſchiedener Neigung auf, und ſein Murner in der Hölle, von Avenarius in Hameln ſogar in lateiniſche Verſe zierlich übertragen, wie ſein Renommiſt, welchen eine engliſche Ueberſetzung ehrte, reizten und nährten die Luſt und Laune unſrer Vorfahren in überſchwänglichen Maßen, länger als ein Menſchenalter hindurch. Auf weit vorgerückter Sitten- und Bildungsſtufe können wir auch jetzt noch anerkennen, daß in jenen Gebilden auch noch für uns ein Werth, daß beſonders ein ausgezeichnetes poetiſches Verdienſt darin

ſichtbar ſei. Doch iſt es immer ein gefährliches Wagniß, dieſe Anerkennung des Litterators auch der heutigen allgemeinen Leſewelt zuzutrauen.

War der Verſuch mit Zachariä zu unternehmen, ſo konnte keine glücklichere Wahl getroffen werden, als die ſeines Renommiſten. Schon der Gegenſtand iſt der wenigſt ausgeſtorbene, ja, trotz des Wechſels der äußern Erſcheinung, der im Weſen faſt unverändert gebliebene, der deutſche Student, den in ſeiner Eigenart, wenigſtens in ſeiner jugendlichen Keckheit und Selbſtſtändigkeit, fortbeſtehen zu ſehen wir ſo lange wünſchen müſſen, als es noch deutſche Philiſter geben wird, deren Geſchlecht ſonſt alles überwuchern würde. Der deutſche Student iſt ein wichtiges Stück unſerer deutſchen Geſchichte, er ſteckt in Goethe und in Blücher, in allem Freien und Friſchen, was dem Andrange der Alltäglichkeit widerſtanden und Einhalt gethan hat. Dem Studenten der frühern Zeit aber mögen wir um ſo eher unſre Theilnahme für einen Augenblick wieder zuwenden, als der Student unſerer Tage ſie wenigſtens äußerlich minder ſtark in Anſpruch nimmt.

Um aber dieſe Theilnahme für vergangene Geſtaltung lebendiger zu vermitteln, als dies ein Gedicht zu thun vermag, welches, bei ſorgſamer, fleißiger Bearbeitung, doch in ſeiner Sprache, Ton- und Versart ziemlich veraltet iſt, tritt auf das glücklichſte eine andere Kunſt hinzu, die zeichnende, und ſtellt in aller heutigen Friſche vor Augen, was die Poeſie doch nur wie Schatten heraufbeſchwört.

Die acht Federzeichnungen von Hoſemann, mit denen das hübſchgedruckte Büchlein ausgeſtattet iſt, werden

allerdings bei dieſer Ausgabe zur Hauptſache. Kleine Anachronismen im Koſtüm wollen wir nicht rügen, da ſie für die Mehrzahl heutiger Beſchauer nicht ſtörend ſind, und noch genug des Alterthümlichen vorhanden bleibt. Sonſt aber ſind die Bildchen nicht genug zu rühmen, wegen des karakteriſtiſchen Ausdrucks, der ſinnreichen Anordnung, der Munterkeit und Laune der ganzen Darſtellungsreihe. Man betrachtet ſie mit Vergnügen, und ergötzt ſich an jeder Einzelheit, die der Zeichner theils aus dem Gedicht, theils aus ſeinem eignen Einfall zu ziehen gewußt. Man bedauert, daß der Bildchen nur acht ſind, welches doch, bei nicht hundert Seiten Text, für eine reichliche Ausſtattung gelten kann.

Indem wir das Büchlein ſomit beſtens empfehlen, haben wir noch eine Bemerkung hier anzuſchließen. Zu meinen, daß dergleichen Zurückgehen auf unſere früheren Schriftſteller, das Herausgeben und Auffriſchen ihrer Werke unſrer neuern Litteratur hinderlich ſei, und das Aufkommen heutiger Talente erſchwere, halten wir für durchaus grundlos und nichtig. Je mehr die litterariſche Theilnahme überhaupt rege, umfaſſend und thätig iſt, deſto mehr wird ſie es auch für die neueſten Erzeugniſſe ſein, welche, vorausgeſetzt, daß ſie nicht alles Lebens entbehren, ſchon in ihrer Neuheit, daß ſie, vom heutigen Tage, einen mächtigen Reiz haben, der ſie über jede Nebenbuhlerſchaft mit dem etwa nur gleich guten Alten weit hinausführt. Das beſſere Alte aber, ja das unübertroffene oder gar unübertreffbare, zu vergeſſen, damit für Mittelmäßiges oder Geringes der Platz und die Aufmerkſamkeit gewonnen werde, wäre eine aberwitzige Forderung. Der gute Schriftſteller, derjenige, welcher ſeinen

Landsleuten etwas Eignes zu geben hat, oder künftig geben zu können hofft, darf ſich nur freuen, wenn er ſieht, daß Achtung und Anhänglichkeit für das Dageweſene, daß die Geltung und die lebendige Wirkung deſſelben noch fortdauern.

Damit aber die Herausgabe älterer Sachen recht erſprießlich ſei, und die nöthige Vermittlung nicht fehle, ſollten wir dafür ſorgen, jedesmal dem korrekten Text auch eine kurze Nachricht über das Leben und die Schriften des Autors hinzuzufügen, und durch ein kritiſches Wort den Standpunkt und Werth des Herausgegebenen zu erörtern. Wir würden dafür unſerem Herausgeber gern ſein poetiſches Vorwort erlaſſen haben. —

Wenn edle jüngere Talente mit Eifer und Gewiſſenhaftigkeit ſich dieſem Geſchäft unterzögen, ſo würden ſie bald erkennen, welch würdige Preiſe hierin zu gewinnen ſind, und daß ihre eignen Erzeugniſſe, weit entfernt, hiebei zu leiden, im Innern und nach außen von dieſer Beſchäftigung und Geſinnung nur den thatſächlichſten Vortheil ziehen würden.

Erinnerungen aus dem äußeren Leben von Ernſt Moritz Arndt. Leipzig, 1840. Weidmann'ſche Buchhandlung. VI u. 381 S. in 8.

Ein Buch großen Lebensſtoffes und reicher Weltanſchauung, aber auch ein Buch der Aufrichtigkeit und Geſinnung, der Biederkeit und Einfalt, der Einfalt, die,

nach dem Worte des Dichters, auch Witz empfing. Der Verfaſſer legt die Beweggründe, welche ihn veranlaßten, ſeine Denkwürdigkeiten zu ſchreiben, in der Vorrede hell und bündig dar; außer den allgemeinen Antrieben der Mittheilung, denen auch Andre mit vollem Rechte folgen, hatte er noch einen perſönlichen, den ihm niemand wird beſtreiten dürfen, nämlich den der Selbſtvertheidigung gegen Unglimpf und Gehäſſigkeit. Der letztere Fall ſcheint zwar wieder nur ein allgemeiner zu ſein, denn welcher namhafte Mann erführe nicht, eben weil er namhaft iſt, auch Mißurtheile und Anfechtungen? Aber der Grad und die Art der Verunglimpfung kommen hier in Betracht, und dieſe machen allerdings den Fall zu einem beſondern, der die ſtärkſte Befugniß gäbe, auch ausnahmsweiſe das Wort zu nehmen. Arndt, wie jeder öffentliche Karakter, konnte das Geſchrei ſchnöder Widerſacher, den Hohn vornehmer, wie die Tücke geringer Feinde ſtolz und muthig verachten, ſolange dieſe ihm gegenüber und in gleichem Felde ſtanden, — ſelbſt wenn dies nicht immer das offne war. Allein ihm war das herbe Loos beſchieden, Anfechtungen von ſolcher Seite her zu erfahren, wohin er ſeine Liebe gewendet hatte, und wo die Macht äußern Anſehens durch jene Geſinnung ſelber verſtärkt wird, die darunter zu leiden hat. Kaum hatte das Vaterland, für welches er in Zeiten des Dranges und der Noth als einer der rüſtigſten und wirkſamſten Kämpfer aufgetreten war, ſeine neue Selbſtſtändigkeit begonnen, kaum er ſelbſt, am wiedergewonnenen Rhein, ſein beſcheidenes Lehr- und treues Wächteramt angetreten, als er in Unterſuchungen verwickelt wurde, die zwar keine Schuld auf ſein ungebeugtes Haupt bringen konnten,

wohl aber mancherlei Verdächtigung an seinen Namen hefteten, und während langer zwanzig Jahre seine besten Lebenskräfte hemmten.

In solchen Bedrängnissen weder dem Kleinmuthe noch der Bitterkeit zu verfallen, sondern ruhig und fest den eignen Standpunkt zu behaupten, ist eine große Tugend, und Arndt hat sie trefflich bewährt; waren noch viele andre Männer mit ihm in ähnlichem Falle, nach verschiedenem Maß und unter eigenthümlichen Bedingungen, und haben noch viele sich in solchen Verhältnissen ehrenhaft dargethan, so dürfte doch den Preis wackrer und würdiger Ausdauer kaum ein Andrer mehr verdienen.

Gegen obrigkeitliches Walten zu ringen, ein von oben ausgehendes Verkennen zu bestehen, ist vielleicht nirgends schwerer als in Deutschland, und die natürliche Folge eines öffentlichen Zustandes, den wir doch in vielem Betracht preisen müssen. Denn, findet sich der Einzelne hier dem Angriffe sogleich nur als Einzelner gegenüber, getrennt von allem Schutze, den sonst Körperschaften, besondre Gerechtsame und Berufungen, ja selbst Oeffentlichkeit und Partheiung wohl gewähren, so hat er es dafür auch mit keinem Einzelnen zu thun, sondern mit einer Gesammtheit wohlgegliederter Regierung, in welche alle guten Eigenschaften der Nation mitaufgenommen sind, und aus der nicht nur schließliche Gerechtigkeit, sondern auch einstweilige Billigkeit zu hoffen ist. Doch gerade dieses, daß dem Verfolgten kein Einzelner namhaft, kein öffentlicher Ankläger gegenübersteht, sondern er sich gegen eine Gesammtheit wehren soll, welche den Feind verbirgt, und deren Ansehn und Würde doch gegen jede Berührung empfindlich ist, gerade dies macht die Vertheidigung

so mißlich und peinlich. Arndt hat gegen die über ihn verhängten Untersuchungen schon früh, in redlichem Bewußtsein und geradem Sinn, eine bündige Selbstvertheidigung herausgegeben, allein er fand bald, daß seine Sache auf dem Gebiet einer Oeffentlichkeit, wohin ihm niemand folgte und wo sein eigner Fuß nur in hemmender Schlinge wandelte, nicht auszufechten war. Er überließ die persönlichen Angelegenheiten ihrem Gange, und wandte Sinn und Fleiß den allgemeinen Gegenständen zu, die ihn schon früher würdig beschäftigt hatten, der geschichtlichen Betrachtung der Völker und der Welt. Die gediegenen Arbeiten, welche er in den Jahren seines Bannes geliefert, zeigen den Ehrenmann in voller Kraft, und seine Gesinnung strahlte in hellstem Glanze, als das Vaterland von auswärtiger Gefahr neu bedroht schien, und er, selbstvergessen, sein kräftiges Wort freiwillig wieder dorthin gab, wo dasselbe bisher hatte schweigen sollen. Arndt's Schrift nach der Julirevolution war das Werk eines edlen und tapfern Bürgers, eines großmüthigen Sohnes des Vaterlandes, und ist ihm in dieser Hinsicht ein bleibendes Ehrenzeugniß, wenn auch der Sachinhalt größtentheils außerhalb des wirklichen Entwicklungsganges der Dinge fiel.

Im Verfolge seiner ernsten Beschäftigung mit Zeit und Welt mußte er nothwendig die Betrachtung auch des eignen Lebenslaufes wieder aufnehmen, und bei noch andauernder Verunglimpfung und Zweifelhaftigkeit seiner Lage durfte der geprüfte Mann wohl unternehmen, das Bild seines Lebens den Freunden zum liebreichen Andenken und der Welt als seine gerüstete Vertheidigung hinzustellen; so tritt er, schon an der Schwelle des siebzigsten

Lebensjahres, aber vom Alter nur gereift und nicht geschwächt, auf den „Breiten Stein“ seiner Vaterstadt, und ruft: „Hier steh' ich, ein redlicher und verständiger Mann. Ist einer, der meint, mich davon auf die Nachbarstelle hinüberstoßen zu können, der komme! Ich lebe noch, und will ihn bestehen!“ Es wird ihn niemand wegstoßen. —

Aus solchem Triebe der Rechtfertigung, dem sich die harmlose Lust der Mittheilung eigenberechtigt gesellen durfte, entsprangen diese Lebensumrisse. Mit dem großen Ueberblicke, der das einzelne Dasein nur „für ein fliegendes Blatt erkennt unter Millionen fliegenden Blättern, die auf dem Ocean der Zeiten fortschwimmen, bis sie auf immer versinken“, mit diesem Ueberblicke verbindet er die würdigende Beachtung, welche Recht und Liebe auch dem kleinsten Dasein fordern, und er fragt mit gutem Bewußtsein, „warum dieses Blatt, so lange es oben schwimmt, dulden solle, daß man es mit Schmutz bewerfe? Der Sonnenstrahl der Ehre jedes Einzelnen, sagt er, sei auch dem Vaterlande heilig, und man könne, wie von der Menschheit und ihrer heiligen Bestimmung, so auch von der Bestimmung jedes einzelnen Menschen nicht hoch genug denken.“ Die Schwierigkeiten, die ihm noch stets entgegenstehen, dürfen ihn nur reizen, nicht abhalten; die niedrigen Bedenken der Eitelkeit kennt er ohnehin nicht, und so geht er gutes Muthes an sein vorgesetztes Werk, auf Lob und Tadel wie billig gefaßt.

Als er sein Buch schrieb, konnte er nicht ahnden, an welch günstiges Licht diesem zu treten beschieden sei. Niemals haben glücklichere Sterne einer Schrift geleuchtet. Sie traf in de nunerwarteten Zeitpunkt, wo selbst-

eignen Antriebs, unerinnert, edle Königshand die Laſt hinweghob, welche ſo lange auf die Schultern des Mannes gedrückt hatte, und die Schrift begegnete ihrer Erfüllung, die ſie erſt hervorzurufen meinte. Jeden Ehrenmann hat dies Ereigniß freuen müſſen, und man braucht nicht Arndt's beſonderer Freund zu ſein, um dem wackern Alten von Herzen zu gönnen, daß er einen ſolchen Erſtlingsſtrahl Königlichen Geiſtesmuthes an ſich erfahren habe. — Der Antheil der Landsleute iſt auch nicht zurückgeblieben, entſchieden und lebhaft hat er ſich für den Autor und ſein Buch ausgeſprochen. Aus allen dieſen günſtigen Umſtänden ergiebt ſich jedoch ſonderbar genug der eine ungünſtige, daß das Buch nun mit ſeinem eignen Geſchicke nicht mehr Schritt hält, daß es gewiſſermaßen unzulänglich geworden, und daß ſeinem Inhalte, der für rauhe Tage nur karg entfaltet worden, jetzt eine Erweiterung gebühre, die der milden und hellen Sonne entſpricht. In der That, die Anforderung, daß Arndt ſeine Denkwürdigkeiten nun freieren Athems ausarbeite und vervollſtändige, liegt ſo ſehr in der Sache, daß er ſich kaum der Aufgabe wird entziehen können. —

Betrachten wir unterdeſſen das vorliegende Buch, das auch in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt einen geſchichtlichen Werth behalten wird. In das Einzelne ſeiner Lebensgeſchicke den Verfaſſer hier zu begleiten, wäre unnöthig, da dieſe durch das Buch ſelbſt, welches in allen Händen iſt, hinreichend bekannt werden. Der in dieſen Lebensgeſchicken verarbeitete Stoff iſt derſelbe große gemeinſame Geſchichtsknoten, in welchen wir älteren Geſchlechtreihen ſämmtlich eingeknüpft waren, und der das Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Anfange

des neunzehnten zuſammenſchlingt. Die Zeiten der franzöſiſchen Revolution, des Kampfes gegen Napoleon, der deutſchen Noth und Befreiung, ſind die Zeiten Arndt's. „Das waren Zeiten!" ſagt er ſelbſt aus dem drangvollſten Abſchnitte derſelben, „Ja das waren Zeiten! Das war ein Jahr, das Jahr 1809!" Und dann ſpäter: „Es war das doch eine ſchöne Zeit: alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechſel zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung ſchwebend; doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufſchimmerte, zu welchem hellen Morgenroth der Zukunft entfaltete ſich plötzlich ſein mächtiges Gefunkel! und die Nacht und die mitwiſſenden Sterne belauſchten Worte, welche in Geſellſchaften die Furcht damals kaum zu wiſpern wagte. Es war ja eine Donnerwetterzeit, und man weiß, daß auf den ſchwärzeſten Wolken das Licht ſich am ſchönſten abſpiegelt." —

Doch bevor wir mit dem jungen Manne in dieſe Weltſtürme gerathen, leben wir mit dem Knaben und Jüngling in anmuthiger ſtiller Ländlichkeit. Mit einer Haltung, die dem edelſten Ritter wohl anſtehen würde, erzählt er ſeine Herkunft „aus einem Stamme, der unter anderm niedrigen Menſchengeſträuch ganz tief unten an der Erde ſtand." Geſinnung, Kraft, und auch Wohlſtand und Bildung, wuchſen aus dem guten Boden hoch genug empor. Das bäuerliche Jugendleben auf Rügen erſcheint als eine herrliche Idylle, bei welcher man mit regem Antheil verweilt, und in deren Darſtellung der Verfaſſer keineswegs, wie er mit Unrecht fürchtet, zu breit geworden. In dieſen Jugendgeſchichten entfaltet ſich ſchon der Keim des ganzen folgenden Lebens, die Fähigkeiten, die Geiſtes- und Sinnesart, alles iſt fertig; es

fehlen nur noch die Ereigniſſe, in denen dieſe ſich durchkämpfen und auswirken ſollen. Wir ſehen hier abermals, worauf wir ſchon oft mit beſonderem Nachdruck hingedeutet haben, wie lebenerfüllt die Welt iſt, und wie viel verborgne Tüchtigkeit ihren ſittlichen Beſtand unaufhörlich tragen hilft, denn in dieſem abgelegenen dunklen Winkel von Deutſchland, wo niemand dergleichen ſucht oder vorausſetzt, welcher reiche Kreis wackrer und guter Menſchen enthüllt ſich uns hier in Arndt's Familie und deren Freunden? Wahrlich, was die Hauptſtädte glänzend aufzeigen, und was die Zeitungen rühmend verkündigen, das ſtellt kaum die Blüthe, gewiß nicht das Mark des Landes an's Licht!

Seine Studien erzählt der Verfaſſer faſt zu karg, ſeine vielfachen Reiſen deutet er nur flüchtig an, und auch von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, den erſten Anfängen und beſondern Gelegenheiten derſelben, giebt er nicht genugſamen Bericht, mit Ausnahme der Schrift, welche ſeine perſönliche Kampfesbahn eröffnet, des Buches über die Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen, deſſen Entſtehung, Wirkung und Folgen er etwas ausführlicher mittheilt. Wer aber jene Zeit nicht mitgelebt hat, kann unmöglich wiſſen, und erfährt es aus dieſen Denkſchriften nicht, welch einen tiefen und ausgebreiteten Eindruck Arndt's politiſches Auftreten machte, wie lebhaft ſeine friſche Rede die Gemüther ergriff, und welch feſtes Wahrzeichen für verwandte Geſinnung namentlich ſein „Geiſt der Zeit" im deutſchen Boden einſchlug.

Anfangs gleicherweiſe auf Schweden und auf Deutſchland angewieſen, wurde er durch die Ereigniſſe bald inne, welches ſein Vaterland ſei. Die Siege der Franzoſen

machten ihn zum Deutſchen, die Unfälle Oeſterreichs und Preußens entſchieden ſeine Liebe für dieſe Länder, und durch Herz und Denkart gehörte er fernerhin dem Kerne Preußens an, den Geſchicken vorauseilend, welche zuletzt auch den Boden, wo er geboren worden, dem Vaterlande ſeiner Wahl glücklich einfügten. In Schweden, in Oeſterreich, in Rußland, überall blieb Arndt ſeit dem Jahre 1806 nun vorzugsweiſe ein Norddeutſcher, ein Preuße, als in welchem Namen Franzoſenhaß und Deutſchthum am ſtärkſten ausgeprägt waren. Was er ſelber als Sonderheitsgefühle bezeichnet, die er, wie auch der Miniſter vom Stein, bis in das Jahr 1813 bisweilen noch gegen die Preußen gehegt, iſt eben ſelber recht preußiſch. —

An den großen Gefahren jener Zeit nahm er überall muthig Theil. Seine Sendung war größer, als mit dem Degen drein zu ſchlagen, doch hat er auch feindliche Kugeln nicht geſcheut, wo es die deutſche Ehre galt. Sein kühner Eifer verbündete ihn mit allen Gleichgeſinnten, den größten und beſten Männern jener Zeit. Die ſtärkſte Sinnesverwandtſchaft und Karakterähnlichkeit findet er in dem Freiherrn vom Stein, der recht eigentlich ſein Held wird, dem er ſich anſchließt, und den er mit treuer Bewunderung hegt. Das Bild, welches er wiederholentlich von ihm entwirft, iſt lebendig, ſcharf und markig, an feinen Zügen reich, und bei aller Vorliebe doch ohne fremde Hineintragung. Nur hinzufügen, dünkt uns, ließe ſich manches. Nicht minder gelungen in Treue und Wahrheit iſt die Geſtalt Blücher's und Scharnhorſt's, dann die Schilderung Hardenberg's, wiewohl die letztere ſich nur auf einige Striche beſchränkt. Ueber Fichte wird vortrefflich geſprochen, ſehr richtig und gut über Gruner; der

redlichen Freunde Reimer, Niebuhr und Eichhorn wird in verdienten Ehren und größter Liebe gedacht. Er nennt auch ſonſt viele Namen, und thut wohl daran; auch die unbekannten ſind Zeugniſſe und Bürgſchaften, und man weiß nicht, von woher künftig noch neuer Lichtſtrahl auf ſie fällt. Außerdem iſt es ein edles Vorrecht des Schriftſtellers, das Gedächtniß derer, die er die Seinen nennen will, über die Tageswelle hinauszutragen, wenn er ſie auch gerade nicht der Ewigkeit zu überliefern vermag. Wer als Leſer die Freude empfunden hat, die ihm theuren, aber der Welt bisher wenig genannten Namen plötzlich hervorgerufen und einen Augenblick in freundlichem Schimmer zu ſehen, der wird auch die Fälle nicht mißbilligen dürfen, wo zwar nicht für ihn, aber für Andre dieſer Eindruck ſich ergiebt. Und welche Freude, welche tröſtende Erhebung würde z. B. Guſtav von Barnekow empfunden haben, hätte er dieſes Buch noch erlebt, und darin ſein eignes, mit treuer und kecker Hand entworfnes Bild anſchauen können! Dieſer tapfre Kriegsheld würde Arndt's Wort, ungeachtet des Hakens, in den es ſich etwas abbiegt, ſeinen ſchönſten Orden beigezählt haben. —

Vieler Namen wird auch in entſchiedener Ungunſt gedacht, ja mit Haß und Verachtung, wie dies in ſolchem Buche der Wahrheit und Aufrichtigkeit nicht anders ſein kann. Von Kotzebue heißt es: „Er trat auf mit der Haltung eines Altflickers und mit einer unverſchämten Offenheit, die nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche ſchlaue und gewandte Weltleute gewinnen; und in ſeinen freundlichen Augen war zugleich etwas ſchleichend Lauerndes und unverſchämt Fauniſches. Er hat mich ſpäter in Schriften angegriffen;

glücklich, daß ich mit dieſem Schmutzfinken die Fehde nicht aufgenommen habe!“ So kann aller Franzoſenhaß, worin Kotzebue ſich ſo heftig hervorthat, dem gemeinen Menſchen den Beifall Arndt's nicht gewinnen, der dagegen Goethe'n, bei welchem er in jenem Betreff ſeine Rechnung nicht fand, ſtets mit Ehrerbietung, wenn auch mit düſtrer, vorübergeht. Die Urtheile über Menſchen laſſen ſich als geſetzliche Ausſprüche nicht feſtſtellen, ſie werden nach Standpunkten und Fähigkeiten der Beurtheiler, auch nach Zeiten und Umſtänden, im mannigfachſten Wechſel auf- und abwandeln; im Großen und Ganzen aber wird dennoch, beſonders wo das Sittliche und Geiſtige ſich reiner hervorhebt, eine durchſchnittliche Uebereinſtimmung der Guten und Einſichtigen nicht fehlen. Die Urtheile Arndt's tragen ſichtlich das Gepräge ſeiner Eigenheit, und wir dürfen ſie als die ſeinigen auch da gelten laſſen, wo wir ſie nicht als die unſrigen aufnehmen. Wir begreifen, daß er in dem Leben und Karakter des Grafen Reinhard nur Widriges erſchaut, allein abgeſehen davon, daß in der Anklage vieles thatſächlich dürfte zu berichtigen ſein, wird der Gegenſtand auch in noch ganz andre Geſichtspunkte ſich ſtellen laſſen. Wir wollen hierüber nicht rechten, doch werden Andre den Beruf haben, auch dieſes im Strome der Zeiten ſchwimmende Blatt, das jenen Namen trägt, in möglichſter Reinheit zu erhalten. So mögen auch Andre für den hier doch allzu hart behandelten Grafen von Münſter auftreten, für Heeren und Andre. —

Dem Verfaſſer unſres Buches gereicht zum Ruhme, daß er, der in ſeiner Austheilung der Gerechtigkeit mit ſo viel Strenge und Liebe, wir möchten ſagen mit löb-

lichem Partheisinn verfährt, niemals mit Sucht und Gunst von sich selber spricht; er will sich vertheidigen, er will sein Gutes nicht verhehlen, noch von Andern mißkennen lassen, aber nie will er sich in's Schöne mahlen, noch seine Erlebnisse mit Glanz umziehen, nie bespiegelt er sich mit eitlem Wohlgefallen. Eine tüchtige Persönlichkeit kann nicht ohne starkes Selbstgefühl bestehen, dies hat er, und muß er ausdrücken, allein in solcher Freiheit von Dünkel und Eitelkeit ist es uns kaum in einer Selbstbiographie begegnet. Zwar auch Goethe ist bewundernswerth hierin, aber in ihm die Verläugnung dabei schon merkbarer, während in Arndt mehr der einfache Zug des Naturells wirkt. Er ist hart und herbe gegen sich selbst, macht keine Umstände mit sich, spricht von dem großen politischen Kraut oder Unkraut, das in ihm aufgewachsen, von seinen Verhärtungen und Versteifungen, die er als Fehler in sich erkannt habe, ja bekennt sich — offenbar ungerecht — als eine philistrige Natur, „welche das Edelste und Höchste in seiner allgemeinsten poetischen Reinheit anzuerkennen sich sträube." So gesteht er auch, daß zur Zeit des Wiener Kongresses er und viele Andere wohl oft ungerecht gemurrt und gezürnt haben, auch gegen den Fürsten von Hardenberg gewiß oft mit Unrecht. Zuletzt nimmt er demüthig an, „daß der ausgleichende und gerechte Gott durch die lange, seinen späteren Jahren beschiedene Prüfung ihn für manche trotzige und kühne Worte habe bezahlen lassen wollen."

Mit der Reise nach Rußland im Jahre 1812 kommt die Erzählung erst recht in Zug, und führt uns in einen großen Zusammenhang lebendiger Denkwürdigkeiten. Völkerbezüge zu betrachten, Landes- und Sittenverhältnisse

zu ſchildern, das war von jeher das entſchiedene Talent des Verfaſſers, und von dieſer thatſächlichen Grundlage empfingen auch ſeine politiſchen Schriften einen Theil ihrer ungewöhnlichen Kraft. Er hat ein Herz für das Volk, einen hellen Blick für die Natur und Geſchichte, aus denen das Eigenthümliche ſich bedingt. Seine Reiſe durch Polen und Rußland iſt ein karakteriſtiſches Bild, worin die Art und das Leben der Menſchen ſich vor unſeren Augen bewegt, mit allem Reize des perſönlichen Abentheuers im Vorgrunde ausgeſtattet, im Hintergrunde mit dem ganzen Ernſte der weltgeſchichtlichen Ereigniſſe, in deren Mitte wir uns bald völlig verſetzt finden. Das Bild der Ruſſen iſt ſo friſch, daß es noch vom heutigen Tage gelten kann; der Verfaſſer hat die Vorzüge des Volkes wohl eingeſehen, er weiß ſolches in ſeiner Beſonderheit zu ſchätzen; er hält daſſelbe für unantaſtbar, und gönnt ihm jedes heimiſche Gedeihen, doch die Uebermacht nach Weſten wünſcht er nicht, — und fürchtet er nicht. —

Das Gedränge der Menſchen und Ereigniſſe in den Hauptſtädten Moskau und St. Petersburg, im Heereslager und auf dem ewig denkwürdigen Verfolgungszuge im Winter 1812, das vertraute Zuſammenleben mit dem Freiherrn vom Stein, die Anblicke des Jammers und Entſetzens, die freudigen Begegnungen auf der Krieges- und Siegesbahn, die herrlichen Anſtrengungen der Tapferkeit und des Muthes, die großen Perſönlichkeiten, welche immerfort vorantreten, — alles dies muß in dem Buche ſelbſt angeſchaut werden, wo der Tumult des Lebens auch in dem Vortrage ſich nicht verläugnen will. Wo wir die Thatſachen an eigner Erfahrung meſſen konnten, haben wir die Wahrhaftigkeit der Mittheilung immer anzuer-

kennen gehabt. Hin und wieder kommen kleine Unrichtigkeiten vor: wir wollen darauf keinen gar großen Werth legen; doch, war es der Mühe werth, sie zu erzählen, sei es auch der Mühe werth, sie zu berichtigen. So z. B. war der Gegner, den der Graf von Chazot 1808 im Zweikampf erschoß, nicht der französische Kommandant von Berlin, sondern ein geringer Civilbeamter, an Gesinnung wohl einem Villers zu vergleichen, welchen Arndt mit Recht preist; auch daß westphälische Wagen des Königs Hieronymus dem Kosakenführer von Barnekow zur Beute wurden, müssen wir dahin umstellen, daß es eine sächsische Kriegskasse war, was allerdings nicht so pikant klingt. Ferner ist dem Sohne der Frau von Stael bei Doberan von einem russischen Offizier im Zweikampf der Kopf nicht heruntergehauen, sondern er nur tödtlich in den Hals getroffen worden. Der Marquis von Favras (nicht Favars) mag sich als Windbeutel in vielen Fällen gezeigt haben, aber gegen den Feind hat er sich gut geschlagen. Ueber den Urheber der Landwehr in Preußen bestätigt der Verfasser unsre schon früher in dem deßfalls erhobenen Streite geäußerte Meinung, wir haben jedoch über das Ganze dieser Volksbewaffnung einen Aufschluß aus dem Munde des Feldmarschalls Grafen von Gneisenau nachzutragen, wozu sich die Gelegenheit nächstens ergeben wird. Solche Erörterungen von Thatsachen anzuregen, und durch Besprechung einzelner Umstände, deren Wahrheit oft auch im Allerkleinsten nicht gleichgültig bleibt, die gesammte Lebenserinnerung aufzufrischen, ist gerade das Verdienst solcher Bücher, welche die Schickungen und Thaten eines Geschlechtsalters den folgenden als persönliche Ueberlieferung vererben.

Des Verfaſſers Vortrag und Schreibart ſind bekannt; ſie machen auf kunſtvolle Anordnung und Ausbildung keinen Anſpruch, aber in ihrer zwangloſen Natürlichkeit und Friſche iſt ungewöhnliche Kraft, und nicht ſelten auch Innigkeit und Anmuth. Seine Sprache liebt derben, ſcharfen, oft barſchen Ausdruck, und für Laune wie für Zorn fehlt es ihr nie an eigenthümlicher Bildlichkeit. Im Gebrauch der Fremdwörter iſt er weniger ekel als ſonſt, und wir finden Bibliothek und Bücherei in demſelben Satze friedlich neben einander. Daß es, wie keinen geſchloſſenen Handelsſtaat, auch keinen geſchloſſenen Sprachſtaat geben könne, wird immer mehr eingeſehen.

In einer dem Text eingeſchobenen ehemaligen Flugſchrift über die Bauern erörtert Arndt ſeine Anſichten über Bauerſchaft und Adel, ſo wie er im Verfolg auch ſeine Meinung über Deutſchlands auswärtige Verhältniſſe, Gefahren und Hülfen umſtändlich mittheilt. Den Inhalt dieſer Abſchnitte können wir hier jedoch füglich dahingeſtellt laſſen.

Dagegen haben wir mit beſonderem Lobe den Schluß dieſer Denkwürdigkeiten hervorzuheben, welche, wie ſie idylliſch begannen, ſo auch idylliſch enden. Denn das Leben am Rhein, wenngleich nur in kurzen Umriſſen hingezeichnet, erſcheint als der gehörige Gegenſatz des Lebens auf Rügen, und fügt zu der Idylle der Kindheit die Idylle des Alters, eines zwar ſchon verzichtenden, aber ſtets noch kämpfenden Alters, dem äußere Unfälle das innere Glück nicht rauben konnten. Ein ernſtes Zurückgehen in ſich ſelbſt hat den Verfaſſer „vor jener Erbitterung und Verfinſterung bewahrt, wodurch die meiſten in ſolche Geſchichten verflochtene Männer traurig untergehen.“

Seine Freunde lobten „die leidliche Gleichmüthigkeit und Beſonnenheit, mit denen er die vielfachen Prüfungen beſtanden", aber doch verſichert er, „die langſame Zerreibung und Zerwürfung ſeiner beſten Kräfte bis in's Mark hinein nur zu tief gefühlt zu haben." Und weiter: „Man ſieht dem Thurm, — ſagt er, — ſo lange er ſteht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen ſeine Fugen und Bänder allmählich gelockert und gelöſt haben. Das Schlimmſte aber iſt geweſen, daß ich ſchöne Jahre, welche ich tapferer und beſſer hätte anwenden können und ſollen, in einer Art von nebelndem, ſpielendem Traum unter Kindern, Bäumen und Blumen verloren habe. Ich erkenne und bereue es jetzt wohl, aber es iſt zu ſpät; dieſe Zeit, und überhaupt meine Zeit, iſt vergangen und verloren." Gottlob, dieſer elegiſchen Stimmung des Verfaſſers widerſpricht zum Theil ſein Buch ſelber, und noch mehr das Ereigniß, auf das wir im Anfange ſchon hingedeutet. So lange man lebt, kann man noch erleben, und Freudiges und Herrliches, das man nicht geahndet. Möge er das ihm in ſolcher Art Gewordene noch lange froh genießen! —

Als eine Zugabe empfangen wir den aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung wieder abgedruckten Nekrolog des Freiherrn vom Stein, einen für uns beſonders deßhalb merkwürdigen Aufſatz, weil er die ſonſtige Schreibart des Verfaſſers faſt ganz verläugnet, und beinahe die gemeſſene Anordnung und Haltung erreicht, durch welche Goethe in ſolchen Leiſtungen glänzt. Die Grundlage einer Lebensgeſchichte des Helden iſt hier vollſtändig gegeben. Wer wird den im Einzelnen allerdings ſehr

ſchwierigen Ausbau bis in die höchſten Thurmſpitzen hinauszuführen unternehmen? —

Zum Schluſſe dieſer Anzeige ſei hier eine Bemerkung mir noch in perſönlichem Bezug erlaubt. Der Verfaſſer hat in dieſem Buche, wie ſchon in einem früheren, gegen mich bittern Groll blicken laſſen, der ſich beſonders damit unzufrieden zeigt, daß ich, ſeiner Meinung nach, dem Miniſter vom Stein nicht Ehre genug gegeben, und der denn auch überhaupt meine Auffaſſung und Darſtellung angreift. In Betreff Stein's halte ich ſeine Anſchuldigung gegen mich geradezu für ungerecht, wie Arndt ſelbſt die ihm hinſichtlich Friedrichs des Großen widerfahrene nicht zugiebt. Ich habe von Stein geſagt: „Er war der Mann der That, ein großer Karakter, ein dreiſter, hartnäckiger Kämpfer, begabt mit Kräften des Gemüths, des rechtſchaffenen, unbiegſamen, rückſichtloſen Willens, des leidenſchaftlichen Eifers, gemacht, um andre Gemüther zu durchdringen und fortzureißen, um fremde Talente zu beſeelen und zu leiten. Mit Einem Wort, er war ein Held; ein Held im größten Sinne; eine Art Blücher im Civilſtande. Dies iſt ſeine Größe, und in dieſer muß ihn aufſuchen und betrachten, wer ihn kennen und ſchätzen will.“ Ich denke, Arndt ſagt kaum mehr, und was ich bei Gelegenheit der Stein'ſchen Briefe an Gagern jenem abſpreche, ſpekulativen Geiſt, das ſpricht auch er ja ſeinem Helden keineswegs zu, ja ſich ſelber nicht, und da zu keiner Zeit meines Lebens ich mir dieſe Gabe beigemeſſen, aber darum nicht weniger zu wiſſen glaube, was ſie werth iſt, ſo erſcheint auch meinerſeits das Urtheil als kein übermüthiges, ſchadenfrohes, ſondern als ein argloſes, das, wenn irrig, zu berichtigen

iſt, aber nicht zu verunglimpfen. Daß Arndt meine Darſtellungsweiſe überhaupt verwirft, das ſteht ihm frei, und daraus nehm' ich mir keinen Schaden. Wahrhafter Schaden entſtände mir dabei nur, wenn ich mich durch ungerechten Tadel verleiten ließe, nun ſelber ungerecht zu werden, und über Arndt oder Stein nicht mehr aus ruhiger Würdigung, ſondern aus gereizter Empfindlichkeit zu urtheilen, die große Verdienſte und trefflichen Eigenſchaften dieſer Männer weniger frei und freudig anzuerkennen, — ein Schaden, vor dem ich mich bis jetzt glücklicherweiſe bewahrt fühle, und ferner bewahrt zu bleiben hoffe. —

Gerhard Anton von Halem's Selbſtbiographie, zum Druck bearbeitet von ſeinem Bruder Ludwig Wilhelm Chriſtian v. Halem, und herausgegeben von C. F. Strackerjan. Mit G. A. v. Halem's Bilde in Kupferſtich. Oldenburg, 1840. 203 und 215 S. in 8.

Das achzehnte Jahrhundert legt uns von allen Seiten ſeine Bekenntniſſe dar, läßt uns in ſeine Heimlichkeiten blicken; groß oder klein, hoch oder niedrig, bieten ſie nur ehrlich das Eigne, ſo dürfen wir ſie willkommen heißen, irgend einen Strich werden ſie beleuchten, irgend eine Lücke, eine Ritze ausfüllen. Zu beklagen bleibt nur in den meiſten Fällen ihre Verſpätung, ſie erſcheinen meiſtens erſt, wenn ihr Lebensreiz erloſchen, ihre Zeugen und ſonſtigen Betheiligten hingeſtorben, und ihre Wir-

kung iſt dadurch nothwendig verkümmert. Der geiſtige Werth von Jung-Stilling's Lebensgeſchichte beſteht, und wird beſtehen, allein die Kraft der Bedeutung, die dem Buche bei ſeinem Eintritt in die noch lebendige Welt ſeines Inhalt anhaftete, und mit der es nun in die Folgezeiten übergeht, wäre ihm nicht mehr zu gewinnen, erſchiene es erſt jetzt, als ein nachträgliches Bild vergangner Geſtaltungen. Die Gegenwart freilich fordert nicht nur, ſondern verbietet auch wieder die Mittheilung des friſches Lebens, und gerade das Wichtigſte, was heute zu wiſſen am nöthigſten wäre, muß für morgen und übermorgen zurückgelegt werden. Zwiſchen dieſem Widerſtreite entgegengeſetzter Mächte muß jede Veröffentlichung auf eigne Gefahr ſich durchwinden, ihre Zeit erſehen, ihre Bahn ſuchen; eine allgemeine Regel, eine beſtimmte Friſt, wie und wann das Hervortreten richtig, läßt ſich nicht feſtſetzen. Wir haben den Druck der Stein'ſchen Briefe als einen zu frühzeitigen getadelt, und ſind doch ſelber ſolchem Vorwurf bei eignen Herausgaben nicht ganz entgangen.

Daß aber das vorliegende Buch dieſem Tadel nicht unterliegt, iſt wohl unzweifelhaft! Offenbar iſt daſſelbe ein Spätling, und erweckt, bei aller Neigung, die ſich ihm zuwendet, ein Bedauern, daß es nicht wenigſtens noch bei Lebzeiten des alten Voß oder Delsner's erſchienen, denn aus dem hier eröffneten Kreiſe haben dieſe beiden am weiteſten in unſre Zeit hinausgeragt. Doch iſt diesmal nicht Zufall ſchuld an der Verſpätung. Gerh. Ant. v. Halem, einer früheren Leſewelt durch vielfache poetiſche und hiſtoriſche Darbietungen wohlbekannt und nicht unbeliebt, ſchrieb ſeine Lebensgeſchichte nicht für

den Druck, sondern nur zum Andenken für seine Familie und seine Freunde. Auch ließ er die Arbeit bald liegen, und als er sie, nach langer Unterbrechung, wieder aufnehmen wollte, überraschte ihn bald der Tod. Sein Bruder unternahm die Fortführung, die er doch nicht über etwa vierzig Seiten brachte, und gab im Jahre 1822 den so ergänzten Abriß nebst einer Auswahl von Briefen schon in Druck. Allein bald reute ihn die Sache, und aus Besorgniß, die Mittheilung könnte ihm übel gedeutet werden, beschloß er, sie erst nach seinem Tode geschehen zu lassen. Der ängstliche Mann lebte noch siebzehn Jahre, und so wird uns erst jetzt, nachdem die dritte Hand, die des Herausgebers Strackerjan, dazu gekommen, die so lange zurückbehaltene Gabe ausgeliefert! Unbedenklich wäre sie unsres Erachtens schon früher gewesen; indeß mag hierüber das Urtheil verschieden sein. Nur die Art von Gewissenhaftigkeit, welche hier gewaltet, dünkt uns wunderlich, denn wenn der Inhalt Mißvergnügen erwecken konnte, was änderte darin der Tod des Herausgebers, außer daß ihm dies Mißvergnügen nicht mehr schadet? Wir sehen, daß auch baare Selbstsucht im Scheine zarter Rücksichten schimmern kann!

Haben wir kürzlich durch des wackern Arndt lebensvolle Erinnerungen einen Blick in rügisch-pommersche Landschaft und Volksart gethan, so finden wir uns hier in die volksthümliche Oertlichkeit Oldenburgs geführt, und beide äußerste Punkte von Norddeutschland lassen sich in manchem Betracht vergleichen. Wie dort Schweden, so wirkt hier Dänemark ein, und das benachbarte Holland. Doch wird der heimische Kreis bald verlassen;

Frankfurt an der Oder als Universität, Straßburg um die Zeit von Goethe's dortigem Aufenthalt, Wetzlar, Göttingen, Hamburg mit den Nachwirkungen von Leſſing, Kopenhagen mit denen von Klopſtock, leiten in allgemeinere Beziehungen der Geſellſchaft und Litteratur.

Merkwürdig ſind die Mißurtheile über Klopſtock, die uns hier in ergötzlichen Proben berichtet werden. Wenn dieſer edle Sänger, wenn der herrliche Leſſing, in ihrer Zeit den niedrigſten Schmähungen nicht entgehen konnten, wenn von unten auf eine ſtockige Pedanterei und ein modiſcher Dünkel ſie ſchimpfen und verläumden durfte, und wir ſie dennoch in ungetrübtem Glanze ſehen, ſo können wir uns an ihrem Beiſpiel getröſten, daß Ruhm und Ehre der Schriftſteller nicht von ſolchen Vertretern der rohen Menge ausgetheilt werden, wie ſtark ſie auch ſchreien und ſich ſonſt abmühen mögen!

Eine Verhandlung kirchengeſetzlicher Art, wo der Verf. ſich dem Schutze Friedrichs des Großen vertraut, und durch deſſen Freiſinn und Anſehen den Zweck erreicht, den ihm ſein eigner Landesfürſt nicht zu gewähren wagte, iſt gleichfalls ein Zeichen jener Zeit, das ſich der unſern zur Betrachtung empfiehlt. Die von dem Könige an Halem erlaſſene Kabinetsordre, wodurch ihm die Heirath mit ſeiner ſiebzehnjährigen Tante, einer Halbſchweſter ſeiner Mutter, geſtattet wird, iſt unſres Wiſſens hier zum erſtenmale gedruckt.

Die litterariſchen Bildungskeime von Oldenburg erwachſen bald zu anſehnlichen Pflanzungen, Halem und ſein Freund Gramberg knüpfen nach allen Seiten bedeutende Bekanntſchaften an, ſind unabläſſig ſchriftſtelleriſch bemüht, gründen Geſellſchaften, eine Zeitſchrift „Irene“,

und ſorgen, in dem Sinne der Holſteiner, Halberſtädter und Göttinger Freunde, für dasjenige Publikum, welches, mitteninne zwiſchen Gelehrſamkeit und Genie, mit einer mäßigen Miſchung von Verſtand und Phantaſie am beſten begnügt iſt. Sie finden auch vieler Orten damit den günſtigſten Eingang, nur zeigen ſich faſt gar kein Verbindungsfäden nach Weimar, wo die Heroen der Nation in ganz andrer Sphäre walten. Wie Goethe und Schiller gegen die Anbrüderung ſolches Schlages eingenommen ſind, darüber ſprechen ein paar Stellen ihres Briefwechſels deutlich genug. —

Von der franzöſiſchen Revolution erſt erweckend berührt, darauf von ihrer zerrüttenden Einwirkung getroffen, geben auch hier in dieſen Denkwürdigkeiten die Menſchen und das Land Gelegenheit, das ungeheure Weltereigniß in ſeinem überall gleichen Ausdruck abgeſpiegelt zu ſehen. Beſonders merkwürdig ſind in dieſem Betreff die Briefe des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der mit Entzücken von der franzöſiſchen Freiheit ſpricht, und noch im Januar 1790 ſich freut, daß der Monarchiſten Ausdrücke gemäßigter werden, und keiner es wagt, die edlen Belgen Rebellen zu nennen! Noch ſtärker drückt ſich Wieland aus, dann Voß, Auguſt von Hennings in Plön, Cramer u. ſ. w. Doch war von allen dieſen Stolberg der Erſte, deſſen Begeiſterung nachließ und bald ſogar in bittern Haß überging.

Die Briefſammlung iſt reich, könnte aber, der Angabe in der Vorrede zufolge, noch viel reicher ſein. Unter den zweihundert mitgetheilten ſind die von Stolberg, Boie, Voß, Hennings, Ungern-Sternberg und Nicolai am zahlreichſten. Von Bürger, Lavater, Oelsner, Knigge,

Schröder, wünschten wir mehrere. Von Justus von Gruner, Karl von Woltmann, Tischbein, de Serre, d'Aubignosc, Villers, Frau von Voigt geb. Möser, Gurlitt, Ahlwardt und manchen Andern, möchten wir wenigstens Proben sehen. In den späteren Briefen ist Stolberg's Glaubenswechsel und die daraus in fast allen seinen Freundesverhältnissen hervorgehende Störung ein Hauptgegenstand. Es fallen hier starke Schlaglichter auf diese Vorgänge. Der letzte Brief ist von Stolberg, vom 1. Mai 1800 aus Oldenburg, und kündigt dem Freunde die Freundschaft auf, aus welchem Grunde, sagt der also lautende Schluß: „Wenige haben mein moralisches Gefühl so empört, sind mir so zum Abscheu gewesen, wie der verstorbene Knigge. Warum? das bedarf ich Ihnen nicht zu sagen. Sie haben ihn öffentlich gelobt, den Mann, dessen ganzes Dichten und Trachten nur Eine Tendenz hatte, eine Tendenz, welche Ihnen am wenigsten unbekannt war, und welche! Alles was mir heilig ist, war dem Manne zuwider. Was er zu befördern suchte, war mir Gräuel, und wird es immer sein. — Wie könnte ich mit seinem Schatten einen Freund in Gemeinschaft haben?" Wir lassen die Anklagen des in seinem Grimme noch edlen Stolberg dahingestellt, benutzen aber diese Erwähnung Knigge's, um zu erinnern, wie merkwürdig und einflußreich dieser Mann einst als weltmännischer Schriftsteller und als Haupt der Illuminaten war, und wie sehr es zu wünschen wäre, daß eine durch Geschicklichkeit dazu befähigte und durch Umstände begünstigte Hand uns die Biographie desselben gäbe. Noch eben jetzt wäre es Zeit, dieses Bild eines deutschen Edelmanns, der im achtzehnte Jahr-

hundert die Kraft, Unruhe und Freiheit, woraus in früheren ein Raubritter geworden wäre, als ein Ritter der Aufklärung verbrauchte, und der das ihm verhaßte Pfaffenthum in weltliche Ränke umsetzte, mit voller Wahrheit aufzufassen. Zehn Jahre später, und es wird unmöglich sein! —

---

1) *Augusti Boeckhii* Oratio in sollemnibus parentalibus quibus *Friderico Guilelmo III.* Borussorum Regi Universitas Litteraria Friderica Guilelma Berolinensis pie parentavit d. XXVII. M. Junii. a. M. DCCCXL habita. Berolini, Typis Naucki. 4.

Rede zur Trauerfeier Seiner Hochseligen Majestät des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten auf der Berliner Friedrich Wilhelms-Universität am 27. Juni 1840 gehalten von August Boeckh. Berlin, 1840. Verlag von Wilhelm Besser. 4.

2) Rede zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preußischem Akademie der Wissenschaften am 22. Oktober 1840 gehalten von August Boeckh. Berlin, 1840. Verlag von Wilhelm Besser. 4.

Das hochwichtige, in allen seinen Erscheinungen, der Trauer wie der Freude, sich groß und erhaben darstellende Ereigniß des Thronwechsels in Preußen wird durch vorliegende Reden, namens der beiden angesehensten wissenschaftlichen Anstalten der Hauptstadt, mit würdigem

Ernſt gefeiert. Der berühmte Gelehrte, welcher bei dieſem Anlaß beide ehrwürdige Körperſchaften, die Univerſität und die Akademie, durch ſein lebendiges Wort zu vertreten berufen war, erſcheint hier in voller Kraft der Beredſamkeit. Wir ſagen mit Bedacht, in voller Kraft, denn nur zu oft, und gerade bei feierlichen Anläſſen, und beſonders von Seiten ſolcher Körper, dringt zu uns nur ein geſpaltener Strahl der Redekunſt, und zwar gewöhnlich jener vergleichungsweiſe ſchwächere Theil, der auf die Meiſterſchaft der Worte, auf die Bildung und Angemeſſenheit des Ausdrucks hinſtrebt, während der edlere, ſtärkere Theil, Geſinnung und Muth, zurückbleibt, oder auch wohl gänzlich fehlt. Hier aber iſt beides vereint; Auguſt Boeckh iſt ein Redner durch die Meiſterſchaft des Worts, durch Bildung und Angemeſſenheit des Worts, und ein Redner iſt er durch die Kraft der muthigen Geſinnung, ſo daß die Bezeichnung, welche der Beredſamkeit ein geiſtvoller Darſteller ihres Weſens ertheilt hat, ſie ſei eine Tugend, bei ihm zur Wahrheit wird.

Vielleicht dünkt ein- oder dem andern Leſer, der die beiden Reden angehört hat oder ſie ſonſt ſchon kennt, unſer Ausdruck befremdlich, und er erinnert ſich nicht, daß dreiſte Bemerkungen, kühne Forderungen, demagogiſcher Ungeſtüm und Trotz darin vorkommen: aber dergleichen iſt unſrerſeits auch gar nicht gemeint mit jenem Ausdruck. Vor ſolchen Ueberſchreitungen war der edle Redner durch den Geiſt, der ihn beſeelt, hinreichend geſichert; der in den Studien des klaſſiſchen Alterthums, unter den Vorbildern der Schönheit, des Maßes, der Ordnung und Anmuth gereifte Geiſt würde ſolche Zu-

flüſterungen, auch wenn ſie ſich regen wollten, unwillig abweiſen, als Störungen der Schicklichkeit, als Eingriffe in die Rechte des Ortes und in die Bedingungen des Amtes. Die muthige Geſinnung des Redners ſuchen wir nicht außerhalb dieſer Gränzen, wir finden ſie innerhalb; ſie beſteht uns darin, daß der Redner alles was er ſagt aus vollem Herzen ſagt, daß er in ſeinen glücklichſten Worten nur ſeine wahrſte Meinung ausſpricht, und daß er in dieſem reinen Bewußtſein auch derjenigen Freiheit ſich überläßt, die nicht ängſtlich abwägt, was an dem friſchen Wort etwa der Zagheit mißfallen, dem Unverſtande zur Mißdeutung dienen könnte.

Die auf das Ableben des hochſeligen Königs gehaltene Rede iſt lateiniſch abgefaßt, einem Herkommen gemäß, welches die Univerſitäten größtentheils noch feſthalten. Die Trefflichkeit der Diktion, die Schönheit der Perioden, die Fülle und Gewandtheit der Rede, bei den oft ſchwierigſten, der klaſſiſchen Latinität ungehorſamſten Gegenſtänden, — dieſe Vorzüge der ganzen Sprachbehandlung mögen Andere preiſen, denen hiezu ein näheres Anrecht verliehen ward. Wir unſrerſeits wollen vor allem ſagen, daß in der Rede ein ungeheuchelter, großer Schmerz vorherrſcht, eine wahrhafte, tiefe Innigkeit, wie nur überzeugtes Gefühl, wie nur ächte Liebe und Anhänglichkeit ſie hervorbringen können. In Aufzählung der Verdienſte und Tugenden des heimgegangenen Königs haben die Ausdrücke des Redners, auch wenn ſie die ſtärkſten ſind, welche die Sprache ihm darbietet, doch nichts an ſich, was das Maß überſchritte, weil man unmittelbar fühlt, daß ſie in dem Redenden nicht hohle, gemachte, ſondern von ſeinem Innern beſeelte ſind. Das

Bild der Ereigniſſe ſodann, welche des Königs Leben erfüllen, der Schickſale, die ihn treffen, der Thaten und Wirkungen, welche von ihm ausgehen, der Segnungen, — dies Bild, wiewohl nur als rhetoriſche Andeutung hingezeichnet, iſt ein meiſterhaftes hiſtoriſches Gemählde geworden, unter ſo vielen, nach großen und kleinen Maßſtäben, bisher verſuchten, das klarſte, treuſte.

Der zur Feier des Geburtstages Seiner Majeſtät des jetztregierenden Königs deutſch in der Akademie der Wiſſenſchaften gehaltene Vortrag iſt, wie in der Sprache, ſo auch in Ton und Inhalt von jenem ebenerwähnten ganz verſchieden. Dort hatte der Redner einen ſcharfumgränzten Stoff der Vergangenheit, eine feſte Maſſe von Thatſachen, reicher als ſeine Aufgabe ihn zu faſſen, zu verarbeiten vermochte, und dieſe große Mannigfaltigkeit bot ſich ihm nur unter den einförmigen düſtern Schleier des Leids und der Trauer dar. Hier, im Beginn einer neuen Zeitrechnung, beim Aufgange neuer, zwar vorausgewußter, aber durch ihr wirkliches Erſcheinen dennoch überraſchender, ſtrahlender Geſtirne, hier ſtand ihm die weite Zukunft offen; aber die in geiſtiger Höhe noch ſchwebenden Gebilde, die Thaten der Zukunft, gehören noch ihrer eignen Entwicklung an; und die öffentliche Rede greift dieſer nicht durch ſelbſtgemachte Beſtimmungen vor, welche, wie gut immer gemeint und ausgedacht, doch ſtets den größten Irrthümern unterworfen bleiben. Hier findet der Redner die würdigſte Auskunft; ihn führen die feſtlich frohen Bezüge der Gegenwart auf ein geiſtiges Allgemeines, auf eine der tiefſten und wichtigſten Fragen, deren Erörterung ſich dem feierlichen Tage ſchicklich anfügt. Die

Fragen ſind keine geringeren, als die nach den Prinzipien der Staatsformen, und nach dem Prinzip der Monarchie inſonderheit. Montesquieu, „der eben ſo tugendhafte als geiſtvolle und gelehrte Verfaſſer des Geiſtes der Geſetze, deſſen Name noch heutzutage, wie vor hundert Jahren, von zwei engverbrüderten Arten von Menſchen, den Frömmlern und den Knechtiſchen, ſehr ungern gehört wird, deſſen Grundſätze aber meiſt ſo ungefährlich als wohlbegründet durch das Studium der Rechte und der Geſchichte, ſowohl des Alterthums als der mittlern und neuern Zeit, und, ungeachtet der Entfernung von aller Schulphiloſophie, großentheils ächt philoſophiſch ſind", Montesquien hat bekanntlich als Prinzip des Freiſtaats die Tugend, als Prinzip der Monarchie die Ehre geſetzt. Der Redner läutert dieſe Sätze, und berichtigt hiedurch die Mißdeutungen, die ihnen immerfort gegeben werden. Er bezeichnet in ſeiner Weiſe, „die, ungeachtet der Entfernung von aller Schulphiloſophie, ächt philoſophiſch iſt", den Begriff der Tugend als politiſche Tugend, das heißt als Vaterlandsliebe, und dieſe — den durch Mißbrauch entſtandenen üblen Klang dieſer Wort nicht ſcheuend — als Liebe der Gleichheit, der Freiheit, welche Güter, ſofern überhaupt das Schickſal ſie gewährt, nur das Vaterland darbietet; wobei jedoch in gegenwärtiger Auffaſſung die Verhältniſſe des Alters, Talents, der Einſicht, Bildung, des Vermögens und Beſitzes, und auch — dem Ariſtoteles beiſtimmend — des Geſchlechtsadels, durchaus als maßgeblich erhalten werden. Die ſo bezeichnete Vaterlandsliebe nun ſpricht der Redner nicht nur unbedingt auch der Monarchie zu, ſondern er weiſet nach, daß die Monarchie vor dem

Freiſtaate darin ſogar den Vorzug hat, daß ſie in der Perſon des Fürſten einen Mittelpunkt gewährt, in welchem die Vaterlandsliebe ſich nur deſto glänzender ſammelt und feuriger entzündet. Der Redner, welchem für ſeinen Ausſpruch der Augenblick ſelber das leuchtendſte Beiſpiel liefert, ergreift mit Einſicht und Liebe alle reichen Vortheile dieſes Augenblicks, und führt in treffenden, warmen, verhältnißmäßig doch nur ſchlichten Zügen die glückliche Schilderung des Bundes aus, der bei uns unauflöslich Fürſt und Volk vereinigt, eine Schilderung, welche dem Gefühle des Hörers alſogleich thatſächlicher Beweis wird. Es iſt wahr, ſo gut hat es in ſolchem Falle kaum jemals ein Redner gehabt; aber ſo ſchön und edel iſt auch ein ähnlicher Fall kaum behandelt worden! Dem neuen Tage huldigen Geiſteshelle, Freimüthigkeit; Gaben, welche ihm ſein eignes Weſen, ſein eignes Wirken ſchon dankbar entgegenbringen!

Der Redner geht alsdann zur Betrachtung des Standpunktes über, von dem zunächſt er ſeine Aufgabe empfangen hat. Der Ort, wo er auftritt, iſt die Akademie der Wiſſenſchaften, und die Bedeutung, die Beſchaffenheit und die Leiſtungen dieſer Köperſchaft werden dargelegt. Auch dieſen, mehr litterariſchen Theil ſeines Vortrags behandelt er mit demſelben kräftigen Sinn und friſchen Muth, welche den früheren, mehr politiſchen beſeelt haben. Er entwirft ein würdiges, die geſchichtlichen Verhältniſſe klar aufſtellendes Bild, welches in allem Betracht die Verdienſte und Ehren der Körperſchaft wahrt, auch dadurch gerade, daß es Ueberſchätzung abweiſt und Mängel nicht verhehlt. Nur kleinliche Eitelkeit, die ſich in der Unwahrheit gefällt, kann bei ſolcher Aufrichtigkeit

verlieren, ein edles Selbſtbewußtſein gewinnt durch ſie. Unter den vielen glücklichen, und bei aller Kraft der Wahrheit doch im Ausdrucke ſtets ſchonenden Andeutungen heben wir die ſchöne Stelle hervor, in welcher die Vernachläſſigung der Philoſophie bedauert wird, namentlich die Zurückweiſung, welche ſowohl Fichte als auch Hegel — doch werden beide nicht genannt — abſeiten der Berliner Akademie erfahren haben. „Der Vorwurf", ſagt der Redner, „dürfte nur mit dem Geſtändniß zu entfernen ſein, daß, ohne beabſichtigte Vernachläſſigung der ſpekulativen Philoſophie perſönliche Anſichten und Verhältniſſe, deren Schuld ſich zwiſchen einflußreiche Mitglieder der Akademie und die Schroffheit jener ausgezeichneten Männer theilte, lange Zeit eine Kluft bildeten, welche dennoch würde ausgefüllt worden ſein, hätte nicht der Tod jene unſterblichen Zierden der deutſchen Philoſophie uns zu früh entriſſen." Dieſe verſöhnlichen Worte können von den nachlebenden Freunden jener Unſterblichen um ſo bereitwilliger angenommen werden, als auf deren Häuptern längſt die vollen Ruhmeskränze ſtrahlen, in denen kein für ſie wünſchenswerthes Blatt zu fehlen ſcheint! —

Der Redner wendet zum Schluſſe den Blick nochmals auf den Anlaß der Feier hin, „auf dieſe herrliche Zeit der allgemeinen Begeiſterung, womit der erhabene, ſelber von den edelſten Gefühlen begeiſterte Sinn des huldreichſten der Könige ſein Volk beflügelt hat — ein Beiſpiel für Fürſten und Völker, wie es die Jahrbücher, nicht bloß dieſes Landes, ſondern der Weltgeſchichte, noch kaum aufweiſen mögen. Wir alle haben innigſt in jene erhebenden Empfindungen eingeſtimmt und werden

ſtets einſtimmen; ihnen heute einen neuen würdigen Ausdruck zu geben kann nicht einmal verſucht werden, weil keine Worte eines Einzelnen fähig ſind, jenen mächtigen Ausbruch der lebendigen Liebe eines ganzen Volkes auch nur nahe zu erreichen.“ Und nachdem er noch der Stürme und Erſchütterungen gedacht, welche von außen drohend aufſteigen möchten, ruft er in freudiger Zuverſicht, in welche wir freudigſt einſtimmen: „Doch welche Zeiten auch folgen mögen: denn dieſes liegt in Gottes Hand: die neu und innigſt bewährte Eintracht und Liebe zwiſchen Fürſt und Volk und ihr wechſelſeitiges Vertrauen iſt Preußens Palladium, getragen von ſeinem König, deſſen feſter Hand kein Sturm es entreißen wird.“

Erinnerungen des General-Feldmarſchalls Grafen von Kalckreuth, aus dem franzöſiſchen Manuſkripte ſeiner Dictées. Kalckreuth zu ſeinem Leben und zu ſeiner Zeit. (In: Minerva. Ein Journal hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts. Von Dr. Friedrich Bran. Jena, in der Bran'ſchen Buchhandlung. Jahrgang 1839 und 1840. 8.)

Wir haben hier einen Fall, wo die Autorſchaft, nicht in ihrer einfachſten Formel, ſondern in einer zuſammengebrachten Geſtalt erſcheint; als jene würde gelten dürfen, wenn ein Verfaſſer ſeinen Text ſelbſt niederſchriebe und in der von ihm beliebten Anordnung abgeſchloſſen herausgäbe, wobei in unſrer Zeit allenfalls noch der Anſpruch hinzukommt, daß er auch die letzte Durch-

ſicht der Druckbogen übernähme. Daß ein groſser Theil der ſchriftlichen Ueberlieferungen, die wir beſitzen, keine ſo ſchlichte und klare Entſtehung hat, iſt den Gelehrten wohlbekannt, welche manchem werthvollſten Buche des Alterthums ein nur zweifelhaftes oder bedingtes Verhältniß zu ſeinem angeblichen Verfaſſer zugeſtehen, bei manchen eine gemiſchte Verfaſſerſchaft entſchieden nachweiſen; auch in neuerer Zeit aber iſt die Urſprünglichkeit und Unmittelbarkeit einer Schrift oft durch Umſtände und Einflüſſe getrübt, welche beim Gebrauche die Vorſicht der Kritik ſtets wach erhalten müſſen. Wir haben z. B. die ſchätzbarſten Denkſchriften über den ſiebenjährigen Krieg, welche zwar ohne Namen im Druck erſchienen, aber allgemein, und mit Recht, unter dem Namen von Retzow bekannt ſind; die urſprünglichen Aufzeichnungen des Generals von Retzow, eines Augenzeugen der Ereigniſſe, von denen er ſpricht, hat deſſen Sohn, der Hauptmann von Retzow, in eine fortlaufende kritiſche Erzählung zuſammengefaßt, und im Jahre 1802 dem Druck übergeben; erſt in den neueſten Tagen aber haben wir erfahren, daß nach dieſer zweiten noch eine dritte Hand hinzugekommen, welche dem Werke die letzte Geſtalt verliehen, indem ſie daſſelbe aus einem unſtatthaften, ſchwülſtigen und lockern Stil in einen höchſt angemeſſenen klaren und feſten völlig umgeſchrieben. Dieſe verdienſtliche und gelungene Arbeit verdanken wir dem eben ſo fähigen als anſpruchloſen Eifer eines Mannes, der auch durch ſelbſtſtändige hiſtoriſche Arbeiten ſich ausgezeichnet hat, des Hofraths Jochmus, deſſen Verſicherung, nur die Schreibart, aber keine Thatſache, verändert zu haben, dem Werke die Zuverläſſigkeit beſtätigt, welche

ihm durch andre Einmiſchung geſchmälert worden wäre. Dennoch iſt das Buch nun, wie nicht aus erſter, auch nicht aus zweiter, ſondern aus dritter Hand, und der kritiſche Geſchichtſchreiber wird dies nicht dürfen unbeachtet laſſen.

Die vorliegenden Denkwürdigkeiten erſcheinen hinſichtlich ihrer Autorſchaft mit vollkommner Aufrichtigkeit; es ſind Ueberlieferungen, welche der Feldmarſchall Graf von Kalckreuth in ſeinen letzten Jahren ſeinem Sohne in die Feder diktirt hat. Diktate des höheren Alters, wie ſich ſchon daraus zu erkennen giebt, daß auf Ereigniſſe der neuſten Zeit darin Rückſicht genommen wird. Allein wir bekommen dieſe Diktate fürerſt noch nicht vollſtändig, ſondern nur Bruchſtücke, die doch zuſammen ſchon einen mäßigen Band füllen würden; und dann bekommen wir ſie nicht in ihrem urſprünglichen Ausdruck, denn der Vater diktirte franzöſiſch, und der Sohn giebt uns eine von ihm gearbeitete Ueberſetzung. Wir haben alſo auch hier gleichſam die dritte Hand, und dieſe giebt ſich noch beſonders in Einleitungen, Zwiſchenreden und Anmerkungen kund, womit dieſe Bruchſtücke überreich ausgeſtattet ſind, und wodurch ihr Werth uns recht eindringlich gemacht werden ſoll.

Der Feldmarſchall Kalckreuth ſtarb in Berlin am 10. Juni 1818 im zweiundachtzigſten Jahre ſeines Lebens. Er war demnach einer der ſpäteſten Augenzeugen des ſiebenjährigen Krieges, in welchem er ſelbſt ſich ſchon bedeutend ausgezeichnet hatte. Er hat den Ruf eines tapfern, einſichtsvollen Generals und eines Mannes von ſtarkem Karakter und ſcharfem Geiſt ſein langes Leben hindurch, und bis in die letzten, von den Jahren ſeiner

Jugend ſo ganz verſchiedenen Zeiten, mit ungeſchwächtem Ruhm behauptet. Merkwürdiges Zeugniß ſeiner Sinnesart und Ausdrucksweiſe in früherer Zeit geben uns einige Briefe, die er an eine Dame geſchrieben, und deren Mittheilung wir Hrn. Hofrath Dorow's Sammlung von Denkſchriften und Briefen verdanken. Zu dem Bilde des innern Menſchen, welches dieſe Briefe uns aufſchließen, kommen nun die militairiſchen Denkſchriften ergänzend hinzu, und wir können uns eine lebendige Vorſtellung von der Eigenthümlichkeit eines Mannes machen, der auch unter ſeines Gleichen zu den ſeltneren gehört.

Der Karakter dieſer Denkſchriften iſt jedoch nicht in dem Sinne militairiſch zu nennen, daß ſie eine fortlaufende Erzählung der Begebenheiten oder eine kritiſche Auseinanderſetzung einzelner Feldzüge und Schlachten lieferten; dergleichen lag nicht in dem Plane ihres Urhebers, in ſo fern überhaupt ein Plan bei dieſen Diktaten zum Grunde lag; denn ſie ſind ganz konverſationsmäßig, perſönlich und anekdotiſch gehalten, und folgen zwar dem Laufe der Ereigniſſe, aber mit Willkür und Belieben, die Thatſachen im Ganzen als bekannt vorausſetzend, dies Bekannte nach eigner Kenntniß, bisweilen auch nach vorgefaßtem Urtheil, oder gar nach Leidenſchaft, berichtigend und bedingend, und bald bei dem Kleinſten verweilend und über das Größte hinwegeilend, bald auch zum Allgemeinſten abſchweifend, und Ideen und Lehren vortragend. Sind dieſe Denkſchriften alſo auch im ſtrengern Sinne weder ſtrategiſch noch hiſtoriſch, ſo geben ſie doch in beiderlei Richtung viel Schätzbares, was ſowohl dem Strategiker als dem Hiſtoriker willkommen ſein muß. Ihr Hauptverdienſt aber iſt der mannigfache Lebensſtoff,

den ſie verarbeiten. Da es dem Verfaſſer hauptſächlich um Herausſtellung der eignen Perſon zu thun war, ſo erzählt er auf's genauſte alle ſeine Beziehungen, der Zuneigung wie der Abneigung, und die großen Vorräthe von Lob und Tadel, die ſich ihm während ſeines langen Lebens angehäuft haben, ſtreut er, wie auf die hohen und höchſten Geſtalten, ſo auch auf eine Menge untergeordnete Perſonen aus, die dadurch, daß das ganze Gewicht des erlebten Augenblickes in dem Eifer des Erzählers ſich bewahrt hat, auch uns noch Antheil einflößen; ſolchergeſtalt füllt ſich uns der Vorgrund der großen Ereigniſſe mehr und mehr mit mahleriſcher Geſtaltung. Hier indeß müſſen wir auf die verſchiedenen Grade der Glaubwürdigkeit aufmerkſam machen, welche den verſchiedenen Beſtandtheilen zuzugeſtehen iſt. Wir halten dieſe Glaubwürdigkeit überall für eine unbedingte, wo der Autor Selbſterlebtes erzählt, wo er Thatſachen berichtet, die entweder ihn ſelbſt betreffen, oder von denen er Augenzeuge geweſen; er hat den entſchiednen Willen, die Wahrheit aufrichtig zu geben, und ſein Geiſt iſt über kleinliche Entſtellung erhaben; anders verhält es ſich ſchon, wo er bloß wiedergiebt, was Andre geſehen und berichtet haben: da dürfte manche ſeiner Annahmen noch erſt reiferer Prüfung unterliegen; das wenigſte Vertrauen aber können wir ſeinen Urtheilen geben, beſonders wo ſie von ſchon anderweitig beglaubigten abweichen. Kalckreuth gehört zu derjenigen preußiſchen Stimmung, die einen tiefen Groll gegen Friedrich den Großen hegte, und beſonders das Beſtreben hatte, den Prinzen Heinrich auf Koſten des Königs hervorzuheben. Da Kalckreuth dem Prinzen durch Dienſtſtellung angehörte, und man

das Hauptverdienſt des Prinzen, die Schlacht von Freiberg, öfters nicht undeutlich auf Kalckreuth hinüberzuziehen verſucht hat, ſo iſt die Partheilichkeit in dieſem Betreff wohl erklärbar. Hiezu kommt, daß dem Könige ſeine näheren Freunde großentheils vorangegangen waren, mit dem Tode des Königs aber die Partheilichkeit für ihn allen äußern Anhalt verlor, dagegen die für den Prinzen mit ihm noch lange lebendig fortdauerte, und wir können ſagen eigentlich erſt mit Kalckreuth erloſchen iſt. Mehr als der König ſelbſt aber iſt deſſen Günſtling und Vertrauter Winterfeldt ein Gegenſtand dieſes Zwieſpalts, und auf ihn warf ſich die Bitterkeit und der Haß, die höher hinauf zu ſteigen nicht wagen wollten. Prinz Heinrich, wie alle Prinzen des Hauſes, war dieſem außerordentlichen Manne feindgeſinnt, und auch ſein früher Heldentod, der ihn inmitten der herrlichſten Laufbahn hinwegriß, konnte die ihm zürnende Geſinnung nicht verſöhnen. Auch Kalckreuth haßt ihn ernſtlich, und ſucht ihn auf alle Weiſe herabzuſetzen, ja das Ehrenunglück, daß er vor dem Feinde blieb, ihm noch zum Nachtheil zu mißdeuten. Allein den Werth Winterfeldt's feſtzuſtellen, kommt Kalckreuth zu ſpät; für den haben die Zeugniſſe des Königs und andrer Urtheilsfähigen, ſogar der ihm ſonſt Abgeneigten, wie z. B. Retzow's, längſt anders entſchieden, und fehlten dieſe, ſo hätten wir ſein eignes, ſeinen ſchriftlichen Verkehr mit dem Könige, wobei ſolche Angaben, wie z. B. er ſei nicht mehr als ein Korporal geweſen und habe aller Bildung entbehrt, in ihr Nichts zerfallen. Was vollends mit der hergebrachten, bis zum Ekel wiederholten Redensart, durch die man den Namen Winterfeld's am meiſten zu

beflecken meint, gesagt sein soll, mit der Redensart nämlich, der siebenjährige Krieg sei nur durch die „Intriguen Winterfeldt's" hervorgerufen worden, haben wir nie begreifen können, und finden es eines so scharfen Geistes, wie Kalckreuth unläugbar war, unwürdig, daß er auch nichts weiter als sie zu wiederholen weiß! Finden wir unsern Autor demnach in seinen Urtheilen über Personen oft unsicher und schwach, und können wir besonders bei seinem Tadel nicht auf weitere Umfrage und Prüfung verzichten, so gereicht es uns zu desto größerer Befriedigung, ihn ein paarmal doch, wie bezwungen durch eine höhere Macht, in das größte Lob des Königs ausbrechen zu sehen!

Am meisten anziehend und lebendig dünkt uns unter den hier mitgetheilten Bruchstücken dasjenige, welches die Jugend und ersten Dienstjahre Kalckreuth's schildert. Die Abschnitte über die Schlachten von Lowositz, Prag, Kollin, Roßbach, Leuthen und Zorndorf, enthalten die schätzbarsten Einzelheiten, die eigenthümlichsten Züge, die wir sonst nirgends aufgezeichnet finden, und welche kein künftiger Geschichtschreiber wird dürfen unbeachtet lassen. Der Autor that bei manchen dieser Diktate sich kein Genüge, und versuchte sie nach einiger Zeit zum zweitenmale, so daß wir von einigen Vorgängen zweierlei Berichte aus derselben Feder haben. Die Vergleichung dieser Doppelversionen ist äußerst merkwürdig und lehrreich, und trotz mancherlei in solchen Fällen unvermeidlichen Abweichungen und kleinen Widersprüchen, sehen wir doch die Hauptbegebenheit in beiden so ziemlich dieselbe Bahn und Färbung halten, und so die Verschiedenheit selbst ein Zeugniß für die tiefe Einheit der An-

ſicht und Kunde, ſo wie für die innere Wahrhaftigkeit werden.

Bei dem reichen Inhalt dieſer Denkſchriften und der Lebendigkeit ihrer Mittheilung können wir nur eifrigſt wünſchen, dem Publikum das Ganze unverkürzt mitgetheilt zu ſehen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dies in der franzöſiſchen Urſchrift geſchehen müßte, da Kalckreuth zwar kein klaſſiſches, aber doch das gangbare Franzöſiſch ſeiner Zeit und ſeines Standes mit völliger Herrſchaft bequem und gewandt ſchrieb wie ſprach, und daher ſein franzöſiſches Wort ganz der Ausdruck ſeines eigenſten Geiſtes ſein kann, hingegen jede Ueberſetzung den Autor uns ſchon um eine Stufe ferner ſtellt, beſonders aber dieſe Ueberſetzung, welche von Ungenauigkeiten und Unbeholfenheiten wimmelt. Wenn z. B. die Ueberſetzung von einem Offizier ſagt, er ſei ein Mann „von edler Bildung" geweſen, und dabei treuherzig in Klammern das Franzöſiſche grand humaniste angiebt, ſo ſieht man wohl, daß der Ueberſetzer nicht gewußt hat, was dieſes Wort bedeutet. Ein andermal überſetzt er pousser sa pointe, was in Deutſchen der Ausdruck „ſeine Sache durchſetzen wollen" recht gut wiedergiebt, durch: „ſeine Spitze pouſſiren"! was weder deutſch noch franzöſiſch iſt. —

In Betreff der Einleitungen, Zwiſchenreden und Anmerkungen, die der Ueberſetzer hinzugethan hat, können wir nur ſagen, daß wir ſie entbehrlich finden, wenn ſie nicht ſogar ſchädlich ſind. Die Liebe eines Sohnes für ſeinen Vater wird immer Zuſtimmung und Theilnahme erwecken, aber eine ſolch abſolute Bewunderung und abgöttiſche Lobpreiſung, wonach in Preußen ein halbes Jahrhundert hindurch neben dem Kalckreuth'ſchen faſt

kein Verdienſt und keine wahre Größe übrig bleiben ſoll, wird nur unangenehm wirken, und könnte leicht zur Verneinung auch deſſen aufreizen, was nach gerechter Würdigung allerdings zu bejahen iſt.

Ein neuer Roman des jungen Deutſchlands. Berlin, im Januar 1841.

(Wahre Geſchichte.)

— Die Kranke ſollte unterhalten werden, aber ſich nicht anſtrengen; Geſpräche verlockten ſie zum Mitſprechen, das ihr ſchädlich war, der Arzt rieth leichte Lectüre an, die zwiſchen Spannung und Zerſtreuen die Mitte hielte. Aufgefordert, der Vorleſer zu ſein, war ich gern bereit, nur verlegen in Betreff der Wahl des Buches. Die Kranke verſicherte, ſie ſei nicht ſo ſchwach, wie der Arzt ſie glaube, ſie könne recht gut ſtärkere Geiſtesnahrung vertragen, ich ſolle nicht allzu wähleriſch ſein. Doch ihr Oheim war inzwiſchen eingetreten und ſäumte nicht, zu erklären, er werde nicht zugeben, daß ſeine arme Nichte mit den Gräueln der neueren Litteratur gemartert werde, in welcher ſich Wildheit und Unſittlichkeit geſchmacklos vereinigten, um ſogenannte neue Tendenzen auszudrücken; er wollte ſich höchſtens einen der Romane gefallen laſſen, in denen die Abentheuerlichkeit der Geſchichte durch fromme Geſinnungen aufgewogen würde, er ſchlug vor ..., allein die Kranke winkte gähnend nein,

und ſagte, dieſe gerade müſſe ſie verbitten. Nun nahm auch die alte Kouſine das Wort, und ſchmälte auf die franzöſiſche romantiſche Schule, die nur Verbrechen und Laſter und Gemeinheit verarbeite, und uns das Unheil mit dem jungen Deutſchland gebracht habe. Die jüngern Kouſinen, die noch kürzlich mit größtem Eifer, ich weiß es, einige Bände von ** und von *** geleſen hatten, mußten vor der ſtrengen Sitten- und Geſchmacksrichterei verſtummen. Da nun kein beſtimmter Vorſchlag durchging, indem bald der Oheim, bald die alte Kouſine Einſpruch thaten, bald die Kranke ihr Veto ausſprach, ſo entſchied letztere endlich, ich ſolle nach Gutdenken wählen, und in Gottes Namen zu leſen anfangen, den Namen des Buches und des Autors aber erſt am Schluſſe nennen, damit ſie ohne alles Vorurtheil zuhören könnten. Das mir verliehene Recht wollt' ich nicht umſonſt empfangen haben, ich hatte bald gewählt, und holte das Buch von dem Tiſche, wo ein ganzer Pack Neuigkeiten lag, in denen noch niemand außer mir ſich umgeſehen hatte.

Der Oheim ſah mit Verdruß das kleine, ſchöngedruckte, noch unaufgeſchnittene Buch, und machte einige Bemerkungen, die zu verſtehen gaben, je neuer das Buch ſei, deſto ſchlimmer, denn der ſpätere Autor müſſe ja ſtets den früheren durch Frechheit überbieten, um ſich beim Publikum zu empfehlen. Ich ließ mich das nicht anfechten, ſondern begann zu leſen.

Der Anfang war ganz zahm und ſchicklich; die alte Kouſine meinte, wenn das ſo fortginge, ſo dürfte das Buch doch nicht zu verwerfen ſein. Der Oheim hingegen runzelte die Stirn, und ſagte, die Glätte der Schreibart

ſtelle er nicht in Abrede, auch ſuche der Autor den heutigen bunten Modeſtil durch etwas alterthümliche Färbung zu mildern, aber man ſehe, der Menſch habe ſein Talent noch nicht gehörig ausgebildet; was die Sittlichkeit betreffe, da wolle er ſein Urtheil noch ausſetzen, und erſt hören, was weiter komme.

Leider kam es bald ſchlimm genug! Eine junge Gattin, eben verheirathet, entdeckt ihres Gemalhs Kind und Geliebte, nnd hat nichts eiliger zu thun, als dieſe Geliebte zu ihrer Herzensfreundin zu machen. Dann geräth ſie ſelber in Verführungsſchlingen, und wiewohl ſie ihnen entrinnt, ſo verliert ſie doch dabei den Gatten, der eines elenden Todes ſtirbt, ihr aber zum Glück einen Freund hinterläßt, den ſie im Andenken ihres Gatten liebt und bald auch heirathet.

Der Autor hatte durch einige ſcharfe Sticheleien gegen die Platoniſche Liebe ſchon das Mißfallen der alten Kouſine erweckt, und die „Emancipation des Fleiſches" war in dem Buche nicht mehr zu verläugnen. Als aber gleich darauf ein Inceſt vorgeführt und auf die zarteſte Weiſe in Schutz genommen wird, ferner eine Bigamie ſich enthüllt, und der todtgeglaubte Gatte wiederkommt, die Frau wieder als die ſeinige hält, den aus der Ehe ausgeſchiedenen Freund jedoch darum nicht minder in ſeinem Hauſe aufnehmen will, und das auch alles ganz glücklich von Statten geht, da verſicherte der Oheim, er wolle dergleichen Schändlichkeiten nicht länger anhören, und wirklich nahm er Hut und Stock, und entfernte ſich murrend.

Wir ſetzten das Leſen aus und befürchteten, die Kranke möchte durch den Verdruß des Oheims unange-

nehm aufgeregt worden ſein, allein ſie verneinte das, und bemerkte lächelnd, der Oheim langweile ſich überhaupt beim Leſen, und bei den Büchern, die er empfehle, am meiſten. Sie verlangte ausdrücklich für den nächſten Tag die Fortſetzung unſerer Lektüre.

Der Oheim fand ſich auch am nächſten Tage wieder ein und ſagte, er wolle doch ſehen, wie das Zeug weiter gehe, er ſei auf alles gefaßt für ſich ſelbſt, aber mir überlaſſe er die Verantwortung, ein ſolches Buch, das doch wohl nächſtens durch alle Polizeien verboten werden würde, auch vor den jüngern Damen zu leſen. Die alte Kouſine flüſterte beſchwichtigend, daß für dieſe weniger Gefahr ſei, weil ſie vieles gar nicht verſtünden; ihre eigne Verletzung ſchien ſie mit muthiger Entſchloſſenheit nicht achten zu wollen.

Ich las nun weiter, und ich geſtehe, es gehörte eine ſtarke Stirn und das Bewußtſein eines guten Hinterhaltes dazu, um unerſchüttert alles das durchzuſchreiten, was nun folgte. Die Heldin des Romans geſteht unter anderem, daß es ihr ſauer wird, zwiſchen den beiden Freunden, deren Gattin ſie war oder iſt, ſo hinzuleben und zu vergeſſen, daß doch nur Einer von ihnen die Rechte eines Gatten haben dürfe! Verführung und Fehltritte der Sinnlichkeit werden mit der glimpflichſten Art behandelt, mit der zarteſten Menſchenliebe entſchuldigt, durch Wohlthaten unſchädlich gemacht. Die Weiber ſind immer voran, ihre Liebe zu geſtehen, zu bezeigen, und werden dabei als die edelſten, zarteſten ihres Geſchlechts dargeſtellt! Einige Schilderungen ferner Gegenden und Lebensweiſen waren mir eine wahre Erholung. Die Zuhörer ermangelten auch bei dieſen der Aufmerkſamkeit

nicht, waren indeß offenbar mehr geſpannt auf den Fortgang der eigentlichen Geſchichte.

In dieſer kam es zu meinem Schrecken nun aber gar dahin, daß der erſte Gatte wirklich ſtarb, und die Heldin ohne weiteres gleich wieder mit dem nicht von der Stelle gewichenen zweiten zuſammenging, — dieſer Wechſel war mir ſelber etwas zu toll, und während die jüngern Kouſinen und die Kranke recht darüber lachten, meinte der Oheim ſchon ganz geſiegt zu haben und meine Beſchämung als das Geſtändniß der Niederlage annehmen zu dürfen. „Eine Ehe à quatre, rief er, hatte das Schlegel'ſche Athenäum einſt empfohlen, der ſchändliche Spruch, ehmals ein bloßes Spiel unſaubern Geiſtes, iſt in eurem ſchmutzigen Roman nun auch Fleiſch geworden, eine ganze Rechtfertigungsgeſchichte! Dieſe Ehe à trois iſt, geſtehen Sie es nur, die ekelhafteſte Erfindung einer Frechheit und Maßloſigkeit, wie nur unſere Zeit ſie gebähren konnte, und unſere traurigen Genies, dieſe Jugend, welche die Welt umſchaffen will, und neue Lehre und Sitte aufzuſtellen meint, wenn ſie ſich von allem Guten der Vorfahren, von Religion und Tugend losmacht. Pfui über dieſe Schriftſteller! Ich fände es ganz richtig, wenn man alle dieſe Romane in Bauſch und Bogen verböte, vom Jahr 1830 ab wenigſtens; wenn wir das, was früher erſchienen iſt, behalten, ſo haben wir noch Zeitvertreib genug!"

Nach dieſem Sturme las ich gedämpft und eilig zum Ende, um nur fertig zu werden; auf Erörterung und Gegenrede mocht' ich mich nicht einlaſſen. Der Schluß verſöhnte wieder ein wenig, er hatte ſogar etwas Erbauliches, und die alte Kouſine meinte, es ſei Schade

um den jungen Schriftsteller, denn es stecke gewiß noch Gutes in ihm, und er könne sich bessern!

Ich legte das Buch weg. „Nein, sagt' ich, den bessern Sie nicht mehr, und niemand; der bleibt wie er ist, und wird vielleicht heute zum erstenmale so hart gescholten." Alle sahen mich verwundert an. „Aber wie heißt denn das Buch und der Autor?" fragte die Kranke. Ich reichte ihr das aufgeschlagene Bändchen hin. Sie las: „Leben der schwedischen Gräfin", und auf dem Titelblatt: „C. F. Gellert's sämmtliche Schriften. Neue rechtmäßige Ausgabe. Dritter Theil. Leipzig, 1840."

Friedrich Wilhelm der Vierte. — Goethe. — Aus einem Briefe an die Gräfin von **.

— „Dem neuen Tage, der für Preußen aufgegangen, hat auch der ehrwürdige, nun schon achtzigjährige Kirchenrath Paulus in Heidelberg sein freudiges Begrüßungswort zugerufen, und seine Stimme wird manches Gefühl erwecken, manches Denken anregen. Ein so warmes Herz, ein so frischer Kopf, eine so lebendige Theilnahme für die Angelegenheiten des Vaterlandes, dürfen den Greis vielen Jüngeren zum Vorbild aufstellen. Er ist kein Preuße, aber als Deutscher fühlt er sich keinem deutschen Lande fremd, und was Preußen in Deutschland und für Deutschland ist, das hat er stets erkannt. Er urtheilt über unsre Verhältnisse mit einer Einsicht

und Billigkeit, wie ſie uns im Auslande ſelten, und nicht allzu oft in der Heimath begegnen. Er nennt Friedrich den Großen den ohne Konſtitution konſtitutionellen Selbſtregenten, und geſteht, daß Preußen ſich bei dieſer Regierungsweiſe gut befunden habe, daß die Lage und der Beruf dieſes Staates auch die Fortſetzung einer ſolchen Regierungsweiſe zu fordern ſcheinen. Dieſes Bekenntniß wird um ſo bedeutender, wenn man erwägt, daß Paulus immer ein eifriger Konſtitutionsfreund geweſen, und die Forderung konſtitutioneller Formen auch jetzt noch keinem andern deutſchen Lande erlaſſen will, das in ſeinem kleineren Umfang und abgeſchloſſeneren Berufe keine ſolche Bedingungen und Ausſichten hat, wie allerdings für Preußen Statt finden. Auch iſt es keineswegs ſeine Meinung, unſerem Staate den Anſpruch und die Fähigkeit einer ſolchen Entwickelung zu verneinen, im Gegentheil, er ſieht dieſelbe ſchon vollkommen begründet, und durch den neuen, vom Throne herab erweckten Aufſchwung mächtig gefördert. Allein er glaubt, daß wichtige Bedenken hier ſtärker als anderswo entgegenſtehen, und daß in dieſer großen Angelegenheit hier keine Gefahr im Verzuge, vielleicht eher Gefahr im Eilen ſei. Man dürfte bezweifeln, meint er, ob die Sache, nicht nur des Gemeinwohls überhaupt, ſondern geradezu die konſtitutionelle Sache insbeſondre, ſich in den Händen einer gewählten Volksvertretung, wie ſie jetzt denkbar wäre, ſo gut bewahrt und verwaltet fände, als ſie beides jetzt in den Händen iſt, denen höhere Fügung ſo glücklich und ſicher das Ganze des Staates anvertraut hat. Die Perſönlichkeit des Regenten iſt es hauptſächlich, auf welche Paulus ſein ungewöhnliches Vertrauen ſtützt,

und deren Betrachtung seine sonstigen Bedenken am entschiedensten niederschlägt, seine redlichsten Hoffnungen am stärksten erhebt. Er sagt: „Mehrere der bereits vollzogenen Verordnungen sprechen aus: Der Regent steht hoch über den Partheien. Er will jeden nach dem Maß seiner Kenntnisse und nach der Bürgschaft, die sein sittlicher Karakter giebt, anwendbar machen für das Ganze. Meinungspartheien, philosophische oder sonst litterarische Schulfaktionen, politische oder kirchliche Einseitigkeiten sind nur dann schlimm, wenn ihnen ausschließend, vorherrschend zu werden gestattet wäre."

Der Greis hat den Vortheil, für neue Erscheinungen immer schon Vergleichungspunkte zu haben, auf welche zurückblickend er das Werdende an dem schon Gewesenen deutlich erkennt, für sein Urtheil Sicherheit und Halt gewinnt.

Aus der eignen Lebenserfahrung schöpfen zu können, ist die fruchtbarste Geschichtskunde. Der ehrwürdige Greis, dessen Worte ich eben angeführt, hat kaum seine neue Freude, seine frische Hoffnung ausgesprochen, so weilt sein erfahrungsvoller Sinn nachdenklich über den Schätzen der Erinnerung, denen er die neue Anschauung anzureihen hat. Und wohin senkt sein Blick sich zunächst, wo haftet er? Geschichtliche Größen aller Art bieten sich an, Herrscher- und Heldengestalten winken beifällig; doch ihm ist es nicht um Aehnlichkeit der Stellung und des Glanzes zu thun, er geht auf Wesenheit aus, und das Bild, welches vor ihm aufsteigt, das seinem Blick und seiner Prüfung Stand hält, ist — Goethe's..

Lesen Sie selbst die Schilderung, welche Paulus nun folgen läßt, und die ich Ihnen abschriftlich beilege,

begleiten Sie ſeinen klaren Einblick, ſeine gründliche Erörterung, die für den längſt von der Erde abgerufenen großen Freund, den ſo hoch geprieſenen und doch oft ſo tief verkannten, das ſchönſte und unzweifelhafteſte Zeugniß ſind, und den Zuſammenhang ſeiner Geiſtes- und Gemüthsgaben im reinſten Lichte zeigen! —

Sie mögen verwundert ſein über dieſe Herbeiziehung und Verknüpfung; auch mir war ſie überraſchend, aufregend und nachdenklich. Doch in ihrer Sonderbarkeit gefiel ſie mir, ihre Eigenheit dünkte mich von keiner Willkür begleitet, ihre reichen Beziehungen entwickelten ſich unter dem längern Beſchauen, und das Sonderbare bewährte ſich als Geniales, das Geniale als Richtiges.

Vertrauen Sie einſtweilen meiner Bürgſchaft, und glauben Sie dem hier gegebenen Bilde Goethe's. So war er wirklich: aus Einſicht mild, in ſeiner Güte weiſe, frei von Selbſtſucht, erfüllt von Wohlwollen, doch was Anderen und ihm ſelbſt gebührte und taugte, klar unterſcheidend und wahrnehmend. So hab' ich ſelber ihn erkannt, obgleich nur kurze Friſten ſeiner unmittelbaren Nähe zählend, ſo haben ſeine wahrhaften, edlen Freunde ihn ſtets gewürdigt, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich Auguſt Wolf, Friedrich von Müller, Riemer, Eckermann, ſo Bettina von Arnim, Rahel, ja ich darf aus eigner Kunde hinzuſetzen, auch ſein fürſtlicher Freund, der Großherzog Karl Auguſt, vertraute nicht minder dem Herzen Goethe's als ſeinem Geiſte!

Nun geſtehen Sie aber, daß die Verknüpfung zweier ſolcher Größen, wie Paulus ſie hier zuſammenbringt, mehr als pikant und originell, daß ſie bedeutend und ſchwungvoll iſt, und daß ſie uns zu den ſchönſten Be-

trachtungen erhebt! Selbſt ein weltlich unpoetiſcher Sinn wird zugeben, daß das Apropos ein ſehr anmuthiges und eindringliches iſt, bei Gelegenheit eines in Geiſt, Wohlwollen, Maß und Grazie unbeſtreitbar primirenden deutſchen Königs dieſe ſchönſten herrſcherlichen Eigenſchaften im Bilde des unbeſtreitbar größten Dichtergenius der Nation ſich abſpiegeln zu laſſen! —

Wir aber wollen uns freuen, auch im Ausland anerkannt und geprieſen zu ſehen, was unſre Herzen verheißungsvoll durchdringt und uns unverlierbar angehört!

Neueſte ruſſiſche Litteratur.

1841.

Vielfältig hört man von den Ruſſen ſelber klagen, ihre Litteratur, nachdem ſie kaum den ſchönſten Aufſchwung genommen, den friſcheſten Fortſchritt gezeigt, fange ſchon wieder an zu ſtocken, zu ſinken. Uns in der Ferne will dieſe Klage wenig begründet erſcheinen, ſei es, daß wir billigere Anſprüche machen, oder daß wir die Gegenſtände in größerem Umfange zuſammenfaſſen, als die Ruſſen dies thun mögen; wir finden das Bild ihrer litterariſchen Entwicklung keineswegs getrübt, im Gegentheil höchſt reich und glänzend, und ſich vortheilhaft erweiternd. Allerdings war der frühe Tod Puſchkin's ein unerſetzlicher Verluſt, und kein andrer Genius erſtand, der gleich ihm den harrenden Sinn und das innerſte Herz

der Nation hätte anregen, aus allen Stufen und Fernen in gemeinſame Anſchließung hätte zuſammenrufen können. Aber eine ſolche Erſetzung und Nachfolgerſchaft iſt auch gar nicht zu fordern. Ein Dichter wie Puſchkin iſt eine ſeltne Erſcheinung, ein Meteor, das nicht jeden Tag wie die Sonne wiederkehrt. Die am meiſten begünſtigten Völker zählen ſolche Erſcheinungen als Einzelnheiten, und wo ſich eine Mehrheit derſelben zuſammendrängt, da iſt es mehr in der Form der Genoſſenſchaft, als der Aufeinanderfolge. Wie ſteht Deutſchland verwaiſt nach Goethe's Tod, wie England nach Byron's? Hat irgend ein gleicher Geiſt den einen oder den andern erſetzt? Dennoch dürfen wir nicht ſagen, daß die deutſche, daß die engliſche Poeſie ſeitdem geſunken ſei. Leben doch dieſe Männer noch in friſcheſter Wirkſamkeit fort, und in der heutigen Poeſie Deutſchlands wiegt der Antheil Goethe's noch eben ſo vollgültig, als vor zwanzig, dreißig Jahren; die Gaben dauern fort, und ſogar noch als neue, denn je reicher an urſprünglicher Jugend, deſto ſchwerer altern ſie, wiewohl wir zugeſtehen, daß auch in dieſen Gebilden ein Zeitpunkt des Alterns eintreten kann, wo die Poeſie einer früheren Zeit dem ſpäteren Geſchlechte nicht mehr genügt für das Erforderniß des neuſten Tages. Nur darf hier, wo von Genien erſten Ranges die Rede iſt, nicht mit kleinen Zeitabſchnitten gerechnet werden. Solche Männer hat die Nation länger, als ſie leiblich leben, und die Nation hat ſie noch, ſchon aus dem Grunde, weil ſie ſie gehabt hat, und ſie benennt ein Jahrhundert mit dem Namen eines ſolchen.

Wir läugnen daher, daß Puſchkin, deſſen Werke durch die großmüthige Freigebigkeit des Kaiſers zum erſtenmal

vollständig nur eben erſt erſchienen ſind, nicht mehr dem heutigen Tage angehöre, daß für ihn ſchon ein Erſatz nöthig ſei, und wenn man unter Neuem und Neueſtem in der Poeſie nicht gerade, wie bei Artikeln der Mode, das in dieſem Frühjahr, in dieſer Meſſe Erſchienene verſtehen will, ſo kann der Ruſſe, auf die Frage nach ſeinem Antheil an dem Dichterlorbeer der Gegenwart, noch immer mit freudigem Stolze zuerſt den Namen Puſchkin nennen, als den Reihenführer vieler andern.

Und dieſe andern Namen, wie ehrenvoll, zahlreich und würdig ſchließen ſie an jenen ſich an! Ein Theil derſelben braucht ihm kaum den Vorrang zu laſſen, ſchreitet in der eignen Linie ſo rühmlich vor, als er in der ſeinen gethan; ein andrer Theil verheißt in ſeinem Anlaufe zu den Höhen zu gelangen, welche jener bei längerem Leben erreicht haben würde.

Hier iſt denn zunächſt Shukoffskii zu nennen, der, ſehr verſchieden von Puſchkin, doch ihm herzlich befreundet, für die Nation in wahrhaft unſchätzbarem Werthe ſteht. Er iſt nicht bloß der liebenswürdige, zartfühlende Sänger, der allen Wohlklang der herrlichen Sprache beherrſcht, er iſt auch der Dichter des Vaterlandes und der Helden deſſelben, in ſeiner reinen Begeiſterung für den Zaren und deſſen erlauchtes Haus ein wahrer und edler Ausdruck nationaler Geſinnungen. Von ihm wird an einem andern Orte ausführlicher zu reden ſein.

Wer dürfte hier des ruſſiſchen Fabeldichters Krüloff vergeſſen, der in ſinnreicher Erfindung und glücklichem Ausdruck keinem ſeiner geprieſenſten Vorgänger weicht, auch dem franzöſiſchen Lafontaine nicht, den ſeine geiſtreichen Landsleute nun ſchon faſt zwei Jahrhunderte als

eines ihrer höchſten litterariſchen Kleinode mit Recht verehren! Krüloff iſt für die Ruſſen ein ächter Volkslehrer; in der Bildung der Nationen wie des Einzelmenſchen iſt eine Stufe, wo die Vermittlung zwiſchen Stärke und Schwäche, zwiſchen Kindlichkeit und Weltſinn, welche Vermittlung ſonſt der geſammten Poeſie obliegt, vorzugsweiſe durch die Fabel vertreten wird. Da die Ruſſen noch der Mehrheit nach auf dieſer Stufe weilen, ſo erklärt ſich genugſam die Verbreitung und Werthhaltung, die ihr ſo einzigbegabter Fabeldichter allgemein erlebt. Vergeſſen wir Deutſche hiebei nicht, daß kaum achtzig Jahre rückwärts die Fabel auch unſre glänzendſte und wirkſamſte Dichtung war. —

Wenn Gogol, der geniale, tief eigenthümliche, auf Natur und Geſchichte des engeren Heimathkreiſes gegründete, nach keinem Vorbilde zu bemeſſende, von keinem Nachfolger zu verdunkelnde Gogol ſeit mehreren Jahren feiert, ſo lebt er doch, und wir wiſſen, daß er nicht ohne dichteriſches Schaffen lebt; ſeine unter italiäniſchem Himmel reifenden Erzeugniſſe werden dem Vaterlande nicht verloren gehen. Die Einfachheit und Treue der Schilderungen Gogol's hat einen großartigen Reiz, für den wir kaum den richtigen Ausdruck zu finden wiſſen. Hier iſt heroiſches und idylliſches Leben, wilde Naturkraft und ſchmuckreiche Eleganz wie im Stoffe ſo in der Darſtellung, und oft begegnet uns ein breiter, milder Humor, der wohl an manche Gebilde Jean Paul Richter's erinnern kann.

Bei drei ſolchen Lebenden, wie die hier eben vorgeführten, darf die ruſſiſche Litteratur ſtolz das Haupt erheben. Aber wie viel andre Größen zählt ſie noch, in

welchen ihr Gedeihen und Fortschreiten gesichert ist! Der Fürst Odojeffskii ist ein edler Schriftsteller, den jede Nation sich zur hohen Zierde rechnen dürfte. Er verbindet mit schwungvoller Phantasie die reichsten Kenntnisse, und sein fruchtbares, auch bei krankhaften Stoffen immer gesundes Darstellungstalent ist recht eigentlich im Dienste der höheren Gesittung, des wohlwollenden, für das Gute bemühten Menschensinnes. Diese Blüthe wahrer Bildung, die Freundlichkeit und Milde des Herzens und die Wärme und Beeiferung für alles Gute und Schöne, zeichnet auch die eleganten, anmuthigen Poesieen des Fürsten Wäsemskii aus, die sich eines ausgebreiteten und lebhaften Antheils besonders in den höheren Gesellschaftskreisen erfreuen, wiewohl er selbst, in bescheidener Lässigkeit, noch immer säumt, eine Sammlung derselben herauszugeben.

Ein Dichter ersten Ranges, Jasükoff, der längere Zeit geschwiegen hatte, ist seit kurzem unter südlichem, der Genesung wegen aufgesuchten Himmel wieder laut geworden, und das Vaterland lauscht auf's neue seinen lyrischen, oft seltsamen, doch stets harmonischen, ergreifenden Gesängen.

Von ausgezeichneten Dichtertalenten haben wir noch den aus dem Volke hervorgegangenen originalen Kolzoff, ferner Krassoff, Jakubowitsch, und endlich, aus der vornehmsten Klasse, die schönbegabte Gräfin Rastoptschin zu nennen. Durch Sammlung russischer Volkslieder, die in unermeßlichem Reichthum vorhanden sind, hat sich Kirejeffskii ein großes, vaterländisches Verdienst erworben. Man sieht mit Verlangen der Herausgabe seines mit vieljähriger Sorgfalt und persönlicher Aufopferung zusammengebrachten Schatzes entgegen.

Als die glänzendſte und verheißungsvollſte unter den neuen Erſcheinungen ruſſiſcher Poeſie iſt ohne Zweifel Lermontoff zu nennen, ein junger Dichter, auf dem die höchſte Weihe ruht. Sowohl in Proſa — wir erinnern an die Novelle „Bela" — als in Verſen hat er Unvergleichliches geleiſtet. Seine in einen kleinen Band geſammelten Gedichte ſind voriges Jahr erſchienen, und zeigen auf jeder Seite den ächten Dichter. Dem Vaterländiſchen und Alterthümlichen zugewendet, iſt er darum der hohen allgemeinen Bildung des Tages nicht fremd, und in ſeinen Gedichten findet ſich das Mark der früheren Zeit wie die Feinheit und Meiſterſchaft der heutigen. Unter den wenigen aus Byron, Zedlitz und Goethe überſetzten Stücken haben uns beſonders acht kurze Zeilen, welche des Letztern „Ueber allen Gipfeln iſt Ruh" wiedergeben, wunderbar angeſprochen; aller Zauber der ſo weichen als kraftvollen ruſſiſchen Sprache wird darin offenbar. Auf Lermontoff ſind mit Recht die erwartungsvollſten Blicke gerichtet. Sein Buch der Lieder iſt die erfreulichſte Gabe. Eine von ihm kürzlich herausgegebene Sammlung erzählender Dichtungen in Proſa haben wir noch nicht zu ſehen bekommen.

Von einem andern Schriftſteller, Laſhetſchnikoff, kennen wir einen Roman „Baſurman", der durch Haltung, Geſchmack und Sinn mit den beſten Erzeugniſſen, wie ſie Frankreich oder England von dieſer Art bietet, wohl zuſammenſtehen darf. Zwei andre Romane von ihm ſollen noch höheren Werthes ſein.

An Novellen beſitzen die Ruſſen einen großen Reichthum, der ſich täglich mehrt, und wenn darunter auch manches auf Nachahmung beruht, ſo iſt doch vieles ur-

ſprünglich und national. Außer den ſchon erwähnten Erzählungen von Odojeffskii und Gogol haben wir die Novellen von Weltmann, Pawloff, Melgunoff, vom Grafen Sologub, hier auszuzeichnen.

Schilderungen aus Welt und Leben ſind in der Litteratur von jeher bedeutend geweſen. Die ruſſiſche ſteht darin nicht zurück. Die geiſtvollen, von mannigfachſten Kenntniſſen zeugenden und im edelſten Sinne abgefaßten Reiſeberichte von Alexander Turgenieff, die trefflichen Bruchſtücke aus größeren Reiſewerken von Schewüreff, Melgunoff und Andern, laſſen uns dem ruſſiſchen Beobachtungs- und Forſchungsgeiſt alle Achtung und Ehre zollen.

Nicht weniger günſtig müſſen wir den Stand der Kritik, des litterariſchen Urtheils, in Rußland bezeichnen. Wir ſprechen natürlich nur von der hohen, kenntnißvollen und einſichtigen Kritik, wie ſie von dem edlen und ſelbſtſtändigen Theile der ruſſiſchen Schriftſteller, von Belinskii, Neweroff, Katkoff, von den in geſundem und aufrichtigem Sinne redigirten Zeitſchriften ausgeübt wird. Wir nennen von dieſen letztern zwei uns näher bekannte, die „Vaterländiſchen Denkwürdigkeiten", welche in St. Petersburg von Krajewskii redigirt werden, und den „Moskauer", den in Moskau Pogodin herausgiebt. Beide Zeitſchriften gereichen der Litteratur zu Vortheil und Ehre, und ſind mächtige Schwingen der Fortbildung.

Aus dieſen Andeutungen ergiebt ſich zur Genüge, daß die in Rußland entzündete litterariſche Entwicklung keineswegs im Abnehmen iſt, noch weniger zu erlöſchen droht, ſondern weithinaus reiche Nahrung hat und neue erwarten darf. Wobei wir den Leſer bitten, nicht den Umſtand zu überſehen, daß wir, bei der Seltenheit ruſ-

ſiſcher Bücher in Deutſchland, nur von dem Wenigen ſprechen können, was Gunſt und Zufall uns gerade zugeführt; daher auch die hier erwähnten Namen nicht als eine Aufzählung der anerkannt verdienten und in Rußland berühmten gelten können, ſondern nur als uns näher bekannt gewordene Beiſpiele einer großen Entwickelung, die in ſich noch viele eben ſo preiswürdige, ja vielleicht größere Trefflichkeiten ſchon gereift hat oder noch im Keime hegt; wir haben nur zur Ehre der Genannten, nicht aber zur Unehre der Nichtgenannten ſprechen können. —

Für unſre Landsleute fügen wir noch die Warnung hinzu, unſre Angaben und Urtheile nicht voreilig und leicht an Ueberſetzungen ruſſiſcher Werke prüfen zu wollen. Wir haben in dieſer Kunſt Großes geleiſtet, die Griechen haben uns Rede geſtanden wie keiner andern Nation, die Italiäner und Spanier desgleichen, die Engländer ebenſo, doch ſchon minder die Römer, die Franzoſen; mit den Ruſſen aber ſcheint es am ſchwerſten. Nach dieſer Seite bedarf unſre Sprache neuer Anſtrengung; ſie faßt gar wohl den Sinn, aber gar nicht leicht die eigenthümliche Geſtalt und Anordnung des ruſſiſchen Ausdrucks, und wo Poeſie zu übertragen iſt, kommt es doch vor allem auf dieſen an. Möge man ſich der mancherlei löblichen Verſuche in dieſer Art ferner bedienen, um eine ungefähre Vorſtellung zu erlangen, aber man glaube nicht ein ſprechendes Bild darin zu haben! —

Die Litteratur in Rußland iſt auf gutem Wege, und wir hoffen ſie auf ſolchem beharren zu ſehen. Sie erwächſt auf volksthümlichem Grunde, ſie hält ehrfurchts- und liebevoll an der Vergangenheit feſt, und iſt dennoch

voll Kraft und Eifer der Zukunft zugewendet. Die ausschließliche Bewunderung und Nachahmung fremder Muster, woran fast jede Litteratur einmal gekrankt hat, ist in Rußland überwunden, und der Standpunkt ist erreicht, wo man gegen die Erscheinungen des Auslandes ruhige Gerechtigkeit üben kann. Zwischen der starren Pedanterie der Engländer und der krampfhaften Ausgelassenheit der Franzosen suchen die russischen Schriftsteller eine Bahn näher uns Deutschen zu verfolgen, die wohl dem Außerordentlichen nachstrebt, ja das Abentheuerliche nicht verschmäht, aber auch den Ernst tiefer Gedanken, den Grund ächten Gefühls verlangt. Die Russen werden es als einen Segen empfinden, daß ihre schöne Litteratur gleichzeitig mit der Pflege aller Wissenschaften fortschreitet, welche einen nicht mindern Aufschwung genommen haben, als jene; die Philosophie nicht ausgeschlossen, für welche sich unter den Slawen eine entschiedene Anlage und ein erfolgreicher Eifer zeigt. In Sprach- und Geschichtsforschung ist ihnen ein eigenthümliches, unermeßliches Feld angewiesen, das zu bearbeiten sie schon einen guten Anfang gemacht. Die Poesie, von solchen ernsten und würdigen Bestrebungen umgeben, wird nicht nur Nahrung aus allen ziehen, sondern auch alle mit ihrer Wärme und Begeisterung begleiten. Wir dürfen aus solchen glücklichen Verknüpfungen große und außerordentliche Erscheinungen erwarten, für deren Hervortreten aber nicht das laufende Jahr noch das folgende, noch selbst das nächste Jahrzehnt ungeduldig anzuberaumen, sondern ein freierer Spielraum selbstwilliger Entwicklung im Wechsel von Generationen ruhig zu verstatten ist.

Kant's Leben, von Schubert. Leipzig, 1842. Aus einem Briefe an ** in **.

Berlin, den 6. Mai 1842.

Sie ſollen alsbald meine Freude theilen, ich ſende Ihnen ſogleich das eben erſchienene Buch, dem Ihre Neigung im voraus gewonnen iſt, und das Ihnen, wie es mir gethan, hohe Befriedigung gewähren wird. Lange hatte ich auf dieſe Biographie Kant's geharrt, öfters ungeduldig nach ihr gefragt; nun erſcheint ſie recht in gelegener Zeit, auch mir perſönlich als wohlzeitiges Geſchenk, eine erfriſchende Hellung in trüben umwölkten Tagen, ich habe mich an ihr getröſtet, geſtärkt. Sie hat eine Art Verwandtſchaft mit meiner jetzigen Stimmung; denn auch der theure Mann, den ich betraure, war aus Königsberg, und hat in früher Jugend oft noch Kant geſehen, von ihm zeitlebens den tiefſten Eindruck bewahrt. —

Schubert hat eine würdige, ſorgſame, gewiſſenhafte Arbeit geliefert, die auch in Styl und Ton ſich dem edlen Gegenſtande möglichſt nahe hält. Der nun geſchloſſenen Ausgabe von Kant's ſämmtlichen Werken iſt in den Beiträgen ihrer Herausgeber eine Ausſtattung geworden, wie ſie einem ſolchen Unternehmen wohl ſelten zu Theil werden kann. Die Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie von Roſenkranz und das Leben Kant's von Schubert ſind ſelbſtſtändige Arbeiten von Umfang und Bedeutung, und ganz geeignet, in die bewegte Gegenwart günſtig einzuwirken, wenn auch die Wirkung ihrer

Natur nach fürerſt nur eine ſtille ſein wird. Das freudige Behagen, mit welchem Goethe die dreißig Bände von Leſſing's Schriften vor ſich hinſtellte und überſchaute, empfind' ich in erhöhtem Grade beim Anblicke dieſer zwölf, auf die jeder Deutſche mit Stolz und Freude blicken darf, und denen auch das Ausland ſeinen Zoll der Ehrerbietung nicht verſagt.

In raſchem Zuge hab' ich das Leben Kant's von Anfang bis zu Ende durchgeleſen. Welch ein Schatz edler und theurer Gebilde legt ſich uns hier dar! Sie finden hier den Kern und die Blüthe deutſchen Lebens, nicht nur in der genialen, liebenswürdigen Perſon des Helden ſelbſt, ſondern auch in den eigenthümlichen Umgebungen, den nahverbundenen oder aus der Fremde herzutretenden Perſönlichkeiten, ja in der Oertlichkeit ſelbſt, um welche die mannigfachſten geiſtigen Beziehungen ſich zuſammenſchlingen. Wiſſenſchaftliche, litterariſche, politiſche und bürgerlich-gewerbliche Verhältniſſe ſpielen hier lebendig durcheinander, und das Leben Kant's iſt nicht aufzufaſſen, ohne einen großen Theil des Lebens der Provinz, des Staates, ja der allgemeinen Weltverhältniſſe mitzunehmen. Auf die helle Zeit Fiedrichs des Großen ſehen wir die Trübungen der Religionsediktsleute, die Stürme der franzöſiſchen Revolution folgen, dann das neue milde Licht gemäßigter Sinnesart. Wie groß und ſchön ſteht Kant in der Mitte von allem dieſen! Zwar meidet er wohl den Kampf und giebt öfters ſcheu nach; allein auch hierin zeigt er ſich von einer Seite, die weſentlich zu ihm gehört, und mit ſeiner wahren Beſcheidenheit und wunderbaren Pflichttreue zuſammenhängt. Viel ſittlich und politiſch Lehrreiches liegt in dieſem vaterländiſchen Stoffe, viel zu

Nutz und Frommen der Gegenwart Anwendbares. Ist es nicht ein Trost, zu sehen, wie die drückende Hoffahrt der mit der Tagesmacht Bekleideten ohnmächtig dahinschwindet mit dem Tage, die verfolgten Wahrheitskämpfer aber aus dem kurzen Drucke sich zu dauerndem Ruhm erheben? Wohl dem, der sich in dem Bilde des edlen Zedlitz darf zu spiegeln wagen, wem aber die Wöllner und Consorten als Gleichgesinnte zuwinken, der wisse, daß sie ihm auch die Genossenschaft ihrer geschmähten Namen verheißen! —

Das Leben von Königsberg während der Blüthezeit der neuern deutschen Entwickelung hat uns neulich Alexander Jung in einer geistvollen Uebersicht gedrängt vorgelegt. Dieses reiche Bild auszuführen, wäre eine schöne Aufgabe für Jung selbst, oder für Rosenkranz, oder auch, wenn die Nächsten dies versagen, für einen Fernerstehenden, wenn ihm nur Scharfblick, Wärme und Feinheit inwohnen, um richtig zu erfassen und gerecht darzustellen. Die Schrift von Prutz über den Göttinger Dichterbund ist ein treffliches Beispiel dessen, was zu leisten wäre; nur ist das Königsberger Thema unendlich reicher und nachhaltiger. Kant strahlt darin als ein Stern erster Größe, aber das Sternbild hat noch viele Sterne von hellstem und eigenthümlichstem Licht. Und auch für Kant wäre, selbst nach Schubert's Zeichnung, noch mancherlei Dankenswerthes zu thun; denn Schubert hält sich, dem Zwecke gemäß, in strengen Gränzen, und reiht nur das eigentlich Historische zusammen, das bloß Merkwürdige, Anekdotische, läßt er zurück.

Wie viel aber in dem letztern noch Bezeichnendes

und Wichtiges zu finden ist, mögen Sie aus einigen Zügen ersehen, die mir durch besondern Zufall eben in diesen Tagen, wo ich Kant's Biographie gelesen, wieder vor Augen kommen. Ich habe sie aus der Erzählung Stägemann's vor fünfundzwanzig Jahren aufgeschrieben und theile sie Ihnen hier ohne weiteren Zusatz mit.

„Laharpe war von der Kaiserin Katharina nach St. Petersburg berufen, um die Erziehung des jungen Großfürsten zu leiten, und wollte nicht durch Königsberg gereist sein, ohne den berühmten Kant gesehen zu haben. Bei einer großen Mittagstafel fand er sich mit diesem zusammen und richtete an ihn verschiedene Fragen, die derselbe mit Geist und Artigkeit bereitwillig beantwortete. Endlich fragte Jener ihn auch, was er denn vom andern Leben halte? Kant haßte alle solche sogenannte Magisterfragen, besonders bei Tische, runzelte daher nur die Stirn und schwieg. Da jedoch Jener die Frage nochmals wiederholte, so wollte Kant die Unhöflichkeit nicht weiter treiben und erwiederte, zwar ablehnend, aber doch mild: „„Einen Staat dürfe man nun eben nicht darauf machen!““ Ein nicht nur artiger, sondern nach seinem Sinn auch ganz gründlicher Bescheid, denn er spricht Kant's wahre Denkungsart aus.“

„Ueber Jean Paul Richter's Abhandlung von der Unsterblichkeit der Seele sagte Kant zu Stägemann: „„Wenn man es zum ersten Male liest, so sagt man, der Mann scheint sehr toll, hat man es aber zum zweiten Male gelesen, so muß man sagen, der Mann besitzt großen Verstand.““ Es war übrigens selten, daß Kant von dergleichen Erzeugnissen schöner Litteratur einige

Kenntniß nahm. Ein Urtheil über Goethe z. B. dürfte ſich ſchwerlich von ihm vorfinden."

„Herder war nie ganz der Mann nach dem Sinne Kant's. Lange vorher, ehe die Metakritik erſchien, ſagte Kant von ihm, es fehle ihm an innerer Wahrheit. Herder hatte einmal philoſophiſche Unterſuchungen niedergeſchrieben, welche Kant nicht billigen konnte, worauf jener ſich eifrig erbot, alles umzuſetzen, Kant möchte ihm nur ſeine Anſicht mittheilen, dann wolle er den eignen Vortrag auf's beſte mit ihr in Uebereinſtimmung bringen, welches Kant indeſſen unwillig verwarf, als eines Philoſophen bei einer ernſten, wichtigen Materie ganz unwürdig."

„Als die Stiftung der franzöſiſchen Republik durch die Zeitungen verkündet wurde, ſagte Kant, der allen Erſcheinungen der franzöſiſchen Revolution warmen Antheil gewidmet hatte, mit Thränen in den Augen zu mehreren Freunden, unter denen auch Stägemann war: „„Jetzt kann ich ſagen, wie Simeon: Herr, laſſe Deinen Diener in Frieden fahren, nachdem ich dieſen Tag des Heils geſehen!"" Ihm waren in die franzöſiſche Revolution alle wichtige Anliegen der Menſchheit verflochten, und er glaubte dieſe, in den Gräueln der Anarchie faſt verlorenen, durch den Uebergang in geordnete Regierung wieder gerettet."

„Kant's Voreltern waren aus Schottland nach Königsberg gekommen. Im Theatrum Europaeum wird ein ſchottiſcher Prediger Cant angeführt, der während der Religionsunruhen in Schottland hingerichtet worden. Den Engländern, ihrer rauhen Sitte, ihrer beengten Anſicht, blieb Kant immer etwas abhold. Dagegen gefiel ihm

die Lebhaftigkeit und Feinheit der Franzoſen, und auch dann noch, als dieſe von ſeinem Sinn am meiſten abgewichen waren, hoffte er, daß ſie auf beſſere Wege zurücklenken, und daß ihre Unthaten und Drangſale gute Früchte für die Menſchheit tragen würden." —

Stägemann ſelber dürfte in der Königsberger Gallerie am wenigſten fehlen; ſein dichteriſches Liebeleben, ſeine Epiſteln an Freunde, ſeine Sonette an Eliſabeth, ſo wie ſeine ſpäteren Kriegsgeſänge, gehören entſchieden jenem Ort und jenen Zeiten an, durch welche ſie mit erfriſchenden Wogen hinſtrömen. Auch ein anderer Mann, deſſen Namen kaum noch irgend erwähnt wird, der aber in ſeiner Zeit eine bedeutende Größe war, müßte ſo viel als möglich an's Licht gezogen werden, der Präſident Morgenbeſſer! Stägemann pries ihn als ein unerreichbares Vorbild rieſenhafter Geſchäftsthätigkeit, und zugleich als einen ſo friſchen, unermüdeten Denker, daß, wer ihn in den Augenblicken ſeiner ſeltenen Muße ſprach, gar wohl glauben konnte, der Mann habe ſtets mit heiterer Bequemlichkeit nur ſeinen Gedanken nachgehangen! Er war ein Vorläufer des Saint-Simonismus, deſſen kühnſte Grundſätze er lange vorher ausgeſprochen hatte. Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, kam als däniſcher Geſandter am ruſſiſchen Hofe durch Königsberg und aß mit Stägemann, Morgenbeſſer, Kraus und Andern zu Mittag, da denn natürlich das Geſpräch auch auf die Franzoſen fiel. Was noch aus ihrem Treiben werden würde? fragte Stolberg mit Heftigkeit. „Nicht viel", erwiederte Morgenbeſſer, „denn da ſie nicht gewagt, weiter zu gehen, ſondern auf halbem Wege ſtehen geblieben, ſo haben ſie ihre Sache ſchon ſelber aufgege-

ben." — Nun, wahrhaftig, ſagte Stolberg, das möchte ich doch wiſſen, worin ſie noch hätten können weitergehen! Ich dächte, ſie wären in allem bis an die äußerſte Gränze gegangen! — Morgenbeſſer verſetzte ruhig lächelnd: „Ich will ſtatt vieler andern nur Eine wichtige Sache nennen: das Erbrecht! Dies abzuſchaffen haben die Franzoſen doch nicht den Muth gehabt." Stolberg erſchrak und war froh, aus der Geſellſchaft bald loszukommen. Noch ſpäterhin erzählte er dem Miniſter vom Stein mit Entſetzen, was er in Königsberg habe hören müſſen, und Stein pflegte in der Folge Stägemann öfters zu necken, als habe er jene Worte geſagt, worauf er denn doch bald hinzuſetzte: Nun, geſagt wohl nicht, aber doch angehört! Morgenbeſſer hat auch einen „Entwurf zum republikaniſchen Geſetzbuch" geſchrieben, der in Königsberg unbedenklich gedruckt worden, jetzt aber im Buchhandel nicht mehr zu haben iſt. Dieſer wunderliche Mann, in welchem die ausſchweifendſten Gedankenflüge und die kühnſten Neuerungen ſich als gewöhnliche, ganz von ſelbſt einleuchtende und unwiderſprechliche Wahrheiten feſtgeſetzt hatten, die er mit einer faſt gleichgültigen Gemüthsruhe vortrug, war aber nicht nur der ſtaunenswürdigſte Arbeiter, ſondern auch der pflichttreueſte Unterthan und Beamte, perſönlich dem Königshauſe anhänglichſt ergeben, in Wandel und Sitten untadelhaft. —

Sie ſehen, aus welchen — ich will nicht ſagen widerſtreitenden, aber doch auseinanderliegenden Elementen nicht nur die Geſellſchaft, ſondern auch der Einzelmenſch beſtehen kann, ohne gerade der Zwietracht anheimzufallen; im Gegentheil, jemehr Mannigfaltiges in der Ge-

ſellſchaft und im Einzelmenſchen zur Verträglichkeit gebracht iſt, oder auch nur zum Nebeneinanderſtehen, deſto größer iſt der Reichthum und die Stärke! In Königsberg lebten neben den Freidenkern auch pietiſtiſche Myſtiker, und oft waren die einander Gegenüberſtehenden perſönlich befreundeter als die auf derſelben Seite Zuſammengereihten. Von dieſer wechſelſeitigen Duldung und Schätzung ſcheint man heutiges Tages wenig mehr wiſſen zu wollen. Sie iſt gleichwohl eine der wichtigſten Grundlagen aller Bildung, auch der politiſchen, zu welcher jetzt die Deutſchen allſeitig ſo großen Aufſchwung zu nehmen getrieben werden.

Unendlich Vieles iſt uns zu lernen aus ſolchen Büchern, die, gleich dieſem, uns in das Innere unſeres heimiſchen Lebens klar zurückſchauen laſſen. Das iſt der Vortheil bei geſchichtlichen Betrachtungen, daß die Vorangegangenen für uns mitgelebt haben, daß wir jeden Augenblick unſerer Tagesnothdurft aus dem von ihnen angelegten Erfahrungskapital zu Hülfe kommen, ja manchen Andrang ganz und gar mit ihren Waffen abwehren können! Es iſt nicht nur unfromm, es iſt auch unklug, wenn ein neues Geſchlecht wähnt, von den früheren Geſchlechtsfolgen abgelöſt gleichſam auf eigene Hand und Rechnung weiterzugehen; der Schaden bleibt nicht aus, und wir haben ihn vielfach vor Augen! —

Freuen wir uns daher des Wiederauflebens unſerer Heroen, des erneuerten Ruhmes unſerer großen Namen, der vervielfältigten Denkmale in Erz, der wiederholten Ehrengedächtniſſe und Herausgaben von Geſammtſchriften, — ſie gehören mit zu den Befeſtigungen, die wir unſerem deutſchen Vaterlande jetzt nach langer Vernach-

läſſigung endlich bereiten ſehen, und haben vor ihnen den Vorzug, daß ſie die Sache der freien Wahrheit auch gegen die innern Feinde ſchützen helfen! —

Und ſomit ſei Ihnen das beifolgende Buch, wie die ſchöne Reihe von Bänden, zu denen es gehört, beſtens zu freudigem Genuß empfohlen. —

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Buchbinderei
Theo Storfinger
8260 Altmühldorf

Digitized by Google

Digitized by Google